

BRAUNSCHWEIGISCHES JAHRBUCH  
FÜR  
LANDESGESCHICHTE

Gedruckt mit Förderung  
der Stiftung Braunschweigischer Kulturbesitz





BRAUNSCHWEIGISCHES JAHRBUCH  
FÜR  
LANDESGESCHICHTE

IM AUFTRAGE DES  
BRAUNSCHWEIGISCHEN GESCHICHTSVEREINS

HERAUSGEGEBEN VON  
BRAGE BEI DER WIEDEN

Der ganzen Reihe  
Band 91

2010

---

SELBSTVERLAG DES BRAUNSCHWEIGISCHEN GESCHICHTSVEREINS

Das Braunschweigische Jahrbuch für Landesgeschichte erscheint in der Regel jährlich.

Die Zusendung von Manuskripten erbitten wir an die Schriftleitung in:

38302 Wolfenbüttel, Forstweg 2, Telefon (0 53 31) 93 52 45

[heike.kurde@nla.niedersachsen.de](mailto:heike.kurde@nla.niedersachsen.de)

Anmeldungen zur Mitgliedschaft im Verein, die zum freien Bezug der Zeitschrift berechtigt,  
werden an die gleiche Anschrift erbeten.

Über das Programm und die Aktivitäten informiert auch

[www.braunschweigischer-geschichtsverein.de](http://www.braunschweigischer-geschichtsverein.de)

Der Mitgliedsbeitrag beträgt 21,00 €, für Jugendliche in der Ausbildung 10,00 €.

Bankkonten: NORD/LB, Kontonr. 144 592, BLZ 250 500 00

Postbank Hannover, Kontonr. 95 047 306, BLZ 250 100 30

Schriftleitung:

Dr. Brage Bei der Wieden

Bibliographie:

Ewa Schmid M. A.

Rezensionen und Anzeigen:

Dr. Silke Wagener-Fimpel

Dr. Martin Fimpel

Vertrieb:

Buchhandlung Graff

Sack 15

38100 Braunschweig

E-Mail: [infos@graff.de](mailto:infos@graff.de)

ISSN 1437-2959

Druck und Verarbeitung: poppdruck, 30851 Langenhagen

## Vorstandsmitglieder des Braunschweigischen Geschichtsvereins

1. Vorsitzender	Dr. Brage Bei der Wieden
2. Vorsitzender	Ulrich Hagebölling
Schatzmeister	Dipl.-Kfm. Sascha Köckeritz
Geschäftsführer	Johannes Angel
Ehrenmitglieder	Dr. Günter Scheel
	Dr. Horst-Rüdiger Jarck
	Dr. Manfred Garzmann
Beirat	Dr. Annette Boldt-Stülzebach
	Dr. Hans-Henning Grote
	Dr. Walter Hagen
	Dr. Christian Lippelt
	Prof. Dr. Jochen Luckhardt
	Dr. Henning Steinführer
Ehrenbeirat	Prof. Dr. Harmen Thies
	Dr. Manfred Garzmann
	Dr. Dieter Lent
	Prof. Dr. Wolfgang Milde
	Prof. Dr. Gerhard Schildt
	Dr. Gerd Spies
	Dr. Mechthild Wiswe



# INHALT

## Aufsätze

Zur vor- und frühstädtischen Zeit von Braunschweig – aus gemeinsamer Sicht von Archäologie und Historischer Siedlungsgeographie von Michael Geschwinde und Wolfgang Meibeyer .....	13
Die Siegel des Stipendiaten, Kanonisten und Dignitärs Johannes Zemeke († 1245) von Barbara Klössel-Luckhardt .....	43
Geheime Schriften im Staatsarchiv: Kryptografie oder die Kunst, Geheimes zu verbergen und zu entschlüsseln von Gerhard F. Strasser .....	85
Die Korrespondenz zwischen Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem und Friedrich Heinrich von Seckendorff, Teil I von Björn Schmalz .....	111
Lessings Wolfenbüttel – Wirtschaftlicher Stillstand und Neubeginn. Zur politischen und wirtschaftlichen Situation Wolfenbüttels nach dem Wegzug des Hofes nach Braunschweig 1753 von Mechthild Wahl .....	131
Die Hinrichtung eines Kirchendiebes – Bemerkungen zur Wolfenbütteler Justizgeschichte in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts von Silke Wagener-Fimpel .....	155
Der Fall Hugo Weitz. Ein Beitrag zur Geschichte des Sondergerichts Braunschweig von Matthias Krüger .....	181
„Ich habe dem Lande großen Nutzen gebracht“: Betrachtungen zu dieser Äußerung Hitlers vom Januar 1945 über seine Arbeit als braunschweigischer Regierungsrat 1932 von Dieter Lent .....	217
Der Custodian: Dr. Wolfgang Bode und die Ilseder Hütte von Arnim Plett .....	229

### Kleinere Beiträge

Der Herzog und die Magd: Vertrauliche Briefe des Herzogs Friedrich Ulrich zu Braunschweig-Lüneburg an seinen Kammerpagen Adam von der Tann von Brage Bei der Wieden .....	247
Eine Vogelschaudarstellung der Stadt Braunschweig von 1683 von Hans-Martin Arnoldt .....	255
„Schreib mir's auf! Diktier es diesem Kinde!“ Grenzen als Erfahrungs- und Kommunikationsräume. Zu einem Forschungsprojekt für das Braunschweiger Land von Matthias Steinbach und Michael Ploenus .....	265

### Bibliographie

Bibliographie zur Braunschweigischen Landesgeschichte 2009 – mit Nachträgen von Ewa Schmid .....	281
--	-----

### Rezensionen und Anzeigen

Peter Albrecht u. Henning Steinführer (Hrsg.), Die Türme von Sankt Andreas zu Braunschweig (N.-M. Pingel) .....	328
Elmar Arnold, Die Braunschweiger Kemenate. Steinwerke des 12. bis 14. Jahrhunderts in Braunschweig. Mit einem Beitrag zu den archäologischen Befunden von Götz Alper (W. Meibeyer) .....	323
Christian Behrens, Die Wassergesetzgebung im Herzogtum Braunschweig nach Bauernbefreiung und industrieller Revolution (Th. Henne) .....	340
Reinhard Bein, Sie lebten in Braunschweig. Biografische Notizen zu den in Braunschweig bestatteten Juden (1797 bis 1983) (S. Wagener-Fimpel) ..	342
Herbert Blume, Hermann Bote. Braunschweiger Stadtschreiber und Literat. Studien zu seinem Leben und Werk (M. Lehmberg) .....	324
Urkundenbuch des Klosters Walkenried, Bd. 2: Von 1301 bis 1500, bearb. von Josef Dölle unter Benutzung von Vorarbeiten von Walter Baumann (H.-R. Jarck) .....	319
Caspar Ehlers, Die Integration Sachsens in das fränkische Reich (751–1024) (Th. Scharff) .....	313

Karin Feuerstein-Praßer, Caroline von Braunschweig. Englands ungekrönte Königin (S. Wagener-Fimpel) .....	333
Die Inschriften des Doms zu Halberstadt, gesammelt u. bearb. von Hans Fuhrmann (U. Schwarz) .....	321
Martin Grubert, Heinrich Jasper (1875–1945). Anwalt der Demokratie. Ein politisches Leben in Braunschweig. Mit einem Beitrag von Horst-Rüdiger Jarck: Spurensuche (Th. Kubetzky) .....	343
Dierk Hoffmann, Otto Grotewohl (1894–1964). Eine politische Biographie (R. Berwinkel) .....	347
Otto IV. – Traum vom welfischen Kaisertum – Katalog, hrsg. v. Braunschweigischen Landesmuseum Niedersächsische Landesmuseen Braunschweig, Bernd Ulrich Hucker, Stefanie Hahn, Hans-Jürgen Derda (M. Priezel) .....	314
Klaus Kieckbusch, Von der Lateinschule im Kloster Amelungsborn seit 1569 und ihrem Weiterleben in Holzminden ab 1760; mit Darstellung eines Schülerauftritts im Jahre 1783 (Th. Krueger) .....	330
Bernhard Kiekenap, SS-Junkerschule, SA und SS in Braunschweig (B. Bei der Wieden) .....	346
Michael Kotulla (Hrsg.), Deutsches Verfassungsrecht 1806–1918: eine Dokumentensammlung nebst Einführungen, Bd. 3. Berg und Braunschweig (J. Lilla) .....	337
Jörg Leuschner, Karl Heinrich Kaufhold, Claudia Märkl (Hrsg.), Die Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Braunschweigischen Landes vom Mittelalter bis zur Gegenwart, 3 Bände (M. Fimpel) .....	311
Tim Lorentzen, Johannes Bugenhagen als Reformator der öffentlichen Fürsorge (B. Hoffmann) .....	326
Dieter Rammeler u. Michael Strauß (Hrsg.), Kirchenbau im Nationalsozialismus. Beispiele aus der braunschweigischen Landeskirche (M. Mittmann) .....	345
Detlev Richter, Stobwasser. Lackkunst aus Braunschweig & Berlin, 2 Bde. (U. Strauß) .....	335
Gervasius von Tilbury, Kaiserliche Mußestunden. Otia imperialia, eingeleitet, übersetzt u. mit Anmerkungen versehen von Heinz Erich Stiene, 2 Bde. (B. U. Hucker). .....	316
Irmtrud Wojak, Fritz Bauer. Eine Biographie (J. Schmid) .....	349

## Chronik

Chronik des Braunschweigischen Geschichtsvereins September 2009 bis Oktober 2010	
von Johannes Angel .....	353
„Gegenstände und Perspektiven der Landesgeschichte“. Tagungsbericht von Brage Bei der Wieden .....	359
Richard Moderhack (1907–2010) mit Schriftenverzeichnis der Jahre 1982–2008	
von Manfred Garzmann .....	365



## An die Autorinnen und Autoren des Braunschweigischen Jahrbuchs (für Landesgeschichte)

Das Internet ist in unseren Tagen zum wichtigsten Medium des Informationsaustauschs geworden. Generationen von Studierenden wachsen heran, für welche die Literaturrecherche im Internet beginnt und endet. Informationen, die wahrgenommen und verarbeitet werden sollen, müssen daher über das Internet verbreitet werden.

Zweifellos enthält das Braunschweigische Jahrbuch mit den Beiträgen, die Sie verfasst haben, einen Schatz wichtigster Ergebnisse und Einsichten nicht nur zur braunschweigischen Landesgeschichte. Dessen Existenz sollte keinesfalls aus dem Bewusstsein der Forschungsgemeinschaft gleiten. Der Vorstand des Braunschweigischen Geschichtsvereins prüft deshalb die Möglichkeit, frühere Jahrgänge des Braunschweigischen Jahrbuchs zu digitalisieren und im Internet frei verfügbar zu machen.

Als Vorbild können hier die Zentralredaktion der *Monumenta Germaniae historica*, der Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, die Kommission für bayerische Landesgeschichte und der Verein für Hamburgische Geschichte dienen, die ihre Zeitschriften in Kooperation mit wissenschaftlichen Bibliotheken bis zu einem sich verschiebenden Stichjahr ins Internet stellen.

Einnahmen sind daraus nicht zu erzielen. Im Gegenteil: Es entstehen nicht unerhebliche Kosten.

Es wäre jedoch gewährleistet, dass das Braunschweigische Jahrbuch als eine überregional wichtige landeshistorische Zeitschrift die angemessene Beachtung findet: dass Ihre Beiträge unmittelbar und in aller Welt rezipiert werden können.

Da die Frage, ob die Nutzungsrechte, die Sie dem Braunschweigischen Geschichtsverein als Verlag und Herausgeber eingeräumt haben, auch eine Online-Publikation einschließen, kaum eindeutig geklärt werden kann, bitte ich Sie um Folgendes:

Falls Sie nicht damit einverstanden sind, dass Beiträge, deren Urheberrechte bei Ihnen liegen, als Teil früherer Jahrgänge des Braunschweigischen Jahrbuchs ins Internet gestellt werden, teilen Sie das der Redaktion bitte bis zum 31. Juli 2011 schriftlich mit.

Für Beiträge, die zukünftig für die Veröffentlichung im Jahrbuch eingereicht werden, geht die Redaktion von einem Einverständnis auch mit der Online-Publikation aus.

## VERZEICHNIS DER AUTOREN

Johannes Angel, Weddel  
Hans-Martin Arnoldt, Braunschweig  
Dr. Brage Bei der Wieden, Wolfenbüttel  
Dr. Manfred Garzmann, Braunschweig  
Dr. Michael Geschwinde, Braunschweig  
Dr. Barbara Klössel-Luckhardt, Wolfenbüttel  
Matthias Krüger, Celle  
Dr. Dieter Lent, Wolfenbüttel  
Prof. Dr. Wolfgang Meibeyer, Braunschweig  
Arnim Plett, Peine  
Dr. Michael Ploenus, Braunschweig  
Björn Schmalz, Leipzig  
Prof. Dr. Matthias Steinbach, Braunschweig  
Prof. Dr. Gerhard F. Strasser, Landshut  
Dr. Silke Wagener-Fimpel, Wolfenbüttel  
Mechthild Wahl, Wolfenbüttel

## VERZEICHNIS DER REZENSENTEN

Dr. Brage Bei der Wieden, Wolfenbüttel – Dr. Roxane Berwinkel, Braunschweig –  
Dr. Martin Fimpel, Wolfenbüttel – Dr. Thomas Henne, Frankfurt/Main – Birgit  
Hoffmann, Wolfenbüttel – Prof. Dr. Bernd-Ulrich Hucker, Vechta – Dr. Horst-  
Rüdiger Jarck, Wolfenbüttel – Thomas Krueger, Alfeld – Dr. des. Thomas Kubetzky,  
Braunschweig – Dr. Maik Lehmberg, Göttingen – Joachim Lilla, Krefeld – Prof.  
Dr. Wolfgang Meibeyer, Braunschweig – Dr. Markus Mittmann, Braunschweig –  
Dr. Norman-Mathias Pingel, Braunschweig – Prof. Dr. Malte Prietzel, Konstanz –  
Prof. Dr. Thomas Scharff, Wolfenbüttel – Joachim Schmid, Groß Biewende –  
Dr. Ulrich Schwarz, Wolfenbüttel – Dr. Ulrike Strauß, Braunschweig – Dr. Silke  
Wagener-Fimpel, Wolfenbüttel

## SIGLEN

BBL 1996: Braunschweigesches Biographisches Lexikon, 19. und 20. Jahrhundert  
BBL 2006: Braunschweigesches Biographisches Lexikon, 8. bis 18. Jahrhundert  
BLM: Braunschweigesches Landesmuseum  
BsJb: Braunschweigesches Jahrbuch für Landesgeschichte  
BsM: Braunschweigesches Magazin  
HAB: Herzog August Bibliothek  
NLA-StA WF: Niedersächsisches Landesarchiv-Staatsarchiv Wolfenbüttel  
StadtA BS: Stadtarchiv Braunschweig  
Zitierrichtlinien finden sich im Internet:  
<http://www.braunschweigischer-geschichtsverein.de/wp-content/uploads/2009/09/Zitierrichtlinien2.pdf>

# Zur vor- und frühstädtischen Zeit von Braunschweig – aus gemeinsamer Sicht von Archäologie und Historischer Siedlungsgeographie

von

Michael Geschwinde und Wolfgang Meibeyer

## Einleitung

Zu Zeiten Lothars von Süpplingenburg ereignete sich auf dem Westufer der Oker der planmäßig organisierte Aufbau einer Stadtanlage. Als nördlicher Anschluss an die ältere Kaufleute- und Handwerkersiedlung *Brunswik* im Bereich von Kohlmarkt und Eiermarkt reichte diese vom Altstadtmarkt durch die Breite Straße als ihrer zentralen Achse bis zu einem Tor am Radeklint. Diese Gründung leitete initial den Prozess der sukzessiven Entstehung weiterer Weichbilde ein, die in ihrer Gesamtheit – durch eine gemeinsame Ummauerung nach 1200 auch befestigungsmäßig zusammengefasst – schließlich die mittelalterliche fünfteilige Gruppenstadt Braunschweig bildeten. R. Moderhack hielt es für durchaus wahrscheinlich, dass Lothar bereits ein Stadtprivileg für seine Neuanlage erlassen hat, deren Entstehungszeit weniger für die frühen Jahre seiner herzoglichen Verfügungsgewalt über unser Gebiet – also ab 1106 – angenommen wird als erst für die Jahre 1125 oder 1133–1137 nach seiner Königs- und Kaiserkrönung.<sup>1</sup>

Nicht die Herausbildung und Konsolidierung des hochmittelalterlichen gesamtstädtischen Gemeinwesens ist Gegenstand der folgenden Ausführungen, sondern vielmehr der Zeitraum vor dem 12. Jh., in welchem die frühstädtischen Entwicklungsvorgänge ihren Anfang genommen haben – in groben Zügen die drei Jahrhunderte zwischen 800 und 1100. Die schriftlich überlieferten Quellen reichen für deren Offenlegung gar nicht aus<sup>2</sup>. Es vermögen jedoch Archäologie und Siedlungsgeographie (in Verbindung mit der Ortsnamenforschung) nachbarfachlich der genuine Stadthistorie hilfreich an die Seite zu treten. Mit einschlägigen, interdisziplinär diskutierten Befunden aus dem naturräumlichen Gefüge (Altlandschaft), aus dem Boden (archäologische Grabungen) und aus der Kulturlandschaftsforschung (u. a. Altkarten-Analyse) wollen wir nicht nur innerstädtisch zur Erweiterung des

---

1 Moderhack weist auf ein 1680 angeblich noch vorhanden gewesenes Privileg Lothars hin. Richard MODERHACK: Abriß der Braunschweiger Stadtgeschichte. In: Gerd SPIES (Hrsg.): *Brunswiek 1031 Braunschweig 1981. Festschrift zur Ausstellung*. Braunschweig 1981, S. 28 re.

2 So u. a. Martin LAST: Die Anfänge der Stadt Braunschweig. Mittelalterliche Tradition im Lichte moderner Forschung. In: *Brunswiek 1031 Braunschweig 1981. Folgeband Vorträge zur Festschrift* (wie Anm. 1). Braunschweig 1982, S. 34 li.

topographisch-genetischen Wissensstandes beitragen, sondern hoffen, damit auch weiter gehende Erkenntnisse über ältere Siedlungsabläufe im Gebiet der Stadt sowie über deren frühere Strukturen vermitteln zu können.

Der räumliche Bereich der folgenden Betrachtungen erstreckt sich auf drei von vier um 1100 in der engeren Nachbarschaft gelegene relevante Örtlichkeiten. Darunter scheidet das St. Cyriacus-Stift, brunonische Gründung und Grablege des Markgrafen Ekberts II., wegen seiner Lage außerhalb der späteren Stadt aus. Auf der Westseite der Okerniederung bestand vor der Brunonenburg *Dankwarderode* die in deren Vorfeld gelegene Marktsiedlung von Kohlmarkt/Eiermarkt im Gebiet der späteren südlichen Altstadt. Östlich des Flusses war der Köppenberg bis zur Gründung des Klosters St. Aegidien 1115 durch die brunonische Markgräfin Gertrud anscheinend noch unbesiedelt. Wenig nördlich davon lag die *Altewiek* mit der St. Magni-Kirche. Durch einen die Okeraue an einer Engstelle wohl in einer Furt überquerenden Altstraßenverlauf war dieser Ort mit den Westufer-Ansiedlungen verbunden. Auf die Beurkundung der Kirchweihe von St. Magni 1031 geht die erstmalige schriftliche Überlieferung des Stadtnamens als *Brunesguik* zurück.<sup>3</sup>

## Zur Forschungsgeschichte

### Überblick 1857–1999

Man wird geneigt sein, die neuzeitliche stadtbezogene Forschungsgeschichte von historischer Seite mit den quellenkritisch pointierten Arbeiten Hermann Dürres beginnen zu lassen.<sup>4</sup> Aus seiner 1857 publizierten systematischen Durcharbeitung allen schriftlichen Überlieferungsgutes zu Braunschweig erwächst die ernüchternde Bilanz, dass für die hier in Rede stehende vorstädtische Zeit überhaupt nur die 1031er Urkunde als einzige genuine zeitgleiche Quelle existiert, hingegen den sämtlich deutlich späteren Chroniken nur mittelbarer, in jedem Falle aber kritisch zu hinterfragender Quellenwert zuzusprechen ist. Davon abgesetzt ist die neben gewissen „altertümlichen“ Beobachtungen<sup>5</sup> vor allem auf einer später als anachronistisch erkannten Inschrift in der Jakobskirche am Eiermarkt<sup>6</sup> beruhende 1000-Jahresfeier der Stadt im Jahre 1861 zu betrachten – bald danach schon als Kuriosum gewertet.

Seit etwa 1900 erhielt die sich in H. Dürres Nachfolge unter L. Hänselmann, H. Mack und H. Meier so gut wie nur auf historische Schriftüberlieferung berufen-

3 Dazu Helmut BEUMANN: Die Urkunde für die Kirche St. Magni in Braunschweig von 1031. In: Festschrift z. 70. Geburtstag von B. Schwineköper. Sigmaringen 1982, S.187 ff.

4 Hermann DÜRRE: Braunschweigs Entstehung und städtische Entwicklung bis in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. Braunschweig 1857; DERS.: Geschichte der Stadt Braunschweig. Braunschweig 1861.

5 DÜRRE (wie Anm. 4), S. 16 sah ein „Heidenkirchhof“ genanntes ummauertes (?) Gräberfeld mit Urnenfunden bei St. Aegidien als Zeugnis für die örtlichen Siedlungsanfänge hier schon seit heidnischer Zeit an.

6 Vgl. Fritz TIMME: Brunswiks ältere Anfänge zur Stadtbildung. In: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 35 (1963), S. 1–48, hier S. 23 ff. sowie zuletzt Caspar EHLERS: Brun und Dankward – Brunswik und Dankwarderode. In: BsJb 79 (1998), S. 9–45, hier S. 14 ff.

de Erforschung des älteren Braunschweig<sup>7</sup> durch P. J. Meier ganz neue Impulse. Dieser führte nämlich die systematische Auswertung von Stadtplan und Stadtgestalt als Quellengut in die Stadtforschung überhaupt ein und erfuhr für seine neuen Ergebnisse nachhaltige Akzeptanz. So sah er u. a. den Altstadtmarkt mit der alten Jakobskirche nicht mehr als den selbstverständlichen Kern der frühen Marktsiedlung an, wie bisher seine ebenfalls recht streitbaren Kontrahenten, sondern meinte stattdessen, die Poststraße am Kohlmarkt als im Zuge der uralten Westost-Straße angelegten Einstraßenmarkt erkennen zu können.<sup>8</sup>

Nach dem Zweiten Weltkrieg bekam mit der von F. Timme für Braunschweig ins Spiel gebrachten sog. Wiktheorie die frühzeitliche Stadthistorie neue Akzente<sup>9</sup> auch dergestalt, dass dieser bei Unterstellung einer bereits frühmittelalterlichen Oker-Handelsschiffahrt sowie nach der Entdeckung von Fundamenten der Nikolai-Kapelle in unmittelbarer Okernähe am Damm 1948 sich neben der Okerfurt einen alten Wik-Handelsplatz abzeichnen sah. Offenbar hatte er aber höchst vagen, zu frühzeitig angesetzten Datierungsbefunden dort zu viel Vertrauen geschenkt, darüber hinaus sich „leichtfertig auf Nachrichten der spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Braunschweiger Chronistik gestützt“,<sup>10</sup> sodass das fachliche Echo auf seine beiden Arbeiten von 1950 und 1963 letztlich eher zurückhaltend bis kritisch blieb.<sup>11</sup>

Weniger sind es wesentliche neue Ansätze, die sich M. Lasts Eingehen auf die „Anfänge der Stadt Braunschweig“ 1982 entnehmen lassen. Augenscheinlich ging es ihm hauptsächlich um eine quellenkritische Durchleuchtung der mittelalterlichen Chronistik hinsichtlich zeitgebundener Gründungstraditionen der Stadt sowie auch der neueren Forschungen dazu. Hervorgehoben sei hier aber seine genetische Einschätzung der Burg als Schutzanlage für die Okerfurt. Ihre Zeitstellung mutmaßte er im Zusammenhang mit dem 983er Slawenaufstand.<sup>12</sup>

Vielseitig angelegt und mit der Idee, durch vertiefte Betrachtung der genetischen Hintergründe der frühen Braunschweiger Kirchen und ihrer Patrozinien neues Licht in die frühbraunschweigischen Ortsverhältnisse auf dem Oker-Westufer zu bringen, analysierte C. Ehlers 1998 nicht nur diese selbst, sondern widmete sich auch dem Verständnis der damaligen politischen Entwicklungsabläufe unter dem Einfluss des im 11. Jh. nun stärker Fuß fassenden Adelsgeschlechts der Brunonen – mit plausiblen Einsichten.<sup>13</sup> Festzuhalten bleibt aber für die Kaufmannssiedlung am Kohlmarkt, dass der ihr in der Stadtforschung seit P. J. Meier stets unbeirrt zugesprochene Vorsprung an genetischer und wirtschaftspolitischer Anciennität vor der

7 Zu dem seit 1906 ausgebrochenen und persönlich erbittert geführten Streit um die Anfänge Braunschweigs seitens H. Meier und H. Mack gegen P. J. Meier vgl. Wolfgang MEIBEYER: Paul Jonas Meier. Pionier der historischen Städteforschung in Deutschland. In: Bsjb 88 (2007), S. 162 ff.

8 Paul Jonas MEIER: Braunschweig. In: Niedersächsischer Städteatlas. I. Abt. 2. Aufl. Braunschweig 1926, S. 14 li.

9 Fritz TIMME: Ein alter Handelsplatz in Braunschweig. In: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 22 (1950), S. 33–86. Vgl. Anm. 6.

10 Caspar EHLERS, Lutz FENSKE: Braunschweig. In: Die deutschen Königspfalzen. Bd. 4. Niedersachsen 1. Lieferung, Göttingen 1999, S. 49.

11 Ebd.

12 LAST (wie Anm. 2), S. 34 li.

13 EHLERS (wie Anm. 6).

Ansiedlung bei St. Magni auch hier wieder nur unter einem Gerüst komplizierter Deduktionen in Erscheinung tritt. Ohnehin allein gestützt auf die aus der Braunschweiger Reimchronik (etwa 1290) herauszulesende Weihe der St. Ulrichs-Kirche auf dem Kohlmarkt durch den Hildesheimer Bischof Godehard, bedeutet die nur darauf und auf ihre Nachbarschaft zur Burg aufgebaute Mutmaßung einer damals bereits fortgeschrittenen Entwicklung einer Marktsiedlung dort nach wie vor eine gewisse Unsicherheit im Verständnis dieser präurbanen Phase von Braunschweig in der 1. Hälfte des 11. Jh. s. Die darüber hinaus von C. Ehlers zusammen mit L. Fenske 1999 vorgelegte umfassende Bearbeitung der Stadtbraunschweiger Frühgeschichte unter Einbeziehung und kritischer Diskussion einschlägig-relevanter Beiträge auch aus den benachbarten Fachgebieten empfiehlt sich nicht nur durch ihre klare Überblicklichkeit, sondern auch durch erfolgreiche Ansätze für eine interdisziplinäre Betrachtungsweise.<sup>14</sup>

Unbezweifelt ist dem Ortsnamen Braunschweig in seinen ältesten Formen *Brunesguik* (1031), *BRUNESIVVIC* (Münzen vor 1090), *Bruneswic* (1129) beträchtliche inhaltliche Aussagekraft beizumessen hinsichtlich der frühstädtischen Anfänge nicht nur in der Altenwiek. Ungeachtet wiederholter Versuche, insbesondere das Bestimmungswort *Brun-* anders denn als Personennamen zu deuten und dementsprechend die *villa Brunesguik* nicht mehr als die Wik(-stätte) eines *Brun(o)* zu verstehen,<sup>15</sup> ist wohl weiterhin N. Kamps Resümee von 1982 zuzustimmen, dass es hieße, „die personenbezogene herrschaftliche Grundkomponente der Siedlungen dieser Ausbauphase mißdeuten, würde man den Namensteil ‚Brunes‘ nicht auf eine Person beziehen, die als Besitzer des Siedlungslandes Initiator der Dorfbildung war“.<sup>16</sup>

### Archäologie

Da die Anfänge der Stadt Braunschweig in ihrer historischen Überlieferung mit vielen offenen Fragen behaftet sind, haben schon frühzeitig Historiker versucht, mit antiquarischen Methoden diese zu beantworten.<sup>17</sup> Allerdings führen interdisziplinäre historisch-archäologische Arbeiten leicht zu Missverständnissen, besonders wenn eine Disziplin ihre offenen Fragen zur Beantwortung der anderen weiterreicht. Probleme bereitet besonders die große Unsicherheit der Datierung anhand traditioneller archäologischer Methoden, die zu chronologischen Unschärfen führt, die für viele Historiker unverständlich sind. Erst die von Rötting in Braunschweig exemplarisch umgesetzte systematische Dendrodatierung mittelalterlicher Baubefunde hat

14 EHLERS/FENSKE (wie Anm. 10).

15 Vgl. dazu Wolfgang MEIBEYER, Hartmut NICKEL (Hrsg.): *Brunswiek – Name und Anfänge der Stadt Braunschweig*. Beiträge des interdisziplinären Kolloquiums über die frühstädtische Zeit am 25. März 2006. Braunschweig 2007 (Braunschweiger Werkstücke 110). Darin kontrovers: Jürgen UDOLPH: Der Ortsname Braunschweig, S. 59 ff und Wolfgang MEIBEYER: Anfänge und Name der Stadt unter siedlungsgeographischen Aspekten, S. 87 ff.

16 Norbert KAMP: *Herrschaft, Wirtschaft und Gesellschaft in der Frühzeit der sächsischen Städte*. In: *Brunswiek 1031* (wie Anm. 2), S. 14 li.

17 Vgl. Ralf BUSCH: *Altstadtgrabungen in Braunschweig*. In: Hartmut RÖTTING: *Stadtarchäologie in Braunschweig*. Ein fachübergreifender Arbeitsbericht zu den Grabungen 1976–1992. Auflage mit einem Forschungsbericht 1997. Hameln 1997, S. 169–178.



hier die Voraussetzung geschaffen, eine neue Qualität des interdisziplinären Diskurses zu erreichen (Abb. 1).

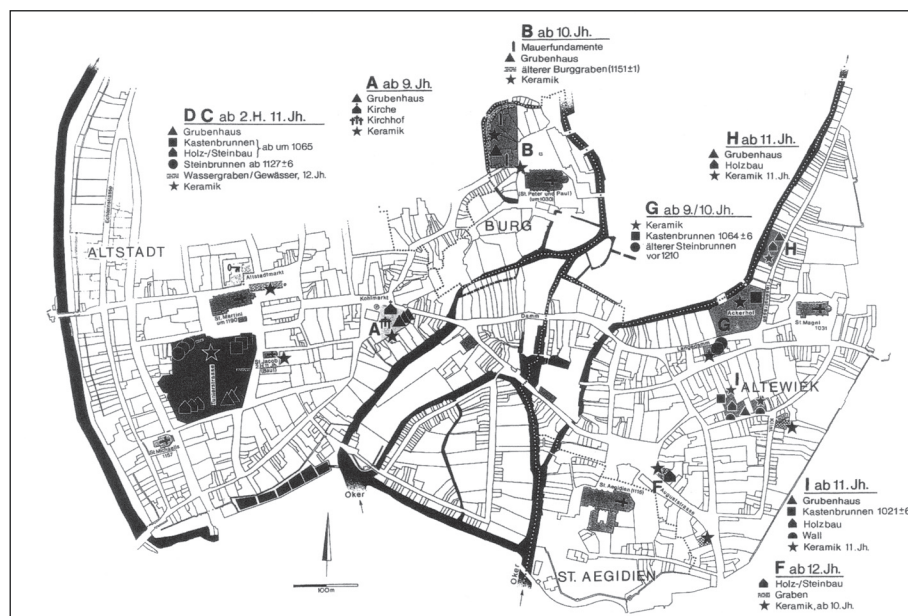


Abb. 1: Übersicht über die wichtigsten archäologischen Fundareale zur Stadt vor 1200. Nach LUNGERSHAUSEN (wie Anm. 57), S. 16, Abb. 2 mit Änderungen und Ergänzungen

Der erste tragfähige Beitrag der Archäologie zur Erforschung der frühen Stadtgeschichte war – sieht man ab von den Kirchengrabungen seit dem 2. Weltkrieg – die Untersuchung der Galeria(Horten)-Baugrube am Ackerhof durch Franz Niquet 1972.<sup>18</sup> Auch wenn sich Niquets Datierung der Keramik von der Brunnensohle im Nachhinein als zu früh erwies, zeigte eine 1991 erfolgte Dendroanalyse, dass dieser Brunnen tatsächlich der bis dahin älteste exakt datierte archäologische Fund zur frühen Stadtgeschichte Braunschweigs war – und dies bis 2009 bleiben sollte. Eine wirkliche systematische Stadtarchäologie entstand in Braunschweig jedoch erst ab dem Amtsantritt von Niquets Nachfolger, Hartmut Rötting. Der von Rötting entwickelte interdisziplinäre Ansatz mit einer betont naturwissenschaftlichen Komponente führte in Braunschweig zu einem hohen Standard in der Stadtarchäologie, der in Norddeutschland neben Lübeck wohl eine führende Rolle zukommt.<sup>19</sup> Ins-

18 Dirk RIEGER: Die Alte Wik. Archäologische Untersuchungen eines hochmittelalterlichen Strukturwandels in Braunschweig. Rahden/Westf. 2007 (Beiträge zur Archäologie in Niedersachsen 12), S. 19; Franz NIQUET: Archäologische Untersuchungen auf dem Baugelände der Horten AG am Ackerhof in Braunschweig. In: Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 42 (1973), S. 355–357.

19 Vgl. Hans-Georg STEPHAN: Stadtarchäologie in Niedersachsen. Eine knappe kritische Bilanz und das Fallbeispiel Nienover. In: Die Kunde NF 60 (2009), S. 271–277.

besondere zwei Grabungen, die beide zu den größten in Braunschweig realisierten Flächengrabungen zählen, haben wichtige Zeitschichten der frühen Stadtentwicklung ans Licht gebracht: am Kohlmarkt die frühe Genese einer ländlichen Siedlung mit Kirche und Kirchhof vom 9. bis 11. Jh., an der Turnierstraße / Eiermarkt ein sozial hochstehendes Altstadtquartier mit Beginn in der 2. Hälfte des 11. Jh. und hervorragender Befundlage für das 12. Jh.<sup>20</sup> Diese flächenhaften Einblicke in frühe Stadtstrukturen werden ergänzt durch die Ergebnisse zahlreicher kleinerer und größerer Untersuchungen, die oft aus denkmalpflegerischen Alltagssituationen hervorgegangen sind und zu überraschenden Ergebnissen führten.<sup>21</sup>

Insbesondere die vor- und frühstädtischen Phasen auf dem Westufer der Oker um Burg und Kohlmarkt haben Rötting immer wieder beschäftigt. Im Mittelpunkt stehen dabei Überlegungen über die komplexe Genese aus brunonischem Herrenhof, Kohlmarktsiedlung, Kirchengründungen und Entstehung der Burg.<sup>22</sup> Allerdings setzen hier überlieferungstechnisch bedingt die für die Etablierung eines exakten dendrochronologischen Gerüsts wichtigen Holzfunde aus, und die immer wieder aufs neue einsetzenden Diskussionen um Laufzeiten der Leitformen wie der Kohlmarktkeramik in ihren verschiedenen Ausprägungen führen letztlich an die Grenze archäologischer Aussagemöglichkeiten, auch wenn die von Stephan formulierte Kritik an der Datierung der Scheibenfibeln vom Kohlmarkt ein wenig überzogen wirkt.<sup>23</sup>

Nach Röttings Ausscheiden aus dem aktiven Grabungsgeschehen hat sich im engen Zusammenspiel zwischen der Stadt Braunschweig und der Bezirksarchäologie eine Strategie etabliert, die ihren Schwerpunkt auf die intensive Bearbeitung großflächiger Bauprojekte legt. Mehrere dieser Großgrabungen wie Lange Strasse/Weberstrasse (CINEMAX), Güldenstrasse, Echternstrasse, Schloßpark und Schlosscarrée haben aufschlussreiche neue Ergebnisse erbracht und dazu beigetragen, das hohe Niveau der archäologischen Denkmalpflege in Braunschweig über mehr als drei Jahrzehnte aufrecht zu halten.

## Historische Siedlungsgeographie

Der Forschungsansatz der historischen Siedlungsgeographie konzentriert sich im städtischen Bereich vornehmlich auf die räumlich topographisch-genetische Vorgehensweise. Naturräumliche Bedingungen und kulturlandschaftliche Elemente (Bauten, Straßen, Grundstücksgrenzen, Altsiedlungen etc.) werden dazu umfassend in

20 Vgl. Dirk RIEGER: Zum Forschungsstand der Mittelalterarchäologie in Braunschweig. In: *Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte* 76 (2009), S. 175–184.

21 Einen Überblick ermöglicht RÖTTING (wie Anm. 17).

22 Vgl. z. B. Hartmut RÖTTING: Braunschweig, Frühzeit – Vom brunonischen „Herrenhof“ zur welfischen Gruppenstadt. In: M. FANSA u. a. (Hrsg.): *ArchäologieLandNiedersachsen*. Oldenburg 2004, S. 647–653.

23 Hans-Georg STEPHAN: Archäologische Stadtforschung in Niedersachsen, Ostwestfalen, Hamburg und Bremen. In: C. MECKSEPER (Hrsg.): *Stadt im Wandel. Kunst und Kultur des Bürgertums in Norddeutschland 1150–1650*. Landesausstellung Niedersachsen 1985. Band 3: Aufsätze. Stuttgart-Bad Cannstatt 1985, S. 41.



Gelände und (Karten-) Überlieferung aufgenommen, analysiert und retrospektiv daraus frühere Zustandsstufen oder primäre Anfangsverhältnisse zu rekonstruieren versucht. Einbeziehung nachbarfachlicher Kenntnis, hier besonders von Stadthistorie, Namenforschung und Stadtarchäologie, ist dabei unverzichtbar und ebenso die traditionelle geographische Methode überlokaler analoger Vergleichsbetrachtungen. Es war P. J. Meier, der von Braunschweig aus die ersten Ansätze zu diesen Arbeitsweisen in die Stadtforschung eingebracht hat. An seine Tradition knüpften die von W. Meibeyer seit 1986 auch etwas weiträumiger angestellten Untersuchungen in der historischen Braunschweiger Stadtlandschaft und ihres nahen ländlichen Umfeldes an.<sup>24</sup>

Sowohl für Dankwarderode als auch für das östlich der Oker gelegene Brunswik ließen sich ehemals eigene Feldmarken aufzeigen und somit jeweils eigene dörfliche Ursprünge nachweisen. Auf Grund weitgehend übereinstimmender Ortsnamenbildungen (Personennamen, Grundwort -rode) in Verbindung mit Nachrichten über frühe Schenkungen an Kloster Fulda konnte deren Gründung zurückgeführt werden auf in der 1. Hälfte des 9.Jh.s abgelaufene planmäßige Rodungs- und Aufsiedlungsmaßnahmen eines zum alten Nordwald gehörigen zusammen hängenden Waldgebietes vor allem östlich der Oker. An die Ortslagen dieser beiderseits des Flussübergangs (Furt) sich gegenüber liegenden Dörfer als älteste örtliche Siedlungsplätze überhaupt banden sich später die Marktorte des 11. Jh.s an. Für die *villa Brunnesguik* bei St. Magni ließ sich darüber hinaus eine vor 1031 planmäßig gestaltete Markort-Topographie aufzeigen. Das Dorf Dankwarderode am Kohlmarkt bestätigte sich damit erneut – wie schon zuvor von P. J. Meier angenommen – als älter als die Burg. Auf diese ist der Dorfname erst nachträglich übergegangen.

## Die Beiträge von Archäologie und Historischer Siedlungsgeographie

### Archäologie

#### Die Entwicklung auf dem Westufer der Oker

Legt man die Annahme zugrunde, dass mit der fränkischen Unterwerfung Ostsachsens um 780 n. Chr. eine grundlegende Neustrukturierung der Region erfolgte, dann kann das in die frühe Stadtwerdung von Braunschweig einmündende älteste Entwicklungsstadium erst zu diesem Zeitpunkt einsetzen. Dass die siedlungsgünstigen Flußterrassen beiderseits der Oker im heutigen Stadtgebiet bereits während der römischen Kaiserzeit und auch davor intensiv genutzt wurden, zeigen der germanische Opferplatz im Dowesee<sup>25</sup> und das aus dem selben Zeithorizont stammende Urnen-

24 Wolfgang MEIBEYER: Siedlungsgeographische Beiträge zur vor- und frühstädtischen Entwicklung von Braunschweig. In: BsJb 67 (1986), S. 7 ff.

25 Klaus RADDATZ: Der Dowesee bei Braunschweig – ein Opferplatz der frühen Völkerwanderungszeit in Niedersachsen. In: Neue Ausgrabungen und Forschungen in Niedersachsen 21 (1999), S. 169–228.

gräberfeld in Rünigen, das zu den größten seiner Art in Niedersachsen rechnet.<sup>26</sup> Zum gegenwärtigen Zeitpunkt weist jedoch nichts darauf hin, dass zwischen der germanischen Besiedlung und der im frühen Mittelalter einsetzenden ein genetischer Zusammenhang besteht.

Die zentralen archäologischen Befunde, die eine Beurteilung des Geschehens zwischen 800 und 1100 auf dem westlichen Okerufer ermöglichen, erbrachten die großen Untersuchungen von H. Rötting im Bereich des heutigen Kohlmarkts<sup>27</sup> und im Bereich der Burg Dankwarderode<sup>28</sup>. Ergänzend, weil den Abschluss des Prozesses der Stadtwerdung um 1100 in eindrucksvollen Details überliefernd, können die Ergebnisse der Flächengrabungen am Eiermarkt, im frühen und hohen Mittelalter ein sozial privilegierter Standort der Stadt, einbezogen werden.<sup>29</sup>

Die ältesten frühmittelalterlichen Siedlungshinweise wurden bislang im Bereich des Kohlmarktes aufgedeckt. Gefunden wurden sechs Grubenhäuser, von denen drei früh-, die drei weiteren hochmittelalterlich datiert werden.<sup>30</sup> Die Grenze zwischen Früh- und Hochmittelalter wird von Rötting selbst um 1000 gezogen.<sup>31</sup> Zu dem älteren, also in die Zeit vor 1000 fallenden Siedlungshorizont rechnet Rötting weiterhin ein Webgrubenhaus, drei Gruben, die als Brunnengruben, Zisterne oder Sickergrube gedeutet werden sowie die Abfallschichten eines Metallhandwerkers.<sup>32</sup> Allerdings waren die Befunde durch spätere Bodeneingriffe stark gestört. Eine zugehörige ebenerdige Pfostenbebauung wurde nicht erfasst.

Grubenhäuser gehören zum typischen Inventar frühmittelalterlicher Siedlungen in Norddeutschland. Sie dienten als Spezialgebäude für Arbeitsprozesse, insbesondere zum Weben. Allerdings haben die großen Siedlungsgabungen der letzten Jahre gezeigt, dass vom Bautypus her identische Grubenhäuser in unterschiedlichem Kontext auftreten: Einerseits Grubenhäuser, die der Eigenversorgung dienen und einzeln oder in kleinen Gruppen zu den ansonsten aus großen Pfostenhäusern und Scheunen bzw. Ställen bestehenden Mehrhausgehöften gehörten, die wiederum zu mehreren das Siedlungsbild prägende Weiler bildeten. Andererseits sind Grubenhäuser aber auch eine typische Bauform der grundherrschaftlichen Wirtschafts- bzw. Fronhöfe, wo sie in großer Anzahl und in dichten Ballungen auftreten.<sup>33</sup> Mit ihnen

26 Jörg WEBER: „Es lebe der Zentralfriedhof...“ Untersuchungen auf einem germanischen Brandgräberfeld im Süden der Stadt Braunschweig. In: *Archäologie in Niedersachsen* 12 (2009), S. 59–62.

27 RÖTTING (wie Anm. 17).

28 Ebd., S. 130–134.

29 Die Grabungen an der Turnierstraße in Braunschweig-Altstadt. Erster Vorbericht. Zusammengestellt von H. RÖTTING. Mit Beiträgen von A. Boldt, G. Hühne, B. Herrmann, K. Kablitz, Chr. Kellner, M. Matthies, M. Meier, B. Priesemann und H. Rötting. In: *Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte* 56 (1986), S. 195–278; Die Grabungen an der Turnierstraße in Braunschweig-Altstadt. Zweiter Vorbericht. Zusammengestellt von H. RÖTTING. Mit Beiträgen von B. Herrmann, B. Oehlmann, M. Hellwig, H. Rötting, M. H. Schormann und M. Sterly. In: *Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte* 58 (1989), S. 207–278.; RÖTTING (wie Anm. 17), S. 329; DERS. Die Anfänge der Stadt Braunschweig. In: H.-R. JARCK, G. SCHLDT: *Die Braunschweigische Landesgeschichte. Jahrtausendrückblick einer Region*. Braunschweig 2000, S. 301–316.

30 RÖTTING (wie Anm. 17), S. 113.

31 Ebd., S. 61.

32 Ebd., S. 113.

33 Zur archäologischen Unterscheidung zwischen Weilern und grundherrschaftlichen Höfen bzw.

wird eine weit über die Selbstversorgung hinausreichende Produktion insbesondere von Textilien greifbar, für die die Arbeitskraft der der jeweiligen Grundherrschaft zugehörigen Bevölkerung eingesetzt wurde<sup>34</sup> und die vermutlich nur saisonal ausgeübt wurde. Während für den grundherrschaftlichen Wirtschaftshof in Ostsachsen Petersteich/Süplingenburg (Kr. Helmstedt)<sup>35</sup> und Klein-Freden (Stadt Salzgitter) sowie die Vorburgen der Werla (Kr. Wolfenbüttel) nach den neuesten Grabungen die besten Beispiele liefern,<sup>36</sup> bietet ein exemplarisches Bild der aus wenigen Mehrausgehöften gebildeten Weilersiedlung der Befund von Kronsberg bei Hannover.<sup>37</sup> Leider liefert der Befund vom Kohlmarkt keinen Hinweis darauf, welcher Siedlungstyp den Kontext der Grubenhäuser hier gebildet hat.

Ein weiterer Aspekt, der im Folgenden Gewicht erhalten wird, muss angesprochen werden: Grubenhäuser sind ein Kennzeichen der vergleichsweise weitläufigen ländlichen Siedlungen. In den räumlich engen frühen Städten fehlen sie bzw. sie rücken je nach Funktion als Keller oder Halbkeller unter die eigentliche Wohnbebauung. In der Braunschweiger Neustadt sind mit Holzplanken ausgekleidete Webkeller als funktionale Nachfolgeerscheinung der Grubenhäuser in der 1. Hälfte des 13. Jh. belegt.<sup>38</sup>

Da von der ältesten Kohlmarktpfase weder Dendrodaten noch scharf datierbare Einzelobjekte wie Münzen vorliegen, musste Rötting die Datierung der Siedlung nach der dort auftretenden markanten „Kohlmarktkeramik“ vornehmen.<sup>39</sup> Daneben gibt es für die Funde vom Kohlmarkt nur durch ihre stratigraphische Position zu dem darauffolgenden Gräberhorizont (s. u.) einen datierenden Hinweis. Rötting selbst schwankt in seinen Datierungen wiederholt zwischen „1. Hälfte 9. Jh.“<sup>40</sup> und

„Fronhöfen“ aus archäologischer Perspektive vgl. Michael GESCHWINDE: Die Anfänge der Stadt Braunschweig im Spiegel archäologischer Quellen. In: MEIBEYER/NICKEL (wie Anm. 15), S. 105–125.

34 Zur Rolle des Villikationssystem im Rahmen der präurbanen Entwicklung in Sachsen vgl. Heiko STEUER: Zur Archäologie der Städte in Norddeutschland westlich der Elbe. Grundlagen und Anfänge der Stadtentwicklung. In: DERS., G. BIEGEL (Hrsg.): Stadtarchäologie in Norddeutschland westlich der Elbe. Bonn 2002 (Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters, Beiheft 14), S. 17–19.

35 Monika BERNATZKY, Birte LEHNBERG, Birte: Die mittelalterliche Siedlung am Petersteich bei Süplingenburg, Ldkr. Helmstedt. In: Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 78 (2009), S. 149–174.

36 KÖNIG, Sonja: „lütken freden wisk... Die mittelalterliche Siedlung Klein Freden bei Salzgitter vom 9.–13. Jh. Siedlung – Fronhof – Pferdehaltung. Rahden/Westf. 2007 (Materialhefte zur Ur- und Frühgeschichte Niedersachsens 36). Die Aufzählung ließe sich ergänzen: Ohrum WF (Ines REESE: Vom Hölzchen aufs Stöckchen – und zurück? Ein Grubenhaus aus Ohrum. In: Archäologie in Niedersachsen 7 (2004), S. 109–114.), Helmstedt HE (Michael GESCHWINDE, Ines REESE: Helmstedt StNr. 56, Gde. Stadt Helmstedt. In: Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte, Beih. 13 (2010), S. 129–130), Neu-Büddenstedt HE (Jörg WEBER: Neu-Büddenstedt FStNr. 10. In: Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte, Beih. 13 (2010), S. 281–285). Die großen Zentralhöfe der Villikationsverbände erscheinen offenbar besonders markant im archäologischen Befundbild.

37 Tobias GÄRTNER: Die mittelalterliche Wüstung Edingerode. Archäologische Untersuchungen auf dem Expogelände in Hannover. Rahden/Westf. 2004 (Beiträge zur Archäologie in Niedersachsen 6).

38 Karsten KABLITZ: Die Braunschweiger Neustadt im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Archäologische Untersuchungen an der Weberstraße und der Langen Straße 1997 bis 1999. Rahden/Westf. 2005 (Beiträge zur Archäologie in Niedersachsen 10). 2005.

39 RÖTTING (wie Anm. 17), S. 29.

40 Ebd., S. 116.

„9./1. Hälfte 10. Jh.“<sup>41</sup>, was angesichts des wenig bestimmten Typen- und Warenspektrums der handgeformten Keramik nachvollziehbar ist. Mittlerweile liegen Datierungen derartiger Waren dendrochronologisch abgesichert auch aus dem 11. Jh. vor.<sup>42</sup> Angesichts der schwierigen Ausgangsposition lässt sich damit gegenwärtig keine wirklich belastbare exakte Datierung der frühesten Siedlungsspuren am Kohlmarkt erarbeiten: Ein Beginn der Siedlung am Kohlmarkt im 9. Jh. ist, nimmt man alle verfügbaren archäologischen Fakten zusammen, am wahrscheinlichsten.<sup>43</sup>

Damit verschiebt sich die archäologische Entscheidung über die Frage nach dem Beginn der Besiedlung am Kohlmarkt auf die nachfolgende Phase, die geprägt ist durch die Weihe der Pfarrkirche St. Ulrici mit zugehörigem Friedhof in den 30er Jahren des 11. Jh. Am Anfang steht eine hölzerne Vorgängerkirche, deren nur teilweise erhaltener Grundriss von Rötting rekonstruiert werden konnte.<sup>44</sup> Dem auffällig gestauchten Kirchenschiff konnte Rötting nur fünf Pfosten zuordnen, ebenso viele Pfosten sind in dem vorgelegten Plan hypothetisch. Besser belegt ist der kleine eingezogene Rechteck-Chor. Eine direkte Datierung für die Kirche existiert nicht, vielmehr vermutet Rötting ihre Erbauung in der 2. Hälfte des 9. Jh. aufgrund der stratigraphisch zuweisbaren Bestattungen und der Abfolge nach den älteren Siedlungsgruben und den Grubenhäusern der 1. Hälfte des 9. Jh. Frühe Holzkirchen *ecclesiae lignae*<sup>45</sup>, sind trotz ihrer häufigen Nennung in zeitgenössischen Texten vor 1000 in Norddeutschland als archäologischer Befund bisher selten; den beiden frühen Holzkirchen in Tostedt, Ldkr. Harburg, kommt daher exemplarischer Charakter zu.<sup>46</sup> Es muss derartige Kirchen in der Frühphase der Christianisierung in Ostsachsen häufig gegeben haben, wo sich die Steinarchitektur abseits der Bischofs- und Königsplätze nur langsam ab 1000 durchsetzte. Die Übereinstimmungen zwischen Tostedt<sup>47</sup> und St. Ulrici, Bau I, überzeugen, auch wenn in Tostedt vier anstelle von drei Pfostenjochen das Mittelschiff bilden und dieses daher weniger gedrungen erscheint. Beide Kirchen stellen offenbar einfache Saalkirchen mit eingezogenem Rechteckchor dar, deren Wände vermutlich in Stabbauweise aus senkrechten Holzbohlen, die in Schwellbalken gesetzt waren, gebildet wurden.

Diese Grundform blieb auch in der nachfolgenden ältesten in Stein ausgeführten Phase erhalten, wobei jetzt beide Kirchen in ihren Proportionen fast identisch sind.<sup>48</sup> Einziger Unterschied ist der in Tostedt dem Westabschluss vorgelagerte

41 Ebd., S. 29.

42 RIEGER, 2007 (wie Anm. 17), 51–54.

43 Die von Stephan alternativ erwogene Spätdatierung 10./11. Jh. ist von der weiteren Forschung kaum aufgegriffen worden. STEPHAN (wie Anm. 23), S. 41.

44 Hartmut RÖTTING: Die Entwicklung der frühen Stadt am Beispiel der Braunschweiger Altstadt. Archäologisch-Historische und Archäometrische Forschungsergebnisse. In: STEUER/BIEGEL (wie Anm. 34), S. 114, Abb. 64.

45 ZIMMERMANN: *Ecclesia lignea und ligneis tabulis fabricata*. In: Bonner Jahrbuch 158 (1958), S. 414–452.

46 Hans DRESCHER: Tostedt. Die Geschichte einer Kirche aus der Zeit der Christianisierung im nördlichen Niedersachsen bis 1880. Hildesheim 1985 (Materialhefte zur Ur- und Frühgeschichte Niedersachsens 19).

47 Ebd., Taf. 50.

48 Ebd., Taf. 49; RÖTTING (wie Anm. 17), Abb. 65.

Turm/Eingangshalle. Bei St. Ulrici folgen auf die 2. Bauphase, für die der auf dem Oker-Ostufer anstehende Rogenstein verwendet wurde, in kurzen Abständen weitere Umbauphasen bis zur Pfeilerbasilika Bau IV.<sup>49</sup> Die sehr komplex rekonstruierte Bauabfolge erlaubt es noch nicht, eindeutig eine der Bauphasen der in den 30er Jahren des 11. Jh. durch den Hildesheimer Bischoff Godehard geweihten Kirche zuzuweisen. Treffen Röttings Beobachtungen zu und es handelt sich um die Pfeilerbasilika Bau IV<sup>50</sup>, würde dies ein erstaunliches Maß an Bauaktivität im 10. Jh. voraussetzen. Demgegenüber plädierte Stephan<sup>51</sup> für eine Erbauung von St. Ulrici Phase II oder II (a) in den Jahren kurz vor 1130, so dass dann möglicherweise die älteste Steinkirche dem von Bischoff Godehard geweihtem Bau entsprechen würde.

Der Grabungsbefund von St. Ulrici erweist sich damit ebenfalls als nicht eindeutig: Das von Rötting in Vorberichten entwickelte Modell ist plausibel, lässt sich aber mangels exakter Datierungen für die einzelnen Bauphasen bisher nicht verifizieren. Erstaunlicherweise bleiben auch die Datierungen der frühen Phasen der Tostedter Kirche letztlich offen und zeigen damit ein offenbar grundlegendes methodisches Problem derartiger Kirchengrabungen.

Das die Kirche umgebende Gräberfeld weist St. Ulrici als Pfarrkirche aus. Rötting erarbeitete zwei Bestattungshorizonte, die er auf die älteste Holz(Bau I)- und die älteste Steinkirche (Bau II) aufteilte.<sup>52</sup> Ohne der abschließenden wissenschaftlichen Auswertung der Grabungen vorgreifen zu wollen, sei darauf hingewiesen, dass die Graborientierung der meisten Bestattungen beider Belegungsphasen mit der Phase Bau II übereinstimmen und von der der Phase Bau I abweichen. Die auch bei der ältesten Kohlmarktkirche zu beobachtende stärkere Abweichung nach NO-SW vom vorgegebenen *ab oriente in occidentem* hängt vielleicht damit zusammen, dass die ältere Tradition der Festlegung der Ost-West-Achse am längsten Tag (21. Juni) abgelöst wurde von einer zur Tagundnachtgleiche. Daneben sind offenbar auch manche Kirchen ausgerichtet nach dem Sonnenaufgang am Tag ihres Patronatsheiligen.<sup>53</sup> Projiziert man alle Bestattungen der beiden ältesten Gräberhorizonte in einen Plan (Abb. 2), ergeben sich daraus abgesehen von dem Scheibenfibelfgrab Best. 48, das unmittelbar unter der südlichen Mauer der Apsis liegt, keine Überschneidungen zu Bau II. Daher wäre als alternatives Denkmodell einzubeziehen, dass die Mehrzahl der Bestattungen auch der Kirche Bau II zugeordnet werden können, deren hölzerner Vorgänger dann vielleicht eher als eine Kapelle anzusehen wäre.

Für die Datierung der Bestattungen des Kohlmarkt-Friedhofes haben in der bisherigen Diskussion die drei Gräber mit Emailscheibenfibeln Best. 42, 48 und 97 eine besondere Rolle gespielt. Alle drei Gräber liegen dicht neben bzw. unter dem Rechteckchor der beiden ältesten Bauphasen, also dort, wo *ad sanctos* in unmittelbarer Nachbarschaft zu den im Altar verborgenen Reliquien die prominentesten Bestattungsplätze der Kirche liegen. Anhand von Parallelen wurden die drei Fibeln von

49 RÖTTING (wie Anm. 17) S. 23, Abb. 11, 116.

50 Ebd., S. 116.

51 STEPHAN (wie Anm. 23), S. 41.

52 RÖTTING (wie Anm. 17), Abb. 64 und 65.

53 DRESCHER (wie Anm. 46), S. 21.

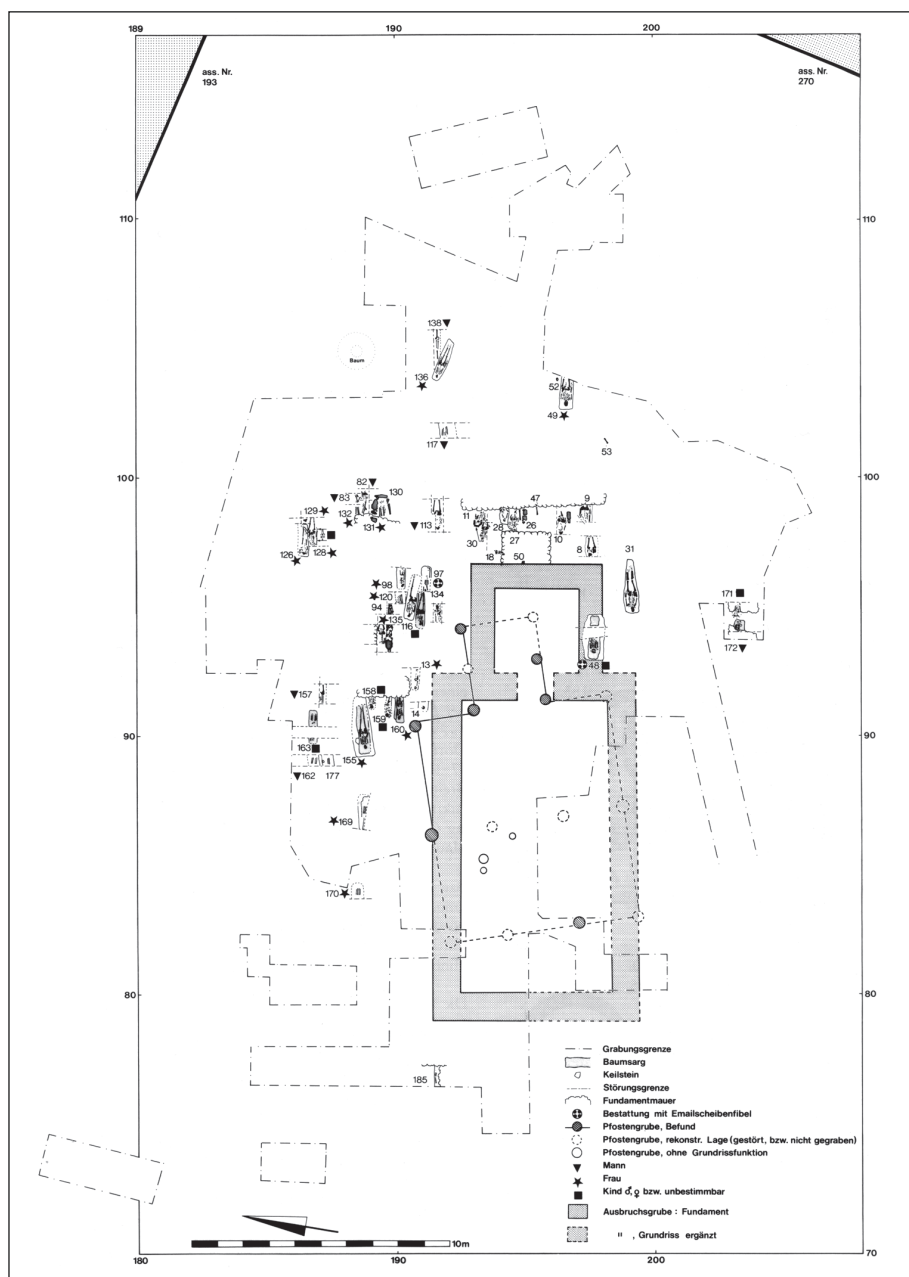


Abb.2: Das Gräberfeld auf dem Kohlmarkt mit den Phasen I und IIa von St. Ulrici. Über-einanderprojektion der Pläne RÖTTING (wie Anm. 22), S. 189, Abb. 64 und S. 190, Abb. 65 mit leichten Änderungen. NLD Braunschweig, Max Grief.



Karl Dinklage in die zweite Hälfte des 9. Jh. datiert<sup>54</sup>, wobei Hans-Georg Stephan<sup>55</sup> (vgl. hierzu die Kritik von Edgar Ring<sup>56</sup>) für eine weniger dezidierte Datierung plädierte und auf ein mögliches Vorkommen derartiger Fibeln noch nach der Jahrtausendwende hingewiesen hat. In der jüngsten Bearbeitung gelangte A. Lungershausen<sup>57</sup> unter Diskussion der neuesten Literatur zu der Einschätzung, dass Gräber mit Scheibenfibeln ab der 2. Hälfte des 9. Jh. und noch in der Mitte des 10. Jh. datiert werden können. H. Rötting selbst datierte die Fibeln zuletzt ebenfalls in das späte 9. bis spätere 10. Jh.<sup>58</sup>

Fasst man den gegenwärtigen archäologischen Kenntnisstand zusammen, so ergibt sich, dass im Bereich des Kohlmarktes im 9. Jh. eine ländliche Siedlung bestand, die vermutlich eine gewisse zentrale Position in einem grundherrschaftlich geprägten Siedlungsgefüge einnahm, was dazu führte, dass um 900/im 10. Jh. hier eine Kirche errichtet wurde, deren vermutlich ursprünglicher Holzbau um 1000 durch eine Steinkirche mit eingezogenem Rechteckchor ersetzt wurde. Aber noch zu diesem Zeitpunkt weist archäologisch gesehen nichts darauf hin, dass die Siedlung den für eine größere ländliche Siedlung dieser Zeit kennzeichnenden Rahmen überschreitet. Vor der 2. Hälfte des 11. Jh.s gibt es auf dem westlichen Okerufer keine archäologischen Hinweise, die auf eine von der „Normalität“ ländlicher Siedlungsmuster des Nordharzvorlandes herausragende Entwicklung hindeuten. Mit der Kohlmarktsiedlung fassen wir zunächst einen Prozess, der analog zum häufig verwendeten Bild der „Stadtwerdung“ als „Dorfwerdung“ bezeichnet werden kann. Für eine Handwerker- und Kaufleute-Siedlung im Bereich des Kohlmarktes gibt es in dieser frühen Zeit keinen Hinweis.

Aus archäologischer Perspektive ist der für die frühe Geschichte der Stadt immer noch problematischste Bereich die Burg Dankwarderode. Hier haben die intensiven Überformungen seit dem hohen Mittelalter dazu geführt, dass archäologische Relikte nur äußerst fragmentarisch erhalten geblieben sind und wohl nur ein glücklicher Zufall dazu führen könnte, die zahlreichen offenen Fragen damit zu beantworten.

Damit hängt archäologisch alles von der Grabung H. Röttings im Vieweghaus 1981–83 ab.<sup>59</sup> Trotz der bis zu 3 m mächtigen Schichtpakete ließen sich aufgrund der geringen Fläche der Grabungen nur unbefriedigende Ergebnisse erzielen. Dennoch war es möglich, sechs Hauptphasen zu unterscheiden.

Phase 1/2 mit Hinweisen auf Grubenhäuser, Brunnengruben, Rogensteinmauerwerk und Mörtelverwendung datierte Rötting anhand von Funden von „Kohlmarktkeramik“ zunächst in die 2. H. des 9. Jh. und votierte damit für eine sehr frühe Ent-

54 Karl DINKLAGE: Die Emailscheibenfibeln vom Kohlmarkt in Braunschweig, ihre Zeitstellung und Verbreitung. In: RÖTTING (wie Anm. 17), S. 271–273.

55 STEPHAN (wie Anm. 23).

56 Edgar RING: Die Königspfalz Werla. Die mittelalterliche Keramik. In: Forschungen und Berichte des Braunschweigischen Landesmuseums 1 (1990), S. 36.

57 Axel LUNGERSHAUSEN: Buntmetallfunde und Handwerksrelikte des Mittelalters und der frühen Neuzeit aus archäologischen Untersuchungen in Braunschweig. Rahden/Westf. 2004 (Materialhefte zur Ur- und Frühgeschichte Niedersachsens 34), S. 23 f.

58 RÖTTING 2002 (wie Anm. 43), S. 129, Anm. 5.

59 RÖTTING (wie Anm. 17), S. 130 ff.

stehung der Burg.<sup>60</sup> Zwar räumte er in späteren Veröffentlichungen die Möglichkeit der Entstehung der Burg noch in der späteren zweiten Hälfte des 10. Jh. ein,<sup>61</sup> kehrte jedoch in seiner bisher letzten Publikation zu diesem Thema wieder zu seinem ursprünglichen Ansatz zurück.<sup>62</sup> Weiter ging Stephan, der eine Gründung der Burg erst um 1000 erwog.<sup>63</sup> Da durch die nunmehr in Betracht gezogene Spätdatierung auch der archäologisch-historische Kontext der folgenden vier Phasen neu geprüft werden muss, bleibt die Diskussion über die Vieweg-Grabung neu aufzurollen. Allerdings ist angesichts des Mangels an charakteristischem, datierenden Fundgut fraglich, ob dabei stadthistorisch relevante Ergebnisse erzielt werden können. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt lässt sich aus archäologischer Sicht also weder zum Aussehen noch zu Entstehung der Burg auf der markanten Halbinsel am Westufer der Oker Sicheres beitragen.<sup>64</sup>

### Die Entwicklung auf dem Ostufer der Oker

Die Zufälle der vom Baugeschehen diktierten Untersuchungsflächen der archäologischen Denkmalpflege haben dazu geführt, dass erst seit 2004 zunehmend auf dem östlichen Okerufer aufschlussreiche Neuentdeckungen gelangen, die zu einer archäologischen Neubewertung der frühesten Stadtgeschichte Braunschweigs vor 1100 beitragen. Bereits 1972 hatte Franz Niquet im Rahmen kursorischer Notgrabungen beim Bau des Galeria-Kaufhauses einen auf einem runden Steinfundament aufsitzenden Holzkastenbrunnen bergen können, der nachträglich mit einer dendrochronologischen Datierung in das Jahr 1064  $\pm$  6 (DELAG Göttingen) den bis vor kurzem ältesten gesicherten archäologischen Fixpunkt für Braunschweig darstellte.<sup>65</sup> Der Brunnen enthielt auf der Sohle Scherben der Warengruppe Rieger A2 und A3, also Kugeltopfkeramik älterer Machart ( $\pm$  11. Jh.) und jüngere Kugeltopfkeramik älterer Machart ( $\pm$  12. Jh.).<sup>66</sup> In den folgenden Jahren gewährten im Bereich der Alten Wiek flächenmäßig kleine Bodenaufschlüsse nur unvollkommenen Einblick,<sup>67</sup> die zwangsläufig wenig Substanz für eine archäologische Auseinandersetzung mit der vorstädtischen Phase auf dem Ostufer der Oker boten. Dies führte dazu, dass der Focus der archäologischen Betrachtung fast ausschließlich auf die Befunde auf der gegenüberliegenden Okerseite gerichtet blieb.

Erst mit der Errichtung des ECE-Einkaufszentrums „Schlossarkaden“ setzte ab 2004 eine hohe Bauaktivität in dem bisher eher abseitigen Quartier ein, so dass hier erstmals großflächige systematische Grabungen durchgeführt werden konn-

60 RÖTTING (wie Anm. 17), S. 132.

61 RÖTTING (wie Anm. 44), S. 129 Anm. 2.

62 RÖTTING (wie Anm. 22) S. 648f., Abb. 3. Als wesentlichen Argumentationspunkt führt Rötting hier ein C14-Datum von Holzkohle aus der Schicht 35 an. Da das Rohdatum nicht vorgelegt worden ist, lässt sich die gemessene Datierung nicht überprüfen. Das Errechnen eines Mittelwertes, wie hier vorgenommen, ist kein zulässiges Verfahren.

63 STEPHAN (wie Anm. 23), S. 41.

64 GESCHWINDE (wie Anm. 33), S. 118.

65 RÖTTING (wie Anm. 44), S. 128, Abb. 2, 13; RIEGER (wie Anm. 18), S. 19.

66 RÖTTING (wie Anm. 44), S. 128, Abb. 2. Vgl. RIEGER (wie Anm. 18), S. 51–55.

67 RÖTTING (wie Anm. 18), S. 336–337; RÖTTING (wie Anm. 44), S. 131.



ten. Zunächst wurde 2004 überraschend am Rand der Schlosspark-Grabung ein bemerkenswert gut erhaltener Ausschnitt der frühesten Besiedlungsphase der Alten Wiek entlang der ehemaligen Friesenstraße aufgedeckt.<sup>68</sup> 2005 folgte die erste Ausgrabung an der Ritterstraße<sup>69</sup>, ergänzt durch die Grabung 2009<sup>70</sup>. Dagegen blieben die Grabungen im Bereich des „Schlosscarrées“ für die Untersuchung der vor- und frühstädtischen Epoche ohne Belang.<sup>71</sup>

Bei der Schlossparkgrabung 2004 wurden in den Abschnitten B und E Befunde des 11. Jh. angeschnitten, die zu Parzellen westlich der ehemaligen Friesenstrasse am Rand der Okerniederung gehörten. Die älteste Besiedlungsphase ist gekennzeichnet durch wenige Grubenbefunde und Herd- bzw. Feuerstellen,<sup>72</sup> und datiert nach der darin enthaltenen Keramik frühestens in die 2. Hälfte des 10. Jh.<sup>73</sup> Eisenschmiedeschlacken liefern einen Hinweis auf die Tätigkeit eines Schmiedes, und regelmäßige Hackspuren im anstehenden Sand, die nur unter den Fußböden der nächstfolgenden Bauphase erhalten geblieben sind, belegen landwirtschaftliche Tätigkeit. Die darauffolgende Phase<sup>74</sup> zeigt dann bereits eine verdichtete Aufsiedlung des Areals. Dazu gehört ein 6 m langer und 3 m breiter Pfostenbau mit einer Feuerstelle in der Nordwestecke. Eine südlich des Hauses ausgegrabene Reihe kleiner Pfosten deutet auf einen Zaun, der die Hofstelle begrenzte.<sup>75</sup> In der nördlich anschließenden Untersuchungsfläche E wurde ein bemerkenswertes 12,8 x 8,3 m großes dreischiffiges Pfostenschwellriegelhaus mit einem 3,5 x 4 m messenden Halbkeller beobachtet<sup>76</sup> (Abb. 3). Riegers Analyse zeigt, dass es sich bei diesem, von ihm erstmals in Braunschweig nachgewiesenen Bautypus um eine im ländlichen Raum entstandene Form handelt, die von dort in die frühen Städte übertragen wurde.<sup>77</sup> Giebelparallel dazu und offenbar auf der gleichen Parzelle stand ein ungewöhnlich großes, rekonstruiert 4 x 12 m messendes Grubenhaus, das leider nur teilweise ausgegraben werden konnte.<sup>78</sup> Dieses Grubenhaus unterscheidet sich allein schon durch seine Ausmaße deutlich von den in der Regel 3 x 4 m großen Grubenhäusern, die in Ostsachsen vom 10. bis 12. Jh. zum typischen Inventar der ländlichen Siedlungen rechnen. Die Interpretation Riegers<sup>79</sup>, dass es sich um ein großes Gebäude zur Aufstellung mehrerer parallel arbeitender Gewichtswebstühle handelt, wie sie z. B. von der Pfalz Tilleda bekannt sind, ist überzeugend. Derartig große Webgrubenhäuser sind in den

68 RIEGER (wie Anm. 18).

69 Götz ALPER: Innenstadt, Gde. Stadt Braunschweig, KfSt, Braunschweig, Reg. Bez. BS. In: Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte, Beih. 12. Stuttgart 2006, S. 167–168.

70 Dirk RIEGER: *brunesguik* – Brunswik. Archäologische Untersuchungen zur Frühphase der Stadt Braunschweig. Ein Kurzbericht. In: Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 80 (2011) (im Druck).

71 Dirk RIEGER: Innenstadt FStNr. 17, Gde. Stadt Braunschweig. In: Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte, Beih. 13 (2010), S. 275–277.

72 RIEGER (wie Anm. 18), S. 21.

73 Ebd., S. 65.

74 Ebd., S. 21–44, 65–68.

75 Ebd., S. 22 Abb. 2.

76 Ebd., S. 23–28, Abb. 4.

77 Ebd., S. 30–36.

78 Ebd., S. 36–41, Abb. 16, vgl. Taf. 17.

79 Ebd., S. 38. Vgl. RIEGER im Druck (wie Anm. 70).

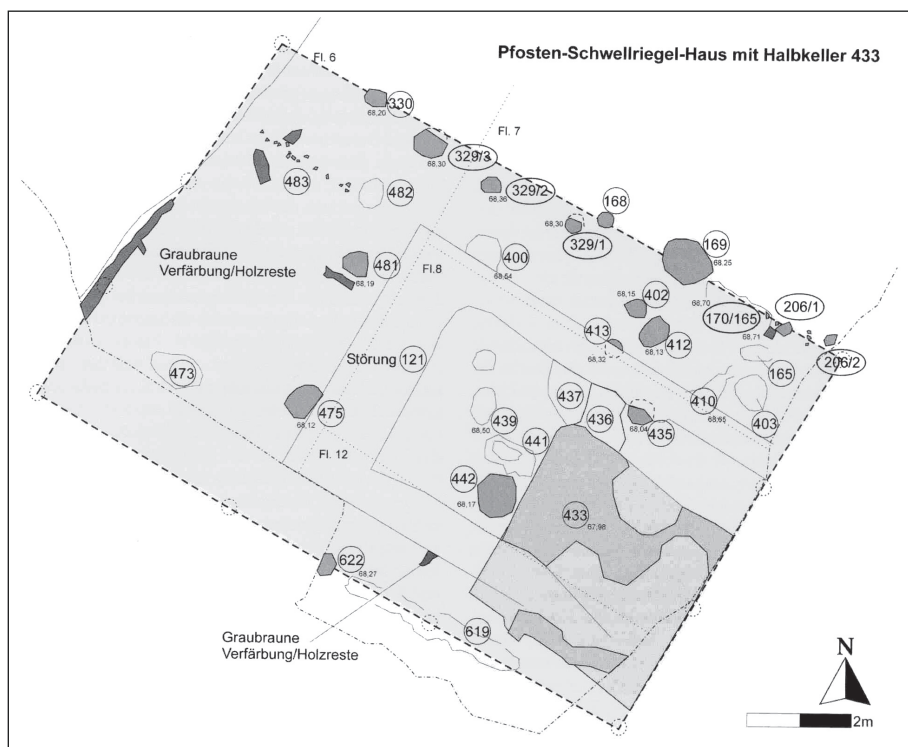


Abb. 3: Das am Nordrand der Alten Wiek (Friesenstrasse) ausgegrabene dreischiffige Pfostenschwellriegelhaus mit Halbkeller ist eine Bauform, die offenbar typisch für den Übergang von ländlichen zu frühstädtischen Siedlungsformen ist. Nach RIEGER (wie Anm. 18), Abb. 4

Quellen als *Genitien* seit der Karolingerzeit belegt<sup>80</sup> und ein wichtiger Hinweis auf eine den Eigenbedarf übersteigende Tuchproduktion.

Der Eindruck, dass sich aufgrund der an einer alten Strasse orientierten Parzellierung des Geländes und der insgesamt verdichteten Bebauung hier ein Siedlungsmuster abzeichnet, das sich von der bekannten ländlichen Siedlung des frühen und beginnenden Hochmittelalters unterscheidet,<sup>81</sup> hat sich bei den neuesten Untersuchungen an der Ritterstraße 2009 weiter verstärkt. Auch dort wurde, wenn auch nur ausschnittsweise, eine Bebauung mit kleinen ebenerdigen Pfostenbauten mit Feuerstellen, mit Grubenhäusern und Parzellierungsgräben ergraben.<sup>82</sup> Vom selben Grundstück stammt ein Holzkastenbrunnen, dessen Konstruktion der des „Galeria-Brunnens“ von 1064 +/- 6 weitgehend entspricht, und der das für die Braun-

<sup>80</sup> Vgl. GESCHWINDE (wie Anm. 64), S. 121.

<sup>81</sup> GESCHWINDE (wie Anm. 33), S. 121–122.

<sup>82</sup> RIEGER im Druck (wie Anm. 70).

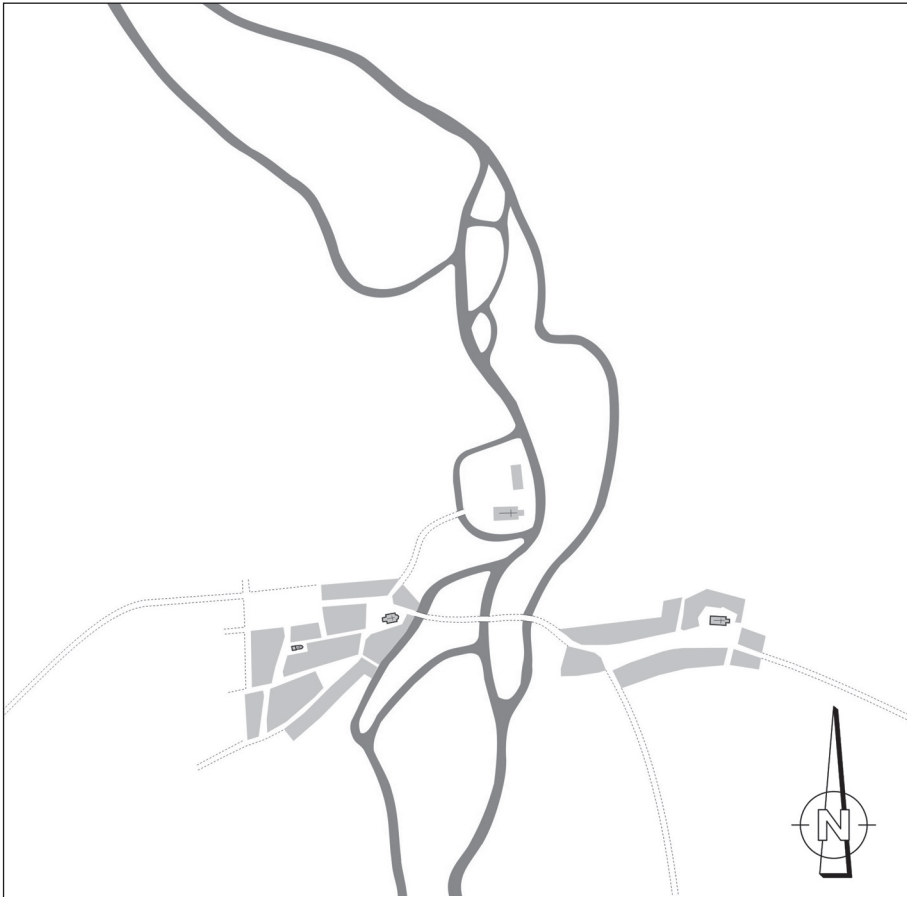


Abb. 4: Die Anfänge der frühen Stadt aus archäologischer Perspektive: Braunschweig um 1100. Nach RIEGER (wie Anm. 20), S. 177 Abb. 1

schweiger Stadtgeschichte bisher früheste archäologische Datum überhaupt erbracht hat.<sup>83</sup>

DELAG 344R01-1: Endjahr 1014, Ringe bis Waldkante 7 (+/-6), Fälljahr 1021 (+/-6) sowie

DELAG 344R02-0: Endjahr 1005, Ringe bis Waldkante > 6, Fälljahr > 1011.

Ein weitere überraschende Parallele der Befunde an der Ritterstraße zu denen im Schlosspark war, dass auch an der Ritterstraße dem Siedlungsbeginn eine land-

<sup>83</sup> Michael GESCHWINDE, Dirk RIEGER: Braunschweig 1021. In: Archäologie in Deutschland 2010, S. 2, 48.

wirtschaftliche Nutzung des Geländes voraus ging, belegt durch Hack- und Grabe Spuren. Da auch 1992 bereits in der Nähe der Magnikirche in den gewachsenem Sand humos eingreifende Arbeitsspuren mit Hacke und Spaten, dabei „Kohlmarktkeramik“<sup>84</sup>, beobachtet wurden, kann das eigentlich nur bedeuten, dass das gesamte Gelände der Alten Wiek auf einer bis unmittelbar vor Entstehung der Siedlung genutzten Ackerflur liegt.

Ein letzter, in diesem Zusammenhang wichtiger Aspekt sind die Reste eines geplanten Befestigungswalles, dessen Verlauf die heutige Ritterstrasse folgt.<sup>85</sup> Der wahrscheinlich zugehörige Befestigungsgraben ist bereits 1984 auf dem Hinterhof des Grundstückes Klint 2–3 angeschnitten worden.<sup>86</sup> Keramische Funde aus der Wallschüttung datieren in die Zeit um 1000.<sup>87</sup> Die archäologischen Befunde entsprechen den siedlungsgeographischen Forschungsergebnissen zur Alten Wiek damit sehr genau.

Damit zeichnet sich ab, dass die Besiedlung der Alten Wiek in den ersten Jahrzehnten des 11. Jh.s in einem bemerkenswert großen Areal schlagartig einsetzt, und zwar auf einer bis dahin landwirtschaftlich genutzten Flur. Auf Strassen ausgerichtete Parzellierungen und eine kleinteilige Bebauung mit ebenerdigen Pfosten- und Grubenhäusern zeigen eine deutlich andere Struktur als die ländlichen Weiler mit Wohnstallhäusern und Mehrausgehöften, hebt sich aber auch deutlich ab von den grundherrlichen Fronhöfen mit ihren Ballungen von Grubenhäusern. Wenn das Bild, das die nur ausschnittshaften archäologischen Einblicke suggerieren, richtig ist, verdankt die Alte Wiek ihre Entstehung einem gezielten Gründungsakt und ist von Anbeginn als eine Siedlung konzipiert, deren wirtschaftlicher Schwerpunkt nicht in der landwirtschaftlichen Produktion beruhte, sondern im weiterverarbeitenden Sektor, insbesondere in der Tuchmacherei, und wahrscheinlich im Handel damit. Im 11. Jh. war die Alte Wiek in dem frühurbanen Siedlungsgefüge, aus dem sich nach 1100 die frühe Stadt formieren sollte, der von seiner Bevölkerung und wirtschaftlichen Bedeutung stärkste Teilbereich.

Die archäologischen Untersuchungen zeigen aber auch, dass der wirtschaftliche „Boom“ der Alten Wiek im 11. Jh. schon im beginnenden 12. Jh. beendet war. Aufgrund des Fehlens von Funden des mittleren und späten 12. Jh. vermutet Rieger<sup>88</sup> einen Zusammenhang mit dem Zug Kaiser Heinrichs V. gegen Braunschweig im Jahr 1115. Bereits zu Beginn des letzten Viertels des 11. Jh. hatte aber die Siedlung auf dem Oker-Westufer eine eigenen Dynamik entfaltet, die sie vermutlich noch vor 1100 die zentrale Rolle im Siedlungsgefüge der sich nunmehr bereits abzeichnenden frühen Stadt gewinnen ließ. Die bisherigen Grabungen haben in der Alten Wiek weder Hinweise auf Überflutungen noch auf Zerstörungen deutende Brandschichten ergeben. Vielmehr scheint die Siedlung verödet und verlassen worden zu sein, und in Teilen wurden aufgelassene Siedlungsflächen wieder als Acker- oder Gartenland

84 Stadtgrabung 114 / 132 (1992): RÖTTING (wie Anm. 17), S. 337.

85 RIEGER im Druck (wie Anm. 70).

86 RÖTTING (wie Anm. 17), S. 336.

87 RIEGER im Druck wie Stadtgrabung 114 / 132 (1992): RÖTTING (wie Anm. 22), S. 337.

88 RIEGER im Druck (wie Anm. 70).

genutzt. Erst um 1200, als das Areal in die mittelalterliche Stadtbefestigung einbezogen wurde, setzte die Siedlungsaktivität hier verstärkt wieder ein.

## Historische Siedlungsgeographie

Die aus den älteren Untersuchungen des Mitverfassers hervorgegangenen einschlägigen Ergebnisse sind als „Siedlungsgeographische Beiträge zur vor- und frühstädtischen Entwicklung von Braunschweig“ 1986 im Braunschweigischen Jahrbuch Bd. 67 umfänglich dargestellt und seither wiederholt fachlich gewürdigt und kritisiert worden.<sup>89</sup> Sie erfuhren an der o.a. Stelle in allen Einzelheiten sowohl hinsichtlich aller ihnen zu Grunde gelegten Quellen und Beobachtungen als auch der daraus gezogenen Schlussfolgerungen bereits eingehende Erläuterung und Begründungen. Auf deren ausführliche Wiederholung wird hier daher verzichtet, und allein die jeweiligen Sachverhalte werden knapp angeführt. Nur sofern dringend erforderlich, wird der Diskurs noch einmal aufgenommen und vertieft bzw. durch neue Erkenntnisse ergänzt. Wenn nicht gesondert bezeichnet, gilt hier stets die o.a. Stelle als Herkunftsbeleg.

### Frühmittelalterliche Dörfer im städtischen Nahbereich

Der Werdegang der frühmittelalterlichen Besiedlung ist hier auf den beiden Seiten der Oker unterschiedlich verlaufen. Der Fluss bedeutete die Grenze sowohl zwischen älteren Gauen als auch später zwischen den Bistümern Hildesheim und Halberstadt. Im westlichen Ostfalengau (auch Leragau) reichen dem Altersbefund ihrer Ortsnamen zu Folge ältere Dörfer aus der Zeit vor 800 z.T. bis unmittelbar an die Okerniederung heran. Für solche Altsiedlungen stehen insbesondere mit den Grundworten -ingen (Rüningen), -stedt (+Münstedt), -heim (Broitzem), -bere (Ölper) und -dorf (Lehndorf) gebildete Namen. Am Rande des östlichen Derlingaues hingegen trifft man erst einmal auf jüngere Orte. Deren weithin uniforme Namensbildungen mit dem Grundwort -rode (stets verbunden mit einem Personennamen als Bestimmungswort) erweisen diese als Rodungsdörfer, erst entstanden im Zuge kolonisationsmäßiger Aufsiedlung hier bis ins 9. Jh. noch vorhandener großer Waldungen.

Sehr wahrscheinlich als südliche Randzone des einstmals die Landschaft des sog. Papenteich zwischen Gifhorn und Braunschweig gänzlich bedeckenden alten Nordwald-Königsforstes zeichnet sich hier zwischen Oker und Wabe ein früheres noch fast geschlossenes Waldgebiet ab. Ähnlich der erst im 10. Jh. dann erfolgten planmäßigen Rodungskolonisation im inneren Teil des Nordwaldes (Papenteich), aus der Dörfer in vergleichbarer Bildungsweise ihrer Namen jedoch mit dem Grundwort -büttel hervorgegangen sind,<sup>90</sup> ist auch hier von einer einheitlich und zeitlich in einem

<sup>89</sup> Z.B. Notiz von Herbert SCHWARZWÄLDER. In: *Hansische Geschichtsblätter* 105 (1987), S. 145 f.

<sup>90</sup> Wolfgang MEIBEYER: *Siedlungskundliches über den Papenteich und die Frage seiner -büttel-Orte. Gifhorn 2004* (Schriftenreihe des Landkreises Gifhorn 22).

Zuge erfolgte Waldrodung in Verbindung mit planmäßiger Aufsiedlung, also einem grundherrlich geregelten Kolonisationsprozess, auszugehen (Abb. 5), daher die Einheitlichkeit der Ortsnamenbildung! Als weiteres analoges Beispiel dafür könnte auf die nach H. Goetting und R. Wenskus in der 2. Hälfte des 8. Jh.s im Raum Gandersheim abgelaufene liudolfingische Rodungskolonisation verwiesen werden, wo als Bestimmungsworte der dortigen -hausen-Orte sogar auch Leitnamen, d. h. häufig gebrauchte Personennamen dieses adligen Gründergeschlechts, zu verzeichnen sind, wie etwa Liudolf und Brun.<sup>91</sup>

Im Sachsenkartular von Kloster Fulda sind mindestens zwei für das Rodegebiet bei Braunschweig auch als Schenker genannte Personen als Namensgeber in den -rode-Ortsnamen unserer Region hoch wahrscheinlich: ein Gut in Lehre schenkender *Marquart* im Ortsnamen des wüsten *Marquarderode* am Dowesee sowie ein *comes* (Graf) *Turinc* als Tradent eines von ihm selbst neu gegründeten Dorfes *Duringesrod nouale* im Derlingau an der Oker (*iuxta Fluuium oncra*). Erwog bereits R. Wenskus die Lebenszeit des Marquart für die 1. Hälfte des 9. Jh.s, so bestätigt sich diese Datierung erneut aus der nachvollziehbaren Lebenszeit des Turinc um das Jahr 829. Da nur er als der Gründer des auch nach ihm selbst benannten Ortes in Frage kommt und dieser wegen seiner präzisen Lagebeschreibung im Kartular dem Braunschweiger Rodegebiet zugehörte, ist damit die Entstehungszeit auch der anderen -rode-Dörfer dort auf die fortgeschrittene Zeit der 1. Hälfte des 9. Jh.s festzulegen. Anzumerken ist, dass sich darunter zwei im Hinblick auf Liudolfinger oder Brunonen „leitnamenverdächtige“ Ortsbenennungen befinden, nämlich das wüste Ottenrode am Nussberg sowie das hier im Ferneren noch näher zu betrachtende Brunsrode/Brunswik.

Aus der siedlungsgeographischen Analyse der ehemaligen Feldmarksbereiche aller Wüstungsplätze im engeren Stadtgebiet lässt sich für Brunswik auf der Ostseite ein solcher präzis abgrenzbar festlegen. Damit ist dafür ein landwirtschaftlicher und somit dörflicher Ursprung erwiesen! Gleiches gilt für Dankwarderode auf der Westseite, dessen früherer Feldmarksbereich ungeachtet der dazwischen liegenden Okeraue mit dem auf der Ostseite daran heranreichenden Rodungsgebiet in eng-räumlichem Zusammenhang steht. Der o. a. Grenzcharakter der Oker ist kaum als Argument dafür geltend zu machen, für die Genese des ja auch in seiner Namensbildung übereinstimmenden Dankwarderode andere prozessuale und/oder zeitliche Umstände zu fordern als für die übrigen direkt angrenzenden -rode-Dörfer auf der Ostseite.<sup>92</sup> Über den namensgebenden Dankward kann nach Person und Stellung im Vergleich mit den o. a. Marquart und Turinc womöglich als nahebei begüterten Grundherrn freilich nur spekuliert werden.

Demnach lagen sich in der ersten Hälfte des 9. Jh.s beiderseits der Okeraue zwei landwirtschaftlich geprägte Ansiedlungen gegenüber. Eine zunächst nur gedachte Verbindungslinie zwischen ihren Ortslagen verläuft exakt über die schmalste Stelle, die die sumpfige Okeraue zwischen den beiderseitigen sandig-trockenen

91 Wolfgang MEIBEYER: Die Anfänge der Siedlungen. In: JARCK/SCHILDT (wie Anm. 29), S. 280 ff.

92 Vgl. EHLERS/FENSKE (wie Anm. 10), S. 58.

Niederterrassen aufweist. Das ist genau die Situation des zunächst als Furt, später über den „Damm“ genutzten, für die Stadtentwicklung standortverursachenden Okerübergangs im Netz der uralten Fernhandelsstraßen. Wenn die Platzwahl für die beiden Orte nicht unbeabsichtigt und gänzlich ohne Interesse an dieser Lagebeziehung erfolgt sein sollte – was sehr unwahrscheinlich ist –, wäre auch dem Okerübergang und mithin der West-Ost-Straßenverbindung ein Alter von mindestens um 800 zuzudenken. In dieser Einschätzung ist F. Timme zuzustimmen<sup>93</sup> und das auch deswegen, weil nach eigenen Geländeuntersuchungen in der Nähe des „konkurrierenden“ Übergangs von Ohrum in zunehmenden Maße Zweifel an diesem und der Altstraße über den Oderwald aufkommen.<sup>94</sup>

## Örtliche Strukturen und Siedlungsprozesse auf dem Oker-Ostufer

– Was verrät der Ortsname über Brunswik?

Im Jahre 1031 vollzog der zuständige Halberstädter Bischof Branthago in Gegenwart des von einem zahlreichen Gefolge begleiteten brunonischen Grafen Liudolf die Weihe der St. Magni-Kirche auf der Ostseite der Oker und ordnete dieser als Gemeindebezirk außer dem örtlichen *Brunesguik* noch die ansehnliche Zahl von 17 weiteren Plätzen (*villae*) zu. Den Bau selbst hatte – mit der Dotation von zwei Hufen Lehnland versehen – der Freie Hathegardus gestiftet, ein Lehnsmann des Grafen. Letzterer förderte die neue Kirche noch zusätzlich durch Zuweisung nahebei gelegenen (Feld-) Landes (*rus proximum*).

Die Bestandteile des bei dieser Gelegenheit überhaupt erstmalig schriftlich überlieferten, aus den zwei Elementen *Brunes-* und *-wik* zusammengesetzten Ortsnamens *Brunesguik* (=Bruneswik) informieren über den betroffenen Ort als den „Wik“ eines Brun(o). Wurde Wik wegen seines mehrfachen Vorkommens als Namensbestandteil bei frühmittelalterlichen Handelsplätzen im Ostsächsischen bislang im common sense als raum- und zeitgebundener Funktionsterminus für damalige Standorte des Fernhandels verstanden,<sup>95</sup> so forderte ein neuer Versuch der Uminterpretation nun sogar beider Elemente von *Brunes-wik* von sprachwissenschaftlicher Seite<sup>96</sup> deren erneute Realprüfung geradezu heraus – nun jedoch basierend auf siedlungskundlicher Methodik, u. a. durch strukturelle und genetische Analyse aller wik-benannten Siedlungen überhaupt in weiträumlichem Vergleich.

Als Vorgabe bietet sich dafür L. Schüttes grundlegende Untersuchung von 1976 an. Darin schließt er zwar einerseits eine rein sprachlich-etymologische Gleichsetzung von Wik und Handelsplatz aus. In Übereinstimmung mit der Etymologie (Wik erscheint ursprünglich gleichbedeutend mit „Abgrenzung“, „Zaun“. ) lässt er andererseits jedoch Wik-Plätze in einer sekundären Namensbedeutung als eingezäunte

93 TIMME (wie Anm. 6), S. 37.

94 Hermann VOGES: Der Oker-Übergang bei Ohrum. In: BsM 1921, S. 13 ff.

95 Dazu besonders TIMME (wie Anm. 11 bzw. 6).

96 MEIBEYER und UDOLPH in MEIBEYER/NICKEL (wie Anm. 15).



„Sonderrechts- und Immunitätsbezirke“ ausdrücklich zu,<sup>97</sup> also als anfänglich sichtbar abgegrenzte, (grundherrlich) privilegierte Anlagen – z.B. Bannbereiche. Dem entsprechende königlich verliehene Marktprivilegien wurden im 10. Jh. auch im Harzumland verliehen, wo sich u.a. 974 Osterwieck als besonders treffendes Vergleichsbeispiel anbietet.<sup>98</sup> Uneingeschränkt bestätigt die geographische Nachuntersuchung im ostsächsischen Raum für Wik seine herkömmlich so verstandene Wortbedeutung als – nun aber: grundherrlich privilegierter! – frühmittelalterlicher Handelsplatz.<sup>99</sup>

Für Braunschweig ist eine den Wik-Orten Schleswig und Osterwieck abzusehende Nebenbeobachtung von besonderer Relevanz. Denn in beiden Fällen vollzogen sich augenscheinlich nach dem örtlichen Aufkommen solcher herrschaftlich privilegierter Wik-Handelsplätze bei bereits bestehenden älteren dörflichen Siedlungen Veränderungen ihrer bisherigen Ortsnamen in der Weise, dass die aktuelle Handelsfunktion dieser Orte nun auch jeweils durch (umgangssprachliche?) Umbenennung deutlich proklamiert wurde: Ein älteres *Sliesthorp* (805) mutierte zu *Sliaswich* (ca. 850), *Ostrewic* (1073) trat als neuer Name auf für das vorherige *Saligenstedt* (974).

Wie zuvor gezeigt, ist für die *villa Bruneswik* ein eigener alter Feldmarksbereich nachweislich, dessen Existenz sich indirekt noch zusätzlich bestätigt mit dem in der Nähe der jungen Kirche gelegenen und dieser von Graf Liudolf 1031 übertragenen Feldland. Da aber der Handels-Wik erst in den Jahren vor 1030 entstanden sein wird, kann das mit der dortigen Feldmark verbundene bäuerliche – also zuvor nicht mit Marktfunktionen versehene – Dorf einen ursprünglichen Ortsnamen mit dem Grundwort *-wik* gar nicht getragen haben. Wenn das genuine Bestimmungswort seines alten Ortsnamens – analog zu Schleswig – als *Brunes-* beibehalten wurde, so muss dieses mit einem anderen Grundwort verbunden gewesen sein, das nach der Umbenennung in *Bruneswik* verloren ging. Entsprechend haben bereits der Historiker P. J. Meier 1922 sowie der Namenkundler W. Flechsig 1954 argumentiert.<sup>100</sup> Während letzterer sich für das Grundwort *-dorf* (somit für „*Brunsdorf*“) entschied, ist wegen des örtlichen Vorherrschens von *-rode*-Orten als Folge der Rodungskolonisation der 1. Hälfte des 9. Jh.s (Abb. 5) – ebenso wie bei dem benachbarten Dankwarderode – konsequent einem Grundwort *-rode* der Vorzug zu geben. Demnach wird eher „*Brunsrode*“ als Name des Dorfes in Frage kommen, welches hier vor dem Wikort Brunswik schon etwa 200 Jahre bestanden hatte. Der Platz seiner Ortslage muss entsprechend auch dem der anderen Dörfer entlang dem Okerfluss gesucht

97 Leopold SCHÜTTE: Wik. Eine Siedlungsbezeichnung in historischen und sprachlichen Bezügen. Köln 1976 (Städteforschung A/2) sowie DERS., Braunschweig und die (-)wik-Siedlungen in Europa. In: MEIBEYER/NICKEL (wie Anm. 15).

98 Vgl. Herbert SCHLESINGER: Der Markt als Frühform der deutschen Städte. In: Vor- und Frühformen der europäischen Stadt. Göttingen 1975 (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen., Phil.-Hist. Kl. 3. Folge, 83) sowie Wolfgang MEIBEYER: Beiträge zur frühmittelalterlichen Entwicklung Osterwiecks aus siedlungsgeographischer Sicht. In: Harz-Zeitschrift 57 (2005), S. 20ff.

99 MEIBEYER (wie Anm. 15), S. 89ff.

100 Ebd., S. 101f.



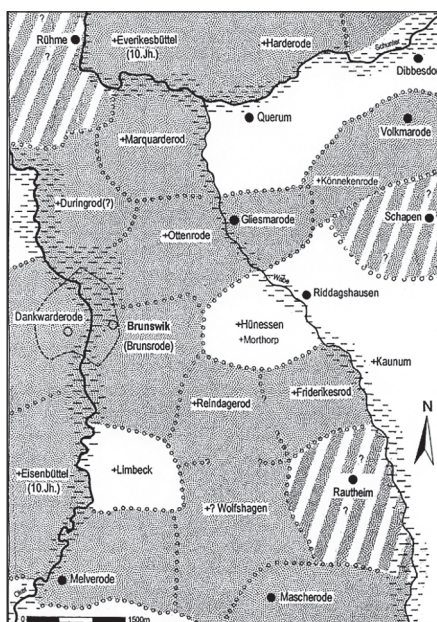


Abb. 5: Ungefähre Feldmarksbereiche von Rodedörfern und -wüstungen seit der 1. Hälfte des 9. Jh.s bei Braunschweig (gerastert). – Nicht ganz gesichert bei Rautheim, Röhme und Schapen wegen Ungewissheiten in der Einschätzung ihrer Ortsnamenbildungen

werden, nämlich am Rande der sandig-trockenen Niederterrasse vor dem Übergang in die sumpfige Niederung der Flussaue.

Das Ergebnis der topographisch-genetischen Analyse der Altenwiek als Nachfolgerin des 1031er Brunswik führt zu den folgenden Befunden:

– Planmäßiger Wik-Ort als genetischer Kern der Altenwiek

Es zeigt sich als nördlicher Kernbereich dieses später räumlich erheblich erweiterten, dann auch das St. Aegidienkloster von 1115 mit einschließenden Weichbildes eine unübersehbar planmäßig organisiert angelegte Marktsiedlung, die als eben jener Wik-Ort anzusehen ist. Als deren zentrales Element gibt sich eine zeitübliche Straßenmarkt-Anlage zu erkennen (Abb. 6: „Wik-Straßenmarkt“), welche eingebunden ist in den Verlauf der West-Ost-Altstraße zwischen deren Okerquerung *auf dem Damme* und ihrem Anstieg auf das Niederterrassenniveau am Magnitor. Die breitenmäßigen Abmessungen des eigentlichen Marktes betrugen zwischen 53 m im Westen an der Kuhstraße und etwa 30 m bei einer Längserstreckung von 150 m bis zur Einmündung der Friesenstraße bzw. 200 m bis zum Magnikirchhof. Durch spätere Bebauung (mit den drei kleinsten und gedrängtesten Straßenblöcken der gesamten raumengen historischen Stadt) dürfte diese alte Marktfläche wohl noch im Mittelalter aus dem Stadtbild verschwunden sein.

Mit der Kuhstraße aus Richtung Halberstadt und der nördlich (Bardowick) und nordöstlich (Altmark) orientierten Friesenstraße mündeten zwei weitere wichtige Fernstraßenverbindungen direkt in die solcherart als exzellent im örtlichen

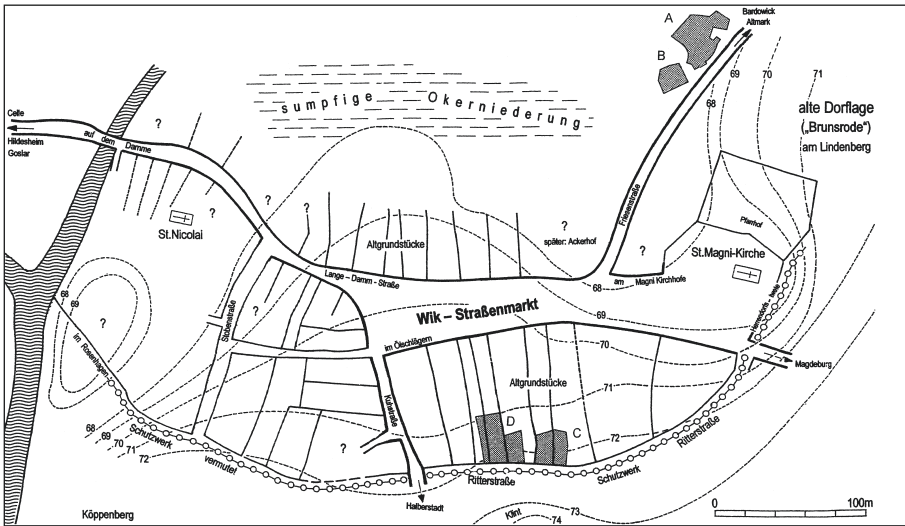


Abb. 6: Wahrscheinliches Grundrissbild des Wikortes Brunswik auf der topographischen Grundlage der Karten von Haacke, 1765 und Culemann, 1798; Höhenlinien nach H. Rötting, 1985 (wie Anm. 104); A–D: Archäologische Grabungsflächen

wie im überörtlichen Altstraßengefüge platzierte Marktanlage. Freilich kommt ein nachdrücklich von F. Timme postulierter Okerhafen nun nicht mehr als weiteres Stadtortmerkmal des Markortes in Frage. Eine (hoch)mittelalterliche Oker-Handels-schiffahrt scheint es überhaupt nicht gegeben zu haben. Dafür fehlen jegliche topo-graphischen und überlieferungsmäßigen Nachweise. Die dafür viel zitierten schiff-fahrtsrechtlichen Bestimmungen in Heinrichs des Löwen Rechtsprivilegien für das Weichbild Hagen haben sich als bloße Option, nicht als Nachweis für eine wirklich stattgefundene hochmittelalterliche „bedeutsame“ Frachtschiffahrt auf der unteren Oker herausgestellt.<sup>101</sup> Zu betonen ist aber die gleichzeitig mit der Weihe von St. Magni erfolgende gezielte Aufwertung des Kirch- und Handelsortes als Zentral-platz einer neu geschaffenen großen Gemeinde mit 17 weiteren Siedlungen. Ver-gleichbares findet sich auf der Westseite der Oker nicht.

Soweit aus dem differenzierten Parzellengefüge erst des 18. Jh.s rekonstruierbar, deuten auch die an den Straßenmarkt direkt angrenzenden ältesten (?) Grundstücke nach Form und Disposition augenscheinlich ebenfalls auf eine rational planmäßige Struktur hin mit ähnlichen Frontbreiten (Nordseite) sowie den gesamten Straßen-block südlich des Marktes bis zur Ritterstraße ursprünglich auf ganzer Länge durch-laufenden Besitzgrenzen. Vergleichbare Beobachtungen andernorts geben weitere Hinweise zur Grundrisstopographie: Es vollzieht mit großer Wahrscheinlichkeit der bogenartige Verlauf der Ritterstraße auch in seiner Fortsetzung nach Westen wo-

<sup>101</sup> Wolfgang MEIBEYER: Gab es wirklich eine „bedeutende“ Fracht-Schiffahrt auf der unteren Oker im hohen Mittelalter? In: BsJb 83 (2002), S.205 ff.

möglich sogar bis zum Rosenhagen in einem Zuge ein ehemaliges befestigungsähnliches Schutzwerk des Wik-Ortes nach. Dessen Süd- und Ostseite bedurften anders als die im Westen und Norden an die unbegehbare sumpfige Okeraue angelehnten Ränder des Ortes einer Sicherung nach der freien Landseite hin. Über seine solcherart elementare Sicherungsfunktion hinaus wird diesem Schutzwerk durchaus auch die Abgrenzung eines Rechtsbezirks, hier etwa des grundherrlich privilegierten Marktbanns, zuzusprechen sein. In mehrfacher Hinsicht verrät die gesamte Anlage ihre organisiert planmäßige Entstehung.

– Ein altes Dorf „Brunsrode“

Die topographisch-genetische Untersuchung des Altewiek-Areals selbst erbringt keine Hinweise für die Lokalisierung der ehemaligen Dorfstelle. Ihre Lage ist siedlungsgeographisch freilich wie die anderer Okerranddörfer nicht anders als in hochwassersicherer Lage über dem Auenrand anzunehmen. Dem entsprechen auch F. Timmes Lokalisierungshinweise auf ein seit dem 15. Jh. in der Schriftüberlieferung unter diesem Namen auftauchendes *Herrendorf*, nämlich hinter dem St. Magni-Pfarrgarten, nur wenig entfernt von der Kirche in nordöstlicher Richtung.<sup>102</sup> Dieses „Herrendorf“ ist mit dem ehemaligen „Brunsrode“ zu identifizieren. Siedlungskeramische Befunde bei Ausschachtungen in Kellerräumen von Gebäuden nahebei im Jahre 1992 bestätigten sowohl diesen Zusammenhang samt Lagebeziehung, sowie nach H. Rötting auch die Gleichzeitigkeit ihrer Datierung mit Funden aus seiner Kohlmarktgrabung.<sup>103</sup> Es ist davon auszugehen, dass dieses sonst niemals mehr erwähnte Dorf mit dem Aufkommen des Markortes (vielleicht mit dem Bau seiner Befestigung?) wüst gelegt worden ist bzw. derart in diesem aufgegangen ist, dass seine Ländereien von dort aus weiter bewirtschaftet wurden. Zum großen Teil finden sich diese ja bei dem herzoglichen Vorwerk am Ackerhof wieder, das Herzog Albrecht schließlich 1294 dem Marienhospital schenkte.

– Endete der Wik-Ort durch Oker-Hochwässer?

Auffälligerweise erweist seine topographische Lage den Wik-Ort im Unterschied zu der alten Dorflage nicht als so angelegt, dass er hinreichend sicher sein konnte vor Gefährdungen durch die das Stadtgebiet früher nicht eben selten heimsuchenden Hochwässer der Oker.<sup>104</sup> Geht man von der 70 m-Höhenlinie als ungefährer Bereichsgrenze mittlerer Überflutung aus, so dürfte der nördliche Siedlungsteil mit der St. Magni-Kirche häufiger vom Okerwasser erreicht worden sein sowie auch weitere Abschnitte des Ortes. (Abb. 6) Ist ein solcher Zustand auf die Dauer hinnehmbar für hier fest ansässige Fernkaufleute?

102 TIMME (wie Anm. 6), S. 17 f.

103 MEIBEYER (wie Anm. 15), S. 100.

104 S. Abb. 6. Die Höhenlinien darin sind übernommen aus der Karte: Mittelalterliche Baulandgewinnung in Braunschweig = Beilage zu Hartmut RÖTTING: Mittelalterliche Baulanderschließung in Braunschweig. In: Denkmalpflege in Niedersachsen. Ausgrabungen 1979–1984. Stuttgart 1985.

Als 1196 das Gebiet um St. Magni *vetus vicus* (= alter Wik) genannt wird und auch gar nicht in die Ummauerung der übrigen Stadtteile eingebunden ist, hatte die Handelsbedeutung des Platzes offenbar längst ihr Ende gefunden. „Alter Wik“ klingt nach „aufgegebenem“ Wik. Der Platz hatte seine frühere Bedeutung als Handelsstandort verloren. Darauf deutet auch seine Nichteinbeziehung in die neuen Bastionen der Stadt im 12. Jh.. Ein „neuer Wik“ erblühte dagegen auf der Okerwestseite, hochwassersicher gelegen und gewiss wohl lagebegünstigt durch die Nachbarschaft zur Brunonen-Burg. Eine Münzprägestätte (lag diese eigentlich schon von je her auf der Westseite?) reflektiert den damaligen Bedeutungszuwachs dieser Marktsiedlung mit der St. Ulrici-Kirche auf dem Kohlmarkt.

### Örtliche Verhältnisse auf dem Westufer der Oker

Das meiste was von nichtarchäologischer Seite über die frühen Siedlungsverhältnisse auf dieser Okerseite an vermeintlichen Erkenntnissen vorliegt, kann sich nicht berufen auf quellenmäßig sichere Grundlagen. Es basiert vielmehr notgedrungen auf Spekulationen und Mutmaßungen schon der älteren Stadtforschung, welche gewohnheitsmäßig fortgeschrieben inzwischen zum Teil bereits Topos-Charakter angenommen haben. Erneut ist festzustellen: Wirklich konkret Belastbares aus der Schriftüberlieferung liegt nicht vor! Gewiss ist allerdings die frühere Existenz eines Dorfes Dankwarderode, dessen Name im Nachhinein auf die Burg überging (1134: *castrum illud Tanquaderoth*). Die Landflächen eines Stiftshofes von St. Blasien und des Burgvorwerks lagen (auch) auf dessen Feldmark. Darauf breiteten sich später die Baugebiete der Weichbilde Altstadt, Neustadt und Sack aus. Seine ursprüngliche Ortslage ist, auch durch H. Röttings Grabungen erwiesen, in Auenrandlage am Kohlmarkt bei der West-Ost-Altstraße zu realisieren. Die Entstehung der Burg selbst wird wohl zu Recht im Zusammenhang mit der Überwachung und Sicherung der Okerquerung dieser Straße gesehen und für das 10. Jh. unterstellt, von M. Last nach dem 983er Slawenaufstand,<sup>105</sup> aber wohl eher zutreffend in die Zeit der Ungarneinfälle bereits im dritten Jahrzehnt des 10. Jh., wie das bereits H. Dürre und nach diesem auch P. J. Meier annahm.<sup>106</sup> Der erst um 1290 schreibende Braunschweiger Reimchronist weiß von der Weihe zweier Kirchen, im Burgstift und wohl am Kohlmarkt, durch den Hildesheimer Bischof Godehard vor 1038, einen Kirchenfürsten, dem übrigens die Gründung recht vieler neuer Kirchen nachgerühmt wurde.<sup>107</sup> Die dafür bisher „um 1030“ vermutete Datierung könnte nach C. Ehlers' Überlegungen eher für das Jahr 1036 zutreffen.

Es ist aber gar nicht gewiss, ob diese Kirchenweihe am Kohlmarkt erst den Anfang einer dort dann nach und nach aufkommenden Marktsiedlung markierte

<sup>105</sup> LAST (wie Anm. 2), S. 34 re.

<sup>106</sup> DÜRRE (wie Anm. 4), S. 18 sowie MEIER (wie Anm. 8), S. 14 li.

<sup>107</sup> EHLERS (wie Anm. 6), S. 17f. sowie Michael ERBE: Studien zur Entwicklung des Niederkirchenwesens in Ostsachsen vom 8. bis zum 12. Jh. Göttingen 1969 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 26), S. 95.

oder ob sie einen bereits existenten Marktort manifestierte, der mit dem neuen Kirchenbau nun weiteren Ausbau erfuhr. Jedenfalls würde letzteres auf ein wohl eher unwahrscheinliches Nebeneinander von zwei Marktorten beiderseits der Oker in nur geringem Abstand voneinander hinauslaufen, zumal auf dem Boden derselben Grundherrschaft! – womöglich überhaupt eine gedankliche Fiktion? Aussichtsreiche Ansätze für topographisch-genetisches Erforschen haben sich hier für die Siedlungsgeographie bislang nicht ergeben, so dass die Forschungslast auf der Westseite wohl überwiegend der Archäologie verbleibt. Die von H. Rötting verdienstvoll durchgeführten Grabungen sind allerdings hinsichtlich ihrer mit der Datierung der Befunde verbundenen Problematik innerfachlich auf nicht unbegründete Skepsis und Zweifel gestoßen,<sup>108</sup> so dass eine Klärung wohl weiterhin offen scheint.

Unbestritten ist der zügige Ausbau des Kohlmarkt-Handelsplatzes in westlicher Richtung und die Entstehung der Jakobskirche am Eiermarkt noch im Verlaufe des 11. Jh.s, dem Anschein nach während derselben Jahrzehnte, in denen es zum Niedergang auf der Ostseite bei St. Magni gekommen ist. Was liegt näher, als dahinter eine (sukzessive?) Umverlagerung der Handelsfunktion und ihrer Quartiere von dort über die Oker zu vermuten. An ersatzloses Aufgeben ihres (Fern)Handels durch die Kaufleute bei St. Magni ist realistischerweise nicht zu denken, vielmehr an die Verlegung ihrer Einrichtungen auf die Westseite, die dadurch ihre wesentlichen Impulse erst erhalten haben könnte. Der „eingeführte Name“ des (früheren?) Handelsplatzes wird dieser Westwanderung wie selbstverständlich gefolgt sein. Die bis dahin „namenlose“ Kohlmarktsiedlung dort begann nun *Brunswik* zu heißen. An St. Magni erinnerte man sich lediglich noch als den „alten“, den aufgelassenen Wik, daher also *Altewiek*. Über die Gestalt und topographische Lage einer von ihm vermuteten Marktanlage auf der Westseite hatte P. J. Meier schon um 1900 spekuliert und dafür den Verlauf der Poststraße im Zuge der Altstraße zwischen dem KOHLMARKT und dem späteren Altstadtmarkt ins Auge gefasst.

Es bleibt die Frage nach den Veranlassungen für das Aufgeben des Handelsstandortes in der Altenwiek und seiner Verlagerung über die Oker. Zumindest Zustimmung der brunonischen Burgherrschaft scheint dafür unverzichtbar. Über diverse Entscheidungsgründe dafür mag zu spekulieren sein. Gewiss ist aber die Hochwassergefährdung der Altenwiek.<sup>109</sup> Nicht nur nicht auszuschließen, sondern durchaus wahrscheinlich ist, dass eine Folge aufeinander folgender Okerhochfluten letztlich die Entscheidung für die Verlegung in sichere Lage auf der Westseite herbeigeführt hat.

<sup>108</sup> Vgl. dazu STEPHAN (wie Anm. 23), S. 40–43.

<sup>109</sup> Mit F. Niquet hat Mitverfasser als häufiger Besucher der vor Baubeginn des Galeria-Kaufhauses am Ackerhof durchgeführten Grabungen eine dort verbreitete ca. 5 cm starke gelbbraune Lehmschicht („Auelehm“) als Folge und Zeugnis eines spätmittelalterlich-frühneuzeitlich stattgefundenen längerdauernden Okerhochwassers verfolgen und mit dem Ausgräber diskutieren können.



## Kann 1026 das Gründungsjahr des Wik-Ortes gewesen sein?

Unsere hier vorgelegten Erkenntnisse lassen die Frage stellen, ob und wieweit einer lange kaum beachteten Notiz Relevanz zukommen kann, welche sich in der tabellarischen Annalistik findet, die der am Ende des 15. Jh.s im dortigen Kloster niedergeschriebenen Riddagshäuser Chronik angefügt ist.<sup>110</sup> Es heißt dort zum Jahre 1026: *Bruno princeps fundat Brunswik*. (Der Prinzeps („Fürst“) Bruno gründet Br.). Wäre dieser Angabe Vertrauen zu schenken, so läge damit nicht nur eine frühere als für 1031 anzusetzende Jahreszahl als gültige Ersterwähnung des Stadtnamens Braunschweig vor, auch eine gezielte Gründungsmaßnahme von Brunswik wäre als Vorgang selbst explizit angesprochen.

Kompromittiert könnte die Riddagshäuser Eintragung allerdings sein durch ihre erst spätmittelalterlich-frühneuzeitliche Niederschrift, womöglich redaktionell beeinflusst oder sogar bestimmt durch seinerzeitige Auffassungen von der Gründungstradition der Stadt. Darüber hat sich M. Last Gedanken gemacht.<sup>111</sup> Es ist die Zeit des Chronisten Hermen Bote um 1500. Nach B. U. Huckers allgemeiner Überprüfung werden die meisten Angaben dieser Riddagshäuser Geschichtsaufzeichnung durch die sonstige Chronistik glaubwürdig bestätigt, indem der schreibende Mönch wohl weitgehend nach älteren, ihm vorliegenden Quellen kompiliert zu haben scheint. Nur vereinzelt kamen Irrtümer, womöglich Missverständnisse zu Tage.<sup>112</sup> Das trifft hier auf jeden Falle zu für den in der Notiz genannten *princeps Bruno*. Wenn damit an jenen für seine entschiedene Opposition gegenüber dem letzten Ludolfinger- oder Ottonenkaiser Heinrich II. bekannten und im Derlingau recht wohl begüterten brunonischen Graf Brun gedacht werden sollte, so muss dieser allerdings wegen seines Ablebens schon 1010 als potentieller Gründer von Brunswik ausfallen und kann nicht gemeint sein. Sein gleichnamiger Enkel, 1026 im Kindesalter, war dafür noch zu klein. Nur sein auch in der Weihenotiz 1031 erwähnter Sohn Liudolf kommt in Betracht. Daher bleibt zu erwägen, ob nicht ein ganz anderer, etwa der 880 gefallene sächsische Herzog Bruno (als später wiederholt propagierter sagenhafter Gründer einer *urbs* (Burg) Brunswik), – zumal in Hinblick auf den übereinstimmenden Namen mit dem Bestimmungswort des Stadtnamens – dem Schreiber als plausibler erschienen und von diesem ungeprüft in die Notiz eingesetzt worden ist. Umgekehrt sah H. Dürre 1857 in seiner Einschätzung der Notiz die Jahreszahl und nicht die Person des Bruno als irrtümlich an.<sup>113</sup>

110 Herr Professor Dr. Dr. B. U. Hucker, Vechta wies anlässlich eines Vortrags in der Riddagshäuser Klosterkirche 2009 auf die Notiz erneut hin (HAB: Cod. Guelf. 33.6 Aug. 20). Druck: *Scriptores rerum Brunsvicensium*. Hrsg. von Gottfried Wilhelm LEIBNIZ. Tom. 2. Hannover 1710, S. 68–84.

111 LAST (wie Anm. 2).

112 Bernd Ulrich HUCKER: Die Riddagshäuser Annalen, das von G. W. Leibniz so genannte „Chronicon Riddagshusanum“. Den Teilnehmern am Wissenschaftl. Kolloquium am 25./26. Mai 2010 „Die frühgotische Münsterkirche Riddagshausen von 1206 – Otto IV. und der imperiale Kathedralbaustil“ übergebenes Informationsblatt.

113 DÜRRE (wie Anm. 4), S. 21. Herrn Dr. H. Steinführer sei gedankt für kritische und angeregte Diskussionen über Fragen der Akzeptanz dieser Notiz.

In wieweit ist die Gültigkeit der Jahreszahl 1026 überhaupt überprüfbar und glaubhaft zu machen? Das kann auf unterschiedliche Weise geschehen. Erst einmal erscheint ihre direkte Beeinflussung durch die braunschweig-bezogene mittelalterliche Chronistik der Zeit um 1500 schon deswegen eher unwahrscheinlich, weil letztere damals mehr auf ein möglichst weites zeitliches Hinaufrücken der Stadtanfänge in früheste Zeit bedacht war. H. Bote bezeugt das mit der Benennung sogar des Jahres 861 dafür in seiner Sachsenchronik! Wollte man das Jahr 1026 demnach als nicht gänzlich willkürlich in die Riddaghäuser Annalistik hineingemogelt gelten lassen, so wäre mit B. U. Hucker durchaus davon auszugehen, dass ihr Schreiber dabei auf die Kenntnis zutreffender älterer, zwischenzeitlich verloren gegangener Überlieferung zurückgegriffen hat. Das kann freilich nur durch eine Untersuchung ihrer Plausibilität im Kontext nahzeitlicher historischer Vorgänge um 1031 glaubhaft zu machen versucht werden.

C. Ehlers denkt auch für die 1031 geweihte St. Magni-Kirche daran, dass der Konsekration eine Gründung vorausgegangen sei, die der Bauzeit wegen bis zu einem „weihefähigen“ Zustand durchaus einige Jahre zuvor datieren könne.<sup>114</sup> Fünf Jahre zeitlicher Abstand zwischen einem demnach für das Jahr 1026 tatsächlich anzunehmenden Gründungsvorgang des planmäßigen Wikortes Brunswik und der Fertigstellung bzw. der Weihe von St. Magni würden einer so zu sehenden Akzeptanz als Gründungsjahr trefflich entsprechen können.

Auch mit konkreten Ereignissen der unmittelbar vorangehenden Jahre ließe sich ein Gründungsjahr 1026 plausibel vereinbaren. Zwei Jahre zuvor hatte 1024 mit der Königswahl Konrads II. das obstruktive brunonische Verhältnis gegenüber dem letzten Ludolfinger Heinrich II. geendet. C. Ehlers hat im Einzelnen dargelegt, wie mit Graf Liudolf – nach der Verheiratung seiner Mutter, der Witwe des 1010 verstorbenen Brun, mit Konrad – jetzt als nahem Verwandten des neuen Königs die Brunonen nun in Umkehrung der bisherigen Situation einen politischen Aufstieg erfuhren, der sie – wohl als neue Inhaber von altem ludolfingischen Hausgut im Braunschweiger Gebiet – jetzt auch auf dem westlichen Okerufer festen Fuß fassen ließ.<sup>115</sup> Dabei könnten sie womöglich auch überhaupt erst in den rechtmäßigen Besitz der Burg als eigenen Residenzplatz gelangt sein. Nur etwa zwei Jahre sind demnach anzusetzen zwischen dem Einsetzen dieses tiefgreifenden politischen Umschwungs zu Gunsten der Brunonen und dem dann mit 1026 zu verbindenden Beginn ihrer nachhaltigen Siedlungsaktivität, der Plananlage eines Wikortes mit St. Magni bei dem alten Dorfe Brunsrode und vielleicht anderer Einrichtungen im Vorfeld der Burg bei dem alten Dankwarderode. Unter diesen Maßgaben ist der Jahreszahl 1026 wohl nicht ohne Berechtigung Gültigkeit für das Einsetzen der frühstädtischen Entwicklung Braunschweigs zuzusprechen.

---

114 Caspar EHLERS: Brunswik und Dankwarderode. Eine neue historische Interpretation. In: Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters, Beih. 14 (2002), S. 171 li.

115 EHLERS (wie Anm. 6), S. 38 ff.

## Resümee

Die Geschichte der frühen Stadt ist ein ideales Arbeitsfeld interdisziplinärer Forschung. In Braunschweig ist zum gegenwärtigen Zeitpunkt der eher seltene Fall eingetreten, dass mehrere beteiligte Fächer im wechselseitigen Diskurs zu einem in den Grundzügen gemeinsamen Modell gelangt sind. Wie auch schon früher vermutet, setzte die frühmittelalterliche Besiedlung auf beiden Ufern der Oker offenbar im 9. Jh. ein. Manches spricht dafür, dass auf der Westseite der Mittelpunkt einer größeren Grundherrschaft bestand und damit die Voraussetzungen für die Gründung einer (Pfarr-) Kirche gegeben waren. Noch vor 1000 entstand nördlich davon auf einem in die Okeraue ragenden Terrassensporn die Burg, später bekannt unter dem Namen Dankwarderode.

In den ersten Jahrzehnten nach der Jahrtausendwende befand sich nach Gründung einer auf Produktion und Handel ausgerichteten großen, geplanten und befestigten Siedlung das Schwergewicht auf der östlichen Okerseite. Für diese Siedlung ist zum ersten Mal der Name Brunswik belegt. Die schon in der älteren Forschung häufig zu findende Annahme, dass das Namenselement -wik den Hinweis auf einen besonderen Charakter und Funktion des Platzes als Handelsstandort beinhaltet, scheint sich somit zu bestätigen. Auch dessen zuvor schon siedlungsgeographisch gemutmaßtes Schutzwerk wurde archäologisch als niedergelegter Wall nachgewiesen.

Bereits im 3. Drittel des 11. Jh. aber nahm die Dynamik einer Siedlungsentwicklung auf dem Westufer erheblich zu. Dendrodaten belegen die schnelle Entwicklung nach Westen in das Quartier Turnierstraße/Eiermarkt. Parallel dazu vollzog sich der Niedergang der Siedlung auf dem Ostufer, die ab der Mitte des 12. Jh. zu veröden schien.

In unserem Denkmodell bleiben aber weiterhin wichtige Fragen offen: Welche (grundherrlichen) Antriebe gab es für die Aktivitäten auf beiden Okerseiten zu welchem Zeitpunkt, welche Intentionen bestanden hierfür und wie beeinflussten sich die einzelnen Entwicklungen gegenseitig?

Die Erfahrungen lehren, dass zukünftige Forschungen wieder Lücken in das hier vorgestellte und geschlossen erscheinende Modell reißen oder es ganz in Frage stellen werden. Dennoch stellte sich die gegenwärtige, unabhängig voneinander erzielte Konkordanz dreier historischer Disziplinen zu einer zentralen Frage der frühen Braunschweiger Stadtgeschichte so ungewöhnlich, dass es lohnend schien, sie an dieser Stelle darzustellen.



# Die Siegel des Stipendiaten, Kanonisten und Dignitärs Johannes Zemeke († 1245)\*

von

Barbara Klössel-Luckhardt

Der Halberstädter Dompropst Johannes Zemeke, wohl eine der prägenden Gestalten für die theologische und kulturelle Entwicklung des nördlichen Harzvorlandes im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts, ist aus verschiedenen Richtungen jüngst wieder in den Focus der Forschung geraten. Kenneth Pennington, einer der führenden Forscher für mittelalterliches kanonisches Recht, geht mittlerweile unwidersprochen von der früher zurückhaltend beurteilten Identität des berühmten, in Bologna und Rom tätigen Rechtsgelehrten Johannes Teutonicus mit dem Halberstädter Dompropst aus.<sup>1</sup> Diese Position konnte Hans Fuhrmann mit reichem Material aus der Inschriftenforschung vor allem für die spätmittelalterliche Tumba des Johannes im Halberstädter Dom teilen.<sup>2</sup> Patricia Carmassi hat bei ihrer Katalogisierung der Halberstädter Handschriften durch die Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel die Kenntnisse von dem Missale aus dem Besitz Zemekes beträchtlich erweitert.<sup>3</sup> Aus sphragistischer Sicht wurde Johannes Zemeke bislang jedoch nur am Rande betrachtet.

Den deutlichsten Eindruck von zwei seiner Siegelstempel vermitteln noch immer die kleinen Umzeichnungen im Urkundenbuch des Hochstifts Halberstadt von 1883.<sup>4</sup> Das gemeinsame Siegelbild mit dem Tierpaar Vogel und Schlange sah Stephan Kuttner in seinem Artikel in der Neuen Deutschen Biographie aus Sicht der kanonistischen Forschung. Auf Grundlage des Matthäus-Verses (Mt 10, 16) „Seid daher klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben“ deutete er es

\* Die vorliegende Studie hat sich aus dem Projekt zur Erforschung der mittelalterlichen Siegel des Urkundenfonds Walkenried im Niedersächsischen Staatsarchiv Wolfenbüttel entwickelt, das von dem Braunschweigischen Geschichtsverein e.V. in Auftrag gegeben wurde und von der Stiftung Braunschweigischer Kulturbesitz gefördert wird.

1 Kenneth PENNINGTON und Wolfgang P. MÜLLER: The Decretists: The Italian School. In: The History of Medieval Canon Law in the Classical Period 1140–1234. Hrsg. von Wilfried HARTMANN und Kenneth PENNINGTON. Washinton 2008, S. 121–173, hier 171; Kenneth PENNINGTON: The Decretalists 1190 to 1234. In: ebd. S. 211–245, hier 233, 235.

2 Horst FUHRMANN: Die Inschriften des Doms zu Halberstadt. Wiesbaden 2009, S. 171–176: „Denn mit Johannes Teutonicus, dem ersten und bedeutendsten Kanonisten des Mittelalters deutscher Herkunft, ist der Halberstädter Dompropst gewiß zu identifizieren.“

3 Patrizia CARMASSI: Neue Ergebnisse aus der Katalogisierung der Halberstädter Handschriften. Aspekte der Fragmentenforschung, im Druck für: Wolfenbütteler Notizen zur Buchgeschichte, 2010; DIES.: Stiftung, Kunst und Feier. Das Halberstädter Missale Inv. Nr. 474, in Vorbereitung für: Kunst im Kontext von Kirchweihliturgie und Patronatsfesten, Tagung des Kunsthistorischen Instituts der Universität Köln, September 2009. Ich danke Frau Dr. Carmassi für die Überlassung einer Kopie ihres Manuskripts.

4 URKUNDENBUCH DES HOCHSTIFTS HALBERSTADT und seiner Bischöfe. Hrsg. von Gustav SCHMIDT. I. Leipzig 1883, Taf. VI, 36f.

humoristisch als Emblem mit dem Johannes „den volkstümlichen Vorurteilen gegen den Juristenstand“ begegnet sei.<sup>5</sup> Renate Kroos befürwortete in ihrem Forschungsbericht über die Sächsische Buchmalerei 1978 ebenfalls diese Interpretation und verwies im „Durcheinander“ um die eventuelle Identität mit einem Goslarer Kanoniker Johannes auf dessen unterschiedliches Siegelbild als Ausschlussargument.<sup>6</sup> Schließlich ist die Besiegelung eines Rechtsgutachtens belegt, mit dessen Publikation Pennington einen wichtigen Baustein für Biographie des Johannes Zemekes geliefert hatte, nämlich für die Identität des Bologneser Kanonisten mit dem Halberstädter Dignitär *Johannes indigne magister ac Halberstadensis prepositus*.<sup>7</sup> Anhand dieser in einer Handschrift der University of Pennsylvania überlieferten Siegelankündigung *presentem paginam sigillo proprio consignauit*<sup>8</sup> lässt sich zwar die Bedeutung des Gutachtens erschließen, aber keinerlei Aussage über die Gestalt des Siegels treffen, mit der einzigen Ausnahme, dass es sich um ein persönliches und kein amtliches Siegel gehandelt hat. Im Biographisch-Bibliographischen Kirchenlexikon wird lapidar vermerkt: „Das Siegel des Johannes zeigt einen Vogel und eine Schlange.“<sup>9</sup>

Auf der Suche nach erhaltenen Siegelabdrücken des Johannes Zemeke ergaben sich umgehend neue Erkenntnisse. Zemeke hat in seinen verschiedenen Ämtern innerhalb des Halberstädter Domkapitels insgesamt drei persönliche Siegel verwandt, von denen zwei bisher bekannt waren. Das im Halberstädter Urkundenbuch publizierte Siegel des Scholasters Johannes blieb an einer undatierten, um 1225 angesetzten Halberstädter Urkunde im Magdeburger Hauptstaatsarchiv erhalten.<sup>10</sup> Auf der spitzovalen, heute nur 31 x 23, ursprünglich ca. 34 x 23 mm messenden Ausprägung

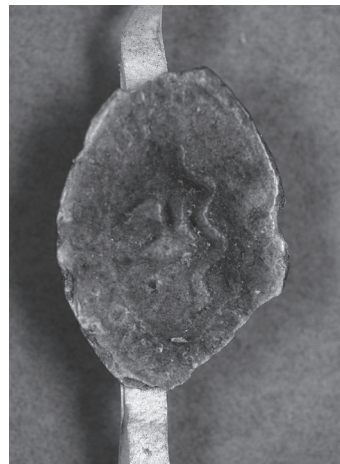
- 5 Stephan KUTTNER: Artikel „Johannes Teutonicus, Glossator des kanonischen Rechts“. In: Neue Deutsche Biographie 10, 1974, S. 571–573, hier 572. Hier hatte Kuttner wahrscheinlich die zeitgenössische Polemik gegen die „verschlungenen Aussagen“ der Juristen im Sinn, als deren prominentester Zeuge Bernhard von Clairvaux gelten kann, der Papst Eugen III. aufforderte in *De consideratione* I, 10, 13: *Schneide ihnen ihre lügenhaften Zungen ab und schließe ihre hinterlistigen Mäuler. Diese Männer haben ihre Zungen gelehrt, Lügen auszusprechen.* s. Bernhard von Clairvaux: *Five Books on Consideration. Advise to a Pope* (transl. John D. ANDERSON & Elizabeth T. KENNAN). 2. Aufl. Kalamazoo 1982 (Cistercian Fathers series 37), S. 44; vgl. James A. BRUNDAGE: *Vultures, Whores, and Hypocrites: Images of Lawyers in Medieval Literature*. In: *Roman Legal Tradition* 1 (2002), S. 56–103, hier 68–70 zitiert nach <http://www.romanlegaltradition.org/contents/2002/> (22.10.2010).
- 6 Renate KROOS: *Sächsische Buchmalerei 1200–1250*. Ein Forschungsbericht. In: *Zeitschrift für Kunstgeschichte* 41 (1978), S. 283–316, hier 294, Anm. 91, 296.
- 7 Kenneth PENNINGTON: A ‚Consilium‘ of Johannes Teutonicus. In: *Traditio* 26 (1970), S. 435–440; PENNINGTON, MÜLLER (wie Anm. 1), S. 171 f. – Zur Bedeutung des Gutachtens allgemein noch Winfried STELZER: *Johannes Teutonicus*. In: *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon*. IV. Berlin, New York 1983, Sp. 777–784, hier 777, 781 f. und Lars-Arne DANNENBERG: *Das Recht der Religionen in der Kanonistik des 12. und 13. Jahrhunderts*. Berlin 2008 (Diss. TU Dresden 2007), S. 30–33.
- 8 University of Pennsylvania, cod. Lat. 82, fol. 43 v in einer gotischen Schrift des 13. Jahrhunderts, s. PENNINGTON, *Consilium* (wie Anm. 7), S. 436, PENNINGTON, MÜLLER (wie Anm. 1), S. 172.
- 9 Franz KALDE: Artikel „Johannes Teutonicus Zemeke“. In: *Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon*. III. 1992, Sp. 596–599, s. [http://www.bautz.de/bbkl/j/Johannes\\_teu\\_z.shtml](http://www.bautz.de/bbkl/j/Johannes_teu_z.shtml) (22.10.2010).
- 10 Landeshauptarchiv Sachsen-Anhalt (LHASA), Abt. Magdeburg, Rep. U 5 Tit XI, Nr. 5 mit der Schlichtung einer Schiedsrichter-Kommission in einem Streit zwischen dem Kapitel und dem Propst des Halberstädter Doms; UB HHalberstadt I, Nr. 603, Taf. VI, 36 jedoch mit Zuordnung zur falschen Urkunde.



1. Umzeichnung des ersten Scholaster-Siegels, 1223  
UB HHalberstadt I,  
Tafel VI



2. Umzeichnung des Dekan-Siegels, 1238  
UB HHalberstadt I,  
Tafel VI



3. Abdruck des zweiten Scholaster-Siegels, um 1225  
LHASA, Abt. Magdeburg,  
Rep. U 8 Lit. C, Nr. 19

in rotem Wachs sind große Teile der Umschrift noch abzulesen mit Name, Wirkungsort und Amtsbezeichnung: [...] IOHES HAWESTA/DEN SCOLASTI[...]. (Abb. 1) Auch das für eine Urkunde des Halberstädter Bonifatius-Stiftes von 1238 belegte Siegel des Domdekans Johannes, der übrigens die Entscheidung in einem Kanonikerstreit über das *Stipendium puerile* selbst diktiert hatte,<sup>11</sup> konnte trotz widriger Zeitläufe im Magdeburger Archiv aufgefunden werden.<sup>12</sup> Zwar zeigt der Abdruck, dessen Bestand 32 x 19 statt ursprünglich ca. 34 x 21 mm ausmacht, eine fortgeschrittene Schädigung gegenüber der alten Umrisszeichnung, lässt sich mit den Resten der Umschrift [.]JOHAN[.]E[.]DE[...] aber immer noch eindeutig als Siegel des Dekans bestimmen, mit Name und Titel, jedoch ohne Ortsangabe. (Abb. 2)

Darüber hinaus gibt es vorangehend noch ein sehr ähnlich gestaltetes drittes, bisher unpubliziertes Siegel, das in seiner Umschrift ein neues Licht auf seinen mterstatus wirft. Es findet sich an zwei datierten Urkunden aus den Jahren 1223<sup>13</sup> und 1224<sup>14</sup>,

11 LHASA, Abt. Magdeburg, Rep. U 8 Lit. A, Nr. 20 von 1238 November 26; URKUNDENBUCH DER COLLEGIAT-STIFTER S. BONIFACII UND S. PAULI IN HALBERSTADT. Bearb. von Karl Gustav SCHMIDT. Halle 1881, Nr. 31; vgl. UB HHalberstadt II, Nr. 677 (Regest), Taf. VI, 37.

12 Ich danke Herrn Dr. Wilhelm Klare vom Landeshauptarchiv ganz herzlich, der sich für mich 2009 auf die Suche des 1987 aus konservatorischen Gründen entfernten und in Wachs eingefassten Siegels gemacht hat und es wieder der Urkundensignatur zuordnen konnte.

13 LHASA, Abt. Magdeburg, Rep. U 8 Lit. C, Nr. 19 zu 1223 März 19 mit dem Schiedsspruch erwhlter Richter in einem Streit zwischen dem Domkellner und dem Halberstädter Stift S. Johann; UB HHalberstadt I, Nr. 550 (mit falscher Zuordnung der Siegelzeichnung) und URKUNDENBUCH DES STIFTS ST. JOHANN BEI HALBERSTADT. Bearb. von Adolf DIESTELKAMP, hrsg. und ergänzt von Rudolf ENGELHARDT und Josef HARTMANN. Weimar 1989, Nr. 32.

14 LHASA, Abt. Dessau, Urkunden I, Nr. 119 mit einem Schiedsspruch des Bischofs Friedrich unter Mitwirkung des Magisters Johannes in einem Streitfall mit einem Ministerialen, in dem Johannes als

an den Archivstandorten Magdeburg und Dessau. Die beiden Abformungen von etwas größerem Format<sup>15</sup> präsentieren die schon bekannte Vogel-Schlange-Komposition in einer künstlerisch qualitativvolleren Gestaltung und mit einer abweichenden Umschrift. (Abb. 3) Trotz des relativ guten Erhaltungszustandes des Magdeburger Exemplars ist die insgesamt stark abgekürzte Umschrift nur schwer auszulesen, kann jedoch mit Hilfe des Dessauer Siegels um wichtige Details ergänzt werden: + IO [ALB]ST SCOL'/CAM PPS SMAR.<sup>16</sup> Auch wenn die Lesart des Ortsnamens unsicher bleiben muss, so kann für die ungewöhnliche Aneinanderreihung von Amtstiteln doch Klarheit herrschen: IOHANNES ALBER(?)STADENSIS SCOLASTICUS CAMERARIUS PREPOSITUS SANCTAE MARIAE. Der Siegelführer wird damit zugleich als Scholaster und Kämmerer am Halberstädter Domstift, ebenso wie als Propst am benachbarten Liebfrauenstift ausgewiesen.

Die urkundliche Überlieferung kann mit dieser Titelsammlung nicht mithalten. 1220 erscheint Johannes erstmals gesichert als Halberstädter Scholaster in einer Urkunde Bischof Friedrichs von Kirchberg,<sup>17</sup> und zwar in der Zeugenreihe noch vor den Domkanonikern Elger von Honstein, zugleich Propst des Goslarer Pfalzstifts SS. Simon und Judas, und dem Kämmerer Dietrich von Blankenburg.<sup>18</sup> Als Propst des Liebfrauenstifts ist Magister Johannes 1223 und 1225 genannt, wiederum mit Elger in der Zeugenreihe, 1224 als Magister, Kämmerer und Domherr.<sup>19</sup> Die Kombinationen der verschiedenen Titel ließe sich dabei noch weiter fortsetzen,<sup>20</sup> jedoch wird an keiner Textstelle, sondern nur im Siegel die Verbindung von

---

Propst des Liebfrauenstifts sowohl als Partei wie auch als Richter auftrat *tanquam in conpositores vel in arbitros*; UB HHalberstadt I, Nr. 567. – Das Siegel des Johannes an dem undatierten Schiedsspruch um 1224–1226, LHASA, Abt. Dessau, Urkunden I, Nr. 131, blieb nicht erhalten, vgl. UB S. Bonifacii/S. Pauli, Nr. 22a (UB HHalberstadt I, Nr. 589 Regest). Ich danke Herrn Dr. Andreas Erb vom Landeshauptarchiv für die freundliche Erschließung der aktuellen Signaturen.

- 15 Die ursprüngliche Siegelgröße dürfte 39 x 25 mm betragen haben, wie es das Exemplar in Magdeburg noch zeigt. Der Abdruck in Dessau ist an den Spitzen bestoßen und misst noch 34 x 24 mm.
- 16 Auch Adolf Diestelkamp als Bearbeiter des Urkundenbuchs von Halberstädter Johannisstift hat der Abdruck in Magdeburg vorgelegen, jedoch erkannte er nicht den andersartigen Siegelstempel, sondern bemängelte nur die „völlig falsche Umschrift“ im Urkundenbuch des Hochstifts.
- 17 UB HHalberstadt I, Nr. 516. – Das Jahr 1218, genannt bei PENNINGTON, *Decretalists* (wie Anm. 1), S. 235 und zuvor bei STELZNER (wie Anm. 7), Sp. 777 ist etwas irreführend, da sich der Beleg nur auf einen nicht näher spezifizierten Kanonikus Johannes vom Liebfrauenstift bezieht, vgl. REGESTA ARCHIEPISCOPATUS MAGDEBURGENSIS. Hrsg. von George Adalbert von MÜLVERTEDT. Magdeburg 1881, II, Nr. 541.
- 18 Zu Elger s. Rudolf MEIER: Die Domkapitel zu Goslar und Halberstadt in ihrer persönlichen Zusammensetzung im Mittelalter. Göttingen 1967 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 5, Studien zur Germania sacra 1), S. 279. – Zu Dietrich als Kämmerer s. UB HHalberstadt I, Nr. 511f., 516f., 534 für die Jahre 1219–1221 und UB S. Bonifacii/S. Pauli, Nr. 20 (= UB HHalberstadt I, 537 Regest), nicht berücksichtigt bei MEIER, S. 238f.
- 19 Zu 1223 und 1225 März 10: *magister Johannes s. Marie prepositus*, s. URKUNDEBUCH DER STADT HALBERSTADT. I. Bearb. von Gustav SCHMIDT. Halle 1878 (Geschichtsquellen der Provinz Sachsen 7), Nr. 21, 23, zitiert nach: [www.archive.org/stream/urkundenbuchder07altegoog/page/n53/mode/1up](http://www.archive.org/stream/urkundenbuchder07altegoog/page/n53/mode/1up), Regest UB HHalberstadt I, Nr. 557; 1224 o. T. und März 28: *magister Johannes camerarius*, s. UB HHalberstadt I, Nr. 559, 560 (Regest), vgl. Die URKUNDEN DES KLOSTERS STÖTTERLINGENBURG (bearb. von Carl von SCHMIDT-PHILSELDECK). Halle 1874, Nr. 11; eine weitere Erwähnung von *Johannes camerarius* in einer undatierten, um 1230 angesetzten Urkunde UB HHalberstadt I, Nr. 614.
- 20 Für die umfangreichste Datensammlung zum Siegelführer s. Peter LANDAU: Johannes Teutonicus

Scholaster- und Kmmerneramt bzw. auch von Propstei und Kmmerei fassbar. In den Händen des Johannes Zemeke lag also in den frühen zwanziger Jahren vereinigt das Amt des Scholasters, als Leiter der Domschule und damit Herr über die Dombibliothek und Ausbilder künftiger Domherren, sowie das des Kmmersers, als Herr über die finanziellen Angelegenheiten des Domkapitels und Sachwalter über die Vermögenswerte, möglicherweise auch über die Gerätschaften und Reliquien des Domschatzes.<sup>21</sup> In der Kmmernerposition hatte Johannes dabei offenbar den kurz zuvor noch amtierenden Dietrich von Blankenburg abgelöst. Traditionell war hingegen die Verbindung hoher Kapitelsmter mit der Propstei eines der nahegelegenen Augustiner-Chorherrenstifte Liebfrauen, St. Bonifatius in Bossleben oder St. Johannes. Eine derartige Häufung bedeutender Kapitelmter in der Hand eines Mannes spricht dabei für eine außerordentliche Wertschätzung, die keineswegs als laufbahnmiger Abstieg zu betrachten ist, so wie die italien-zentrierte kanonistische

und Johannes Zemeke. Zu den Quellen über das Leben des Bologneser Kononisten und des Halberstädter Dompropstes. In: Halberstadt – Studien zu Dom und Liebfrauenkirche, Symposium des Leipziger Lehrstuhls für Kunstgeschichte und der Kommission für Bau- und Kunstgeschichte Niedersachsens der Braunschweigisch Wissenschaftlichen Gesellschaft in Halberstadt Oktober 1991. Hrsg. von Ernst ULLMANN. Leipzig 1994 (Abh. der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig Phil.-Hist. Klasse 74), S. 18–29. Zu den Ämtern s. auch Paul B. PAXTON: The German Episcopacy and the Implementation of the Decrees of the Fourth Lateran Council 1216–1245. Leiden 1995 (Studies in the History of Christian Thought LXIV), S. 214.

- 21 Auch wenn Untersuchungen zu der Entwicklung und dem Aufgabenbereich der Halberstädter Kapitelmter noch ausstehen, dürfte die Aufsicht für den Domschatz zuvor am ehesten dem *Camerarius* zuzuordnen sein. Bei den urkundlichen Belegen aus dem 1. Viertel des 13. Jahrhunderts fehlt für das Halberstädter Domkapitel die zu erwartende Amtsbezeichnung eines Kustos oder Thesaurars. Nur 1227 ist mit Burchard von Wartberg, Propst von Jechaburg, ein Kustos namentlich fassbar, anlässlich einer großen Stiftung für den Stephanus-Altar des Domes, s. UB HHalberstadt I, Nr. 592, 595, 598 und 602, auch 593f.: *dilectus in Christo filius Burchardus custos ecclesie nostre et prepositus in Jecheburg*. 1239, als Johannes bereits zum Domdekan avanciert war, erscheint Domherr Heinrich als Kustos, s. UB Stadt Halberstadt, Nr. 40a. Als weiterer Kustos, nun erstmals Thesaurar genannt, ist 1247, zwei Jahre nach dem Tode Zemekes, ein Burchard nachweisbar, wohl ein anderer Namensträger, s. UB HHalberstadt II, Nr. 780, 782. Zwischen 1199 und 1250 erscheint fast durchgängig *Alvericus camerarius*, verschiedentlich als Ministeriale oder Ritter bezeichnet, der am ehesten dem bischöflichen Haushalt zuzuordnen ist, s. UB Stadt Halberstadt, Nr. 11, 76. – Im Erzstift Magdeburg erscheinen 1213 und 1218 nebeneinander Konrad von Oppen als Kustos und der spätere Erzbischof Wilbrand von Käfernburg als *Camerarius*, s. Reg. Arch. Magd. II, Nr. 450, 542. – Am Hildesheimer Domstift amtierte 1183–1218 Bertold als Kustos, 1226 ist Burchard von Wohldenberg, zugleich Propst an St. Blasius zu Braunschweig, einmalig als Amtsträger nachweisbar, ihm folgte 1227–1245 Heinrich von Tossem, ein *Camerarius* ist nicht erwähnt, s. URKUNDEBUCH DES HOCHSTIFTS HILDESHEIM UND SEINER BISCHÖFE I. Bearb. von Karl JANICKE. Leipzig 1896, Nr. 422, 717 und URKUNDEBUCH DER STADT GOSLAR. Bearb. von Georg BODE. I. Halle 1893, Nr. 457. – Für das Bistum Naumburg ist 1207 *Volquinus custos* belegt und durchgängig 1212–1235 Ludwig von Saaleck, 1223 und 1224 ist ein *Camerarius* Dietrich erwähnt, vielleicht Dietrich von Meen, unehelicher Sohn Markgraf Dietrich des Bedrängten, s. URKUNDEBUCH DES HOCHSTIFTS NAUMBURG. T. 2. Bearb. von Hans PATZE und Josef DOLLE. Köln 2000, Nr. 1, 10, 141 und 48f., 53. – Im Braunschweiger Blasiusstift ist kein Kümmerner namentlich nachweisbar, als Kustoden 1204 Johannes, 1216 Ludolf, 1235 Johannes, s. URKUNDEBUCH DER STADT BRAUNSCHWEIG. II. Hrsg. von Ludwig HAENSELMANN. Braunschweig 1900, Nr. 33, 44, 88. – Im Goslarer Pfalzstift erscheint der Titel *Camerarius* nur in einem älteren Güterverzeichnis, als Kustos ist Hoyer 1222–1233 belegt, s. UB Goslar I, Nr. 420, 474, 477, 532. Der Aufgabenbereich lässt sich dabei durch die Goslarer Quelle erschließen, die von einer Verschleppung des Kirchenschatzes mit Gewändern und Altargert berichtet *vestimenta et ornatus altarium ac alia bona ipsius ecclesie dilapidat et consumit in ipsius*.



Literatur den Wechsel des Johannes vom akademischen Zentrum in Bologna an das sächsische Domkapitel beurteilt: ... *so haben wir eine Laufbahn vor uns, die sich bis etwa zur Lebensmitte in der großen akademischen Welt abspielt, dann mündet sie in die provinzielleren Verhältnisse der sächsischen Heimat ein.*<sup>22</sup> Zugleich wird aber der Mangel an biographischen Informationen über die mit ihren kirchenrechtlichen Arbeiten europaweit wirksamen Gelehrten bedauert, die ihre Herkunft und ihre weitere Laufbahn ausleuchten könnten.<sup>23</sup>

Das erste Scholaster-Siegel hätte allein durch seine Umschrift schon einen weiteren Mosaikstein für eine biographische Skizze von Johannes Zemeke liefern können. Es bliebe zu fragen, ob sich aus der Analyse der Siegelbilder, die ja in besonders hohem Maße das Selbstverständnis eines Sieglers widerspiegeln, weitere Schlüsse ziehen lassen und wie diese Informationen mit weiteren Anhaltspunkten zum Wirken des Johannes Zemeke im sächsischen Umkreis in Verbindung zu bringen sind.

Alle drei persönlichen Halberstädter Siegel zeigen ein einheitliches Motiv, (heraldisch) rechts einen in Seitenansicht dargestellten Vogel, der sich flügelschlagend einer Schlange entgegenstellt, die sich in voller Höhe durch die (heraldisch) linke Hälfte des Siegelfeldes schlängelt. Die Variation der beiden Tierkörper wirken dabei minimal, jedoch deutlich genug, um von verschiedenen Siegelschnitten auszugehen. Im ersten Scholaster-Siegel ist das Tierpaar genuiner ausgeprägt: sowohl Brust als auch der steil aufgerichtete Flügel des Vogels erscheinen plastisch gerundet, der Schlangenleib mit sehr kleinem Kopf bewegt sich in rhythmischem Abstand zum Bildrand in drei ausgeprägten gezackten Windungen. In eine dieser Windungen schiebt der Vogel passgenau seine Brust vor, in der Windung darüber setzen Kopf und Schnabel wie zur Attacke auf den Schlangenkörper an. Der leicht gelängte Hals und der spitze Schnabel, vielleicht auch der in strenger Profilsicht dargestellte Stand auf nur einem Bein deuten in Hinblick auf eine ornithologische Klassifizierung eher auf einen großen Wasservogel wie beispielsweise den Storch hin.<sup>24</sup> Der Siegelabdruck in Dessau gibt noch weitere Strichritzungen als Details des Federkleides, sowie bei der Schlange kleine Kerben als Hautzeichnung zu erkennen, zudem erhebt sich das Relief des Vogelkörpers spürbar höher als das der Schlange.

Beim zweiten Scholaster-Siegel harmonisiert der Vogelleib nicht mehr mit der Zickzackbewegung, sondern droht den in seinen Windungen sichtbar reduzierten Schlangenkörper direkt in seiner Mitte mit dem Schnabel zu berühren. Der Vogel selbst hat eine deutlich kompaktere Gestalt angenommen mit kräftigerem Kopf, kürzerem Schnabel und blockhaft konturierten Schwanzfedern, die ebenso wie die

22 KUTTNER (wie Anm. 5), S. 571; auch Kenneth PENNINGTON: *Johannis Teutonici Apparatus Glossarum in Compilationem tertiam*. Città del Vaticano 1981 (Monumenta Iuris Canonici Ser. A, III), S. XIII: „After ca. 1218–19 Johannes left Bologna and spent the rest of his life in the provincial bishopric of Halberstadt“ und PENNINGTON, *Decretalists* (wie Anm. 1), S. 233: „a lowly post in the colonies“.

23 PENNINGTON, MÜLLER, S. 128 (wie Anm. 1): „Bologna became the center of the world of canonical jurisprudence in the second half of the twelfth century. ... But even at Bologna, we have very little biographical information with which to flesh out their careers.“

24 Zu den Schwierigkeiten eindeutiger Benennungen gerade auch innerhalb dieser Vogelgruppe s. William BRUNSDON YAPP: *Birds in Medieval Manuscripts*. London 1981, S. 13 –18.

Flügelspitze den geperlten Rand des Siegelfeldes überlagern. Mit der recht breiten Schrittstellung der Beine, von denen das innere ein eingewinkeltes Gelenk zeigt (im Gegensatz zur Umzeichnung), wird ein Eindruck von Bewegung mehr auf den angreifenden Vogel gelenkt. Hier bietet sich eher eine Identifizierung als Taubenvogel an, wie es die bisherigen knappen Deutungen des Siegels in der Forschung implizierten.<sup>25</sup> Die Umzeichnung des Urkundenbuches demgegenüber scheint Merkmale beider, ja nicht als unterschiedlich erkannter Siegelbilder<sup>26</sup> vermischt zu haben, die der materiellen Überlieferung in manchen Einzelheiten widerspricht. Der gedehnte wirkende Schlangenkörper ragt im zweiten Siegel mit einem deutlich vergrößerten Kopf bedrohlicher über die Mittelachse hinweg und lässt seine lange, sichtbar gespaltene Zunge über dem Vogel züngeln. Die Unterschiede zum dritten Siegel sind nur an wenigen erhaltenen Details zu errahnen. Der Schlangenkörper erscheint noch spannungsloser in seinen Windungen, dafür fleischiger, der Kopf schwerer. Bei dem Vogel ist die Auffassung als Taube noch ausgeprägter mit ihrem geschlosseneren Kontur, dem kurzen gerundeten Hals und den gedrungeneren Beinen in kräftiger Schrittstellung. Wiederum im Gegensatz zur gezeichneten Abbildung überschneiden Schwanz- und Flügel Federn nicht den Siegelrand.

Es wäre nun zu fragen, welche inhaltliche Bedeutung diesem außergewöhnlichen Siegel-Thema des Johannes Zemeke zugrunde lag und welche textlichen und bildlichen Quellen für dessen Gestaltung zu ermitteln sind. Als textlicher Ausgangspunkt für das Tierpaar Taube und Schlange kommt natürlich der eingangs zitierte Sendungsvers an die Apostel aus dem Matthäus-Evangelium in den Sinn, den Stephan Kuttner bei seiner Notiz über das Siegelbild<sup>27</sup> zitierte. Auch in dem allegorischen Tierbuch des Physiologus, dessen lateinische Redaktion wohl auf das 5. Jahrhundert zurückgeht, wird dieser Evangelienvers dem Kapitel der Schlange vorangestellt.<sup>28</sup> Die Dialektik dieses Bildes von der klugen Schlange klingt aber schon bei Gregor dem Großen in seinen Homilien an: *Hierbei ist zu beachten, dass der Herr die Jünger weder bezüglich der Taube ermahnen wollte, ohne die Schlange zu erwähnen, noch bezüglich der Schlange, ohne die Taube zu nennen, damit die Arglosigkeit der Taube durch die Klugheit der Schlange angefeuert und die Klugheit der Schlange durch die Arglosigkeit der Taube gemildert werde.*<sup>29</sup>

Die vorliegende Komposition eines antithetischen Tierpaares jedoch zeigt die Konfrontation zweier allegorischer Wesen, für die das Bibelzitat keine Voraussetzung bietet. Im Text des Physiologus aber wird im Kapitel über den legendären Baum Peredexion diese Feindschaft benannt: *Doch ist die Schlange der Feind und Gegner der Taube.*<sup>30</sup> Außerdem ist in diesem Zusammenhang an die uralte Bildtradition des

25 Vgl. o. Anm. 5 f.

26 Vgl. o. Anm. 10, 13, 16.

27 KUTTNER (wie Anm. 5), S. 572.

28 Physiologus. Griechisch/Deutsch. Übers. und hrsg. von Otto SCHÖNBERGER. Stuttgart 2001, Kap. 11.

29 Homilie 30, 5 s. Gregor der Große: *Homiliae in Evangelia* II. Übers. von Michael FIEDROWICZ. Freiburg 1998 (Fontes Christiani 28), S. 562–565, vgl. Jacques Paul MIGNE: *Patrologia Latina* 76, Sp. 1223 f. (ff. als PL zitiert).

30 Physiologus (wie Anm. 28), Kap. 34.

Tierpaares Adler und Schlange zu erinnern<sup>31</sup> und an den Storch als Bezwinger der Schlange, wie ihn Plinius der Ältere in seiner Naturgeschichte schilderte.<sup>32</sup> Dieses Bild griff Hrabanus Maurus im 9. Jahrhundert in seiner christlich fundierten Naturbetrachtung *De Universo* auf. Darin bezeichnet er Störche als Feinde der Schlange *serpentium hostes*, würdigt sie aber vor allem wegen ihres hingebungsvollen Aufzuchtverhaltens und vergleicht sie darin den vorsorglichen Dienern Gottes, die die Schlangen verfolgen und deren Gift keinesfalls annehmen: *Ciconia igitur providos homines significant et cautos servos Dei in conversatione sua, qui persequuntur serpentes, et venena eorum pro nihilo docunt*.<sup>33</sup> In jüngeren Quellen wird auch die Taube in Antithese zum tückischen Gift der Schlange gesetzt, das ihr ja gänzlich fehlt, so in den *Glossa ordinaria* der Bibeltexte.<sup>34</sup> Im Vogelbuch des Hugo von Folieto und ihm folgend in den Bestiarien gilt das Fehlen des Schlangengifts geradezu als Kennzeichen der Taube *natura columba est, ... quod felle caret* und mithin auch der Würdenträger der Kirche, die ohne die Bösartigkeit des Schlangengiftes leben: *Columba ... est absque felle malitie quaelibet adhuc vivens prelatorum persona*.<sup>35</sup>

In seinem Kapitel über die Schlangen sammelt Hrabanus Maurus die biblischen Belege für alle divergierenden Deutungen und zitiert auch den besagten Matthäus-Vers, wertet die Schlange und verwandte Reptilien aber letztlich als Personifikation des Teufels und spezieller der Ketzerei: *Serpens autem diabolus significat ... aut malitiosos homines atque haereticos* ...<sup>36</sup> Als äußere Merkmale der gesamten Spe-

31 Dazu grundlegend Rudolf WITTKOWER: Eagle and Serpent. A Study in the Migrations of Symbols. In: Journal of the Courtauld and Warburg Institutes 1 (1938/39), S. 293–325.

32 Gaius Plinius Secundus. Naturalis Historia – Naturkunde. Hrsg. und übersetzt von Roderich KÖNIG und Gerhard WINKLER. München, Zürich, Buch 10, Kap. XXXII, S. 53.

33 *De universo*, Lib. VIII, Kap. VI, PL 111, Sp. 245.

34 *Glossa ordinaria* zum *Evangelium secundum Mattheum*, PL 114, Sp. 182 mit der Betonung der Taube als Tier ohne die Falschheit des Schlangengifts: ... *quae simplex animal et sine felle: quia simplices quaerit, nec habitant in mentibus impuris* ... – Der von MIGNE im 19. Jahrhundert unter der Autorschaft des Fuldaer Abts Walafrid Strabo edierte Glossenapparat zur Bibel wird heute als Werk der theologischen Schule von Laon angesehen, das im Wesentlichen um 1130 abgeschlossen war und ab Mitte des Jahrhunderts durch die Scriptoria von Paris weite Verbreitung fand, s. Alexander ANDRÉE: Gilbertus Universalis. Glossa ordinaria in Lamentationes Ieremie Prophete. Prothematica et Liber I. A critical Edition with an Introduction and a Translation. Diss. Stockholm University 2005, S. 12–27.

35 Zum Vogelbuch s. Willene B. CLARK: The Medieval Book of Birds. Hugh de Fouilly's Aviarium. Binghampton N. Y. 1992 (Medieval & Renaissance Studies 80), hier Kap. 11 *De diversis proprietatibus columbae* und Kap. 4, S. 134f., 126f. – Dieser Text des Hugo de Folieto liegt auch dem ersten Buch der als Pseudo-Hugo von St. Viktor edierten allegorischen Tierdichtung *De bestiis et aliis Rebus* zugrunde, hier Lib. I, Cap. XI, s. PL 177, Sp. 19, 17. Dazu allgemein Willene B. CLARK: Four Latin Bestiaries and De bestiis et aliis rebus. In: Bestiaires Médiévaux. Nouvelles Perspectives sur les Manuscrits et les Traditions Textuelles. Hrsg. von Baudoin VAN DEN ABBELE. Louvain-la-Neuve 2005, S. 49–69. – Von dort aus erfolgte eine Textübernahme in die Bestiarien. Eine der wichtigsten und luxuriös ausgestatteten Handschriften der Gattung ist mustergültig digital ediert mit Faksimile, Transkription, Übersetzung und Illustration s. Michael ARNOTT, Iain BEAVAN, Jane GEDDES: The Aberdeen Bestiary: an Online Medieval Text, Aberdeen University 1996, www.abdn.ac.uk/bestiary/translation/ (25.10.2010), hier fols. 29r, 27v. Zu der davon abhängigen Handschrift in Oxford s. Franz UNTERKIRCHER (Hrsg.): Bestiarium. Die Texte der Handschrift Ms. Ashmole 1511 der Bodleian Library Oxford in lateinischer und deutscher Sprache. Graz 1986 und die Faksimile-Ausgabe ebd. Codices Selecti LXXVI, hier S. 84f., 80f.

36 Kap. III, PL 111, Sp. 229, auch 232f.



zies nennt er gleich zu Beginn die zickzackförmige Gestalt *angulosus*, als Folge von Faltungen und Windungen *genus quod plicari et contorqueri potest*, die auch im übertragenen Sinn keinerlei Geradheit erlaubt *numquam rectus*.<sup>37</sup> Die dekorative Zeichnung der Haut, wie sie den Schlangenkörper im ältesten Siegel auszeichnet, bezieht Hrabanus Maurus in die Gesamtwertung ein. Schlangen sind für ihn nicht nur giftige und gefährliche Tiere, sondern auch bunte Wesen, deren Farbenvielfalt jedoch eine Vielzahl von Schmerzen bedeutet: *Serpentes ... tot venena quot genera, tot pernicies quot species, tot dolores quod colores habentur*.<sup>38</sup> In der dreiteiligen Gestalt der blitzschnellen gespaltenen Zunge, wie sie im zweiten Scholaster-Siegel betont ist, liegt ebenfalls Täuschung: *Nullum autem animal in tanta celeritate linguam movet ut serpens, adeo ut triplicem linguam habere videatur, cum una sit*.<sup>39</sup> Diese komplexen negativen Deutungen setzten sich in der Frühscholastik ungebrochen fort und bieten so eine eindeutige inhaltliche Grundlage für das Schlangenbild im Siegel.

Komplizierter gestaltet sich die Interpretation des Vogelbildes. Wenn im älteren Scholaster-Siegel ein Storch dargestellt ist, so wäre natürlich auf die Auslegung des Hrabanus Maurus zu verweisen, aber ebenso auf eine Weiterentwicklung des Textes im Vogelbuch des 12. Jahrhunderts. Dort wird der Storch noch ausführlicher als Feind der Schlangen vorgestellt, die für dunkle Gedanken und schändliche Brüder stehen. So wie der Storch mit seinem Schnabel die Schlangen schlägt, so vermag der Gerechte die Verirrten durch Strafreden zu fesseln: *Serpentes sunt perversae cogitationes sive perversi fratres quos ciconia rostro percutit, dum iustus pravas cogitationes restringit vel perversos fratres pungenti invectione reprehendit*.<sup>40</sup> Darüber hinaus vergleicht der Text die Fürsorge des Storchen für seine Jungen dezidiert mit der Tätigkeit kirchlicher Dignitäre, die sich aufopferungsvoll der geistigen Aufzucht ihrer Schützlinge widmen: *Assiduo incubitu super pullos ciconiae plumas exuunt, quia dum praelati subiectos nutriunt superfluitatis et levitatis a se plumas evellunt*.<sup>41</sup> Diese Passage ist zugleich mit der fast offensiven Aufforderung an die Schülerschaft verbunden, ähnlich wie die Storchenjungen umgekehrt auch für die Eltern bzw. Erzieher zu sorgen: *Similiter subiecti prelatos suis laboribus fovere debent, ut eis ministrent necessaria quibus egent*.<sup>42</sup> In diesem Falle würde die Vogeldarstellung direkt auf die Person des Siegelführers hinweisen, auf seine unerschütterliche wie unerbittliche Glaubenstreue, ebenso auf sein verantwortungsvolles Amt als Dom-

37 PL 111, Sp. 228. Ähnlich später *De bestiis*, Lib. III, Cap. XL, PL 177, Sp. 100 und den Bestiarien s. UNTERKIRCHER (wie Anm. 35), S. 172f. und ABERDEEN BESTIARY (wie Anm. 35), fol. 65 v, Hrabanus Maurus Lib.VIII, Cap. III, PL 111, Sp. 223.

38 PL 111, Sp. 229.

39 PL 111, Sp. 234 wörtlich in die Bestiarien übernommen s. UNTERKIRCHER (wie Anm. 35), S. 184–187 und ABERDEEN BESTIARY (wie Anm. 35), fol. 71r; ähnlich *De bestiis*, Lib. III, Cap. LIII, PL 177, Sp. 103.

40 Kap. 47, *De ciconia*, s. CLARK (wie Anm. 35), S. 212f.; entsprechend auch in den Bestiarien s. UNTERKIRCHER (wie Anm. 35), S. 134f. und ABERDEEN BESTIARY (wie Anm. 35), fol. 49r.

41 CLARK (wie Anm. 35), S. 212f.; UNTERKIRCHER (wie Anm. 35), S. 134f. und ABERDEEN BESTIARY (wie Anm. 35), fol. 49r.

42 CLARK (wie Anm. 35), S. 214f.; UNTERKIRCHER (wie Anm. 35), S. 134f. und ABERDEEN BESTIARY (wie Anm. 35), fol. 49v.

scholaster, auf seine hingebungsvolle Amtsführung und letztlich auch auf seinen Anspruch, adäquate Einkünfte dafür zu erzielen.

Weshalb nach 1224 ein neues Siegel geschnitten wurde mit reduzierter Titulatur und einem variierten Vogelbild muss ungeklärt bleiben. Doch auch für ein als Taube zu deutendes Siegelmotiv bieten fröhscholastische Texte umfangreiche Hinweise, weit über die Erwähnung im Physiologus hinaus. Die Taube galt im 12. Jahrhundert zwar in erster Linie als Sinnbild der Kirche, wie es Petrus Lombardus, Leiter der Pariser Kathedralschule, eindeutig formulierte: *Columba est ecclesia – Die Taube ist die Kirche*.<sup>43</sup> Weitergehend verglichen die *Glossa ordinaria* der Bibeltexte die Stimme der Taube mit der Stimme der Apostel und zugleich auch aller Prediger.<sup>44</sup> Vor allem in dem nach 1152 entstandenen Vogelbuch des Hugo de Folieto wurde der Schilderung der Taube breiter Raum gegeben und die Allegorie auf kirchliche Würdenträger überhaupt und ausdrücklich auch auf lebende Prälaten ausgedehnt: *Columba ... est ... adhuc vivens praelatorum persona*.<sup>45</sup> In seinem Buch *De avibus* hatte der Autor Hugo, ein Augustiner-Prior aus dem nordfranzösischen Fouilloy, im Prolog zudem die Taube als Exemplum für sich und seine geistliche Position überhaupt gegenüber einem weltlichen Adressaten bezeichnet: *Ecce in eadem partica [i.e. regulari vita] sedent accipiter et columba. Ego enim de clero, tu de milita. – Sieh wie Falke und Taube auf derselben Stange sitzen. Ich komme von Klerus, du vom Kriegsdienst*.<sup>46</sup> Dieses Bild der Gegenüberstellung von *Vita contemplativa* und *Vita activa*, das bis heute als Begriff für kontroverse politische Strategien seine Gültigkeit behalten hat, erscheint in den überlieferten Handschriften auch mehrfach als Eingangssillustration, wie in der wohl ältesten erhaltenen Fassung, dem Aviarium der Abtei Heiligenkreuz, die den an einem Buchpult studierenden *Clericus* unterhalb der balancierenden Taube zeigt.<sup>47</sup> (Abb. 4) Hugo begründete die Wahl des Vogelbildes und damit auch den ganzen Aufbau seines Textes mit der Eingängigkeit dieser Naturvergleiche für ein unbelesenes, unstudiertes Publikum: *Quod enim doctoribus innuit Scriptura, hoc simplicibus pictura. – Was nämlich für die Gelehrten die Schrift bedeutet, bedeutet das Bild für das einfache Volk*.<sup>48</sup> Auch diese Position bietet eine ideale Bedingung für ein einprägsames Siegelbild eines hoch gebildeten, seine Umwelt an Intellektualität deutlich übertreffenden Scholasters<sup>49</sup> wie Johannes Zemeke.

Die umfangreiche Allegorie im Aviarium des Hugo von Folieto, die die Taube bis in ihre einzelnen Körperteile ausdeutet, kann im erneuerten Siegelbild Zemekes auch noch kleinste Details theologisch erklären. Zunächst ist die Profilansicht, die nur die rechte Körperhälfte abbildet, als Darbietung der mystisch-kontemplativen

43 Petrus Lombardus, Psalmenkommentar, um 1135–1137, PL 191, Sp. 608.

44 ‚*Vox tuturis*‘ ... *vox apostolorum, vel quorumlibet praedicatorum*, s. *Glossa ordinaria* zum Hohelied, PL 113, Sp. 1140.

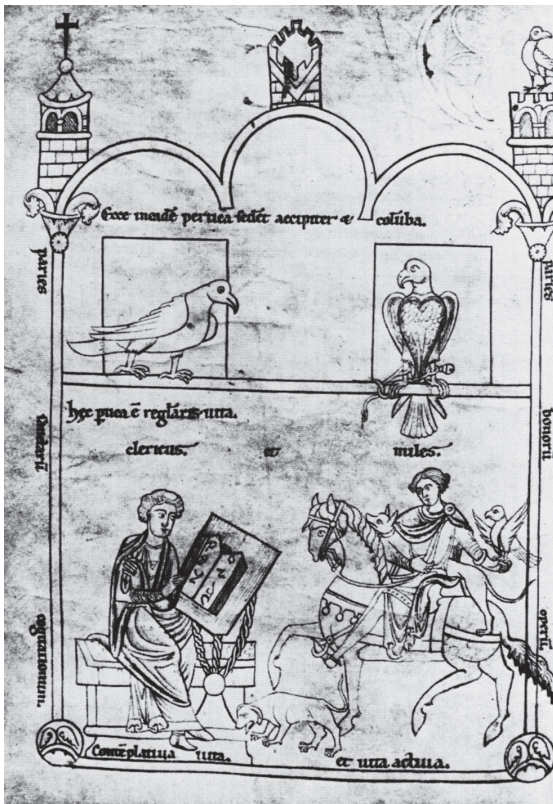
45 Kap. 4, *Item de columba*, s. CLARK (wie Anm. 35), S. 126 f.

46 CLARK (wie Anm. 35), S. 118 f.

47 Abtei Heiligenkreuz, Stiftsbibliothek Csc. 226, fol 129 v, s. CLARK (wie Anm. 35), fig 1a, auch 1b, 1d, 1e.

48 Ebd. S.118 f.

49 In seiner Untersuchung über die Domkapitel von Goslar und Halberstadt führte MEIER (wie Anm. 18), S. 133, 135 Johannes Zemeke als ersten und im 13. Jahrhundert auch einzigen Besucher einer Universität und Inhaber eines akademischen Grades auf.



4. Aviaryum des Hugo de Folieto, Prologminiatur fol. 129v  
Abtei Heiligenkreuz, Csc. 226

Eigenschaften des Vogels zu verstehen. Nach Hugo betrachtet sich die Taube mit ihrem linken Auge selbst unter moralischem Aspekt, während sie mit dem rechten Auge in mystischer Betrachtung auf Gott gerichtet ist: *Habet dextrum et sinistrum oculum, moralem et mysticum sensum. Seipsum respicit sinistro, Deum vero contemplatur dextro*.<sup>50</sup> Entsprechend stehen die beiden Flügel der Taube für die Liebe zum Nächsten und für die Liebe zu Gott, wobei ein Flügel im Mitleid ausgestreckt, der andere aber in Kontemplation zu Gott erhoben ist. *Duas vero habet alas, ... altera erigitur per contemplationem ad Dominum*.<sup>51</sup> Die kämpferisch aufgerichtete Flügelschwinge lässt sich also auch als Hinweis auf die kontemplative Gesinnung des Siegelführers sehen. Auch die Differenzierung des Federkleides findet eine ekklesiastische Deutung, da die Federn der Taube als die Lehrer gelten, die durch rechtes

50 Kap. 2 *Mystice de columba*, s. CLARK (wie Anm. 35), S. 122–125; *De bestiis*, Lib. I, Cap. II, PL 177, Sp. 16; vgl. UNTERKIRCHER (wie Anm. 35), S. 76–79 UND ABERDEEN BESTIARY (wie Anm. 35), fol. 27r.

51 Kap. 3 *Moraliter de columba*, s. CLARK (wie Anm. 35), S. 124 f., auch Kap. II; *De bestiis*, Lib. I, Cap. III, PL 177, Sp. 17; vgl. UNTERKIRCHER (wie Anm. 35), S. 78 f. und ABERDEEN BESTIARY (wie Anm. 35), fols. 27r,v.

Tun und gottgefällige Kontemplation fest an den Schwingen haften: *Penne vero sunt doctores, ale recte actionis et divine contemplationis firmiter inherentes*.<sup>52</sup> Schließlich drückt sich in den Schwanzfedern, die laut Text goldüberglänzt erscheinen, die Hoffnung und auch die Zuversicht der Gerechten auf ihren Lohn *expectatio premii* und Ruhm in der Ewigkeit aus: *Posteriora igitur dorsi columbe ... quia iusti in eterna beatitudine nimia claritate fulgebunt*.<sup>53</sup> Die im Text als rot gekennzeichneten Füße der Taube versinnbildlichen hingegen das Leiden der Märtyrer und auch die weltlichen Anfeindungen gegen ihre rechtschaffenen Nachfolger, die bei der Berührung mit der rauhen Erde durch die Grausamkeit der irdischen Dinge verletzt werden: *Sed ... asperitate terrae, id est, terrenorum crudelitate pedes vulnerantur*.<sup>54</sup>

Die Interpretation des Siegelbildes als Taube im Sinn von Hugo de Folietos Betrachtung kann den Siegelführer Johannes, ähnlich wie die Storchen-Allegorese, in vielfacher Hinsicht charakterisieren, allerdings mit anderen Akzentsetzungen. Hier wäre weniger der streitbare Diener Gottes und aktive Lehrmeister gemeint, sondern eher ein Repräsentant der *Vita contemplativa*, der Zemeke in seinen verschiedenen Lebensaufgaben auch gewesen ist: als Rechtsgelehrter in Bologna, dem internationalen akademischem Zentrum für kirchliches Recht, als Kommentator der Beschlüsse des vierten Laterankonzils von 1215, das die Organisation der lateinischen Kirche durchgehend und nachhaltig geprägt hat,<sup>55</sup> und später als Gutachter am Domkapitel von Halberstadt. Weiterhin lässt sich eine Äußerung christlicher Heilserwartung herauslesen, die die Selbstgewissheit vorbildlicher Lebensgestaltung mit der Klage über die Widrigkeiten der irdischen Gegebenheiten verbindet. Darin könnte durchaus eine Anspielung auf das Ende seiner akademischen Laufbahn gesehen werden, als Papst Innozenz III., damals mit Abstand mächtigster Mann der Kirche, dem ambitionierten Kommentar des Johannes Teutonicus, wie er als Rechtsgelehrter berühmt war, die offizielle Anerkennung versagte.<sup>56</sup> Gleichmaßen könnten darin

52 Kap. 2, s. CLARK (wie Anm. 35), S. 124f., auch Kap. III und VI *De pennis argentatis; De bestiis*, Lib. I, Cap. II, PL 177, Sp. 16; s. auch Petrus Lombardus, PL 191, Sp. 608; vgl. UNTERKIRCHER (wie Anm. 35), S. 78f. und ABERDEEN BESTIARY (wie Anm. 35), fols. 27r,v.

53 Kap. I2, s. CLARK (wie Anm. 35), S. 124f., auch Kap. III; *De bestiis*, Lib. I, Cap. II, PL 177, Sp. 16; vgl. UNTERKIRCHER (wie Anm. 35), S. 78f. und ABERDEEN BESTIARY (wie Anm. 35), fols. 27r,v.

54 Kap. 5 *De pedibus columbae*, s. CLARK (wie Anm. 35), S. 130; *De bestiis*, Lib. I, Cap. V, PL 177, Sp. 18; vgl. UNTERKIRCHER (wie Anm. 35), S. 80f. und ABERDEEN BESTIARY (wie Anm. 35), fol. 28r.

55 Zur der Autorschaft s. Stephan KUTTNER: Johannes Teutonicus, das vierte Laterankonzil und die *Compilatio Quarta*. In: *Miscellanea Giovanni Mercati V. Citta del Vaticano 1946* (Studi e testi 125), S. 608–634. Zur Bedeutung des Kommentars allgemein s. beispielsweise Kenneth PENNINGTON: *Decretal Collections 1190–1234*. In: HARTMANN/PENNINGTON (wie Anm. 1), S. 293–317, hier 314f., Ann J. DUGGAN: *Conciliar Law 1123–1215*. In: ebd., S. 318–366, hier 353f., auch PIXTON (wie Anm. 20), S. 6.

56 Mit einem in die Jahre 1243–45 datierbaren Rubrikentext in der Hs. Vat. Borgh. 45, fols. 23r,v konnte KUTTNER (wie Anm. 50), S. 624–627 die päpstliche Ablehnung und den zornigen Rückzug des Kommentators von der Kurie eindeutig belegen: *Set quia dominus papa illam compilationem noluit approbare, ira succensus rescissit de curia*. Kenneth PENNINGTON: *The Manuscripts of Johannes Teutonicus' Apparatus to Compilatio Tertia. Considerations of the Stemma*. In: *Bulletin of Medieval Canon Law* 4 (1974), S. 17–31, hier 20 und DERS. (wie Anm. 22), S. XXII–XXIV spricht sogar von leicht zynischen Bemerkungen über päpstliche Titel und radikale Bemerkungen über die päpstliche Machtfülle im Kommentar. Noch deutlicher zu einer inneren Distanz des Autors. DERS., *Decretalists* (wie Anm. 1), S. 233.





5. Armreliquiar des Hl. Nikolaus  
Halberstadt, Domschatz Inv. Nr. 21

aber auch aktuelle Probleme seiner Amtsführung anklingen. Für die Frage nach der ornithologischen Bestimmung der differierenden Vogelbilder und ihrer Auslegung bleibt das letzte Wort bei Hugo de Folieto: *Turteltaube also und Schwalbe und Storch sind ein sichtbarer Vorwurf gegen jene, die nicht glauben, dass Christus im Fleisch angekommen ist, und die keinerlei Furcht haben vor dem kommenden Gericht des Herrn.*<sup>57</sup>

Für den Siegelführer in seiner Position als Halberstädter Scholaster bzw. als ehemaliger Bologneser Kanonist ist eine breite Kenntnis entsprechender literarischer Werke ohne Weiteres plausibel, seien es nachantike oder frühmittelalterliche Naturbetrachtungen, fröhscholastische Texte, theologische Erbauungsliteratur oder jüngere Buchgattungen. Ohne hier eine eingehende Textkritik aller möglichen Quellen für Zemekes Siegelthema anzustreben, sei doch die Frage gestellt, ob traditionell eingeführte Texte die Impulse für die Siegelgestaltung gegeben

haben, oder moderne erweiterte Fassungen. Jüngst wurde von Matthias M. Tischler die gezielte Erwerbung aktueller fröhscholastischer Literatur aus Frankreich für den Raum Hildesheim und das Bistum Halberstadt untersucht, welche vor allem durch *die europaweiten Beziehungen seines geistlichen Personals* zustande kam.<sup>58</sup> Dass in der Halberstädter Domschule um 1225 auch ein Text der gerade seit dem späten 12. Jahrhundert beliebt gewordenen Bestiarien bekannt gewesen sein muss, belegt ein ganz andersartiges Objekt im Domschatz, das erst jüngst verstärkt die Aufmerksamkeit der Forschung gefunden hat, das Armreliquiar des Hl. Nikolaus.<sup>59</sup> (Abb. 5)

57 Kap. 47 *De ciconia*, s. CLARK (wie Anm. 35), S. 214f.: *Turtur igitur et hirundo et ciconia illos reprehendunt qui Christum in carne advenisse non credunt, et iudicium Domini futurum non pertimescunt*; entsprechend in den Bestiarien s. UNTERKIRCHER (wie Anm. 35), S. 134f. und ABERDEEN *BESTIARY* (wie Anm. 35), fol. 49 v.

58 Matthias M. TISCHLER: Zwischen Zentrum und Peripherie. Die Umgestaltung der Bildungslandschaft im Bistum Hildesheim durch fröhscholastische Bücher aus Nordfrankreich im 12. Jahrhundert. In: *Schätze im Himmel – Bücher auf Erden. Mittelalterliche Handschriften aus Hildesheim*. Hrsg. von Monika E. MÜLLER. Wolfenbüttel 2010, S. 237–252, besonders 246–249.

59 Petra JAHNKE: Ein heilbringender Schatz. Die Reliquienverehrung am Halberstädter Dom im Mittelalter. München, Berlin 2006, S. 181f., Taf. 7; Harald MELLER, Ingo MUNDT, Boje E. H. SCHMUHL (Hrsg.): *Der heilige Schatz im Dom zu Halberstadt*. Regensburg 2008, Nr. 24

Auf seiner Schauseite sind um das Reliquienfenster vier Medaillons mit Ritzzeichnungen angeordnet, die im Uhrzeigersinn von unten rechts einen geflügelten Drachen zeigen, dessen Schwanz in ein verzweigtes Astwerk ausläuft, weiter einen Laufvogel, umgeben von einem Sonnenrad und einem sechsstrahligen Stern als kosmischen Symbolen, einen Hund, aus dessen Maul eine Blattzunge erwächst, und schließlich das Lamm Gottes mit der Kreuzstandarte. Der diabolische Drache unten und das heilbringende Gotteslamm oben als klare Antipoden interessieren in diesem Zusammenhang weniger als die Figurationen von Vogel und Hund. Der hochbeinige und kurzflügelige Laufvogel wurde bisher irrig als Pfau oder „Vogel mit Schwimmfüßen“ interpretiert.<sup>60</sup> Wenn für die ornithologische Klassifizierung schon redende Siegel wie das des Halberstädter Domherrn Ludger von Struz genaue Auskunft geben können,<sup>61</sup> so kann es ein spezieller Text der Bestiarien, und zwar der sogenannten zweiten Textfamilie umso mehr.<sup>62</sup> Sie beschreibt den Vogel Strauß als ein Sinnbild der Nachlässigkeit, der seine Eier erst dann ablegt, wenn er am Firmament die Sternengruppe der Plejaden erblickt hat. Danach vergräbt er sein Gelege im Sand und verlässt es. Die Jungvögel vermögen erst durch die Einwirkung der Sommerhitze zu schlüpfen.<sup>63</sup> Mit den Plejaden *stella quae dicitur Virgilia* und der Sommerhitze *aestate calefacta* erklären sich nun eindeutig die astronomischen Motive von Stern und Sonnenscheibe auf dem Medaillon des Halberstädter Nikolaus-Reliquiars. In der allgemeinen Textfassung des Vogelbuches heißt es über den Strauß weiter: wie er durch seine zu kurzen Flügel am Flug gehindert sei, so simulierten die Hypokriter nur ein frommes Leben, seien jedoch unfähig, ihren Anspruch in die Tat umzusetzen.<sup>64</sup> Der Herr aber überlasse den im Stich gelassenen Nachwuchs, die Seelen der

(Martina JUNGHANS) und Taf. S. 100 (ohne Literatur-Hinweise) und FUHRMANN (wie Anm. 2), Nr. 20, Abb. 30.

60 JAHNKE und folgend JUNGHANS sowie FUHRMANN (wie Anm. 59 und 2).

61 Beatrice MARNETTÉ-KÜHL: Mittelalterliche Siegel der Urkundenfonds Marienberg und Marienthal. Braunschweig 2006 (Corpus sigillorum von Beständen des Staatsarchivs Wolfenbüttel 1), G 74.

62 Es handelt sich um einen Textabschnitt, der in Hugos *Aviarum*, dem sogenannten Typ A, Gruppe Heiligenkreuz und folgend in *De bestiis* nicht enthalten ist, wohl aber in Typ B, Gruppe Aberdeen. Dazu allgemein CLARK (wie Anm. 35), S. 73–85, 113 und DIES.: A Medieval Book of Beasts. The second-Family Bestiary. Commentary, Art, Text and Translation, Woodbridge 2006. – Zur Textvariante s. Anm. 63.

63 So in späteren Redaktionen des griechischen Physiologus und im Physiologus latinus, Versio B: ... *cum venerit tempus suum ut ova pariat, elevat oculos suos in caelum et videt si stella illa quae dicitur Virgilia ascendit; non enim ponit ova sua in terra nisi quando stella illa oritur in caelo. ... tranquillitas et aeris temperies praestare videtur, ut aestate calefacta arena excoquat ova et excludat pullos illos.* F. J. CARMODY (Hrsg.): Physiologus latinus. Editions préliminaires versio b. Paris 1939, cap. XXXVII. Bei Hugo von Folieto wird diese Eigenschaft zum Auftrag erweitert, die kalte Brut durch die wärmende Fürsorge von Lehrern zu erwecken *nisi doctoris sui sollicita exhortatione calefiant*, Kap. 42 *De strutio*, s. CLARK (wie Anm. 35), S. 192f. Erwähnungen der Sternengruppe und der Sommerhitze finden sich jedoch nicht. – Die Miniaturen in den Luxus-Bestiarien illustrieren allein die Plejaden mit einem einzelnen Sternmotiv, nicht aber die Sommerhitze. Darüber hinaus scheint es bei den Illustratoren nur sehr vage Kenntnisse über die Gestalt der Strauße gegeben zu haben, die dort eher Raub- als Laufvögeln ähneln, s. ABERDEEN BESTIARY (wie Anm. 35), Commentary fol. 41r. und Faksimile Ashmole (wie Anm. 35), fols. 52v.

64 Kap. 42: *Quid vero per structionis vocabulum nisi hi qui se bonos simulant designantur, qui sanctitatis vitam, quasi volatus pennam, per speciem retinent, sed per opera non exercent.*, s. CLARK (wie Anm. 35), S. 188f.; *De bestiis*, Lib. I, Cap. XXXVII, PL 177, Sp. 36; ähnlich die *Glossa ordinaria*, PL 113, Sp. 1286; vgl. UNTERKIRCHER (wie Anm. 35), S. 114–117 und ABERDEEN BESTIARY

jungen Menschen, der Fürsorge seiner Prediger: ... *parvulorum animas predicatorum suorum sollicitudine destitutas...*.<sup>65</sup> Diese Worte, so der Autor, seien nicht nur dazu bestimmt, die Übeltaten *actio perversa* der Hypokriter anzuprangern, sondern ebenso auch bestimmt, den Stolz der guten Lehrer im Zaum zu halten *sed bonorum etiam magistrorum ... elatio premitur*.<sup>66</sup>

Die Beachtung eines Bestiarium-Textes bei der Gestaltung des Armreliquiars beweist auch das vierte Medaillon mit dem Hund und seiner übergroßen, direkt an das Reliquienfenster stoßenden Zunge. Im Bestiarium wird die Zunge des Hundes als heilend bezeichnet. So wie durch ihr Lecken körperliche Wunden geschlossen werden, so werden die Wunden der Sünden durch die Zurechtweisung, die *Correctio* der Priester und Lehrer der Kirche gereinigt: *Intestina quoque hominis curat lingua canis, quia secreta cordis ipsius mundantur opere et sermone doctoris*.<sup>67</sup> Die beiden zunächst etwas zusammenhanglos anmutenden Darstellungen von Strauß und Hund an einem hochverehrten Reliquiar lassen sich also unmittelbar aus der textlichen Quelle eines Bestiariums erklären, genauer aus einer Fassung, wie sie in mehreren Handschriften ab 1180 heute noch überliefert ist.<sup>68</sup> Ebenso wie bei Vogel und Schlange auf den Siegelbildern des Johannes Zemeke, verraten sie bis in kleinste Bilddetail hinein eine theologische Fundierung, die letztlich in einen Lobpreis der Diener Gottes, und da speziell der Prediger, Magister und Doktoren mündet. Zugleich enthalten sie scharfe Kritik an den vorgeblich Frommen und betonen die Notwendigkeit spiritueller Reinigung und Heilung, durchaus auch unter schmerzhaften Bedingungen.

Alle diese Anspielungen scheinen geradezu maßgeschneidert auf die Person Johannes Zemekes mit seinem akademischen Titel Magister<sup>69</sup> und seinen Ämtern als Scholaster und Kämmerer. Die deutliche Abgrenzung und Überhöhung gegenüber einem säkular geprägten Umfeld und Publikum mag die Kräfteverhältnisse in dem Halberstädter Domkapitel im Sinn haben, wo die Domherren überwiegend aus einflussreichen regionalen Adelsfamilien stammten<sup>70</sup> und sogar Bischof Konrad von Krosigk die Priesterweihe erst mit seinem Amtsantritt als Bischof empfangen

(wie Anm. 35), fol. 41v. – Bei Rabanus Maurus eine abweichende Wertung: *Potest etiam struthio haereticos vel philosophos significare, qui cum pennis sapientis se exaltare volunt, sed tamen non evolant.*, s. PL 111, Sp. 245f.

65 Kap. 42, s. CLARK (wie Anm. 35), S. 192f.; *De bestiis*, Lib. I, Cap. XXXVII, PL 177, Sp. 37; vgl. UNTERKIRCHER (wie Anm. 35), S. 118f. und ABERDEEN BESTIARY (wie Anm. 35), fol. 42v.

66 Kap. 42, s. CLARK (wie Anm. 35), S. 194f.; *De bestiis*, Lib. I, Cap. XXXVII, PL 177, Sp. 38; vgl. UNTERKIRCHER (wie Anm. 35), S. 118f. und ABERDEEN BESTIARY (wie Anm. 35), fol. 43r.

67 *De bestiis* ... Lib. III, Cap. XI und ähnlich Lib. II, Cap. XVII, PL 177, 87 und 65f.; vgl. UNTERKIRCHER (wie Anm. 35), S. 54f. und ABERDEEN BESTIARY (wie Anm. 35), fol. 19v.

68 Vgl. CLARK (wie Anm. 62), Kat. 12, S. 232 und Anm. 62f.

69 Zur Bedeutung und Verbreitung des Magistertitels im frühen 13. Jahrhundert s. Julia BARROW: Education and the Recruitment of Cathedral Canons in England and Germany 1100–1225. In: Viator. Medieval and Renaissance Studies 20 (1989), S. 117–138, zu Zemeke S. 125, 129.

70 Nach den prosopographischen Untersuchungen von MEIER (wie Anm. 18) hier eine Bewertung von BARROW (wie Anm. 69), S. 137: „But if there was one area where the idea of nascent meritocracy would have been impossible, because the families at the top of society had built up a complicated and efficient machinery to prevent it, it was the German Reich.“ Ein Beispiel bei PIXTON (wie Anm. 20), Anm. 136, auch S. 238.

hatte.<sup>71</sup> Demgegenüber konnte Zemeke volle Autorität nicht nur als ausgewiesener Lehrer des Kirchenrechts beanspruchen, sondern auch als Fachmann, der durch seinen Kommentar der wegweisenden Konzilbeschlüsse von 1215 gewissermaßen eine Deutungshoheit über geistliche Fragen aller Art gewonnen hatte.<sup>72</sup>

Wie ist nun sein Anteil an der Gestaltung des Nikolaus-Reliquiers zu beurteilen? Die Fingerreliquie des Heiligen stammte aus dem Nachlass des Konrad von Krosigk, der 1204 als Bischof von Halberstadt am vierten Kreuzzug nach Konstantinopel teilgenommen und von der Plünderung der Stadt in Form eines Reliquienschatzes für den Halberstädter Dom profitiert hatte. 1209, nach der Königswahl des Welfen Otto IV. hatte Konrad als staufischer Anhänger sein Bischofsamt resigniert und war als Abt in das Zisterzienserkloster Sittichenbach eingetreten.<sup>73</sup> Die Fingerreliquie, ebenso wie Partikel der Dornenkrone Christi, hatte er aber mit in die Abtei genommen, von wo sie unmittelbar nach seinem Tode im Juni 1225 durch das Halberstädter Domkapitel zurückgefordert wurde. In diesem Streit entschied der päpstliche Legat Konrad von Urach auf seiner Visitationsreise durch sächsische Bistümer im August des Jahres auf einen Reliquientausch, der die Halberstädter Interessen nicht unberücksichtigt ließ.<sup>74</sup> Als Ersatz für den Finger sollte dem Kloster eine andere Reliquie des Heiligen überlassen und würdig in (Berg)kristall gefasst werden.<sup>75</sup> Sehr bald nach diesem Schiedspruch dürfte demonstrativ mit der Schaffung eines eigenen

71 PIXTON (wie Anm. 20), S. 108, 111, auch 137.

72 Diese Lehrautorität hat sich schließlich sogar gegen die ablehnende Haltung des Papstes durchsetzen können, s. Lotte KERY: Dekretalenrecht zwischen Zentrale und Peripherie. In: Römische Zentrale und kirchliche Peripherie. Das universale Papsttum als Bezugspunkt der Kirchen von den Reformpapsten bis zu Innozenz III. Hrsg. von Jochen JOHRENDT und Harald MÜLLER. Berlin 2008 (Neue Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen), S. 19–45, hier 37: „... kann man wohl die Schule von Bologna im Hinblick auf die Ausbildung des Dekretalenrechts als eine Art Neben-Zentrale betrachten, die sich sogar einmal „stärker als der Papst“ erwiesen hat – und zwar als Papst Innozenz III. der 1216 von Johannes Teutonicus zusammengestellten ‚Compilatio quarta‘ die päpstliche Autorisation verweigerte, diese jedoch, wenn auch zunächst nur zögerlich, auch gegen den Willen des Papstes als eine der fünf maßgeblichen ‚Compilationes antiquae‘ von der Schule rezipiert wurde.“

73 Zur Person s. Stefan TEBRUCK: Kreuzfahrer, Pilger, Reliquiensammler. Der Halberstädter Bischof Konrad von Krosigk († 1225) und der vierte Kreuzzug. In: Kunst, Kultur und Geschichte im Harz und Harzvorland um 1200. Hrsg. von Ulrike WENDLAND. Petersberg 2008, S. 26–48, auch PIXTON (wie Anm. 20), S. 135 f., 170, 258 f., 310 f., auch 343 und JAHNKE (wie Anm. 59), S. 65–68, 80–84.

74 UB HHalberstadt I, Nr. 572. Der Dom sollte vom Kloster vor allem einen Dorn aus der Dornenkrone Christi, eine der bedeutendsten Christusreliquien überhaupt, erhalten, oder ihn sich zumindest mit dem Kloster teilen, und neben anderen Reliquien auch den Finger des Hl. Nikolaus zugewiesen bekommen. Vgl. dazu Falko NEININGER: Konrad von Urach (+ 1227). Zähringer, Zisterzienser, Kardinallegat. Paderborn 1994 (Quellen und Forschungen aus dem Gebiet der Geschichte N.F. 17), S. 452 f. und FUHRMANN (wie Anm. 2), S. 50.

75 ... *reliquiarum eiusdem sancti restituetur condita venerabiliter in cristallo*. FUHRMANN (wie Anm. 2), S. 50 und Anm. 6 ist durchaus zuzustimmen, dass sich diese Erwähnung nicht auf das überlieferte Halberstädter Reliquiar, sondern auf ein geplantes Objekt für das Kloster bezieht, allerdings gibt der Urkundentext keinen eindeutigen Hinweis auf eine beabsichtigte Teilung der Reliquie, wie bei einigen der Tauschobjekte vorgeschlagen, sondern spricht eher von einer anderen, in Halberstadt vorhandenen Nikolaus-Reliquie. So würde sich auch der augenscheinlich ungeteilte Zustand des Fingers erklären; vgl. zu dieser Version auch NEININGER (wie Anm. 74), S. 452 „eine Reliquie desselben Heiligen“. – Erinnt sei an das einvernehmliche Verhältnis von Kloster und Domkapitel in der Folgezeit, s. UB HHalberstadt I, Nr. 608, vgl. JAHNKE (wie Anm. 59), S. 84.



Reliquiars mit einem anspruchsvoll umrahmten Reliquienfenster begonnen worden sein, gemäß dem Dekret der Konzilsbestimmungen von 1215, das für die Präsentation einer ehrwürdigen Reliquie die Aufbewahrung in einen eigenen Behältnis vorschrieb: *Reliquien aus alter Zeit dürfen von nun an nicht außerhalb eines Reliquiars gezeigt ... werden.*<sup>76</sup>

Nach Ausweis seines ersten Siegels ist Johannes Zemeke für 1223 und 1224 sicher als *Camerarius* des Domes belegt, zu ergänzen um einige urkundliche Nachrichten, während für die Zeit um 1225 keine Nachweise für eine andere Personallie in der Funktion eines Kämmerers oder Kustos für den Domschatz vorliegen.<sup>77</sup> Es lässt sich also mit großer Wahrscheinlichkeit vermuten, dass Johannes Zemeke direkt für die Schaffung des Nikolaus-Reliquiars verantwortlich gezeichnet hatte.

Da die Komposition des Vogel-Schlange-Siegels bis in ihre Einzelmotive hinein eindeutig als textbasierte Gestaltung ausgewiesen werden konnte, stellt sich nun die Frage nach den bildlichen Quellen. Ging eine Inspiration von den Illustrationen der Bestiarien aus, oder gibt es ähnliche Siegel von Amtsbrüdern zu finden, die für Johannes Zemeke vorbildlich gewesen ein könnten? Eine Sammlung, Sichtung und Bewertung von frühen Kanonikersiegeln gibt es erst in bescheidenen Ansätzen. In Überblicksuntersuchungen wurde lediglich auf die Vielfältigkeit von Bildtypen bei den ab 1220 allmählich aufkommenden Siegeln von geistlichen Dignitären unterhalb der Propst- und Dekansebene hingewiesen, allenfalls noch auf eine gewisse Vorliebe für Symbolsiegel, spezieller für das Motiv des Lebensbaums.<sup>78</sup> Systematische Untersuchungen würden gewiss eine kontinuierlich wachsende Zahl derartiger Symbolsiegel zum Bewusstsein bringen. Sie weisen entsprechend wie bei Johannes Zemeke auf einen theologisch hoch gebildeten, durch die Konzilsbestimmungen zu wachsendem Einfluss gelangten, und vielleicht sogar in Jahren verstärkter Kreuzzugsbewegung und Häretikerverfolgung dogmatisch dominierenden Benutzerkreis hin. An dieser Stelle seien exemplarisch drei Objekte vorgestellt, von denen zwei

76 Dekret 62 *Ne reliquie sanctorum*, s. Dekrete der Ökumenischen Konzilien. Konzilien des Mittelalters. Hrsg. von Josef WOHLMUTH. Paderborn 2000 (Dekrete der Ökumenischen Konzilien II), S. 263.

77 S. o. Anm. 20.

78 Erich KITTEL: Siegel. Braunschweig 1970, S. 410 ließ diese Siegel weitgehend unbeachtet: „Den Klerikern und Ordensleuten allgemein standen ... auch mancherlei allegorische Bilder zur Verfügung, deren Sinn dem christlichen Mittelalter nicht zweifelhaft war, von denen uns aber nur noch wenige ohne weiteres bekannt sind wie etwa das Lamm oder der seine Jungen mit eigenem Blut tränkende Pelikan“; Andrea STIEDORF: Siegelkunde. Hannover 2004 (Hahnsche Historische Hilfswissenschaften 2), S. 72: „Küster, Pförtner, Kellermeister und Thesaurare griffen gerne auf Symbolsiegel zurück. ... Zu den beliebteren Symbolen zählt hier beispielsweise der Lebensbaum“; Elisa ZIEGENBEIN: Die Siegel der Kanoniker des Kölner Domkapitels im Mittelalter. In: *Concilium medii aevi* 12 (2009), S. 157–204, S. 178, auch 182, 188 ([http://cma.gbv.de/z/2009\\_27.10.2010](http://cma.gbv.de/z/2009_27.10.2010)): „Besonderer Beliebtheit erfreuen sich Darstellungen von Vögeln und Tauben in Kombinationen mit Pflanzen.“ Sie deutet diese Symbolsiegel aber zu allgemein als „enge Bindung des Siegelführers zum Christentum und seinen Glaubensinhalten“; vgl. auch Isabelle GUERREAU: Otto I, von Wohldenbergh. Form und Funktion der Selbstdarstellung eines norddeutschen Weltgeistlichen im Spiegel seiner Siegel. In: *Das Siegel. Gebrauch und Bedeutung*. Hrsg. von Gabriela SIGNORI. Darmstadt 2007, S. 45–52, hier 47 f. In Vorbereitung von DERS.: Identität und Repräsentation mittelalterlicher Geistlicher. Die geistlichen Siegel der sächsischen Bistümer Paderborn, Hildesheim, Halberstadt und Verden.

die einzigen bisher bekannten Beispiele ihrer Art darstellen, die dem Halberstädter Siegel chronologisch vorangehen.

Von 1213 stammt der fragmentierte Abdruck des ersten Siegels vom Kustos des Naumburger Hochstifts, Ludwig von Saaleck. Es befindet sich an der Urkunde eines Kollegiums päpstlich delegierter Richter, die in einer Klage des ehemaligen Protonotars von Kaiser Otto IV., Walter von Biesenrode, gegen Bischof Ekbert von Bamberg, zum Prozesstermin in den Naumburger Dom laden.<sup>79</sup> Das Siegelbild zeigt einen zunächst heraldisch anmutenden Vogel in Frontalansicht, von dem ein magerer Corpus, weit ausgebreitete Schwingen, eine außerordentlich buschige Schwanzfeder sowie die gespreizten Fänge erkennbar sind, die auffälligerweise nicht in Krallen enden, sondern in einer aus jeweils drei separaten Kreisen gebildeten Dreipassform. Eine heraldische Ableitung des Vogelbildes scheint aufgrund der zeitlichen Stellung und vor allem aufgrund der geistlich hierarchischen Position des Siegelführers unwahrscheinlich. Eine metaphorische Herleitung bietet sich jedoch geradezu an. In der sich jeglicher anatomischen Deutung entziehenden ornamentalen Bildung der Fänge lassen sich vielmehr Attribute sehen, die der Vogel im Fluge mit sich führt. Auch hier kann das Aviarium nach Hugo von Folieto Aufklärung bieten. Es schildert den legendären Vogel Phönix nicht nur in der geläufigeren Weise als sich selbst auf dem Altar opferndes Wesen, sondern auch als Sammler von Spezereien, die gute Werke und Tugenden des Geistes versinnbildlichen: *Aromata sunt bona opera, diversae species animae virtutes*. Wie der Phönix seinen Kopf zur Sonne erhebt und mit seinen Flügeln das Opferfeuer anfacht, so wird der Sinn der Gerechten durch die Schwingen der Kontemplation zum Feuer des Heiligen Geistes geführt.<sup>80</sup> Genau dieses Verhalten ist in der streng achsial ausgerichteten Vogelfigur erkennbar, die damit einer selteneren, heraldisierenden Phönix-Darstellung ähnelt, die nicht die Opferhandlung des Tieres thematisiert, sondern ein Emblem seines triumphierenden spirituellen Wesens bildet.<sup>81</sup> Gerade ein Sinnbild für die Glut des Heiligen Geistes konnte einem sendungsbewussten Domkustos und Richter in päpstlichem Auftrag, der wichtige Amtsträger im Deutschen Reich zur Verhandlung um Prébende in sein heimisches Domstift vorladen ließ, als passendes Siegelbild erschienen sein.

Eine ganze Gruppierung von Paradiesbaum-Darstellungen findet wohl im Siegel des Mainzer Domkanonikers und späteren Dompropstes Heinrich von Stahleck von 1211 einen Vorläufer. Es zeigt noch eine einzelne Taube umgeben von Ran-

79 UB HNaumburg II, S. 1139 Abb. 37; zum Vorgang Nr. 7, 11; unzweifelhaft von *Ludewicus custos* ist 1224 ein weiteres Siegel belegt, das ganz unterschiedlich sein Bildnis in Halbfigur zeigt, s. Nr. 55, S. 1140 Abb. 45 mit irrtümlicher Auflösung als Ludwig von Griesheim; zur Situation s. Bernd Ulrich HUCKER: Kaiser Otto IV. Hannover 1990, S. 418, zur Person auch Otto IV. Traum vom welfischen Kaisertum, Katalog der Ausstellung Braunschweig 2009. Petersberg 2009, Nr. 83 (Barbara KLÖSSEL-LUCKHARDT).

80 *Ad radium solis alis ignem voluntarium excitat, quia mentem alis contemplationis excitatam iustus adore Sancti Spiritus inflamat*. Kap. 54 *De phoenice*, s. CLARK (wie Anm. 35), S. 232f.; *De bestiis*, Lib. I, Cap. XLIX, PL 177, Sp. 48f. Im Bestiarium findet sich eine abweichende Version.

81 Valerie JONES: The Phoenix and the Resurrection. In: The Mark of the Beasts. The Medieval Bestiary in Art, Life and Literature. Hrsg. von Debra HASSING. New York, London 1999, S. 99–115, hier 105–108, fig. 5, gerade auch mit Beispielen der Luxus-Bestiarien; vgl. ABERDEEN BESTIARY (wie Anm. 35), fol. 55v.

kenwerk, während später symmetrische Kompositionen mit Taubenpaaren um eine achsial gebildete Pflanze beliebt werden.<sup>82</sup> Hier ist zweifellos das Bild des exotischen Baumes Perindens oder auch Peredexion aufgegriffen, in dessen Krone Tauben leben. In seinem Blattwerk und auch in seinem Schatten, d. h. unter dem Schutz Gottes und seines Sohnes, sind die Vögel vor den Angriffen des lauernnden Teufels gefeit.<sup>83</sup> Die Betrachtung endet mit einer Aufforderung an den Leser oder Hörer, standfest im Katholischen Glauben und unter dem Schirm der Katholischen Kirche zu bleiben: *Attende ergo o homo, et permane in fide catholica, ibique habita ibique persevera, in una ecclesia catholica.*<sup>84</sup> Mit dieser Allegorie lässt sich schlüssig die Verbreitung des Vogel-Baum-Motives bei Kanonikersiegeln aus unterschiedlichen Bistümern erklären.<sup>85</sup>

Auch ein drittes Kanonikersiegel, das zunächst in keinem Zusammenhang mit der Tierallegorese zu stehen scheint, geht in seiner Ikonographie eindeutig auf die Texte des Hugo von Folieto zurück, das Siegel des Naumburger Domherrn Gumpert von Ktzschau an einer undatierten Urkunde um 1230.<sup>86</sup> Es zeigt einen Kletterer, der sich anschickt, eine Palme mit stark aufgerauhtem Stamm und buschiger Krone zu besteigen. Die Deutung des Palmenbaums nimmt durchaus einen gewichtigen Platz inmitten der Vogelschilderungen ein. Hugo vergleicht die Gestalt *statura* der Palme mit dem Wuchs der Kirche und auch dem der Gerechten. Ihr Stamm mit der zerklüfteten Rinde *stipes rugoso cortice* versinnbildlicht die vor der Rauheit der Bedrängnis *tribulationum asperitate* geschtzte Kirche, die Zweige der Krone *elatae palmarum* symbolisieren die Seelen der Auserwählten *electe animarum.*<sup>87</sup> Mit dieser Deutung von Palmzweigen lässt sich auch ein Bildmotiv eindeutiger bestimmen, das in frühen Bildnissiegeln von Kanonikern häufig anzutreffen ist, der Palmwedel in

82 ZIEGENBEIN (wie Anm. 78), S. 194, 201, listet den Siegler jedoch unter den Kölner Kanonikern auf. Zu seinem Werdegang s. Josef HEINZELMANN: Heinrich von Stahleck. Bischof von Straßburg 1245–1260. Seine Nepoten und seine Herkunft. In: Jahrbuch für westdeutsche Landesgeschichte 35 (2009), S. 25–72, hier 51–54. Der Namensträger ist wohl nicht mit dem späteren Thesaurar und Bischof von Straßburg identisch. – Die Stammburg der Herren war übrigens 1194 Schauplatz der „Hochzeit von Stahleck“, als mit der Heirat des Pfalzgrafen Heinrich von Sachsen und der Agnes von Staufen eine kurzfristige Versöhnung zwischen Welfen und Staufern erfolgte.

83 So schon im Physiologus: *Die Schlange fürchtet aber jenen Baum und seinen Schatten, wo die Tauben wohnen, und die Schlange kann sich der Taube nicht nähern, ja nicht einmal dem Schatten des Baumes.*, s. Physiologus (wie Anm. 28), Kap. 34. Später in *De bestiis*, Lib. III, Cap. XXXIX: ... [draco] *timetque arborem et umbram ejus ubi columbae morantur, et non potest appropinquare arbori, neque umbrae ejus.* s., PL 177, Sp. 99; vgl. UNTERKIRCHER (wie Anm. 35), S. 172f. und ABERDEEN BESTIARY (wie Anm. 35), fol. 64 v.

84 S. UNTERKIRCHER (wie Anm. 35), S. 172f. und ABERDEEN BESTIARY (wie Anm. 35) fol. 65 v. In *De bestiis* ist nur eine verkürzte Version enthalten.

85 Als eine vorläufige Beispielsreihe sei hier nur auf Siegel aus dem Umkreis des Goslarer und Halberstädter Kapitels sowie auf weitere Beispiele aus Köln verwiesen: UB Goslar II, Taf. II, 5 und IV, 18; UB HHalberstadt II, Taf. VIII, 50; UB S. Bonifacii/S. Pauli, Taf. III, 16; UB Sttterlingenburg, Taf. III, 15; MARNETT-KÜHL (wie Anm. 61), G 78, 81; ZIEGENBEIN (wie Anm. 78), S. 201. Im Hildesheimer Domkapitel scheint das Motiv weniger geläufig gewesen zu sein, vgl. GUERREAU (wie Anm. 78), S. 48.

86 UB HNaumburg II, S. 1141 Abb. 47; zum Vorgang Nr. 91.

87 Kap. 25 *Statura tua assimilata est palmae*, s. CLARK (wie Anm. 35), S. 150f.; *De bestiis*, Lib. I, Cap. XXII, PL 177, Sp. 24; vgl. UNTERKIRCHER (wie Anm. 35), S. 94f. und ABERDEEN BESTIARY (wie Anm. 35) fol. 33r.

der Hand des Dignitars.<sup>88</sup> Entweder wurde er als *Virga correctionis*, als Zeichen der Zuchtgewalt des Propstes über die Mitglieder seines Kapitels beschrieben, oder als Märtyrersymbol.<sup>89</sup> Hugo sieht im Palmzweig jedoch das Attribut in der Hand des Siegers über die Welt, das Fleisch und den Teufel: *Mundus, caro, diabolus. ... Pal-mam igitur in manu gestat, qui de his tribus bene operando triumphat*.<sup>90</sup> Siegelführer Gumpert siegelte hier als einer der Schiedsrichter im Diözesanstreit zwischen den Kapiteln von Naumburg und Zeitz, der zugunsten von Naumburg ausfiel und 1236 von Papst Gregor IX. Bestätigung fand, auch unter ausdrücklicher Nennung des Gumpert *in dilectum filium ... Gumpertum Nuemburgenses*.<sup>91</sup> 1244 wurde Gumpert jedoch bei einer Visitation des Erzbischofs Siegfried von Eppstein direkt in Zusammenhang mit Auswüchsen der Ketzerverfolgung angesprochen und resignierte daraufhin wohl unfreiwillig seine Pfründe.<sup>92</sup>

Weder für das Paar Vogel-Schlange bei den Siegeln des Johannes Zemeke, noch für den beladenen Vogel Phönix bei Ludwig von Saaleck und den Baumkletterer bei Gumpert von Kötzschau, ebenso wenig für Strauß und Hund auf dem Armreliquiar lassen sich dezidierte bildliche Vorlagen in den Einzelminiaturen der Avarien und Bestiarien erkennen.<sup>93</sup>

Allenfalls bieten die Illustrationen zum Peredexion mit der symmetrischen Komposition aus Rankenform und Taubenpaar ein allgemeines Muster für die zum Deko-

88 Einen frühen Beleg im Umkreis des Halberstädter Domkapitels bietet das schon für 1218 im Urkundenfonds Walkenried gesicherte (NLA-StA WF 25 Urk 61) Siegel des Domherrn Burchard von Wartberg in seiner Funktion als Propst von Jechaburg, der 1227 einmalig anlässlich einer großzügigen Schenkung als Domkustos benannt ist s.o. in Anm. 20; vgl. UB HHalberstadt I, Taf. VI, 40.

89 Rainer KAHNITZ: *Imagines et signa. Romanische Siegel aus Köln*. In: *Ornamenta Ecclesiae. Kunst und Künstler der Romanik in Köln II*. Hrsg. von Anton LEGNER. Katalog zur Ausstellung. Köln 1985, S. 21–60, hier 22, D 25, 31–33, 35, an gleicher Stelle eine Deutung als Märtyrerpalme D 39, 52f., 57; STIEDORF (wie Anm. 78), S. 71; vgl. MARNETTÉ-KÜHL (wie Anm. 61), G 89, 97, 112. – Dagegen bei KITTEL (wie Anm. 78), S. 401, 405 nur als allgemeines Attribut aufgeführt, auch ZIEGENBEIN (wie Anm. 78), Anm. 30. Zweifel an der Deutung als *Virga correctionis* äußerte auch Wolfgang PETKE: *Reimser Urkunden- und Siegelfälschungen des 12. und 13. Jahrhunderts für Priorat und Pfarrei Meerssen*. In: *Papsturkundenforschung und Historie. Aus der Germania Pontificia Halberstadt und Lüttich*. Hrsg. von Hermann JACOBS und Wolfgang PETKE. Köln 2008, S. 128–276, hier 200–202. Er sah, ähnlich wie im Text Hugos ausgesprochen, den Palmzweig „als Siegeszeichen auf die Seligkeit, die durch das tägliche Martyrium der Askese errungen wird“.

90 Kap. 27 *Ascendam in palmam* 27, s. CLARK (wie Anm. 35), S. 152f.; *De bestiis*, Lib. I, Cap. XXIII, PL 177, Sp. 24, auch 112; vgl. UNTERKIRCHER (wie Anm. 35), S. 96f., auch 206 f. und ABERDEEN BESTIARY (wie Anm. 35) fol. 33v, auch 78v.

91 UB HNaumburg II, Nr. 142, 145. – Bildliche Vorlagen für das Siegel könnten aus anderen Handschriften-Illustrationen stammen, beispielsweise aus Szenen des Einzugs Christi nach Jerusalem. Einen ganz ähnlichen Palmenkletterer bietet das Brandenburger Evangelistar um 1210, s. Beate BRAUN-NIEHR: *Das Brandenburger Evangelistar*. Regensburg 2005, Taf. 17.

92 Ebd. Nr. 197, 230; vgl. Volker SEIFFERT: *Neue Forschungen über den Naumburger Domherrn Magister Peter von Hagen*. In: *Sachsen und Anhalt* 25 (2007), S. 95–108, hier 99.

93 Taubendarstellungen zeigen durchgehend eine ruhige, nicht flügel Schlagende Position, naturnah gebildete Schlangenkörper bewegen sich eher unauffällig am Boden kriechend, der symmetrisch auf fliegende Phönix schwebt mit freien Fängen, für die Palme fehlt gänzlich ein natürliches Abbild, die Straußen blicken nur auf ein weit an den Seitenrand entrücktes Sternennrad und die leckenden Hund wenden sich ausschließlich ihren eigenen Körpern zu, vgl. ABERDEEN BESTIARY (wie Anm. 35), Commentary fols. 69v, 70v, 55v, 41r, 19r und ganz entsprechend die Hs. Oxford Ashmole 1511, s. Faksimile (wie Anm. 35), fols. 82v, 83v, 67v, 52v, 28r.

rativen neigenden Kanonikersiegel mit dem Vogel-Baum-Motiv.<sup>94</sup> Der Schlangenleib, der ja im Gegensatz zu den meist phantasievollen und monströsen Miniaturen eher in seiner natürlichen Erscheinung dargestellt ist, zeigt nur in einem Einzelmotiv Verbindung zu Bestiarium-Illustrationen. In den fast vollseitigen Miniaturen zum hochgiftigen Salamander, die mit einem welken Baum nun den Entwurf eines Todesbaums bilden, kriechen zahlreiche „Salamander“ in ausgeprägten Zick-Zackbewegungen die kahlen Äste aufwärts, ähnlich wie sich die Schlange im ersten Scholaster-Siegel empor windet.<sup>95</sup> Die rippenartige Hautzeichnung mag jedoch durch naturkundliche Darstellungen inspiriert sein, wie sie beispielsweise im berühmten Wiener Dioskurides in außerordentlicher Fülle und Exaktheit auftreten.<sup>96</sup>

Dort findet sich auch die lebensvolle Miniatur eines Storchen, der einen lang baumelnden, augenscheinlich schon erlegten Schlangenkörper mit der Spitze seines Schnabels hält.<sup>97</sup> In solchen Traditionen dürften auch die naturnahen Darstellungen von Storchen innerhalb der Schöpfungsbilder der Bestiarien stehen, die die Vögel nur noch mit Teilen ihrer Beute im Schnabel abbilden.<sup>98</sup> In den zugehörigen Einzelminiaturen jedoch verspeisen sie nicht Schlangen, sondern Frösche.<sup>99</sup> Insgesamt jedoch sind Storchdarstellungen verhältnismäßig selten anzutreffen,<sup>100</sup> ganz im Gegensatz zu der schier unübersehbaren Fülle von Taubenmotiven.<sup>101</sup> Neben all ihrer Einbindung in christliche Ikonographie gibt es im 12. Jahrhundert auch Ansätze zu einer naturgeprägten Betrachtung. So geht in einer Handschrift in Oxford, einem der ältesten Bestiarien, der gezeichneten Illustration zum Baum Peredexion mit Drachen und Tauben eine Reihe von fünf separaten Taubendarstellungen voran, die wie reine Bewegungsstudien wirken.<sup>102</sup> Eine ähnliche Vielfalt findet sich auch in einer gänzlich spirituell geprägten Miniatur in einem der späteren Luxus-Bestiarien, die überraschende Parallelen zu dem Taubenbild bei Zemeke aufzeigt, bei der Illustration zum Kapitel über die Zedern des Libanon und die in ihnen nistenden Sperlinge. Im Text steht die Zeder für Christus, die Spatzen für die Prediger bzw. Vorsteher und die Küken für deren Schüler *Passeres sunt cenobiorum rectores. Pulli discipuli*. Ähnlich wie die Tauben pflegen die Spatzen die Schwingen ihrer Kontemplation, mit denen sie eilig zum Baum zurückkehren ... *pennas contemplationis nutriunt quibus ad predictam cedrum quam citius poterunt evolare contendunt*.<sup>103</sup>

94 ABERDEEN BESTIARY (wie Anm. 35), Commentary fols. 31 v, 32 r, 65 r und Faksimile Ashmole (wie Anm. 35), fols. 43 v, 77 v.

95 ABERDEEN BESTIARY (wie Anm. 35), Commentary fol. 70 r und Faksimile Ashmole (wie Anm. 35), fol. 83 r.

96 Zoltán KÁDÁR: Survival of Greek Zoological Illuminations in Byzantine Manuscripts. Budapest 1978, Taf. 20–25, auch 32–39, 46–49, 55.

97 Ebd., Taf. 122, 2.

98 ABERDEEN BESTIARY (wie Anm. 35), Commentary fol. 2 r und Faksimile Ashmole (wie Anm. 35), fol. 6 r.

99 ABERDEEN BESTIARY (wie Anm. 35), Commentary fol. 49 r und Faksimile Ashmole (wie Anm. 35), fol. 60 v.

100 KÁDÁR, (wie Anm. 97), S. 83 und BRUNSDON YAPP (wie Anm. 24), S. 14 f.

101 BRUNSDON YAPP (wie Anm. 24), S. 44–46.

102 Oxford, Bodleian Library Laud Misc. 247, fol 161 v s. Ron BAXTER: Bestiaries and their Users in the Middle Ages. London 1998, Pl. 8 und 7.

103 Kap. 30 *De cedro et passeribus*, s. CLARK (wie Anm. 35), S. 158 f.; ähnlich *De bestiis*, Lib. I, Cap.



Schon früh, so wie in den Federzeichnungen des Aviariums aus Heiligenkreuz, wurden die Sperlinge wie brütende Tauben dargestellt und rings um ein figurales Zentrum gruppiert, das oft den thronenden Christus zeigt, im Fall der Luxusbestiarien aber eine stehende Frauengestalt mit einem Taubenmedaillon in den Händen.<sup>104</sup> Sie ist umrahmt von einer Mandorla, auf der sechs gleichartigen Medaillons sitzen, die in der Mehrzahl die Vögel in variierten Profilansichten darstellen. Ohne auf die stimmige Deutung als Ecclesia mit den Sieben Gaben des Heiligen Geistes näher einzugehen, sei hier nur auf die Medaillons geachtet. Ihre monochromen, umrisshaften, fast heraldisch anmutenden Taubenbilder auf blauem Grund weisen überraschend viele Gemeinsamkeiten mit der Taube des Siegels auf, vor allem in der ausgesprochen seltenen flügel Schlagenden Stellung, die jeweils in den textlichen Quellen bzw. dem umlaufenden Text begründet liegt. Verstärkte Gebrauchsspuren oberhalb der Ecclesia-Miniatur machen es plausibel, dass gerade dieses Bild nicht nur für einen exklusiven Benutzerkreis bestimmt war, sondern zur Erläuterung theologischer Grundsätze einem erweiterten Publikum präsentiert wurde, wohl in einer englischen Kathedralschule.<sup>105</sup>

Wenn für Zemekes Siegelgestaltung auch Anregungen aus Handschriftenillustrationen in Art der englischen Prunkbestiarien vorstellbar sind, so dürften noch aus einer ganz anderen Richtung bildliche Impulse gekommen sein, nämlich aus der Gemmensiegeltradition. In frühchristlicher Zeit war es Christen und Kirchenleuten untersagt, mit Schlangenbildern zu siegeln oder sie im Ornat zu tragen, wohl auch, um einen Gebrauch antiker Steinschnitte mit mythologischen Darstellungen zu unterbinden.<sup>106</sup> Diese Einschränkung scheint gerade mit Siegeln wie denen des Halberstädter Magisters zu Beginn des 13. Jahrhunderts aufgehoben.<sup>107</sup> Als beliebte

XXVI, PL 177, Sp. 26; vgl. UNTERKIRCHER (wie Anm. 35), S. 96 f. und ABERDEEN BESTIARY (wie Anm. 35), Commentary fol. 34 r.

104 Clark (wie Anm. 35), S. 32 f., vgl. Abb. 5, 7a, b. In der Hs. Oxford, Faksimile (wie Anm. 35), fol. 45 r jedoch leicht abweichend, alle Tauben insgesamt etwas kompakter gebildet, jeweils anders orientiert, die seitlichen vier Medaillons mit rotem Grund.

105 Jane GEDDES zu Geschichte und Auftraggebern der Handschriften in Aberdeen und auch Oxford s. [www.abdn.ac.uk/bestiary/history.hti](http://www.abdn.ac.uk/bestiary/history.hti) (27.10.2010).

106 Jacques Voisenet: Bêtes et Hommes dans le monde médiéval. Le bestiaire des clercs du Ve au XIIe siècle. Turnhout 2000, S. 100 mit einem Zitat von Clemens von Alexandrien und von Bonifatius.

107 Kanonikersiegel, die gerade solche diabolisch konnotierten Fabelwesen zeigen, finden sich für Scholaster Hartmann von Bad Bibra 1215 mit einem schreitenden Drachen, s. UB HNaumburg II, Nr. 21 und für den Halberstädter Domherrn und bischöflichen Richter Heinrich von Walbeck 1223 und 1224 mit einem schlangenschwänzigen Seepferd, s. LHASA, Abt. Magdeburg, Rep. U 8 Lit. C, Nr. 19 und 20, vgl. UB S. Johann, Nr. 32. Hier geht es wohl gemerkt um Siegelanfertigungen nach antiker Manier, also wohl um Arbeiten von Goldschmieden für ein Typar, vgl. eine ganz ähnliche gravierte Darstellung auf dem Armreliquiar des Hl. Nikolaus, s. MELLER/MUNDT/SCHMUHL (wie Anm. 59), Taf. S. 105. – Für die Verwendung eines spätantiken Steins mit geflügeltem Seepferd hingegen am Hildesheimer Oswaldreliquiar s. Josef ALFS: Die geschnittenen Steine an den Kirchenschätzen in Hildesheim. In: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 19 (1942), S. 1–39, hier 18, Taf. IV, 26. Beispiele für die Einarbeitung von antiken Steinen in mittelalterliche Siegel mit teilweise ausdrücklich christlichen Umschriften bei Charles Roach SMITH: Medieval Seals set with ancient Gems. In: DERS., Collectanea antiqua: Etchings and Notices of ancient Remains 4. London 1857, S. 65–79, besonders Pl. XVIII, 4, 6, 9, XIX, 4, 5, 12 u. a. mit einem Siegel des Gilbert de Hulcote, Sheriff von Norfolk um 1220 und des Johannes, Archidiakon und später Magister des irischen Königssitzes Cashel um 1220/30 jeweils mit geflügeltem Seepferd. – Lindwürmer als



6. Gemme 3. Jh. n. Chr., Rückseite  
mit Schlange  
Braunschweig, HAUM, Inv. Nr. Gem  
154

Motive bei Gemmen sind einzelne Vögel und Reptilien, auch Tierpaare in Konfrontation oder im Kampf anzutreffen, speziell auch bei der Gattung der vornehmlich im römischen Ägypten entstandenen magischen Gemmen, der sogenannten „Abraxasgemmen“.<sup>108</sup> Die Bestimmung dieser kleinformatigen Steine lag nicht in einem Siegelgebrauch, sondern mit ihren seitenrichtig geschnittenen Schriftzeichen in einer Verwendung als Amulette zur Gefahrenabwehr oder zu Heilzwecken. Schlangen erscheinen oft in Kombination mit Götterfiguren oder Kultsteinen, vereinzelt aber auch in ihrer einfachen organischen Gestalt.<sup>109</sup> (Abb. 6) Tauben treten hingegen seltener auf, Kämpfe von Hahn, Storch, Reiher oder Schwan mit einer Schlange gehören jedoch zum Bildrepertoire.<sup>110</sup> Der Einfluss derartiger Steinschnitte lässt sich auch an anderen

Kanonikersiegeln ablesen, von denen das Siegel des Propstes Konrad von Solnhofen um 1228 bisher als ältestes bekannt ist. Es kehrt den Kampf zwischen Esel und Wolf im Sinne der Vita des Lokalheiligen Sola um, während das Siegel des Hildesheimer Domdechanten Gerold von 1254 mit dem einen Hasen schlagenden Adler direkt auf antike Szenen zurückgreift.<sup>111</sup> In einem weiteren Fall ist in Hildesheim der Siegelgebrauch eines Gemmensteins nachweisbar. 1235 besiegelte Bischof Konrad II. eine Belehnung des Kustos Johannes vom Braunschweiger Blasiusstift mit einer

profane Siegelbilder bei den Grafen von Schwerin ab 1217 mit einer symmetrischen Anordnung von entsprechenden Drachen um axiales Blattwerk, s. MECKLENBURGISCHES URKUNDENBUCH IV, Schwerin 1867, Taf. S. 539–541.

108 Peter ZAZOFF: Jagddarstellungen auf antiken Gemmen. Hamburg, Berlin 1970, bes. Abb. 25; Simone MICHEL: Die Magischen Gemmen. Zu Bildern und Zauberformeln auf geschnittenen Steinen der Antike und der Neuzeit. Berlin 2004 (Studien aus dem Warburg-Haus 7), S. 16f., 327f., Taf. 67–69, 74f.

109 Schlangen und Drachen. Kunst und Natur. Hrsg. von Ulrich JOGER und Jochen LUCKHARDT. Ausstellung Braunschweig 2007/2008. Darmstadt 2007, Nr. 7f., 10 vor allem Nr. 6 (Felix BACHMANN) mit Stücken aus den Sammlungen der Herzöge von Braunschweig-Lüneburg.

110 Friedrich IMHOOF-BLUMER und Otto KELLER: Tier- und Pflanzendarstellungen auf Münzen und Gemmen des klassischen Altertums. Leipzig 1839, Taf. XXI Nr. 22, 41, Taf. XXII Nr. 3, 6, 20.

111 Zu Propst Konrad s. Ludwig WETH: Studien zum Siegelwesen der Reichsabtei Fulda und ihres Territoriums. Darmstadt, Marburg 1980 (Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte 41), S. 105, 161f., Abb. 108; zu Dekan Gerold s. UB HHildesheim II, Taf. III, 12 mit Vgl. zu IMHOOF-BLUMER/KELLER (wie Anm. 111), Taf. XX Nr. 42, 45f., 50. – Weitere Beispiele s. UB Goslar II, Nr. 441 (Rudolf von Gatersleben in Halberstadt) und ZIEGENBEIN (wie Anm. 78), S. 202 (Gerlach von Hammerstein in Köln), zur Person s. Ulrike HÖROLDT: Studien zur politischen Stellung des Kölner Domkapitels zwischen Erzbischof, Stadt Köln und Territorialgewalten 1198–1332. Siegburg 1994 (Studien zur Kölner Kirchengeschichte 27), S. 459.

Gemme, die gerade den namengebenden Gott Abraxas in Gestalt eines Kriegers mit Schlangenbeinen und Hahnenkopf zeigte.<sup>112</sup>

Dass antike Steinschnitte in Halberstadt im frühen 13. Jahrhundert durchaus bekannt und hoch geachtet waren, erweist allein der Bericht über den zum Festtag avancierten *adventus reliquiarum* des Bischofs Konrad von Krosigk 1205. Für die Einfassung und Präsentation der aus Konstantinopel erbeuteten Reliquienschatze bildeten Edelmetalle und Gemmen geradezu die adäquaten Materialien.<sup>113</sup> Nachvollziehen lässt sich diese Haltung bis heute an dem Tafelreliquiar im Domschatz, sowie an dem Armereliquiar des Hl. Stephanus und dem wohl von Johannes Zemeke direkt betreuten Armreliquiar des Hl. Nikolaus. An dem Stephanus-Arm blieb eine antike Gemme mit Dionysosattributen, an dem zweiten ebenfalls eine antike Gemme mit kämpfenden Reiterpaar erhalten, an prominenter Position integriert in die nach aktuellen kirchlichen Vorschriften durchgeführte Präsentation bedeutender Reliquien.<sup>114</sup>

Die Wahl des Tierpaares Vogel und Schlange für seine Siegel erfolgte bei Johannes Zemeke ganz im Sinne aktueller scholastisch-allegorischer Deutung nordfranzösisch-englischer Prägung in Hinblick auf Person, Funktion und Sendung von Lehrern der Kirche. Im Formalen verrät sie aber die Kenntnis und Wertschätzung antiker Steinschnitte und wohl auch ihrer suggestiven Wirkung. Hatte das erste Siegel Johannes 1223 und 1224 noch in voller Amtsfülle als Domscholaster, Domkäm-

112 Kriegsverlust. UB HHildesheim II, Nr. 412, Taf. I, 3, zum Text UB Braunschweig II, Nr. 88; Otto HEINEMANN: Beiträge zur Diplomatie der älteren Bischöfe von Hildesheim. Marburg 1895, S. 53 bezeichnete es als „grosse Seltenheit“ für ein Bischofssiegel; Irene CRUSIUS: Bischof Konrad II. von Hildesheim: Wahl und Herkunft. In: Lutz FENSKE, Werner RÖSENER, Thomas ZOTZ (Hrsg.): Institutionen, Kultur und Gesellschaft im Mittelalter. Festschrift für Josef Fleckenstein zum 65. Geburtstag. Sigmaringen 1984, S. 431–468, hier Anm. 105 sah es als Zeichen von „Weltläufigkeit“. Vgl. ein ähnliches Stück bei BACHMANN (wie Anm. 109), Nr. 23. Für die Verwendung antiker Gemmen als Kontrasiegel bei englischen Dignitären s. SMITH (wie Anm. 107), S. 72. – In der Kennerschaft solcher als bannend erachteten Steine mag auch ein historischer Kern für die neuzeitliche chronikalische Überlieferung stecken, die von Beschuldigungen Zemekes als „Hexenmeister“ und von „optischer Kunst“ erzählt, s. Caspar ABEL: Stifts- Stadt- und Land-Chronik des jetzigen Fürstenthums Halberstadt. Bernburg 1754, S. 291f.

113 ... *ornatum quem de Grecia attulerat in auro et argento et lapidibus preciosis et purpuris* ... . In: Gesta Episcoporum Halberstadensium, MGH, Scriptores 23 (hrsg. von Ludwig WEILAND). Hannover 1874, S. 73–123, hier 121 und ... *auro argento et gemmis ornatum* ... in der Senkungsurkunde Konrads an das Domstift von 1208, UB HHalberstadt I, Nr. 449. Neben der materiellen Kostbarkeit dürfte auch die scholastische Gesteinskunde, wie sie vor allem durch die Texte des Marbod von Rennes, *De lapidibus* präsentiert und entsprechend in einige Bestiarien aufgenommen ist, eine Anbringung von Steinen mit paganem Gehalt an christlichen Kultgeräten gerechtfertigt haben. Charakteristischerweise beschwört der Autor in seinem Prolog die Kunde von den mystischen und heilenden Kräften der Steine als Wissen nur für Eingeweihte: *Ocultas etemim lapidum cognoscere vires ... egregium ... rarumque videri.*, vgl. John M. RIDDLE: Marbode of Rennes (1035–1123). *De Lapidibus*. Considered as a Medical Treatise with Text, Commentary and C. W. King's Translation. Wiesbaden 1977, S. X, 34 und Hans F. HAEFELE: Zum Lapidarius des Marbod von Rennes. In: Scire litteras. Forschungen zum mittelalterlichen Geistesleben. Hrsg. von Sigrid KRÄMER und Michael BERNHARD. München 1988 (Bayrische Akademie der Wissenschaften Phil.-Hist. Klasse N.F. 99), S. 211–219, hier 212–214.

114 JAHNKE (wie Anm. 59), S. 144f., 179–181 und MELLER/MUNDT/SCHMUEHL (wie Anm. 59), Abb. S. 103, auch 98f. mit einem byzantinischen Cameo und einem karolingischen Siegelstein an dem wohl ebenfalls nach dem Tode des Konrad von Krosigk gearbeiteten Tafelreliquiar.



merer und Propst des Liebfrauenstifts gekennzeichnet, möglicherweise mit einem Storch als Siegelbild, so tritt er später mit einem zweiten Siegel auf, das ihn nur noch als Scholaster benennt und deutlicher eine Taube zeigt. Über die Gründe dieses Siegelwechsels kann, wie schon gesagt, nur spekuliert werden. War es ein materieller Verlust des ersten Siegels, war es eine Bedeutungssteigerung des Scholasteramts, oder im Gegenteil eine Degradierung im Sinne eines „Karriereknicks“?

An dieser Stelle sei nach weiteren Nachrichten Ausschau gehalten, die Licht auf die Biographie von Johannes Zemeke werfen könnten. Eine bloße Auflistung und Auswertung von Titeln und Amtsbezeichnungen eines „Magister Johannes“ wird dabei nicht entscheidend weiterhelfen, wie an der komplexen Umschrift des ersten Siegels schon festzustellen war. Zum einen ist die seit dem frühen 13. Jahrhundert immer weiter steigende, und nach dem Laterankonzil nochmals beträchtlich angewachsene Zahl von Magistri zu konstatieren, wo nahezu gleichzeitig in den Jahren nach 1220 allein am Hildesheimer Domstift, sowie an den Pfalzstiften von Goslar und Braunschweig gleichnamige Lehrmeister nachweisbar sind.<sup>115</sup> Die außerordentliche Vorliebe für den Vornamen Johannes gerade auch in Kanonikerkreisen demonstriert eine Urkunde des Braunschweiger Blasiusstifts, wo 1223 hintereinander ein Magister Johannes, ein Scholaster Johannes und ein Notar Johannes als Zeugen auftreten.<sup>116</sup> Vielmehr betrifft die Suche solche Schriftquellen, die die spezifische Stellung des Johannes als Student, Lehrer, Kommentator und Vertreter des kanonischen Rechts im heimischen Umkreis von Halberstadt auszuleuchten vermögen.

Über die Zeit vor Studium und Lehrtätigkeit in Bologna gibt es keine namensbezogenen Nachweise. Jedoch lässt eine Urkunde von 1198 aufmerken, in der Werner von Biesenrode, damals Dekan des Halberstädter Domstifts und Propst des dortigen Bonifatiusstifts, in Übereinstimmung mit seinem Stiftskapitel einen Weinberg zur Einrichtung einer neuen Präbende stiftet. Dieses Stipendium ist ausdrücklich dem Studium der antiken Kultur gewidmet *stipendium ad culturam antique*, mit dem Zweck, einen augenscheinlich schon ausersehenen Kandidaten aus dem Kapitel *jamdicti stipendii fratrum* mit der vollen Autorität des kanonischen Rechts *cum omni integritate juris canonici* auszustatten, damit er später die Kanoniker in ihrer (geistigen) Armut stützen und der Kirche dienen könne.<sup>117</sup> Diese Stiftung, gerade mit dem Hinweis auf die antike Kultur, kann ganz eindeutig als Entsendung eines Kapitellangehörigen zum Studium ins Zentrum juristischer Lehre, an die Fakultät von Bologna verstanden werden. Unter Annahme einer regulären, etwa sechsjährigen Studienzeit eines mindestens 17 Jahre alten Stipendiaten, wahrscheinlich

115 UB HHildesheim I, Nr. 743, 761, 763; UB Goslar I, Nr. 415, 500f., auch 457; Christian Ludwig SCHEID: *Origines Guelficae* III. Hannover 1752, S. 676f. (NLA-StA WF 7 Urk 13).

116 S. bei Anm. 115.

117 UB S. Bonifacii, Nr. 9 und 10: ... *quod de communi consilio fratrum ejusdem ecclesie, considerata fratrum paucitate, stipendium ad culturam antique vinee pertinens, ut in eo canonicus cum omni integritate juris canonici perhenniter deserviat ecclesie, choro deputavi: quod et de aliis redditibus quoad sustentationem unius persone sufficienter ampliavi. volens autem in promotione jamdicti stipendii fratrum indempnitati providere, portionem meam de predicia vinea, que ratione prepositure me contingebat, ut ordinatio prefata rata permaneret et stabilis, ad usum fratrum totaliter assignavi.*



7. Siegel des Halberstädter Dompropstes Werner von Biesenrode, um 1206  
NLA-StA WF, 25 Urk 40

späterer Lehrtätigkeit und einer für die Jahre 1213/14 bis 1216 /17 fest gesicherten Tätigkeit als Glossator u.a. der rechtshistorisch grundlegenden Dekrete Gratians und der Beschlüsse des Vierten Laterankonzils<sup>118</sup> passt dieses Stipendium genau zum Werdegang des Johannes Zemekes. Es erklärt auch die augenscheinlich zielgerichtete Rückkehr nach Halberstadt nach Ablauf der akademischen Laufbahn in Italien, ebenso wie seinen steilen Aufstieg in der Hierarchie des Halberstädter Domkapitels.

Zum Stifter Werner von Biesenrode sei angemerkt, dass er aus einer ausgesprochen einflussreichen und auch vermögenden Harzer Familie stammte. (Abb. 7) Einer seiner Brüder ist zu Beginn des 13. Jahrhunderts als Magdeburger Domdekan bezeugt, ein wei-

terer ebenda als Domkellner. Wohl auch ein Bruder war der Edle von Hamersleben, sowie der Halberstädter Vogt Liudolf, schließlich noch der Propst des Augustinerchorrenstifts von Bad Bibra. Die außerordentlichen Stiftungen der Familie, so vor allem des Domkellners Albert, einmal für den Neubau des Magdeburger Doms mit 100 Mark Silber, ebenso auch für die „Pilgerfahrt“ Bischof Konrads von Krosigk mit sogar 550 Mark Silber, sind jüngst erst eigentlich ins Blickfeld der Forschung geraten.<sup>119</sup>

118 Zur Studiendauer James A. BRUNDAGE: *The Teaching and Study of Canon Law in The Law Schools*. In: HARTMANN/PENNINGTON (wie Anm. 1), S. 98–120, hier 105f., 109 Anm. 49, 113 Anm. 74. – PENNINGTON (wie Anm. 1), S. 233 geht von der Zeitspanne um 1210–1218 als „teaching career“ aus.

119 Werner selbst ist ab 1170 als Halberstädter Domherr nachweisbar, seit 1180 als Domkustos, seit 1193 als Domdekan, zugleich hatte er eine Pfründe als Propst von St. Bonifatius in Halberstadt-Bossleben und später als Propst von Jechaburg inne. 1201 wurde er Nachfolger Konrads von Krosigk als Dompropst, nachweisbar bis 1215; vgl. UB HHalberstadt I, Nr. 270, 272 (vgl. UB Stötterlingenburg, Nr. 2: *Adelbero et Werinherus canonicus frater eius, de Bisenrothe*), 277, 291, 317 (*Wernerus diaconus et custos et prepositus in Bossenlove*), 348, 415–417, auch URKUNDENBUCH DES KLOSTERS WALKENRIED. Bearb. von Josef DOLLE. I. Hannover 2002, Nr. 40f., 54 (... *de consensu fratrum meorum dominorum A. camerarii et A. de Besenrod, Magdeburgensis ecclesie canonicorum, et fratruum meorum Walteri et Willelmi de Amersleve*). Im November 1208 war Werner bei der allgemeinen Königswahl Ottos IV. in Mainz anwesend, auch an prominenter Position in der Zeugenreihe, kurz vor einem weiteren Neffen, dem frisch ernannten Protonotar des Königs, Walter von Biesenrode, s. UB Walkenried II, Nr. 67, vgl. auch o. Anm. 79. Zu Konflikten mit seinem Bischof 1206–1208 s. Wolfgang PETKE: *Die Grafen von Wöltingerode-Wohldenberg. Adels Herrschaft, Königtum und Landesherrschaft am Nordwestharz im 12. und 13. Jahrhundert*. Hildesheim 1971, S. 68f. mit Anm. 58. – Für die weiteren Brüder vgl. UB S. Bonifacii, Nr. 5 (*Liudolfo advocato et fratre ejus Wernhero*), 16f. (*frater quoque domini prepositi, dominus Anno prepositus in Bevera*), auch S. 272 Nr. XXXVI (*Walterus nobilis de Amersleve occisus*). – Bei HUCKER (wie Anm. 79), S. 417f. und DERS.: *Der imperiale Monumentalstil in Deutschland 1206–1218: Kaiser Otto IV., der Magdeburger Domneubau und die Zisterziensergotik*. In: *Aufbruch in die Gotik. Der Magdeburger Dom und die späte Stauferzeit*, II Essays, Mainz 2009, S. 84–97, hier 87 einige

Es lassen sich darüber hinaus zwei Daten rekonstruieren, an denen der Halberstädter Stipendiat in Italien gewilt hat und zugleich Kontakte mit der heimischen Diözese gepflegt hat, und zwar im Sommer 1205 und beim Laterankonzil selbst im November 1215. Als Bischof Konrad von Krosigk vom Kreuzzug nach Konstantinopel, der folgenden Pilgerreise ins Heilige Land und der anschließenden Audienz bei Papst Innozenz III. zwecks Absolution von der 1202 im Zusammenhang mit dem deutschen Thronstreit erteilten Exkommunizierung zurückkehrte, nahm er zwischen Juni und August 1205 seinen Rückweg über Bologna und besuchte dort nach Aussage der Halberstädter Bischofschronik die akademischen Schulen. Es ist gänzlich unwahrscheinlich, dass Konrad es bei dieser Visite unterlassen hätte, den Halberstädter Stipendiaten und auch geistlichen Hoffnungsträger zu treffen. Ob dieser mit Konrad nach Halberstadt zunächst zurückgekehrte, wie man es aus der Halberstädter Bischofschronik herauslesen könnte, die von einer Mitnahme von Landsleuten auf eigene Kosten spricht, muss jedoch weiteren Untersuchungen überlassen bleiben.<sup>120</sup> Die Leitung des Bistums lag bei der mehrjährigen Abwesenheit des Bischofs in den Händen des Dompropstes, damals Werner von Biesenrode, der sich in diesen Jahren auch mit einem außerordentlich anspruchsvollen Siegel manifestiert hat. Es kommt in seiner Größe und in der Präsentation des Propstes als antikisierende Sitzfigur in Art einer Aposteldarstellung, wie beispielsweise auf den Reliefs der Hamerslebener Chorschränken, einem bischöflichen Siegel nahe.<sup>121</sup> Bei dem Konzil schließlich, dem bis dahin größten Treffen geistlicher Würdenträger überhaupt, war der damals weltlich positionierte Bischof Friedrich von Halberstadt nicht anwesend. Diese Aufgabe hatte sein resignierter Vorgänger und damalige Abt des Klosters Sittichenbach Konrad von Krosigk übernommen als staufischer Parteigänger.<sup>122</sup> Auch für dieses

Verwechslungen in der Brüderreihe, zur Unterscheidung des Anno von Biesenrode und des verwandten Halberstädter Domkellners Anno von Drondorp s. UB S. Pauli, Nr. 12; s. auch TERBRUCK (wie Anm. 73), S. 32.

120 *Ipse igitur per Bononiam rediens, quoscumque de sua terra Rome invenerat et qui de scolis repatriare volebant in suis expensis secum reduxit.* in: MGH, Scriptores 23, S. 120; s. auch PIXTON (wie Anm. 20), S. 135 f., A. 129 mit Zitat der Lauterberger Stiftschronik: *Bononie in scolis constitutus.* Es ist zumindest davon auszugehen, dass mit Konrad auch der damalige Magdeburger Dompropst Abrecht von Käfernburg, Studienkollege des Johannes Zemeke und nachmaliger Erzbischof, zurückgekehrt ist, s. Robert GRAMSCH: Pariser Studienkollegen und römische Verbindungen. Das Personennetzwerk um Erzbischof Albrecht II.. In: *Aufbruch in die Gotik. Der Magdeburger Dom und die späte Stauferzeit. II Essays.* Mainz 2009, S. 384–391, hier 388. – Vgl. auch MEIER (wie Anm. 18), S. 285.

121 Um 1206, unpubliziert im Urkundenfonds Walkenried NLA-StA WF 25 Urk 40. Gleichzeitig führte Werner auch ein persönliches Siegel als Propst von Jechaburg mit der Büste des Konventsheiligen Petrus (25 Urk 38), vgl. UB Walkenried I, Nr. 59, 61. Für seine Propstei am Bonifatiusstift ist wohl erstmals 1198 die Verwendung des Amtssiegels, wie auch eines persönlichen Siegels nachweisbar, s. UB S. Bonifacii, Nr. 9. Dort wird klar zwischen *sigilli mei* und *sigillo ecclesie* getrennt. Als Domdekan verwandte Werner um 1198 auch das älteste Siegel des Halberstädter Domkapitels für einen Grundstückstausch mit dem Kloster Riddagshausen, unpublizierte Urkunde WF NStA, 24 Urk 20, als Dompropst in späteren Jahren dann das jüngere Kapitelsiegel, vgl. UB HHalberstadt I, Nr. 452, 481, 491. – Für Hamersleben s. Susanne Beatrix HOHMANN: Die Halberstädter Chorschränken. Berlin 2000, Abb. 14 mit einer nicht mehr haltbaren Spätdatierung.

122 PIXTON (wie Anm. 20), S. 170, 186, 258 f. – Zu den Teilnehmerdimensionen DUGGAN (wie Anm. 55), S. 341, 343.

Jahr 1215 ist kaum ein Zusammentreffen mit dem maßgeblichen kirchenjuristischen Glossator Johannes Teutonicus zu bezweifeln.

Es herrscht Konsens in der kanonistischen Forschung, welch gewaltiges wissenschaftliches Arbeitspensum Johannes Teutonicus mit dem Verfassen seiner verschiedenen Glossenapparate innerhalb weniger Jahre in Italien vollbracht hat.<sup>123</sup> Von seiner Enttäuschung im Verhältnis zu Papst Innozenz III. und der Rückkehr nach Halberstadt war bereits die Rede. Diese Heimkehr mag auch dadurch befördert worden sein, dass politische Unruhen in Bologna schwere Einschränkungen für den akademischen Betrieb mit sich brachten und 1217 sogar zu einem Bannspruch von Papst Honorius III. über die Professoren führte.<sup>124</sup> Ob Johannes Zemeke zwischen den beiden Daten 1205 und 1215, ebenso wie Albrecht von Käfernburg, in den Norden zurückgekehrt ist, muss offen bleiben, wäre aber nicht unwahrscheinlich.

Aus einer ganz anderen Richtung lässt sich eine weitere Annäherung an Zemekes Werdegang versuchen. Lange bekannt ist die sogenannte *Narratio de Basilica Goslariensi eiusque praepositis* eines Hamerslebener Mönchs, der in einer Liste aus dem Goslarer Pfalzstift hervorgegangener Bischöfe *virī doctissimi ac religiosissimi* als einzigen Propst auch *Johannes magister – Halberstadensis major Praepositus, dictus Semeca & Teutonicus, Magister & Doctor Decretorum* auführt.<sup>125</sup> Harry Bresslau jedoch zog den Quellenwert der *Narratio* entschieden in Zweifel: „... und im einzelnen kann man ihr doch nur da zuversichtlich Glauben schenken, wo ihre Angaben anderweitig verbürgt oder wenigstens unterstützt werden.“<sup>126</sup> Auch wenn die Angabe einer Goslarer Pfründe für Johannes Zemeke dennoch nicht grundsätzlich bezweifelt wurde, so ist doch die Identität eines urkundlich nachweisbaren zeitgenössischen Goslarer Magisters Johannes mit dem Halberstädter Domherrn in historischen wie kunsthistorischen Untersuchungen mit unterschiedlichen Argumenten heftig bestritten worden.<sup>127</sup> In dem einen Falle sollte ein Sterbedatum im Kopialbuch des Pfalzstifts gegen eine Identität sprechen, in dem anderen Falle die Verschiedenartigkeit der Siegel.

Zunächst zu den Nachweisen über den Goslarer Kanoniker Johannes: Er lässt sich in fünf für das Goslarer Urkundenbuch edierten Dokumenten nachweisen, von denen nur eines auf 1221 datiert ist, zwei immerhin recht genau auf 1226 eingegrenzt werden können, die beiden restlichen aber bisher kaum genauer eingeordnet wurden.<sup>128</sup> Zu ergänzen wäre noch eine Quelle aus dem Urkundenbuch des Hildesheimer Hochstifts, ebenfalls recht gut gegen 1226 datierbar.<sup>129</sup> Bis auf den ältesten Beleg stehen alle anderen Texte in Zusammenhang mit einem schweren Konflikt

123 KUTTNER (wie Anm. 55), S. 626; STELZER (wie Anm. 6), Sp. 777; PENNINGTON (wie Anm. 1), S. 234; DUGGAN (wie Anm. 55), S. 353f.

124 PENNINGTON (wie Anm. 1), S. 236f.

125 Gottfried Wilhelm LEIBNIZ: *Scriptorum Brunsvicensia illustrantium II*. Hannover 1710, S. 507. – Dazu MEIER (wie Anm. 18), S. 285 und KROOS (wie Anm. 6), S. 294.

126 Harry BRESSLAU: Rezension zu W. Gesler. In: *Neues Archiv* 40 (1916), S. 473 zitiert nach [www.mgh-bibliothek.de/html/NA40.HTM](http://www.mgh-bibliothek.de/html/NA40.HTM) (27.10.2010).

127 MEIER (wie Anm. 18), S. 182, 194, 287 Anm. 17; KROOS (wie Anm. 6), S. 294, Anm. 91.

128 UB Goslar I, Nr. 415, 478f., 500f.

129 UB HHildesheim II, Nr. 164.

zwischen Bischof Konrad II. von Hildesheim und Kaiser Friedrich II. einerseits und Erzbischof Siegfried II. von Mainz und dem jungen König Heinrich andererseits, der in der Forschung erstaunlicherweise noch nicht gebührende Aufmerksamkeit gefunden hat.<sup>130</sup>

Im September 1221 stellte Papst Honorius III. im Lateran eine Reihe von Urkunden aus, anlässlich der in Sachsen höchst umstrittenen Wahl seines Kaplans und Kreuzzugspredigers zum Hildesheimer Bischof.<sup>131</sup> Zu gleicher Zeit beauftragte er den Propst von Hameln, eine Goslarer Streitsache zu untersuchen zwischen Archidiakon Johannes und den Kanonikern Magister Johannes und Luppold (Lippold). Der Magister erscheint hier noch durch den Beinamen „der Weise“ hervorgehoben als *magister Johannes dictus sapiens*.<sup>132</sup> Dieser ehrenvolle Beiname taucht zweimal wieder auf: zunächst auf einer Liste von Opponenten Bischof Konrads, die vielleicht um 1226 wegen ausstehender Zahlungen und Widerständen exkommuniziert wurden. Dabei befand sich der Magister wiederum in Gesellschaft des Lippold *magister Iohannes sapiens et Lippoldus de Osterod excommunicati sunt*, wurde jedoch noch explizit wegen seiner *contumacia* gebannt, einer Widersetzlichkeit, die bis heute im päpstlichen und als *Kontumaz* auch im zivilrechtlichen Sprachgebrauch Geltung hat.<sup>133</sup> Gänzlich gewandelt scheint die Situation im dritten, undatierten Dokument. Hier bitten der Dekan Ambrosius und der Magister Johannes vom Goslarer Pfalzstift in sehr devotem Ton *A(m)bro(s)ius) eadem [des Bischofs] gratia Goslariensis decanus et J(ohannes) ejusdem ecclesie magister, licet indigni* den Bischof, die Anzeige gegen den Stiftsherrn Burchard selbst zu entscheiden, auch mit Hinweis auf ihre eigene Berichtspflicht dem König gegenüber. Die Urkunde mit den beiden Siegeln blieb bis 1945 im Staatsarchiv Hannover erhalten, heute lassen sich nur noch die Notizen des Urkundenbuchs heranziehen.<sup>134</sup> Danach enthielt die für den Dekan überlieferte Legende seines Bildnissiegels + ...I •SACER(D)OTIS (Sigillum? Ambrosii sacerdotis) nicht etwa den zu erwartenden Hinweis auf sein Stiftsamt, sondern betonte mit dem Weihegrad die priesterliche Funktion des Ambrosius. Bei dem Symbolsiegel des Johannes ... AGR IOH'S SA – IES D' GOSLA ... (Magister Johannes sapiens de Goslaria) wurde zwar das Lehramt genannt, mit der Darstellung einer Hand über einem Kelch aber eindeutig auf das eucharistische Opfer Bezug genommen und auf die Autorität des Inhabers, es zu zelebrieren. Hier interessiert zunächst aber der Beiname, der die Identität des Sieglers mit dem Kanoniker von 1221 und dem Exkommunizierten um 1226 belegt.

130 S. vor allem Bernd SCHNEIDMÜLLER: Das Goslarer Pfalzstift St. Simon und Judas und das deutsche Königtum in staufischer Zeit. In: Geschichte in der Region. Zum 65. Geburtstag von Heinrich Schmidt. Hrsg. von Dieter BROSCH, Christine VAN DEN HEUVEL, Ernst HINRICHS u.a. Hannover 1993, S. 29–53, besonders 43–47; bei Christian HILLEN: Curia Regis. Untersuchungen zur Hofstruktur Heinrichs (VII.) 1220–1235 nach den Zeugen seiner Urkunden. Frankfurt/M. 1999 (Europäische Hochschulschriften 837), S. 135 nur eine kurze Erwähnung.

131 UB HHildesheim II, Nr. 12–18, jedoch nicht zu vorliegendem Fall. – Zu den Umständen der Einsetzung als Hildesheimer Bischof s. CRUSIUS (wie Anm. 112), S. 437f., 451f., 465f., 468; vgl. auch PIXTON (wie Anm. 20), S. 304.

132 UB Goslar I, Nr. 415.

133 UB HHildesheim II, Nr. 164.

134 UB Goslar I und in Klammern UB HHildesheim II, Nr. 501 (212).



Diesen Nachweisen sind drei weitere urkundliche Erwähnungen zuordnen, allesamt undatiert. Der besiegelten Urkunde unmittelbar voranzustellen ist die Bitte von Ambrosius und Johannes an Bischof Konrad, den Stiftsherrn Burchard wegen unkanonischer Handlungsweise zu exkommunizieren. In dieser Urkunde klingt die Anrede noch unterwürfiger *A(mbrosius) miseratione dei dictus decanus, J(ohannes) vocatus magister Goslariensis canonicus*.<sup>135</sup> Entscheidende Einsichten bietet das Schreiben eines Kollegiums dreier päpstlich delegierter Richter, in dem sie Bischof Konrad den Goslarer Magister Johannes nach der Beendigung des Streites mit der Goslarer Kirche *controversiam inter ecclesiam vestram et Goslariensem* inständig anempfehlen. Hierbei wird nicht nur die Berühmtheit sowie die untadelige Gesinnung des Magisters betont, sondern auch, dass er seit seiner Jugendzeit den Fürsprechern vertraut und am Konflikt nicht beteiligt gewesen sei: *Sed quia huic compositioni non interfuit magister Johannes, homo magne fame et honestatis, qui ab adolescencia inter nos laudabiliter est conversatus ...*.<sup>136</sup> Diese Urkunde lässt sich jedoch recht gut um die Jahreswende 1226/1227 eingrenzen, da das Goslarer Kapitulum eben diesem Richterkollegium seine Einigung mit dem Hildesheimer Bischof mitgeteilt und die feierliche Aufnahme Konrads als Diözesanbischof am 1. November vermeldet hatte.<sup>137</sup> Der Goslarer Magister Johannes hat also in einem spannungsvollen Verhältnis zu Konrad von Hildesheim gestanden. Um das konfliktgeladene Jahr 1226 wurde er zunächst exkommuniziert, dann auf Fürsprache hochrangiger Geistlicher hin wieder gnädig im Kapitel zugelassen, um wohl nur wenig später einen missliebigen Stiftsherrn zu melden. In diesen Kontext gehört auch die noch nicht angeführte letzte Nennung des Magisters, als er ebenfalls sehr demütig *J(ohannes) canonicus Goslariensis, nomens habens magistri licet indignus*, Bischof Konrad einen im eigenen Umkreis erzogenen Kandidaten zu Weihe empfahl.<sup>138</sup>

Bevor diese Quellen daraufhin zu betrachten sind, inwieweit sie die geforderte Unterstützung für die in der *Narratio de Basilica Goslariensi* behauptete Doppelzugehörigkeit des Johannes Zemeke für das Halberstädter wie das Goslarer Kapitel bieten können, sei zunächst auf den Gesamtkonflikt und die beteiligten Kanoniker eingegangen. Nach seiner nicht nur von Konfrontationen, sondern geradezu von Tumulten begleiteten Amtseinführung, die schließlich im fernen Erfurt stattfinden musste, ging Bischof Konrad von Hildesheim sehr zielstrebig an die Sicherung seiner Diözesangewalt, zunächst mit deutlichen Augenmerk auf Goslar, dem zweit wichtigsten Ort seines Bistums. Der bis zu Papst Honorius III. und Kaiser Friedrich II. vorgetragene, 1222 eingeleitete Häresieprozess um den Propst des Goslarer Frauenklosters S. Mariae in Horto (Neuwerk), Heinrich Minnike, gilt als ein Höhepunkt der Ketzerverfolgung in spätaufischen Jahren.<sup>139</sup> Bisher ist dabei kaum angemerkt

135 UB Goslar I, Nr. 500 (211). Auch diese Urkunde war besiegelt, das Siegel des Johannes aber ging vorzeitig verloren.

136 UB Goslar I, Nr. 478 (202), s. auch Reg. Arch. Magd. II, Nr. 803.

137 UB Goslar I, Nr. 474 (195), s. auch Reg. Arch. Magd. II, Nr. 804. Das Goslarer Regest wird von dem Hildesheimer Regest und entsprechend vom Magdeburger Regest korrigiert, indem beide die datierte feierliche Aufnahme als erfolgt und nicht erst als angekündigt referieren.

138 UB Goslar I, Nr. 479 (203).

139 Zu Minnike Ute RÖMER-JOHANSEN: Goslar. Neuwerk. In: Die Frauenklöster in Niedersachsen,

worden, dass dem Kloster eine Nähe zur welfischen Partei zugeschrieben wurde und der Propst selbst sehr wahrscheinlich in der Zeit Kaiser Ottos IV. zu seinem Amt kam.<sup>140</sup> Nach dem im Oktober 1224 gefällten Urteil richtete Konrad seine Aufmerksamkeit auf das Goslarer Pfalzstift.

Ähnlich wie in Braunschweig waren in Goslar die Bistumsgrenzen durch den innerörtlichen Lauf des Flüsschens Abzucht bestimmt gewesen. Sowieso nahe am „Dreibistumseck“ Hildesheim-Halberstadt-Mainz gelegen, gehörte das Areal rechts, d. h. südöstlich der Abzucht mit dem Pfalzbezirk nominell zum Erzstift Mainz, das Stadtgebiet mit dem nördlich vor der Stadtbefestigung gelegenen Kloster Neuwerk zum Bistum Hildesheim. Schon im Juli 1225 entwickelte sich die Auseinandersetzung zwischen Konrad von Hildesheim und Erzbischof Siegfried II. von Mainz, die der junge König Heinrich VII. unter der prominenten Zeugenschaft von Reichsverweser Erzbischof Engelbert von Köln sowie der „Nachbarbischöfe“ Friedrich von Halberstadt und Engelbert von Naumburg dahingehend entschied, dass das Kapitulum bis zu einer Einigung „unbelastet“ bleiben sollte.<sup>141</sup> Mit dieser Erklärung zeigte sich aber Konrad unzufrieden und erreichte in der Folgezeit unter Einschaltung des Kaisers sowie des päpstlichen Legaten Konrad von Urach und letztlich durch eigene Eidesleistung die Anerkennung seiner Diözesangewalt im Pfalzbezirk und damit im gesamten Areal der Stadt Goslar. Eine Vielzahl von Urkunden zeugt von dem Konflikt und dem massiven Druck, der zunächst im April und Mai 1226 in der Anweisung des Legaten und des Kaisers an den Dekan und das gesamte Kapitel gipfelte, im Juni auch noch an den Propst gerichtet, Bischof Konrad Gehorsam zu erweisen.<sup>142</sup> In demselben Monat erging eine entsprechende Weisung an König Heinrich,<sup>143</sup> und der Erzbischof von Mainz erkannte auch die Bannsprüche Konrads gegen die Widersacher seines Diözesanrechts *contradictores hujus sentencie et rebelles* an.<sup>144</sup>

In diesen Kontext ist auch die Exkommunikation des Magisters Johannes zu datieren. Wer aber war damals Propst und wer war der adressierte Dekan des Pfalzstifts? Die entsprechenden Quellen nennen keinerlei Namen. Unstrittig bleibt, dass schon seit 1218 Elger von Honstein aus der Südharzer Grafenfamilie als Goslarer

Schleswig-Holstein und Bremen. Bearb. von Ulrich FAUST. St. Ottilien 1984 (Germania Benedictina XI), S. 250–280, hier 253f., auch PIXTON (wie Anm. 20), S. 304f., 330f., SCHNEIDMÜLLER (wie Anm. 130), S. 45, NEININGER (wie Anm. 74), Nr. 237, 239. Auch das Goslarer Pfalzkapitel verwandte sich ausdrücklich beim Bischof für den Angeklagten, s. UB Goslar I, Nr. 437 (51).

140 BBL 2006, S. 330. Für die Äbtissin Antonia ist nicht nur auf die Überlieferung hinzuweisen, sie habe verräterischerweise 1206 den welfischen Truppen unter Gunzelin von Wolfenbüttel Zugang zur staufisch positionierten Stadt verschafft, sondern auch auf das Schutzprivileg, das das Kloster nicht allzu lange nach der Königswahl Ottos IV. im Oktober 1199 von Papst Innozenz III. erhielt *dilectis in Christo filiabus, Antonie abbatisse*, s. UB Goslar I, Nr. 351 und RÖMER-JOHANNSEN (wie Anm. 139), S. 253.

141 UB Goslar I, Nr. 445.

142 UB Goslar I, Nr. 459, 462 (159), 466 (170). – S. zum Konflikt insgesamt auch UB Goslar I, Nr. 451 (149), 452, 453 (150), 454 (148), 455 (153), 456 (152), 457 (147, 151), 458, 460 (154f.), 461 (149, 156), 463 (162), (163), 464 (169), 468 (185), 469 (186), 470 (177), 473 (191), 474 (195), 475 (196), 481 (215), 490 (247), 494 (251), 502 (210), 503 (213).

143 UB Goslar I, Nr. 465 (173) mit der Reaktion des Königs im August Nr. 471 (189), 472 (190).

144 UB Goslar I, Nr. 467 (176).



Stiftspropst amtierte und zugleich auch Halberstädter Domkanoniker war. 1220 testierte er dort zusammen mit dem erstmals als Scholaster in Erscheinung getretenen Johannes Zemeke. Im Jahr 1226 schließlich erhielt Elger Unterstützung von Bischof Friederich in einem Streit mit den Einwohnern von Groß-Harsleben, wobei Johannes in seiner Funktion als Propst des Halberstädter Liebfrauentifts als erster Zeuge auftrat.<sup>145</sup> Danach ist Elger weder in Goslar noch in Halberstadt nachweisbar. Sein Studienaufenthalt in Paris, der Eintritt um 1228/29 in den Dominikanerorden sowie die spätere Laufbahn als Dominikanerprior in Erfurt und Eisenach resultieren sicherlich aus dem Goslarer Konflikt und nicht aus inneren Beweggründen wie es der Biograph des 19. Jahrhunderts sah: „Sicher ist, dass der geistig strebsame und von dem seine Zeit durchwehenden religiös-sittlichen Leben mächtig angeregte Mann in seinem Beruf und Wirksamkeit kein Genüge fand.“<sup>146</sup> Eher scheint hier eine Urkunde Bischof Konrads zutreffend, die einem nicht näher identifizierten Propst gestattet, finanzielle Regelungen für eine wegen seiner Sünden geplanten Pilgerfahrt ins Heilige Land zu treffen.<sup>147</sup> Festzuhalten bleibt für Elger und Johannes Zemeke eine mehrjährige Nähe zwischen 1220 bis 1226. Der Nachfolger Elgers als Goslarer Propst, Dietrich von Blankenburg, stammte gleichermaßen aus dem Halberstädter Domkapitel und war Vorgänger Zemekes in der Position als Halberstädter Kämmerer gewesen.

Von dem damaligen Dekan des Pfalzstifts mit Namen Hartmann berichten die Quellen nur wenig.<sup>148</sup> In dem schon besprochenen, zusammen mit Magister Johannes verfassten doppelten Schreiben an Bischof Konrad in Sachen des Kanonikers Burchard kann aber gewiss eine der frühen Amtshandlungen des neuen Dekans Ambrosius gesehen werden. Ambrosius lässt sich schon seit 1218 als Priester der Pfarrkirche SS. Peter und Paul auf dem Goslarer Frankenberg nachweisen, damals im Umkreis des sterbenden Kaisers Otto IV. Bereits im Mai 1225 testierte

145 Elger ist bereits 1218 als Goslarer Propst belegt, s. Reg. Arch. Magd. II, Nr. 542, nicht erst seit 1220 laut MEIER (wie Anm. 18), S. 279, auch das Datum für den Eintritt in den Orden ebd. ist nicht mehr haltbar. Für 1220 und 1226 s. UB HHalberstadt I, Nr. 516 (= UB Goslar I, Nr. 411) und 585, auch 508, 534, 536, 537, 557, 573, 585, 589 als Zeuge einer ursprünglich von Zemeke besiegelten Urkunde; weiterhin UB S. Bonifacii Nr. 19 a, 20, 22 a; UB Goslar I, Nr. 416, 417, 423, 431, 432, 447, 476; UB HHildesheim II, Nr. 70. Für die Anfänge seiner geistlichen Laufbahn s. UB Walkenried I, Nr. 96 zu 1217.

146 Eduard JACOBS: Graf Elger von Honstein der Dominikaner. In: Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Alterthumskunde 13 (1880), S. 1–30, hier 5–8. Zu seiner dominikanischen Vita und Ansätzen einer Hagiographie s. Paul Gerhard SCHMIDT: Milch und Esel. Demutsgesten in der Vita des Dominikaners Elger Graf von Hohenstein. In: Scripturus vitam. Lateinische Biographie von der Antike bis in die Gegenwart. Festgabe für Walter Berschin zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Dorothea Walz. Heidelberg 2002, S. 1025–1029. – Zu Zeugnissen früherer Repräsentation s. sein für 1221 belegtes persönliches Siegel, das ihn in anspruchsvoller Weise mit Lilienzepter und Buch zeigt, UB Goslar I, Taf. II, 3.

147 UB HHildesheim II, Nr. 209: *prepositus ecclesie nostre cruce signatus esset pro peccatis suis*.

148 Zwei Urkunden von 1221 und 1223 nennen Hartmann als Dekan, s. UB Goslar I, Nr. 417, 428 (77), wobei er 1223 noch im Umkreis von Bischof Konrad erscheint, vgl. MEIER (wie Anm. 18), S. 65, 92. In diesen Zusammenhang gehört auch die undatierte Urkunde Nr. 477 (204), in der der Goslarer Kustos Hoyer und das Pfalzkapitel ihren „neuen“ Bischof bitten, den Dechanten gemäß den kanonischen Bestimmungen zum Priester weihen zu lassen. Der Nachfolger Ambrosius ist jedoch schon seit seiner ersten Nennung und auch nach Ausweis seines Siegels durchgehend als Priester bekannt.

er dann bei einer Stiftung Bischof Konrads an Kloster Neuwerk, mit der wohl für Beruhigung nach dem großen Häresieprozess gesorgt werden sollte.<sup>149</sup> Um 1232 scheint sich Ambrosius wieder mehr weltlich orientiert zu haben und tätigte 1233 eine Stiftung für das neugegründete „Zisterzienserinnenkloster“ SS. Maria und Jakobus in Osterode, wobei er von Herzog Otto von Braunschweig besonders zuvorkommend titulierte wurde *dilectus et specialis amicus noster Dominus Ambrosius*.<sup>150</sup> 1236 urkundete er letztmalig, als Propst von Osterode zugunsten der inzwischen der Gemeinschaft der Schwestern der Hl. Maria Magdalena überlassenen Frankenbergkirche.<sup>151</sup>

Ein dritter Goslarer Dignitär hat allem Anschein nach die groß angelegten Neubesetzungen nach Abschluss des Diözesanstreites 1226 recht unbeschädigt in seinem Amt überstanden. 1222 war gegen den Kustos Hoyer des Pfalzstifts in päpstlichem Auftrag noch wegen (angeblicher?) Veruntreuung des Kirchenschatzes ermittelt worden. Im Herbst 1226 konnte er als Sprecher des Kapitels demselben Richterkollegium, das sich auch für die Wiederaufnahme des Magisters Johannes engagiert hatte, die feierliche Aufnahme Bischof Konrads als Diözesanbischof im Pfalzstift Goslar am 1. November 1226 berichten.<sup>152</sup> Wohl nur kurze Zeit später bat er den Bischof, wiederum als Sprecher des Kapitels, den (alten) Dekan zu einer Priesterweihe und Resignation von Lehen zu bewegen.<sup>153</sup> 1233 ist Hoyer letztmalig und auch in seinem Amt als Kustos belegt, als Zeuge in einem Verkauf an Kloster Neuwerk.<sup>154</sup>

Auch der 1221 zusammen mit Magister Johannes in einen Streitfall verwickelte und um 1226 gemeinsam mit ihm exkommunizierte, am 20. September 1226 in der Braunschweiger Stiftskirche aber von Bischof Konrad offiziell aus dem Bann entlassene Lippold von Osterode ist später noch bis 1238 als Goslarer Kanoniker im

149 HUCKER (wie Anm. 79), S. 423, 509f., 661 Nr. 6, 664 Nr. 8, 667 Nr. 14 mit einigen Unstimmigkeiten und auch Vermutungen zur seiner Vermögenslage; UB Goslar I, Nr. 442 (120). Zu Ambrosius weiterhin Nr. 502 (210), 503 (213); unklar bei MEIER (wie Anm. 18), S. 192.

150 Georg MAX (Bearb.): Urkundenbuch zur Geschichte des Fürstenthums Grubenhagen. In: DERS.: Geschichte des Fürstenthums Grubenhagen II. Hannover 1863, Nr. 3; zur Stiftung des Ambrosius auch UB Goslar I, Nr. 539 (371), zur Stiftung des Herzogs s. UB HHildesheim II, Nr. 359. – Die Zusammenhänge mit der Umwidmung der Pfarrkirche Frankenberg zu einem Kloster der büßenden Schwestern der Hl. Maria Magdalena, deren Orden von Papst Gregor IX. ab 1227 vehement gefördert wurde und als deren päpstlich bestellter Beschützer 1232 Bischof Konrad auftrat, sowie die augenscheinliche Ablösung des Ambrosius als Dekan von SS. Simon und Judas durch Ulrich, der zeitgleich und zusammen mit dem gesamten Stiftskapitel und dem Rat der Stadt die päpstliche Bulle bezeugt, sowie schließlich die päpstliche Überweisung von Kirchen an die Nonnen im Herbst 1232, wären eine eingehende Untersuchung wert, vgl. UB Goslar I, Nr. (230), 499 (272f.), 513 (334f.), 515 (339), 517f. (340f.), (343), 543, 546, 548. Zu den folgenden Veräußerungen an das Kloster auch durch Ambrosius Nr. 540 (405), 549, 587f.

151 UB Goslar I, Nr. 549. Die gleichzeitige Bezeichnung als Provisor des jungen Ordens müsste in dem gleichen Zusammenhang überprüft werden. Die Urkunde war jedenfalls mit dem persönlichen Siegel des Ambrosius versehen, vgl. o. Anm. 134. Für den Frankenberg war jedoch auch schon um 1234 ein Konventssiegel nachweisbar S(gillum) SOROR(um) S(an)CTE MARIE MAGDAL(ene) IN EC(c)L(esi)A S(an)C(t)I PET(ri) I(n) FRA(n)KE(n)B(erg) GOSL(arie), an der Kopie eines großen Privilegs für das Pfalzstift von König Heinrich s. UB Goslar UB I, Nr. 536, Taf. IV, 10.

152 UB Goslar I, Nr. 420 (45), 474 (195); vgl. o. Anm. 137.

153 UB Goslar I, Nr. 477 (204); vgl. o. Anm. 148.

154 UB Goslar I, Nr. 532.

Umkreis des Bischofs nachweisbar, wiederum als Zeuge einer Schenkung an Kloster Neuwerk. Allerdings sind auch bei dem aus welfischer Ministerialenfamilie entstammenden Lippold, ähnlich wie bei Ambrosius, Annäherungen an den Umkreis des Herzogs von Braunschweig zu erkennen.<sup>155</sup>

Weiterhin wäre das Augenmerk noch auf den Stiftsherrn Burchard zu richten, um dessen Exkommunizierung der neu installierte Dekan Ambrosius und der aus dem Bann gelöste Magister Johannes den Bischof Konrad vielleicht schon am Ende des Jahres 1226 dringlich ersucht hatten. Zugleich wird der Auftrag König Heinrichs angesprochen, ihm über die Angelegenheit Bericht zu erstatten. Eine versuchsweise Identifizierung des Beschuldigten mit einem nicht weiter bekannten Stiftsherrn Burchard von Wernigerode in dieser augenscheinlich brisanten Affäre vermag nicht zu überzeugen.<sup>156</sup> Deutlich lässt sich der abwertende Ton in den Formulierungen herauslesen, *Burchardus, dictus canonicus nostre ecclesie* und noch stärker *cujusdam clerici Burchardi dicti, confratris nostri*, der sich nur auf einen einflussreichen Opponenten beziehen kann.<sup>157</sup> Als dieser Gegner Konrads ist im regionalen und chronologischen Umfeld eigentlich nur Burchard von Wohldenberg auszumachen, wie kaum ein anderer „Sammler“ hochrangiger Pfründen.<sup>158</sup> Er amtierte seit Ende des 12. Jahrhunderts sowohl als Propst des Petersbergstiftes vor Goslar, wie auch des Blasiusstiftes zu Braunschweig, außerdem als Domkanoniker in Hildesheim und ab 1209 auch in Magdeburg. Die angesichts dieser Ämterkonzentration früher oft geäußerten, heute begrabenen Zweifel an einer Identität sind auch gut mit zwei Walkenrieder Urkunden zu widerlegen, in denen Burchard je nach politischer Ausgangslage bei Erzbischof Siegfried II. von Mainz Ende 1208 als Goslarer Propst *Burchardus de Monte sancti Petri in Gossilaria prepositi* tituliert wird, 1209 als delegierter Richter aus dem Bistum Hildesheim als Braunschweiger Propst *preposito Brunswicense Burchardo*.<sup>159</sup> Hatte Burchard als Hildesheimer Domherr noch im Frühjahr 1226 den Eid auf die Beweise für eine Hildesheimer Diözesanzugehörigkeit geleistet, so scheint sich im Laufe des an Auseinandersetzungen reichen Jahres doch ein Konflikt unbekannter Ursache<sup>160</sup> entwickelt zu haben. Einen Höhepunkt dieser speziellen Auseinandersetzung bildete wohl die feierliche Messfeier am 20. September 1226 im Braunschweiger Blasiusstift *ordines sollempnes in choro ejusdem ecclesie*. Mit ihr vollzog der Bischof Konrad einerseits eine Kirchweihe, andererseits konnte er auch seine Anerkennung als Diözesanbischof durch eine Fraktion des Goslarer Kapitels zelebrieren – wie bei seiner Bischofsweihe wiederum abseits vom eigentlichen Ort des Geschehens.<sup>161</sup> Kompromissbereite Goslarer Stiftsherren wur-

155 UB Goslar I, 473 (191), 565 (vgl. 515). Lippold war es auch gewesen, der die Anzeige gegen den vermutlich untreuen Domkürster Hoyer in Gang gesetzt hatte. – In der Abtretung des Ambrosius von 1236 steht Lippold als erster Zeuge, 1243 testiert er bei Herzog Otto für eben die Jakobikirche zu Osterode, s. Nr. 549, 603. Zu seinen Brüdern Winandus und Basilius von Windhausen auch schon 1224 s. UB Walkenried I, Nr. 129 (= UB Goslar I, Nr. 440).

156 MEIER (wie Anm. 18), S. 183 und abwägend PETKE (wie Anm. 119), S. 131.

157 UB Goslar I, Nr. 500f. (211f.).

158 PETKE (wie Anm. 119), S. 66–75.

159 UB Walkenried I, Nr. 67, 69.

160 PETKE (wie Anm. 119), S. 70; vgl. UB Goslar I, Nr. 457 (151).

161 UB Goslar I, Nr. 473 (191).

den vom Bann gelöst, der demonstrativ ungenannte Braunschweiger Propst selbst aber war bei der Zeremonie offensichtlich nicht anwesend, also ausgeschaltet. Die Neuordnung betraf nämlich auch ihn selbst als Propst des Goslarer Petersberges. Das ursprünglich kaiserliche Stift lag ebenso wie das Pfalzstift östlich der Abzucht und damit auf umstrittenem Gebiet.

Mit der Klage wegen unkanonischer Handlungsweise *injuriam sacrorum canonum* Burchards durch die Stiftsherren Ambrosius und Johannes hatte Bischof Konrad also ein vorzügliches Instrument gegen den einflussreichen Dignitär gewonnen. Wer hätte eine solche Klage, auch gegenüber König Heinrich, besser vertreten können als eine kirchenjuristische Autorität wie der Magister Johannes Zemeke (Teutonicus), der mit der Glossierung des grundlegenden *Decretum Gratiani* gerade den Standardkommentar verfasst hatte?<sup>162</sup> Das Verfahren scheint „geräuschlos“ und erfolgreich disziplinierend verlaufen zu sein, da Burchard bereits wieder 1226 im Umkreis des Bischofs auftrat, freilich unter seinem Braunschweiger Titel. In späteren Jahren wurde Burchard sogar zum Nachfolger des verstorbenen Magdeburger Erzbischofs Albrecht gewählt, wenn auch nicht mehr inthronisiert.<sup>163</sup> König Heinrich versuchte noch, seinen Einfluss zumindest auf das Petersbergstift nicht vollends aufzugeben, als er es im August des folgenden Jahres in der Nähe (!) von Goslar unter den Schutz des Reiches stellte.<sup>164</sup> Mit der am 1. November 1226 erfolgten feierlichen Aufnahme Konrads im Goslarer Pfalzstift und den begleiteten Neuordnungen hatte dieser letztlich auch zwei Personalien bewältigt, die zu Beginn seiner bischöflichen Laufbahn noch als Gegenkandidaten aus heimischen Grafenfamilien hätten gelten können, die beiden Goslarer Stiftspröpste Elger von Honstein und Burchard von Wohldenber.<sup>165</sup>

Schließlich bleibt noch ein Blick auf die päpstlich bestellten Richter zu werfen, die mit ihrer eindringlichen Fürsprache wohl entscheidend für die Rehabilitierung des Magisters waren. Es handelte sich dabei um ein rein magdeburgisch besetztes Gremium, mit dem Propst des Liebfrauenstifts Wichmann, dem Propst des Apostelstifts St. Petrus und Paulus in Magdeburg-Neustadt Heinrich und dem Domkanoniker und Magister L. Der berühmte Wichmann von Arnstein, aufgewachsen in dem Prämonstratenserstift Liebfrauen und später dessen Prior, agierte als zentrale Gestalt bei der frühzeitigen Ansiedlung der Dominikaner-Mönche 1224 in Magdeburg,

<sup>162</sup> Zu der grundsätzlichen Möglichkeit, dass nach der Lehre Gratians ein Untergebener in der Kapitelhierarchie auch einen höher gestellten Dignitär anzeigen konnte s. allgemein Peter LANDAU: *Gratian and the Decretum Gratiani*. In: HARTMANN/PENNINGTON (wie Anm. 1) S. 22–54, hier 45.

<sup>163</sup> UB HHildesheim II, Nr. 193, auch 1231 als Zeuge bei einer Schenkung an Kloster Neuwerk anwesend s. UB Goslar I, Nr. 509 (325). Auffällig ist, dass Bischof Konrad nach Burchards „Weggang“ Anfang des Jahres 1233 nach Magdeburg im Juli auf dem Petersberg urkundete s. UB Goslar I, Nr. 530.

<sup>164</sup> UB Goslar I, Nr. 488.

<sup>165</sup> So CRUSIUS (wie Anm. 112), S. 460f., die freilich die Braunschweiger Propstei Burchards unberücksichtigt lässt und für Elger überholte Daten angibt. Ihr Satz lässt sich nicht mehr halten: „Aus dem allen muß man den Eindruck gewinnen, dass offenbar zum Zeitpunkt, als die Nachfolgefrage für Bischof Siegfried von Hildesheim gelöst werden musste, kein vollkommen überzeugender Bewerber aus der Heimatdiözese zur Verfügung stand.“ Entsprechend GRAMSCH (wie Anm. 120), S. 387.

bevor er 1233 selbst in den Dominikanerorden eintrat.<sup>166</sup> Propst Heinrich, zugleich auch Domkanoniker, ist durch die Umschrift seines Siegels an der kriegszerstörten Originalurkunde als früherer Propst von Mildensee ausgewiesen, 1230 stieg er zum Bischof von Meißen auf.<sup>167</sup> Unmittelbar zusammen mit *Burchard prepositus (sancti Petri) Goslariensis* erscheint Heinrich in der Zeugenreihe der Gründungsurkunden für das Magdeburger Dominikanerkloster von 1225.<sup>168</sup> Der dritte Richter lässt sich durch sein Siegel nur als Domherr Ludwig fassen.<sup>169</sup> Jedenfalls stand das Richtergremium der dominikanischen Bewegung nahe, unterhielt auch Kontakte zu Burchard von Wohldenberg und könnte vielleicht sogar bei dem legendarisch verbrämten Wechsel Elger von Honsteins zum Dominikanerorden eine Rolle gespielt haben.

Für den Magister Johannes ergibt das Empfehlungsschreiben noch einen deutlichen Hinweis auf seine Herkunft. Aus der Formulierung *qui ab adolescencia inter nos laudabiliter est conversatus* lässt sich erkennen, dass Johannes schon seit Jugendzeiten in Magdeburg an einem Stift bzw. einer angegliederten Schule, wahrscheinlich sogar an der berühmten Kathedralschule selbst, erzogen wurde und seine Ausbildung rühmlich durchlaufen hatte. Johannes ist damit als Mitglied einer bischöflichen oder stiftischen Hausgemeinschaft, der sogenannten *Familias*, zu betrachten, die gerade seit dem 12. Jahrhundert, gezielt die Förderung geistlichen Nachwuchses betreiben konnte.<sup>170</sup> Dieser Auftrag der Bischöfe zur Erziehung war dann 1215 durch das Laterankonzil offiziell formuliert worden und bewirkte die Grundlage für die folgende enorme Bedeutungssteigerung des Scholasteramts an den Domkapiteln.<sup>171</sup> Die frühen Jahre des Johannes dürften damit ähnlich wie die von Propst Wichmann verlaufen sein, der 1194 als etwa vierzehnjähriger im Magdeburger Prämonstratenserstift Aufnahme fand.<sup>172</sup> Eine weitere Ausbildung im Studium kam nur mit großzügiger finanzieller Ausstattung und einer ausdrücklichen Genehmigung in Frage. Hier sei an das Stipendium des Halberstädter Domdekans Werner von Biesenrode von 1198 erinnert, der ja enge verwandtschaftliche Beziehungen zum Magdeburger Domkapitel besaß. Als Kandidat seiner Stiftung konnte bereits Johannes Zemeke plausibel gemacht werden.

166 Reg. Arch. Magd. II, Nr. 729. Zu Wichmann jüngst: Tobias KUNZ: Die Steinfigur des Dominikus (sog. Bruder Wichmann) in der Neuruppiner Klosterkirche. In: Die Kunst des Mittelalters in der Mark Brandenburg. Hrsg. von von Ernst BADSTÜBNER u. a. Berlin 2008, S. 366–376; Aufbruch in die Gotik. Der Magdeburger Dom und die späte Stauferzeit I. Hrsg. von Matthias PUHLE. Mainz 2009, V. 56, 58 (Thomas ERTL). Wichmann war übrigens zusammen mit dem ehemaligen Bischof Konrad von Krosigk 1219 als Schlichter in einem Streitfall des Klosters Frankenhausen tätig gewesen, s. Reg. Arch. Magd. II, Nr. 567.

167 Reg. Arch. Magd. II, 803, 908.

168 Reg. Arch. Magd. II, 756 und Aufbruch in die Gotik I (wie Anm. 166), V. 58 (Zeile 16), V. 59 (Zeile 15; Thomas ERTL).

169 In Frage kämen die Domherren Ludwig von Grabow und Ludwig von Löwenberg, vgl. Reg. Arch. Magd. II, 811. Ein Magdeburger Magister L., wie im Goslarer Antwortschreiben aufgeführt, ist überhaupt nicht nachweisbar, vgl. Reg. Arch. Magd. II, 804 und UB Goslar I, Nr. 474.

170 BARROW (wie Anm. 69), besonders S. 120–123, Anm. 19 mit Angaben zur Alterstruktur; Joseph GOERING: The Internal Forum and the Literature of Penance and Confession. In: HARTMANN/PENNINGTON (wie Anm. 1), S. 379–428, hier 407.

171 Dekret 11 *De magistris scholasticis* und 27 *De instructione ordinandum*, s. Dekrete der Ökumenischen Konzilien II (wie Anm. 76), S. 240, 248; vgl. BRUNDAGE (wie Anm. 118), S. 115.

172 KUNZ (wie Anm. 166), S. 368.



Für den hervorragend ausgebildeten und zu großem Ruhm gelangten Goslarer Magister Johannes entsteht insgesamt der Eindruck, dass er in den machtpolitischen und personellen Strudel des Diözesanstreits nur mittelbar einbezogen war. Aufgrund einer Verankerung in den traditionellen Strukturen des Pfalzstifts mit Propst Elger an der Spitze und einer daraus resultierenden ungünstigen Positionierung auf dem Höhepunkt des Konflikts mit Bischof Konrad von Hildesheim geriet er in den Kreis der Gebannten. Eine wohl auf das Jahr 1226 zu datierende nachhaltige (demonstrative?) Abwesenheit und vor allem die Empfehlung eines päpstlich delegierten, der neuen geistlichen Bewegung des Dominikanerordens gegenüber aufgeschlossenen Gruppe Magdeburger Kanoniker verschafften ihm die Wiederaufnahme in das Goslarer Kapitel. Allem Anschein nach hatte er im Gegenzug dafür, unter der Führung des neuen Domdekans, eine Anzeige gegen einen unbequemen hochrangigen Kanoniker mit seiner fachlichen Autorität zu vertreten. Angesichts der vielfältigen personellen Verflechtungen mit dem Magdeburger und Halberstädter Domkapitel und der offensichtlichen Bedeutung der Person ist es nicht weiter vorstellbar, den Halberstädter Mehrfach-Dignitär Johannes Zemeke von dem Goslarer Magister Johannes (Sapiens) zu trennen. Sind in den Schriftquellen die Amtsbezeichnungen uneinheitlich und die Namen oft abgekürzt oder gar weggelassen, so spricht das keineswegs gegen einen Zusammenhang, sondern deutet vielmehr auf eine systematische Undeutlichkeit bei heiklen Personalfragen hin.<sup>173</sup>

Unter sphragistischen Gesichtspunkten bleibt noch die Frage nach dem unterschiedlichen Siegel zu stellen, zeigte doch das Goslarer Siegelbild den eucharistischen Kelch mit der zelebrierenden Hand darüber, das dem scholastisch vielschichtigen Vogel-Schlange-Bild in den Halberstädter Siegeln gegenübersteht.<sup>174</sup> Zunächst wäre festzuhalten, dass gerade in diesen Zeiten der Pfründenhäufungen und dem wachsenden Bedürfnis von Klerikerschichten, diese im Siegelbild zu repräsentieren, durchaus mit ganz unterschiedlichen Siegelstempeln individueller Siegelführer gerechnet werden muss. Dies lässt sich im Rahmen dieser Untersuchung allein schon für den Naumburger Domkustos Ludwig von Saaleck mit einem Symbol- und einem Bildnissiegel belegen, vor allem aber für Werner von Biesenrode mit drei persönlichen Siegeln, von denen dasjenige als Propst von Jechaburg als Heiligsiegel, das als Halberstädter Dompropst als Thronsigel zu klassifizieren ist.<sup>175</sup> Auch Ambrosius von Frankenberg hat ganz unterschiedliche Siegelstempel benutzt. Sein um 1226 nachweisbares Brustbildsigel tauschte er als Propst von Osterode gegen ein kombiniertes Heiligen – und Bildnissiegel mit der von einem Bogen umfängen-

173 Unter dieser Prämisse wäre auch der Vorbehalt von MEIER (wie Anm. 18), S. 182, 287 Anm. 17 gegen eine Identität neu zu werten, der sich dabei auf den späteren Eintrag im Kopialbuch des Goslarer Pfalzstifts bezieht, in dem für *Johannes sapiens* der 11. September als Todestag genannt ist. In der Halberstädter Überlieferung ist für Zemeke jedoch der 25. April belegt, s. Gustav SCHMIDT: Die Handschriften der Gymnasial-Bibliothek II. In: Königl. Dom-Gymnasium in Halberstadt. Oster-Programm 1881. Halberstadt 1881, Nr. 127 (S. 6) und 164 (S. 16): *In die Marci ewangeliste perag. mem. magistri Johannis Zemecken*, vgl. UB HHalberstadt II, Nr. 748 a. Im Goslarer Eintrag ist *sapiens* nur als ein im Laufe des 13. Jahrhunderts wahrscheinlich häufiger gewordener Beiname zu finden, steht aber in keinem Bezug zum Ämterstatus des Johannes.

174 Vgl. Anm. 6, 134.

175 S. Anm. 79, 121.

den Propstbüste unter einem halbfigurigen Madonnenbildnis ein.<sup>176</sup> Es war sicherlich auch Ambrosius, der zugleich für das Frauenkloster ein Siegel in Auftrag gegeben hatte, das die Klosterpatrone Maria und Jakobus zeigt. Bei diesem Siegel verblüfft, dass die Madonnengruppe vollständig, bis zur eigentümlich abgelenkten Spitze des Lilienzepters hin, dem Propstsiegel des Goslarer Neuwerkklusters gleicht, also wohl noch von einem Goslarer Siegelschneider gefertigt worden ist.<sup>177</sup>

Das eucharistische Siegelbild des Johannes steht, ähnlich wie das allegorische Tierpaar, ebenfalls am Beginn einer speziellen Bildgruppe von Kanonikersiegeln. Ab etwa 1235 scheint die Beliebtheit von Siegeln gewachsen zu sein, die die Siegler in Ausübung ihres Amtes darstellen, und daher als Handlungssiegel bezeichnet werden.<sup>178</sup> Priesterkanoniker sind dabei mehrfach während der Zelebration gezeigt, seitlich stehend vor einer verhüllten Mensa und den eucharistischen Kelch erhebend. Eine frühe Form präsentiert das Siegel des Hildesheimer Domthesaurars Heinrich von Tossem, der noch die traditionellere Form als Standfigur in einer Architekturrahmung bevorzugte, mit dem Kelch als Attribut in der erhobenen Linken aber auch deutlich auf seine priesterliche Weihe hinwies.<sup>179</sup> Um 1250 ließen sich der Naumburger Domdekan Heinrich von Flößberg und der Dekan Gerhard vom Moritzstift in Hildesheim aber schon im Verlauf der Weihehandlung abbilden, wobei bei Gerhard mit der segnend über den Kelch gehaltenen übergroßen Hand genau der Augenblick der Wandlung, der Transsubstantiation, gemeint ist.<sup>180</sup> Diese Siegelbildpraxis drang

176 S. Anm. 134 und Gudrun PISCHKE: Osterode im Mittelalter. Werden und Wachsen einer alten Stadt. In: Osterode. Welfensitz und Bürgerstadt im Wandel der Jahrhunderte. Hrsg. von Jörg LEUSCHNER. Hildesheim 1993, S. 17–139, Abb. S. 114 leider gänzlich ohne weitere Angaben. Die Umschrift lautet: + S PREPOSITI/IN OSTERROD.

177 Ebd. mit der Umschrift: + S MOTIS SCE [MA]RIE SCTM IACOBI IN OSTERRODE. Zum Propstsiegel von Neuwerk s. Karl G. BRUCHMANN: Die Siegel des Klosters Neuwerk. In: Neuwerk. Zwei Beiträge zu seiner Geschichte als Gabe an Theda Tappen zur Vollendung des 80. Lebensjahres. Goslar 1956, S. 7–28, hier 11–14, Abb. 2 mit einem frühen Beleg für 1232/34; zuletzt: Heinrich der Löwe und seine Zeit. Katalog der Ausstellung Braunschweig 1995. Hrsg. von Jochen LUCKHARDT und Franz NIEHOFF. München 1995, I, G 114 (Claus-Peter HASSE). – Den genauen Zusammenhang dieser identischen Siegelfiguren, bei der in Osterode die Gestalt des knienden Propstes durch die allerdings rechts ungelenk wirkende Figur des Mitpatrons ersetzt wurde, mit dem nachweislichen Gebrauch des Siegelstempels für den Einbanddeckel des berühmten Goslarer Evangeliars gilt es noch herauszuarbeiten. Zu dem Zusammenhang von Deckelrelief und Neuwerker Siegel s. Frauke STEENBOCK: Der Einband. In: Das Goslarer Evangeliar. Faksimile-Ausgabe, Kommentarband. Goslar, Graz 1991, S. 99–109, hier 104 f., Abb. 26 f.

178 KITTEL (wie Anm. 78), S. 410 f. mit Abb. 247 d; STIELDORF (wie Anm. 79), S. 25, 71 f.; GUERREAU (wie Anm. 79), S. 48.

179 Mit Abdrücken von 1239 und 1240, UB HHildesheim II, Nr. 545, 590, Taf. III, 14. Heinrich ist erstmals 1226 als Archidiakon von Solschen und wenig später als Zeuge Bischof Konrads bei der Weihe der Braunschweiger Blasiuskirche 1226 belegt. Er scheint das Vertrauen von Papst Gregor IX. sowie die Gunst seines Bischofs besessen zu haben. 1231 ist er als Diakon genannt, seit 1234 als Kustos, in dieser Zeit dürfte sein Siegel + [ S HEINRICI HI]LDENSEMENSIS THESAURARI entstanden sein, letztmalig ist er für 1245 nachweisbar, vgl. UB HHildesheim II, Nr. 188, 191, 239, 243, 264, 327, 390, 744, auch 477.

180 Für den seit 1236 als Naumburger Domkanoniker, seit 1249 als Dekan nachweisbaren Heinrich ist ein Gebrauch des Dekansiegel ab 1250 belegt und für 1252 erhalten s. UB HNaumburg II, Nr. 242, 259, Abb. 32. – Das Siegel des 1251–1260 nachweisbaren Gerhard ist mit Abdrücken von 1256 und 1260 überliefert, s. UB HHildesheim II, Nr. 1006, 1142, Taf. VII, 33. – Für den Kölner Bereich ließe sich hier noch das Siegel des Priesterkanonikers Waldaver von 1246 anschließen mit



umgehend auch in monastische Bereiche vor, wie am Zelebrationssiegel des Propstes Brünig vom Zisterzienserinnenkloster Beuren bei Duderstadt aus dem Jahr 1257 ersichtlich wird, wobei für Brünig Kontakte zum Hildesheimer Domkapitel bestanden.<sup>181</sup> Das letztlich nur für zwei Urkunden um 1227 nachweisbare Kelchsiegel des Johannes kann gegenüber diesen Beispielen einen chronologischen Vorrang als Siegel mit einem neuartigen eucharistischen Thema beanspruchen. Es verzichtet auf jeglichen bildlichen Hinweis auf die Person des Sieglers und hat vielmehr allein den liturgischen Vorgang zum Inhalt, die im Lateranskonzil von 1215 dogmatisch festgelegte Wesensverwandlung vom Wein zum Blute Christi.<sup>182</sup> Mit dem Siegelbild ist also eindeutig die priesterliche Autorität seines Inhabers bestimmt, dieses Sakrament gemäß den konziliarischen Dekreten zu zelebrieren. Johannes Teutonicus als Kommentator (Glossator) der bis heute theologisch grundlegenden Konzilsbeschlüsse hatte einen unmittelbaren und tief reichenden Bezug zu diesem Dogma und konnte es wie kaum ein anderer als Thema für ein eigens Siegel wählen, freilich in einer überpersönlichen, symbolischen Form.

Zugleich liefert dieses Eucharistie-Siegel den ersten Beweis für eine Priesterweihe des Goslarer bzw. Halberstädter Magisters. Entgegen der modernen Auffassung steht es keineswegs fest, dass ein hochrangiger Dignitär wie der Halberstädter Propst oder die „Leuchte des Kirchenrechts, Führer der Gelehrten“, wie die spätmittelalterliche Inschrifttafel über dem Grab im Halberstädter Dom Johannes Zemeke bis heute preist, zugleich auch geweihter Priester war.<sup>183</sup> Gerade an der kanonistischen Fakultät von Bologna studierten nach einer Aussage des spätmittelalterlichen Kanonisten Nicolaus de Tudeschis (1386–1445) mehr juristische Laien als Kleriker: *Est tamen certum quod bononie studentes sunt clerici et laici et credo plures laicos quam clericos*.<sup>184</sup> In der als Semeca-Missale bzw. als „Missale des Dompropstes Johannes Zemeke“ bekannten Handschrift im Halberstädter Domschatz,<sup>185</sup> die durch den Eintrag *Hunc librum comparavit magister Johannes Semeko / maior prepositus ecclesie halberstadensis*. (Abb. 8) als persönlicher Besitz gesichert und damit wohl auf die Amtszeit als Halberstädter Dompropst 1241–1245 datierbar ist,<sup>186</sup> findet

der Umschrift: S(igillum) WALDAVERI SACERDOTIS CAN(onici) COL(oniensis), s. HÖROLDT (wie Anm. 111), S. 651, ZIEGENBEIN (wie Anm. 78), S. 174, 178, 181, 194, 198.

181 Unveröffentlicht, aus dem Urkundenfonds Walkenried, NLA-StA WF 25 Urk 201; vgl. UB Walkenried I, Nr. 358. – Die Hildesheimer Kontakte Brünings, der erstmals 1238 als Zeuge in einer auch mit dem Siegel Bischof Konrads versehenen Urkunde fassbar ist, liefern über die mehrfach am Domkapitel befründete Gründerfamilie Beurens, die Herren von Bodenstein, s. URKUNDEBUCH DES EICHSEFELDES. Bearb. von Aloys SCHMIDT. T. 1. Magdeburg 1933 (Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und des Freistaates Anhalt 13), Nr. 271.

182 Dekret 1 *De fide catholica: Sein Leib und sein Blut sind im Sakrament des Altars unter den Gestalten von Brot und Wein wahrhaft enthalten, sobald durch die göttliche Macht das Brot in den Leib und der Wein in das Blut transsubstantiiert worden sind ... Dieses Sakrament kann nur ein Priester vollziehen, der gemäß den Schlüsseln der Kirche ... rechtmäßig ordiniert ist*. S. Dekrete der Ökumenischen Konzilien II (wie Anm. 76), S. 230.

183 BRUNDAGE (wie Anm. 5). – Für die Grabtafel s. FUHRMANN (wie Anm. 2), S. 171 f.

184 S. BRUNDAGE (wie Anm. 5), S. 83, Anm. 121.

185 MELLER/MUNDT/SCHMUHL (wie Anm. 59), Nr. 54 (Harald WOLTER-VON DEM KNESEBECK) und zuletzt Aufbruch in die Gotik I (wie Anm. 166), V. 82 (Beate BRAUN-NIEHR). Vor allem ist aber auf die laufenden Wolfenbütteler Forschungen von Patrizia CARMASSI zu verweisen, vgl. Anm. 3.

186 Vgl. Barbara KLÖSEL-LUCKHARDT: Studien zur Bildausstattung des Goslarer Evangeliars (Diss.

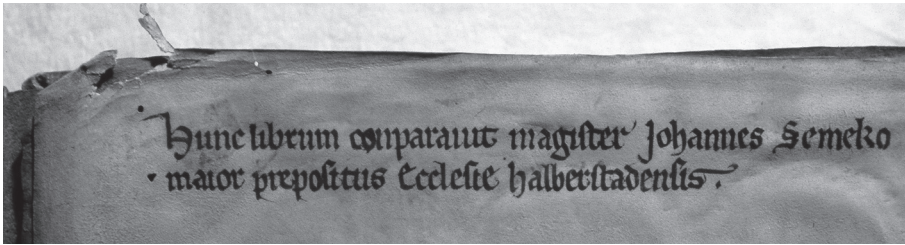


Abb. 8: Missale des Johannes Zemeke, Besitzeintrag fol. 2v  
Halberstadt, Domschatz Inv. Nr. 474

sich eine spätere außergewöhnliche Darstellung des eucharistischen Opfers. In der Initiale A zum Introitus-Antiphon *Ad te levavi* am Anfang des Temporale erscheint über der Szene der Erschaffung Evas, die in der Scholastik als Präfiguration der Entstehung der Kirche und ihrer Sakramente verstanden wurde,<sup>187</sup> das Bild eines am Altar knienden Priesters bei der Elevation der Hostie. (Abb. 9) Renate Kroos als profunde Kennerin gerade der sächsischen Buchmalerei des 13. Jahrhunderts hat in der Miniatur die älteste Darstellung ihrer Art im norddeutschen Raum erkannt.<sup>188</sup> Die biographischen Stationen des Johannes Zemeke und sein sich in innovativen Siegelbildern manifestierendes Selbstverständnis als Lehrer und untadeliger Repräsentant der katholischen Kirche können darauf hin deuten, dass der Magister in dem Zelebranten der Miniatur zumindest einen Typus seiner selbst gesehen haben mag.<sup>189</sup> Die äußere Form des Initialbildes, als ein von den Ranken des Buchstabenkörpers rahmend umschlossenes Medaillon, steht zudem in nicht allzu großer Entfernung von den miniaturhaften, von einer Umschrift eingefassten Priesterdarstellungen der alsbald beliebt gewordenen eucharistischen Handlungssiegel.

Zuletzt sei noch Stellung genommen zu dem am Beginn erwähnten Rechtsgutachten (*Consilium*), das der kanonistischen Forschung als wichtigstes Argument für die Identität des Bologneser Glossators Johannes Teutonicus mit dem Halberstädter Dompropst Johannes Zemeke gilt und für das ja eine persönliche Besiegelung be-

Münster). Greven 1983, S. 168–170; s. auch Renate KROOS: Zur kunsthistorischen Einordnung des Goslarer Evangeliiars. In: Das Goslarer Evangeliar. Faksimile-Ausgabe, Kommentarband, Goslar, Graz 1991, S. 9–81, hier 20 mit dem Urteil „ein vielleicht nicht gleichzeitiger, aber unverdächtigter Eintrag“. – Für die genaue zeitliche Einordnung des Missales bleibt das Problem bestehen, ob der „Erwerb“ der Handschrift durch Zemeke tatsächlich erst in seine Amtsjahre als Halberstädter Propst gefallen ist. Bei dem wohl knapp nach seinem Tode 1245 beim Übergang in die Bibliothek des Domkapitels verfassten Eintrag war Zemeke jedoch unbedingt mit seinem höchsten Kapitelamt zu titulieren.

187 KLÖSSEL-LUCKHARDT (wie Anm. 186), S. 165 mit Hinweis auf eine Deutung des Hugo von St. Viktor, *Summa sententiarum*, Tract. III, Cap. III *De formatione mulieris: Sicut enim mulier de latere viri dormientis facta est, sic Ecclesia de sacramentis quae de latere Christi dormientis in cruce profluxerunt, scilicet sanguis et aqua.*, nach PL 176, Sp. 92.

188 Renate KROOS: Drei niedersächsische Bildhandschriften des 13. Jahrhunderts in Wien. Göttingen 1964 (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, Phil.-Hist. Kl. 3.F. Nr. 56), S. 145f.

189 Vgl. KLÖSSEL-LUCKHARDT (wie Anm. 186), S. 165.



Abb. 9: Missale des Johannes Zemeke, Initiale zum 1. Advents-Sonntag p. 35 Halberstadt, Domschatz Inv. Nr. 474

legt ist.<sup>190</sup> Das *Consilium* gab Rechtsauskunft auf die Anfrage eines unbenannten Propstes des Frauenklosters von *Kezzenounc*, ob der Verzehr von Fleisch sowie die Benutzung von Leinen und Betten für das Kloster mit seinen benediktinischen Ordensregeln vertretbar sei. Die Antwort fiel juristisch geschliffen aus: da bei derartigen Privilegien nicht mehr von wirklichen Benediktinerinnen, sondern nur von entsprechend eingekleideten Konventualinnen *non sunt de regula beati Benedicti nisi quo ad exteriorem habitum* zu sprechen sei, blieben ihnen die durch Gewohnheit entstandenen Vorrechte gestattet *quia privilegia interpretanda sunt per consuetudinem hactenus approbatam*.<sup>191</sup> Zugleich verwies der Gutachter auf eine ähnliche Entscheidung von Erzbischof Albrecht von Magdeburg, den Johannes ja wohl bereits seit Studienzeiten in Bologna kannte.<sup>192</sup>

Mutet uns heute die Frage nach Berechtigung von Fleischkonsum und Bettbenutzung auch sehr spezifisch an, so war sie in jenen Jahren von außerordentlich brisanter Bedeutung. Hatte doch in dem hochoffiziellen Prozess gegen den Propst des Goslarer Neuwerksklosters 1224 die Verletzung der benediktinischen Regel durch den Fleischgenuss *esum carniun* und den Gebrauch leinener Kleidung *indumenta linea* der Nonnen als gewichtiger Punkt der Anklage gedient und letztendlich zur Verurteilung von Heinrich Minnike geführt.<sup>193</sup> In dem bislang nicht klar iden-

190 S. Anm. 7.

191 S. PENNINGTON (wie Anm. 7), S. 436 f.

192 GRAMSCH (wie Anm. 120), S. 388.

193 UB Goslar I, Nr. 436: *Confusum in tribus articulis et corruptum: nam non servabant ibi regulam*

tifizierten Kloster *Kezenounc* ließe sich nach dem Vorschlag von Pennington<sup>194</sup> durchaus das Benediktinerinnenkloster Kitzingen erkennen, in dem während der fraglichen Zeit Äbtissin Mechthild aus dem Haus Andechs-Meranien amtierte (ab 1215–1254). Sie war bekanntermaßen nicht nur Schwester zweier Königinnen und des Bamberger Bischofs Ekbert, sondern vor allem auch Tante der 1236 heilig gesprochenen Elisabeth, Landgräfin von Thüringen.<sup>195</sup> Nach dem Fortzug von der Wartburg wurde diese wohl im April 1228 von der Äbtissin kurzfristig und für die Familie erfolglos dem Bischof von Bamberg zugeführt, gemäß der Aussage von Elisabeths ehemaliger Dienerin Isentrud von Hörselgau im Heiligsprechungsprozess 1234.<sup>196</sup> Eine weitere Magd berichtete von der Offerte der Äbtissin an Elisabeth, den Luxus eines Bades zu genießen, als einer der personifizierten Versuchungen der asketischen Heiligen: *Einmal wurde die gottselige Elisabeth von der Äbtissin zu Kitzingen, die die Schwester ihrer Mutter war, gerufen, und diese bat sie, sich zu baden. Doch trat Elisabeth nur mit einem Fuß in das Bad, machte einige Geräusche im Wasser, das sie hin und her bewegte, und sagte: „So, nun bin ich schon fertig mit dem Bade“, und ging schnell aus der Wanne.*<sup>197</sup>

Unter dem Gesichtspunkt einer gerade ab den Jahren 1228 reichsweit vehement vertretenen religiösen Armutsbewegung konnte also eine fundierte Rechtsauskunft für die hochadelige Äbtissin und ihren Propst von existentieller Bedeutung sein. Das Gutachten eines so hochrangigen Kirchenjuristen wie des Halberstädter Propstes mit seiner nahezu unübertroffenen Kenntnis der Verhältnisse in Bologna und Rom bedeutete dabei eine unschätzbare Rückversicherung in der sich zuspitzenden Verfolgungssituation vermeintlicher Abweichler. Die Antwort des ehemaligen Glossators Johannes Teutonicus, der ab 1234 historisch mit seinem Familienname Zemeke fassbar ist,<sup>198</sup> fiel dabei betont pragmatisch aus. Vielleicht drücken sich in seiner Einschätzung auch Erinnerungen an den Goslarer Ketzereiprozess von 1224 aus, den er, egal ob in Halberstadt oder Goslar, sicherlich aufmerksam begleitet hat. Die in seinem *Consilium* spürbare und auch besiegelte Milde mag nicht zuletzt durch die eigene Betroffenheit gewachsen sein, die er als *Johannes Sapiens* im Exkommunizierungsverfahren 1226 durch Bischof Konrad von Hildesheim erfahren hatte.

---

*beati Benedicti, et quod indulserat monialibus esum carniū extra infirmariam et quod indumenta linea habeant juxta carnem.*

194 PENNINGTON (wie Anm. 7), Anm. 8.

195 S. ihre Darstellung als jüngstes Kind, gekennzeichnet durch den schwarzem Nonnenschleier und den Äbtissinnenstab, im Familienbild des sog. Schlackenwerter Codex von 1353 bei Anton von EUW und Joachim M. PLOTZEK: Die Handschriften der Sammlung Ludwig III. Köln 1982, Nr. XI 7, Abb. 25.

196 Sylvia WEIGELT (Hrsg.): Elisabeth von Thüringen in Quellen des 13. bis 16. Jahrhunderts. Erfurt 2008 (Quellen zur Geschichte Thüringens 30), S. 9, 54 *Libellus de dictis quatuor ancillarum sanctae Elisabeth confectus: Danach aber führte sie die Äbtissin von Kitzingen in der Würzburger Diözese, eine Muhme mütterlicherseits, voll Mitleid mit ihrem Unglück zum Oheim der seligen Elisabeth, dem Herrn Bischof von Bamberg.*

197 Bericht der Irmingard s. WEIGELT (wie Anm. 196), S. 64.

198 UB HNürnberg II, Nr. 135: *magistro I(ohanni) Cemece scolastico Alberstadensi* in einem Gremium päpstlich beauftragter Richter; vgl. PIXTON (wie Anm. 20), S. 388–390, bes. Anm. 246.

# Geheime Schriften im Staatsarchiv: Kryptografie oder die Kunst, Geheimes zu verbergen und zu entschlüsseln

von

Gerhard F. Strasser

## 1. Vorbemerkungen und Definitionen<sup>1</sup>

Es sollte bei einer den geheimen Schriften im Staatsarchiv Wolfenbüttel gewidmeten Untersuchung nicht verwundern, dass dabei der Geist von Herzog August dem Jüngeren, des im 17. Jahrhundert größten Sammlers, Gelehrten und Mäzens auf dem Gebiet der geheimen Kommunikation über diesem Unterfangen herrscht. Kryptografie war für ihn, wie er unter dem Pseudonym „Gustavus Selenus“ 1624 in seinem einschlägigen Standardwerk, den *Cryptomenytices et Cryptographiae Libri IX*,<sup>2</sup> zu diesem Thema ausführte, eine „Kunst“.<sup>3</sup> Er verwendete dazu im Vorwort den Begriff „ars“, betrachtete es somit als eine Kunst, Geheimes zu verbergen und im Umkehrverfahren wieder zu entschlüsseln.

Bei der Fülle an Material, das gerade an einem kryptografisch geheiligten Ort wie Wolfenbüttel auch mit Blick auf Schätze des Staatsarchivs behandelt werden sollte, können die wichtigsten frühen kryptografischen Erfindungen nur in einem knappen Überblick erwähnt werden. Der Schwerpunkt der Analyse liegt auf der Rezeption einschlägigen Materials im Handbuch des Herzogs und auf den teilweise wertvollen Archivalien, die Neuerungen aus Italien, Deutschland und Frankreich aus der Zeit von etwa 1450 und 1600 reflektieren und die Weichen gestellt haben

- 1 Dieser Beitrag ist eine Bearbeitung eines am 6. März 2010 am Niedersächsischen Landesarchiv – Staatsarchiv Wolfenbüttel – gehaltenen Vortrags im Rahmen des „Tags der Archive“, der unter dem Motto „Dem Verborgenen auf der Spur“ stand. Das Staatsarchiv Wolfenbüttel beschloss aus diesem Anlass, einige seiner Schätze auf dem Gebiet der geheimen Kommunikation in einer begleitenden Ausstellung vorzustellen. Für die große Hilfe bei der Identifizierung vieler kryptografischer Kostbarkeiten aus dem Archivbestand und ihre Bereitstellung für die Ausstellung danke ich Frau Dr. Silke Wagener-Fimpel vielmals. Dem Leiter des Wolfenbütteler Archivs, Herrn Dr. Brage Bei der Wieden, schulde ich Dank für seine weiter führenden Vorschläge bei der Ausarbeitung dieses Materials.
- 2 Ausführlicher Titel, in dem auf die ursprüngliche Absicht des unter dem Pseudonym „Gustavus Selenus“ schreibenden Herzogs eingegangen wird, Erklärungen zur *Steganographia* des Abtes Trithemius zu liefern (zu Trithemius s. S. 94–96): Gustavi Seleni *Cryptomenytices et Cryptographiae Libri IX*. In quibus & planiſſima *Steganographiæ* à Johanne Trithemio [...] magicè et ænigmaticè òlim conſcriptæ, Enodatìo traditur. Inſperſis ubiquè Authoris ac Aliorum, non contemnendis inventis. Hinweis auf Praefatio auf Fol. a 6 v<sup>o</sup>.
- 3 Kryptografie bezeichnet den praktischen Aspekt geheimer Nachrichtenübermittlung; daneben gibt es die diesbezügliche theoretische Wissenschaft, die Kryptologie, die sowohl die Anfertigung einer verschlüsselten Nachricht (also „Kryptografie“) als auch deren Dechiffrierung („Kryptoanalyse“) einschließt.



für die moderne Kryptografie bis hin zu unserem Computer-Zeitalter. Der Versuch, diese Chronologie einzuhalten, wird manchmal im Vorgriff auf relevante Exponate aus dem Archiv unterbrochen. So wird auch im Hinblick auf das Kompendium des Herzogs eine eingehendere Diskussion der problematischen Erfindungen des Benediktinerabtes Johannes Trithemius nötig sein, denn Herzog August hatte ursprünglich nur eine Apologie dieses ersten großen deutschen Kryptografen vornehmen wollen, bevor er zu einer Ausweitung seines Buches schritt.

Vor einigen weiteren Definitionen sollte darauf hingewiesen werden, dass auf einer ganz anderen Ebene die Beschäftigung mit Kryptografie gerade im Zeitalter der elektronischen Datenübertragung erneute, unerwartete Relevanz erhalten hat und die Frage zuverlässiger Verschlüsselungen überraschend ins allgemeine Bewusstsein zurückgekehrt ist. Der moderne bargeldlose Zahlungsverkehr etwa, insbesondere Bank- und Kauftransaktionen im Internet – man denke nur an die fatalen PIN-Zahlen –, wäre ohne zugriffssichere kryptografische Methoden undenkbar – von elektronisch verschlüsselten CIA-Telefonaten ganz zu schweigen.

Die Bedeutung des Terminus Kryptografie wurde bis ins Jahrhundert der Weltkriege allgemein verstanden. Der Terminus besagt, dass es nicht das Ziel von Kryptografie war, die *Existenz* einer Botschaft zu verschleiern, sondern lediglich ihren Inhalt, was mittels eines Verschlüsselungsverfahrens bewerkstelligt wurde. Das Wort meint also die zumindest Fachleuten sofort erkennbare Benutzung eines kryptografischen Systems zur Chiffrierung einer Nachricht.

Anders verhält es sich bei der Übermittlung einer geheimen Botschaft, bei der verborgen wird, dass eine solche Geheimnachricht überhaupt zugrunde liegt. Hier spricht man von *Steganografie* (nicht zu verwechseln mit *Stenografie* oder *Kurzschrift*) – abgeleitet vom griechischen *steganos* (bedeckt), ist es ihr Ziel, das Vorhandensein einer geheimen Mitteilung von vornherein zu kaschieren. Der Vorteil dieser zweiten Methode liegt darin, dass sie nur sehr geschulten Fachleuten auffällt, dann jedoch sofort – und ohne Dechiffrierung – lesbar ist. Schon der ältere Plinius etwa berichtet, dass der Saft einer bestimmten Pflanze als unsichtbare Tinte verwendet werden kann; noch im 20. Jahrhundert benutzten Spione, wenn ihnen die Geheimtinte ausging, ihren eigenen Urin. Nach dem Trocknen ist die Schrift unsichtbar, wird aber bei leichtem Erhitzen braun. Ist also die Nachricht an sich nicht zusätzlich kryptografisch chiffriert und wird solch eine steganografische Botschaft abgefangen und das Papier auf Verdacht hin erwärmt, wird die Schrift sofort – und im Klartext – lesbar.<sup>4</sup> Kryptografische Kommunikation hingegen bleibt selbst nach ihrer

4 In dem neuesten, erstmals ausschließlich der Steganografie gewidmeten Buch führt Klaus SchmeH eine dreifache Übersicht über die Steganografie auf:

1. Technische Steganografie (Methoden, bei denen eine Nachricht aufgeschrieben und im Wortsinn versteckt werden);
2. Linguistische Steganografie (das größte Teilgebiet. Es beinhaltet alle Methoden, mit denen man eine Nachricht versteckt, ohne sie direkt und ohne spätere Zusätze aufzuschreiben);
3. Digitale Steganografie (alle Methoden, bei denen ein Computer eingesetzt wird. Dazu gehören digitale Wasserzeichen und sog. „Covert Channels“).

Die linguistische Steganografie lässt sich des Weiteren in Semagramme und Open Codes untergliedern. Dazu Klaus SCHMEH: *Versteckte Botschaften. Die faszinierende Geschichte der Steganografie*. Hannover 2009, S. 217–218.



Identifizierung zunächst unles- und unlösbar; auch wenn sie abgefangen wurde, war es je nach Verschlüsselungssystem langwierig, ja in der Vergangenheit oft unmöglich, den Klartext dieser Mitteilung wieder herzustellen.<sup>5</sup>

Während der Terminus Kryptografie nie aus dem allgemeinen Sprachgebrauch verschwunden war, feierte die im 16. und 17. Jahrhundert oft angewandte Steganografie erst im Computer-Zeitalter wieder fröhliche Urständ, wobei – um Marit Köhntopp zu zitieren – auch „[b]ei rechnergestützten steganographischen Verfahren [...] chiffrierte Nachrichten innerhalb anderer, harmlos wirkender Daten versteckt werden, ohne dass ein Außenstehender dies nachweisen könnte“. Die Autorin betont, dass der schon historisch belegte Fehler weiterhin begangen wird, von der Annahme auszugehen, die steganografische Verschleierung werde ohnehin nicht erkannt, so dass eine zusätzliche Verschlüsselung entweder wie in der frühen Neuzeit überhaupt nicht oder auch heute nur mit geringer Sicherheit vorgenommen wird.<sup>6</sup>

## 2. Die frühesten Erfindungen auf dem Gebiet der Kryptografie

Schon in der griechischen und römischen Literatur werden diverse Methoden der geheimen Kommunikation beschrieben, von denen die Skytale am ehesten bekannt ist. Hier wurde ein Lederstreifen spiralförmig um einen Stab gewickelt, ehe die Buchstaben einer Geheimbotschaft in der Längsrichtung des Stabes auf den Streifen geschrieben wurden. Die beim Abrollen des Leders gewürfelten Lettern ergaben erst wieder den beabsichtigten Sinn, wenn das Band um ein Holz gleichen Durchmessers

In seinem Standardwerk auf dem Gebiet der Kryptologie unterscheidet Friedrich L. Bauer zwischen zwei Arten sprachlicher Steganografie, nämlich (1) der hier beschriebenen Anfertigung einer Geheimbotschaft und ihres Versands in unverschlüsselter Kommunikation in der Annahme, dass dies niemand als kryptografische Nachricht betrachten würde (ein „offener Code“) und (2) die Vorbereitung einer geschriebenen oder gedruckten Botschaft, in der kleinste Unterschiede in Schrift(größe), Schrifttype oder die Einarbeitung von Punkten oder Nadelstichen im Papier den Code beinhalten („Semagramm“). Diese zweite Methode ist beliebt, kann aber zu ziemlich auffälligen Texten führen und ist damit viel weniger sicher. S. BAUER: *Decrypted Secrets: Methods and Maxims of Cryptology*. 2. Auf. Berlin, London, New York 2002, S. 9–13.

- 5 Dazu Marit KÖHNTOPP: Sag's durch die Blume. Steganographie als Verschlüsselungstechnik. In: iX: Magazin für professionelle Informationstechnik (Hannover) 4 (1996), S. 92–96. Anschließendes Zitat auf S. 92. Einen kurzen Überblick über steganografische Verfahren bei elektronischer Datenübertragung wie etwa das Verschleiern von Bildern oder Textinformationen in einem ganz gewöhnlich aussehenden Bild gibt Holger DILLNER: Geheimnisssplitting, visuelle Kryptographie und Steganographie, in: *Toolbox: die Zeitschrift und CD-ROM für Software-Entwickler* 5 (1999), S. 83–87, hier S. 86–87.
- 6 Wie sehr nach dem Terroranschlag des 11. September 2001 amerikanische Behörden nach steganografischer Verschleierung suchen, zeigt eine erst später bekannt gewordene „übereifrige“ Überwachung des Fernsehsenders Al Jazeera, der von Terroristen manchmal zur Sendung von Video-Aufzeichnungen benutzt wird: Vom Verdacht digitaler Steganographie in Fernsehbildern ausgehend, glaubten Beamte der neuen US-Heimatschutzbehörde am Weihnachtsabend 2003 in harmlosen, zur Pausengestaltung gesendeten Wolkenbildern „Gesichter“ zu entdecken. Die Warnung vor einem „hohen Risiko“ zwang Fluggesellschaften, etwa dreißig internationale Flüge vom Abheben zu hindern. Dazu Ian SAMPLE: Messages of fear in hi-tech invisible ink. In: *Manchester Guardian*, 11. August 2005. (Dass die Weihnachtstage offensichtlich von Terroristen zu Anschlägen benutzt werden könnten, zeigt der 25. Dezember 2009, als ein Attentäter über Detroit eine Bombe zünden wollte).

gewunden wurde, so dass der Stab der Schlüssel in diesem Verfahren war. Bei der Skytale haben wir ein frühes Beispiel eines Transpositionsverfahrens, bei dem die Buchstaben nicht ersetzt, sondern ihre Positionen vertauscht werden.<sup>7</sup>

Wir müssen hier völlig übergehen die von ägyptischen Tempel-Priestern vorgenommenen hieroglyphischen Chiffrierungen wie auch den Einfluss auf die frühe Kryptografie aus Indien oder Mesopotamien. Sie wirkten auch auf Verfahren ein, die sich im Alten Testament finden und von David Kahn, einem der profundesten Kenner der Materie, als „protocryptography“ bezeichnet wurden.<sup>8</sup> Diese Techniken waren im späten Mittelalter auch in Mitteleuropa bei jüdischen Schriftstellern bekannt.<sup>9</sup> In letzter Zeit werden zudem die in der Zeit von 700 bis 1000 n. Chr. – also in der ersten Blüteperiode der islamischen Kultur – dem Westen um Jahrhunderte vauseilenden kryptografischen Entwicklungen des arabisch-islamischen Raums untersucht, deren Einfluss auf die im 15. und 16. Jahrhundert in Italien oder Deutschland erfundenen Systeme sich jedoch nicht direkt nachweisen lässt.

Ein klassisches Beispiel für eine von den Römern verwendete, lange Zeit im Abendland eingesetzte Methode ist eine von Julius Caesar benutzte sog. Substitutions-Chiffre, eine monoalphabetische Chiffre, heute nach ihm „der Cäsar“ benannt: In diesem System wird jeder Buchstabe einer zu verschlüsselnden Nachricht durch denjenigen ersetzt, der drei Stellen weiter im Alphabet folgt (Kaiser Augustus verschob das Alphabet nur um eine Stelle):

a	b	c	d	e	f	g	h	i	j	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z
D	E	F	G	H	I	J	K	L	M	N	O	P	Q	R	S	T	U	V	W	X	Y	Z	A	B	C

So wurde etwa aus dem Klartext „caesar“ der Geheimtext FDHVDU.<sup>10</sup>

Zumindest der Cäsar wurde im Mittelalter noch verwendet. Vor allem in Klöstern wurden durchaus Chiffrierungen benutzt oder erfunden; von dem auf dem Titelblatt der *Cryptomenytices* abgebildeten Abt Trithemius etwa weiß man, dass er vor 1500 ein Manuskript mit um das Jahr 1000 nicht mehr als Kürzel- oder Steno-

7 Es sollte erwähnt werden, dass in neuester Zeit nach eingehendem Studium des griechischen Quellenmaterials die hier beschriebene kryptografische Methode bei der Skytale nicht mehr gesichert erscheint; vielleicht wurde eine nicht chiffrierte Nachricht auf einen Leder- oder Pergamentstreifen geschrieben und nur zum leichteren Transport um einen Stab gewickelt. Dazu Thomas KELLY: *The Myth of the Skytale*. In: *Cryptologia* 22 (1998), S. 244–260.

8 David KAHN: *The Codebreakers. The Story of Secret Writing*. 2. Aufl. New York 1996, S. 76–79. Dazu auch VERF.: *The Rise of Cryptology in the European Renaissance*, in: *The History of Information Security. A Comprehensive Handbook*. Hrsg. von Karl DE LEEUW und Jan BERGSTRÄ. Amsterdam 2007, S. 277–325, hier S. 278–280.

9 Dieses Thema wird derzeit bearbeitet von Daniel Jütte in einer Dissertation an der Universität Heidelberg (unter der Leitung von Prof. Thomas Maissen) mit dem Arbeitstitel „Juden, Christen und der Markt für Geheimnisse (1400–1800)“.

10 Dazu und zu Definitionsfragen Simon SINGH: *Geheime Botschaften. Die Kunst der Verschlüsselung von der Antike bis in die Zeiten des Internet*. Übers. aus dem Englischen von Klaus Fritz. 5. Aufl. München 2004, S. 20–26. – In der Kryptografie werden bis heute hauptsächlich die *Transpositions-* und *Substitutionsverfahren* verwendet. Bei der Transposition werden die Buchstaben eines Klartexts einfach anders angeordnet, durcheinander gewürfelt – wie bei einem Anagramm, während bei einer Substitution jeder Buchstabe im Klartext durch einen anderen (systematisch) ersetzt wird, wie etwa beim Cäsar.

grafieverfahren erkannten Tironischen Noten korrekt identifizierte und sie dann für Buchstabensubstitutionen einsetzte.<sup>11</sup> Eine hübsche mittelalterliche Haken- oder Strich-Chiffre ist uns von Herzog August überliefert: In der Erbfolge drittrangig, suchte er in Hitzacker sein Heil in einer stetig wachsenden Büchersammlung. Die gründliche Analyse aller erworbenen Titel, die dort ja spätestens bei der Eintragung in den noch vom Herzog selbst geführten Bücherradkatalog erfolgte, lässt sich besonders schön an einem mittelalterlichen Manuskript dokumentieren: In einem *Hymnus in honorem b. Bernardi Clarevallensis*<sup>12</sup> hatte der mittelalterliche Kopist neben die Lobeshymnen auf Bernhard von Clairvaux an den Rand eine aus Strichen, Punkten und Haken bestehende Chiffre gesetzt, ihr jedoch keine Buchstaben zugeordnet.<sup>13</sup> Offenbar faszinierte diese Chiffre den Herzog bei der Titelbearbeitung so sehr, dass er sie getreu in den Katalog hineinkopierte, mit Buchstaben belegte und daneben seinen Namen in einer normalen und einer „contrahierten“ verschlüsselten Form setzte. Auch später, nach 1635, taucht diese Chiffre in abgewandelter Form auf einem Übungsblatt des Herzogs wieder auf, wobei sie schon Elemente der Freimaurerchiffren des 18. Jahrhunderts vorwegnimmt.

Diese Substitutionsverfahren genügten jedoch zumindest in den diplomatisch immer weiter vernetzten italienischen Staaten und im Vatikan im 14. Jahrhundert nicht mehr. Sie begannen, Nomenklaturen zu entwickeln, die den Anfang der modernen Kryptografie bedeuten und im Weiteren mehrfach dokumentiert werden. So findet sich im Vatikan schon um 1330 eine Gleichsetzung einiger Wörter und Ausdrücke eines Klartexts mit Codegruppen.<sup>14</sup> Da dies meist Zahlen oder Buchstaben(gruppen) sind, erreichte das Ersatzverfahren neben erheblich größerer Sicherheit auch noch eine Kürze, welche die in der Kryptografie so häufigen Übertragungsfehler vermeiden half:

A	Rex	B	ecclesia	C	Charissimus
D	papa [...]	L	Petrus Duez	q	Marescalcus papae
E	dominus de insula	f	dispensier	x	Rex Bohemie

Solche Listen können auch Zahlen oder Zahlengruppen statt Buchstaben verwenden, wie einige Beispiele aus dem Staatsarchiv zeigen und sind letztlich die Vorläufer der Morse-Codebücher aus dem 19. Jahrhundert.<sup>15</sup>

11 Vgl. dazu Anm. 25 weiter unten.

12 HAB: Cod. Guelf. 3 Aug. 2°, fol. 185r. Vgl. Bücherradkatalog. Bd. V, S. 1486.

13 Dabei sind bei verschiedenen der verwendeten Formen Anklänge an Tironische Noten denkbar, die gerade in Klöstern noch bis zur Jahrtausendwende zu platzsparendem Schreiben in Gebrauch waren.

14 Zum Folgenden VERF.: *Lingua Universalis: Kryptologie und Theorie der Universalsprachen* im 16. und 17. Jahrhundert. Wiesbaden 1988 (Wolfenbütteler Forschungen, Bd. 38), S. 19–27. Dort auch Bezug auf Aloys MEISTER: *Die Geheimschrift im Dienste der päpstlichen Kurie von ihren Anfängen bis zum Ende des XVI. Jahrhunderts*. Paderborn 1906 (Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte, XI. Band); Abdruck des Nomenklators auf S. 11–12, sowie DERS.: *Die Anfänge der modernen diplomatischen Geheimschrift: Beiträge zur Geschichte der italienischen Kryptografie des XV. Jahrhunderts*. Paderborn 1902, besonders S.14–20.

15 Das frühe Beispiel aus dem Vatikan zeigt nur eines der bis zu vier Elemente, die Nomenklaturen im Laufe ihrer Entwicklung aufweisen: (1) Hier erscheinen nur Buchstaben, die für im Text oft verwendete, wichtige und vor Entschlüsselung zu schützende Namen, Personen, Orte und ähnliche

### 3. Erster Quantensprung in der Kryptografie: Die Chiffrierscheibe Leon Battista Albertis von 1467

Da selbst bei mit Codegruppen arbeitenden Nomenklatoren aus dem Vatikan je nach Ausmaß der zu verschlüsselnden Materialien mehr oder minder umfangreiche Listen von Absender und Empfänger der Nachricht konsultiert werden mussten, verfasste der als Architekt und Kunsttheoretiker in Humanistenkreisen berühmte, im Dienste mehrerer Päpste stehende Leon Battista Alberti (1404–1472) um 1467 einen *Trattato di Leon Battista Alberti sulla Cifra*.<sup>16</sup> Aus langjähriger diplomatischer Erfahrung im Dienste der Päpste und aus seiner Tätigkeit als Kuriensekretär schöpfend, ersann Alberti das erste moderne kryptografische Gerät, die Chiffrierscheibe. Sie bestand aus zwei konzentrischen Kupferscheiben; auf der äußeren, festen sind am Rand umlaufend ein Alphabet von 20 Buchstaben und die Zahlen 1 bis 4 eingestanzt, während auf der inneren – beweglichen – 23 Buchstaben und das Sigel „&“ gewürfelt erscheinen<sup>17</sup> (Abb. 1). Dreht man nun die innere Scheibe um die

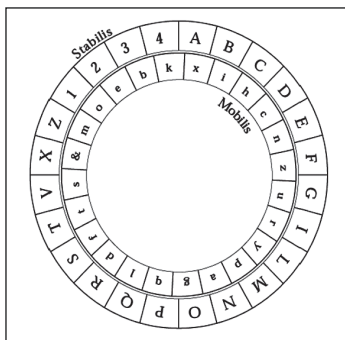


Abb. 1: Leon Battista Albertis Chiffrierscheibe (um 1467): Der äußere Buchstaben- und Zahlenkreis ist fest (nicht alle Buchstaben sind vertreten), der innere Buchstabenkreis (mit zusätzlichem „&-Zeichen) ist drehbar.

Wörter stehen; später können auch Zahlen oder Zahlengruppen eingesetzt werden; (2) ein Code-Alphabet, bei dem ein Klartextbuchstabe auch durch mehrere Geheimtextbuchstaben ersetzt werden kann; (3) manchmal ein ähnliches Alphabet für Zahlen; (4) später kommen sog. Nullen oder bedeutungslose Zeichen, Zahlen oder Wörter dazu, um einen weiteren Schwierigkeitsgrad hinzuzufügen und beim Dechiffrieren Verwirrung zu stiften. All dies musste im 16. oder 17. Jahrhundert in für Absender und Empfänger eines solchen Nomenklators dezidiert vorbereiteten, oft seitenlangen Listen erstellt werden.

- 16 Ms. Vat. Chig. M II 49; weitere Manuskripte in Rom und Venedig. Erstdruck Venedig 1568 (laut Joseph S. GALLAND: *An Historical and Analytical Bibliography of the Literature of Cryptology*. Evanston, Illinois 1945; Nachdruck New York 1970 [Northwestern University Studies in the Humanities, Nr. 10], S. 3). Dazu MEISTER: *Geheimschrift* (s. Anm. 14), S. 121–124; Abdruck des ausführlicheren zweiten vatikanischen Manuskripts auf S. 125–141. Anleitung zur Anfertigung der „erzenen“ Chiffrierscheibe („Facio circulos duos duabus tabellulis eiseis“) auf S. 136–138. – Zu Alberti jetzt Anthony GRAFTON: *Leon Battista Alberti: Baumeister der Renaissance*. Übers. von Jochen Bußmann. Berlin 2002. Zur Chiffrierscheibe Albertis s. VERF.: *Rise of Cryptology* (s. Anm. 8), S. 280–283.
- 17 Alberti verwendete außen ein Alphabet von nur 20 Buchstaben, bei denen die folgenden sechs fehlten, da für kryptografische Zwecke – und vom Lateinischen ausgehend – „nicht nötig“: h, j, k, u, w und y. In die restlichen von ihm konzipierten „Zellen“ schrieb er die Zahlen 1 bis 4. Auf der beweglichen inneren Scheibe fügte er h, k, y sowie „et“ (&) hinzu, um die 24 Zellen zu füllen. Dazu KAHN: *Codebreakers* (s. Anm. 8), S. 125–130.

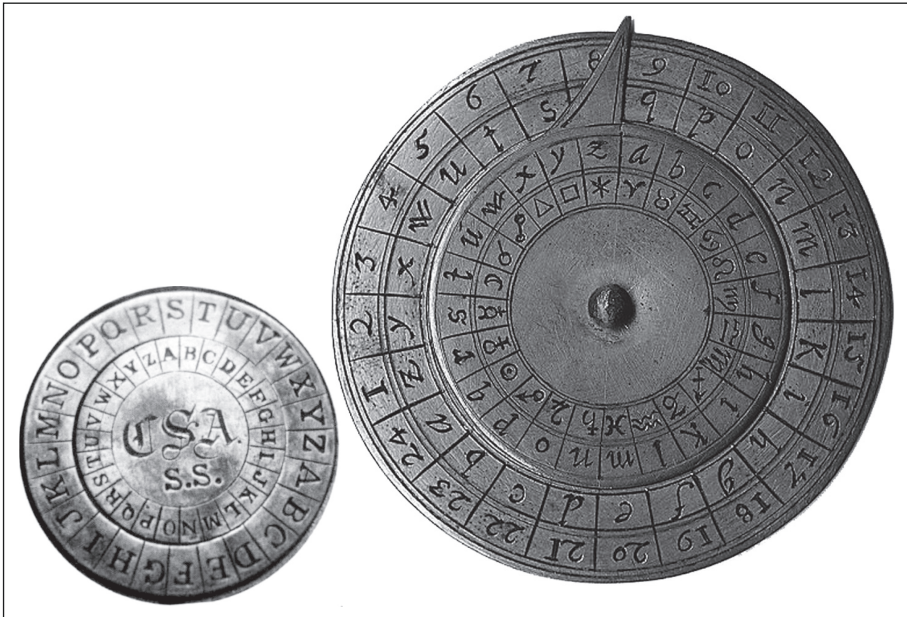


Abb. 2: Vierfache Chiffrierscheibe aus Messing aus dem Besitz Herzog Augusts. Darunter eine noch um 1860 im amerikanischen Bürgerkrieg vom „Signal Service“ der Armee der Südstaaten (Confederate States Army, CSA) verwendete Version, die der ursprünglichen von Alberti eher entspricht.

gemeinsame Achse, so kann ein Buchstabe des äußeren Rings mit jedem beliebigen der inneren Scheibe gepaart werden. Dadurch lässt sich mechanisch eine weit über das *monoalphabetische* Cäsar-System hinausgehende *polyalphabetische* Substitution erreichen, je nachdem, welchen Buchstaben des äußeren (Klar)-Alphabets man mit einem der inneren Geheimbuchstaben paart: In dieser *polyalphabetischen* Chiffrierung entspricht erstmals eine Letter des Klartexts nicht mehr regelmäßig der des Geheimtexts, da jedes Mal die innere Scheibe nach einem verabredeten Schema (etwa einem Schlüsselwort) verstellt werden kann.

In dem *Trattato* schlägt Alberti neben dieser Jahrhunderte lang sicheren *polyalphabetischen* Chiffrierung abschließend einen wiederum erstmals von ihm entwickelten Zifferncode vor: Die vier der äußeren Scheibe hinzugefügten Zahlen permutierte er zu 336 Codegruppen für einen kleinen Code, der vereinbart werden musste. Die dem Klartext entsprechenden Zahlengruppen wurden dann mittels der vier Zahlen auf der äußeren Scheibe chiffriert, so dass etwa „papa“ (beispielsweise mit der Gruppe 413 belegt) einmal ZK&, ein zweites Mal jedoch BLZ ergeben könnte. Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts begannen die Weltmächte überhaupt, ihre Code-Nachrichten zu chiffrieren – und das nach viel einfacheren Methoden. (Im Archiv findet sich dazu ein Hinweis auf ein Chiffrierbuch, das der Herzog-Regent Johann Albrecht im Morse-Code-Verkehr 1909–1910 während seiner Aus-



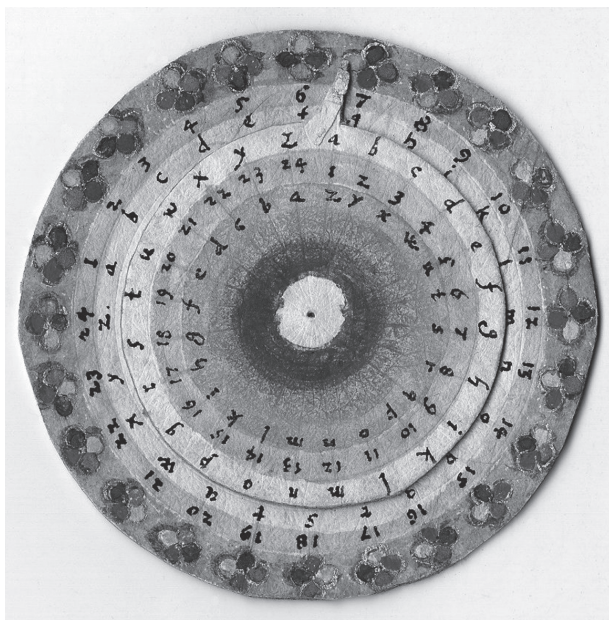


Abb. 3: Bildschöne fünffache Chiffrierscheibe aus dem Besitz Herzog Augusts

landsreisen benutzte;<sup>18</sup> das Chiffrierbuch selbst fehlt leider). In seinen genialen Erfindungen hatte Alberti die polyalphabetische Chiffrierung vorweggenommen, die im folgenden Jahrhundert außerhalb Italiens weiterentwickelt wurde.

Die Chiffrierscheibe in verschiedensten Varianten spielte in der Kryptografie der folgenden Jahrhunderte eine große Rolle. In einer Sammelmappe mit Materialien Herzog Augusts besitzt das Staatsarchiv einige äußerst schöne und wertvolle Beispiele, wie etwa eine sicher für ihn selbst angefertigte vierfache Chiffrierscheibe aus Messing (Abb. 2).<sup>19</sup> Links unten im Bild eingeblendet ist ein fast 400 Jahre später dem Original von Alberti viel näher kommendes Beispiel aus dem amerikanischen Bürgerkrieg.<sup>20</sup> Nicht vorenthalten darf man eine dem Herzog zugeordnete fünffache Chiffrierscheibe (Abb. 3), sorgfältig und liebevoll auf jedem Ring anders farbig bemalt und mit den 5 Ringen eine Unmenge von polyalphabetischen Chiffrierungen ermöglichend.<sup>21</sup> Und es findet sich auch eine von keinem Geringeren als dem von Herzog August bewunderten Theologen und weiland Mathematiker Johann Valentin Andreae (1586–1654) im Jahre 1643 „demütigst“ für den Herzog eigenhändig konzipierte zweifache Scheibe, überschrieben mit „Alphabetum in infinitum transformandum“ und zu endlosen Transformationen einladend. Wie bei Alberti, enthält der äußere Ring 24 Buchstaben, während der innere, um eine durch einen

18 Niedersächsisches Landesarchiv, Staatsarchiv Wolfenbüttel (im Folgenden abgekürzt NLA-STA WF), 12 Neu 5 Nr. 462.

19 NLA-STA WF, 1 Alt 22, Nr. 227, Bl. 60.

20 Museum of the Confederacy, Richmond, Virginia.

21 NLA-STA WF, 1 Alt 22, Nr. 227, Bl. 26 d–e.



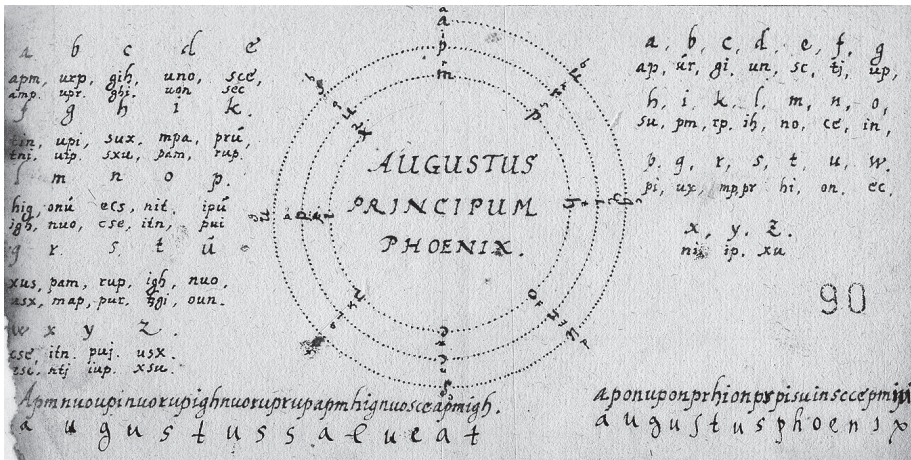


Abb. 4: Spiralchiffre, Herzog August wahrscheinlich von Johann Valentin Andreae gewidmet (s. S. 92)

Bindfaden gefestigte Achse drehbar, sequenziell die Zahlen 10 bis 33 vorweist.<sup>22</sup> Auf sehr ähnlichem Papier, in vergleichbarer Schrift, findet sich in der gleichen Akte eine wohl auch von Andreae stammende, interessantere Spiralchiffre (Abb. 4).<sup>23</sup> Ihre drei offenen Ringe ermöglichen eine Chiffrierung mit Bi- oder Trigrammen, wie die Alphabete links und rechts aufzeigen. Gewidmet ist die Chiffre wiederum dem Herzog, „Augustus Prinzipum Phoenix“. Variiert ist sie – von Andreae selbst chiffriert – links unten in Trigrammen, rechts in Bigrammen verzeichnet. Vom Herzog wurden diese in schwarzer Tinte tapfer mit „augustus/salueat“ bzw. „augustus/phoenix“ aufgelöst daruntergeschrieben – zwei Korrekturen der Chiffrierung mit eingeschlossen.

#### 4. Zwei wichtige kryptografische Erfindungen des 16. Jahrhunderts

Nach dem Exkurs bis zum amerikanischen Bürgerkrieg zurück zum 16. Jahrhundert. In deutschen Landen gab es in den kaiserlichen Kanzleien und in Schreibstuben einzelner Fürsten sowie der Reichsstädte um 1500 noch kaum Chiffrensekretäre im italienischen Stil, obgleich natürlich Chiffrierungen vorgenommen wurden. Neben zum Teil schon ausführlicheren Nomenklatoren älteren Stils (ein voluminöses Beispiel aus dem Jahre 1683 bleibt noch zu analysieren) wurden vor allem monoalphabetische Substitutionsverfahren verwendet; Cäsaren waren häufig, und oft ersetzte man auch

<sup>22</sup> NLA-STA WF, 1 Alt 22, Nr. 227, Bl. 26 c.

<sup>23</sup> NLA-STA WF, 1 Alt 22 Nr. 227, Bl. 90.

Buchstaben eines Klartexts mit frei erfundenen Zeichen- oder Symbolalphabeten, wie es schon Hildegard von Bingen mit ihrer *scriptura ignota* durch willkürliche Veränderung der Buchstabenformen getan hatte. Als einen Quantensprung muss man daher die Systeme bezeichnen, die der schon erwähnte Benediktinerabt Johannes Trithemius (1462–1516) entwickelte, obgleich sie zu seinen Lebzeiten nur gerüchteweise bekannt wurden.<sup>24</sup> Es muss hier genügen, auf die vielfältigen Beziehungen des jungen Abtes mit Humanistengelehrten der ersten Generation hinzuweisen; man sollte auch daran erinnern, wie sehr Trithemius nach der Jahrhundertwende von Kaiser Maximilian I. konsultiert wurde, was ihm Zugang zum Hof verschaffte. Seine Arbeiten zur Geheimschrift nun zeigen keine tiefgreifenden Kenntnisse antiker Autoren; die italienischen Entwicklungen sind ihm kaum bekannt.<sup>25</sup> Um so mehr überrascht die Konzeption seiner 1499 begonnenen, auf acht Bücher ausgelegten *Steganographia*, die er 1507 mitten im dritten Teil abbrechen musste, um sich dem Vorwurf der schwarzen Magie nicht noch weiter auszusetzen. Von seiner Zeit offenbar nicht verstanden, da zu schwierig, beinhaltet die *Steganographia* eine doppelte oder polyalphabetische Chiffrierung, die Herzog August 1624 in seinem Kompendium erklären wollte. Dank eines von ihm erworbenen Manuskripts aus dem Jahre 1521 gelang ihm mit Hilfe des in der Handschrift enthaltenen seltenen Schlüssels die Lösung zumindest der ersten beiden Bücher. Für das 3. Buch war die *Steganographia* auch Herzog August so magieverdächtig (er hielt jedoch das Mäntelchen eines korrupten Texts darüber ...), dass sie zwar 1676 als kryptografisch erkannt wurde, jedoch erst am Ende des 20. Jahrhunderts nach fast genau 500 Jahren von zwei jungen Amerikanern unabhängig voneinander nicht als magische Verschleierung, sondern eben kryptografisch erklärt wurde.<sup>26</sup>

24 Dazu insbesondere Klaus ARNOLD: Johannes Trithemius (1462–1516). 2. Aufl. Würzburg 1991 (Quellen und Forschungen zur Geschichte des Bistums und Hochstifts Würzburg, Bd. 23), Kap. 10, vor allem S. 187–200. Dort auch detaillierte bibliographische Hinweise. S. auch VERF. (s. Anm. 14), S. 32–63 und Noel BRANN: Trithemius and Magical Theology: A Chapter in the Controversy over Occult Studies in Early Modern Europe. Albany, New York 1999 (SUNY Series in Western Esoteric Tradition).

25 Neben dem Cäsar, einer Cicero zugeschriebenen Erfindung einer Kurzschrift und einigen (nicht gesicherten) Geheimschriften des Mittelalters ist interessant, dass Trithemius – wie schon erwähnt – davon spricht, wie noch in der Merowingerzeit Tironische Noten in Gebrauch waren; er selbst entdeckte 1496 in einem Mainzer Kloster einen Codex mit solchen Noten, von denen er im 6. Buch seiner Polygraphia 30 Zeichen zu kryptografischem Gebrauch veröffentlichte, da er entweder ihre Verwendung als Kurzschrift nicht voll erkannte oder in ihnen primär kryptografisches Potential sah. Dazu [Wilhelm] SÜSS: Ueber antike Geheimschreibemethoden und ihr Nachleben, in: Philologus 78 (N.F. 32) (1923), S. 142–175, hier S. 152–153, sowie ARNOLD (s. Anm. 24), S. 191–195, S. 59.

26 Thomas ERNST: Schwarzweiße Magie. Der Schlüssel zum dritten Buch der Steganographia des Trithemius, in: Daphnis: Zeitschrift für Mittlere Deutsche Literatur 25 (1996), S. 1–205 und DERS.: The Numerical-Astrological Ciphers in the Third Book of Trithemius's Steganographia, in: Cryptologia 22 (1998), S. 318–341, sowie Jim REEDS: Solved: The Ciphers in Book III of Trithemius's Steganographia, in: Cryptologia 22 (1998), S. 291–317. Dieses früheste kryptografische Werk des Trithemius wurde erst 1606 und erneut 1608 in Frankfurt von einem protestantischen Drucker herausgegeben und 1609 prompt auf den Index gesetzt: Steganographia. Hoc est: Ars per occultam scripturam animi svi volntatem absentibus aperiendi certa [...]. Praefixa est hvic operi sva clavis. Dank des im Druck beigefügten Schlüssels, den Trithemius jedoch nur Eingeweihten zukommen lassen wollte, um kryptografische Sicherheit zu wahren, konnte noch im 17. Jahrhundert Wolfgang

Einen Aspekt des kompromittierenden dritten Buches jedoch übernahm der Abt in seiner zweiten kryptografischen Publikation, den in den ersten Teilen zugänglicheren, zwei Jahre nach seinem Tod 1518 in Basel gedruckten *Polygraphiae libri sex*.<sup>27</sup> Auch ein des Lateins Unkundiger sollte mit Hilfe dieses Werks in kürzester Zeit einen passablen lateinischen Text verfassen können, was erstmals eine Verbindung von Kryptografie und schriftlicher universeller Kommunikation ankündigt. Die *Polygraphia* oder „Vielschrift“ vermeidet zumindest in den wichtigen ersten beiden der sechs Bücher jeglichen Anschein des Geheimnisvollen.<sup>28</sup> In ihnen druckt Trithemius zwei Serien von 383 bzw. 308 Wortlisten ab, die den 24 Buchstaben des von ihm verwendeten Alphabets jeweils listenweise formal gleiche lateinische Wörter entgegenstellen. Diese Reihen von Substantiven, Adjektiven, Verben, Adverbien, Partizipien oder Konjunktionen sind von ihm so sorgfältig ausgewählt, dass jedes Wort aus einer Liste mit jedem aus den benachbarten einen marginal akzeptablen Sinnzusammenhang ergibt. Die Wahl der Wörter aber ergibt sich aus den Buchstaben des zu chiffrierenden Texts; die Geheimbotschaft wiederum hat den Anschein eines unverfänglichen Gebets und wird daher von Kryptographen mit *Ave Maria*-Chiffre bezeichnet. Dem Anfang des *Liber Primus* entstammt das von Trithemius selbst gewählte Beispiel:

a	Deus	a	clemens	a	creans	a	celos
b	Creator	b	clementissimus	b	regens	b	celestia
c	Conditor	c	pius	c	consecrans	c	supercelestia
d	Opifex	d	pijssimus	d	moderans	d	mundum <sup>29</sup>

Für eine Verschlüsselung von „abbas (Trithemius)“ suche man somit *Deus* aus der ersten Liste, *clementissimus* aus der zweiten, sodann *regens* und *celos* heraus. Der Beginn des sich ergebenden lateinischen Gebets lautet also: *Deus clementissimus regens celos* [*manifestet optantibus lucem seraphicam/cum omnibus/dilectis/suis in/perpetuum/amen* ...].<sup>30</sup> Doch nach diesen beiden ersten Büchern geht der Abt den kryptografisch interessanten, aber im Hinblick auf seine vermeintlichen Verbindungen zur schwarzen Magie gefährlichen Weg, diese Listen mit Kunstwörtern aufzustellen. Hier erneut ein Vorgriff auf das Sammelwerk Herzog Augusts: Der Fürst besaß ein Autograf der *Polygraphia* des Trithemius aus dem Jahre 1515 und

Ernst HEIDEL alle drei Bücher der Steganographia erklären: Joannis Trithemii [...] Steganographia [...] vindicata, reserata et illustrata [...]. Mainz: Zubrodt 1676. Leider war Heideis polyalphabetisch chiffrierte Lösung von Buch 3 wiederum so unlösbar, dass auch sie über 300 Jahre einer Entschlüsselung harren musste (Ernst [1998, s. Anm. 26], S. 337–341).

27 [Basel]: Haselberg de Aia, 1518.

28 KAHN (s. Anm. 8), S. 130–137. Vgl. VERF. (1988a, s. Anm. 14), S. 44–48, sowie DERS.: Herzog Augusts Handbuch der Kryptographie: Apologie des Trithemius und wissenschaftliches Sammelwerk, in: Wolfenbütteler Beiträge 8 (1988b), S. 99–120, insbesondere S. 113–116.

29 Polygraphiae libri sex (s. Anm. 27), Bl. A r<sup>o</sup>–A v<sup>o</sup>.

30 Neben manche Spalten sind rechts Präpositionen, Pronomen oder Adverbien eingedruckt, die den syntaktischen Zusammenhang des Texts herstellen. Sie erscheinen hier zwischen Schrägstriche gestellt und nicht kursiv, um erkennbar zu sein.

Abb. 5: Quadratchiffre (*tabula transpositionis*) des Johannes Trithemius aus der *Polygraphia* von 1518. (Zählung an den Rändern modern).

meisterte dieses Werk im Gegensatz zur *Steganographia* völlig. Im vierten Buch der *Cryptomenyitices* präsentierte der Herzog Beispiele aus der *Polygraphia*, fügte 57 von Giovanni Battista Della Porta ausgearbeitete „polygrafische“ Listen an und druckte sodann seine eigenen deutschen ab, die sich auf 14 Wortalphabete beschränken. Die Einkleidung der Botschaft „Hu<sup>t</sup> dich fleisig“ ergibt in bester polygrafischer Methode folgendes Gebet:

„Gott Zebaoth/der du reich bist in allen königreichen: Es werde gepreiset dein Werck: Zutheil uns werde dein Herlichkeit: Dein Wille werde vollenbracht/wie in dem Freuden Saal/also auch auf dem Erdkrayß: Unsere tägliche auffenthaltung gib uns heute [...]“. <sup>31</sup>

Zum Abschluss empfahl Herzog August eine weitere (zweite) Chiffrierung des schon verschlüsselten Texts (also des Gebets) durch Zugriff auf eine der mannigfaltigen Methoden aus den von ihm gut verstandenen ersten beiden Büchern der *Steganographia*, eine doppelte Chiffrierung also und somit einen erstaunlichen Sicherheitsgrad – wenn man den enormen Aufwand dazu nicht scheut.

Kehren wir zur *Polygraphia* zurück: In deren fünftem Teil schließlich findet sich die wichtige polygrafische Erfindung des Trithemius, nämlich seine die *Ave Maria*-Chiffre in den Schatten stellende Transpositionstabelle (*tabula transpositionis*), in der er die regelmäßige Cäsar-Substitution in eine polyalphabetische Chiffrieremethode umwandelt. Im Gegensatz zu Alberti, der dies mit bei Bedarf erst anzufertigenden Chiffrierscheiben erreicht hatte, schrieb der Deutsche im einfachsten Fall die 24 Buchstaben seines Alphabets jeweils um einen verschoben untereinander, was die berühmte Quadratchiffre ergab (Abb. 5): Eine Nachricht konnte somit durch Zugriff auf die Buchstaben der ersten Zeile verschlüsselt werden, wobei die erste Letter daher gleich blieb, für die zweite der darunter stehende Buchstabe aus der 2. Zeile, die dritte der aus der 3. Zeile gewählt wurde. „Deus“ im Klartext ergab somit DFYX nach dieser polyalphabetischen Chiffrierung. Sollte der Klartext mehr als 24 Lettern umfassen, schlug Trithemius vor, mit der Substitutionstabelle entweder erneut oben zu beginnen (was letztlich in der Verschlüsselung Vierundzwanziger-Gruppen ergab), oder eine umgestellte erste Zeile des Quadrats zur Chiffrierung der nächsten 24 Buchstaben zu verwenden.

Eine Analyse der wichtigsten kryptografischen Erfindungen von Johannes Trithemius sollte klarstellen, dass dieser in einzigartiger Weise durch seine 1518

31 *Cryptomenyitices* (s. Anm. 2), S. 167. Die feststehenden verbindenden Ausdrücke (der du; im/ aufm/an/von; usw.) sind im Original senkrecht zwischen die einzelnen Spalten gedruckt. Dazu VERF. (1988b, s. Anm. 28), S. 113–116.

gedruckte *Polygraphia* die Kryptografie Deutschlands wie auch seiner Nachbarländer vom 16. Jahrhundert an beeinflusste.<sup>32</sup> Die eigentliche Leistung des Trithemius aber mag darin bestanden haben, dass er es verstand, verschiedene mittelalterliche Anregungen aus dem theologischen und historiografischen Gebiet für seine Geheimschriftmethoden umzumünzen.<sup>33</sup>

Aus dem französischen Bereich muss Blaise de Vigenère (1523–1596) erwähnt werden – unter Vernachlässigung weiterer einflussreicher italienischer Kryptografen wie etwa Della Porta oder Girolamo Cardano, von dem wir heute eher die Kardanwelle kennen. Der französische Mathematiker und Hofmann Vigenère hatte um 1550 während einer zweijährigen diplomatischen Mission in Rom und 1566 bei einem erneuten, vierjährigen Rom-Aufenthalt als Sekretär in den Diensten der Katharina von Medici die Bücher von Trithemius, Cardano und Della Porta sowie ein Manuskript von Albertis Traktat kennengelernt.<sup>34</sup> In Paris befasste er sich dann ernsthaft mit Kryptologie und vervollständigte sein Wissen. Ab 1570, als er sich zeitweilig vom Hof zurückzog, widmete er sich seinen Studien und publizierte 1586 den *Traicté des chiffres*, der im folgenden Jahr neu aufgelegt wurde.

Es mag heute ironisch erscheinen, dass die kryptografisch überzeugendsten Neuerungen Vigenères in Vergessenheit geraten sind, während das von ihm zwar weiterentwickelte, aber nicht erfundene Trithemische Buchstabenquadrat heute seinen Namen trägt.

Vigenère schreibt zunächst ein Klartextalphabet über ein aus 26 Zeilen bestehendes Buchstabenquadrat mit jeweils um eine Stelle verschobenen Alphabetreihen; die polyalphabetische Chiffrierung wird dann mittels eines Schlüsselworts oder -satzes vorgenommen. Jede Letter des Klartexts wird somit mit einer anderen Zeile des Quadrats verschlüsselt; je länger der Schlüssel, desto höher der Grad der Sicherheit. Die im ausgehenden 16. Jahrhundert schon verfeinerten Häufigkeitsanalysen nutzen wegen des Springens der Chiffrierzeilen nichts; Doppelbuchstaben des Klartexts werden bei wechselnden Chiffrierzeilen mit unterschiedlichen Lettern im Geheim-

32 Albertis Trattato aus der Zeit vor 1470 wurde ja erst knapp ein Jahrhundert später gedruckt (vgl. GALLAND: Bibliography [s. Anm. 16]). – Für die Kenntnis der Trithemischen Systeme in Italien spricht eines der wenigen in der Kryptografie dokumentierten Anwendungsbeispiele: Blaise DE VIGENÈRE – selbst ein bedeutender Kryptograf des 16. Jahrhunderts – berichtet in seinem eigenen Werk (*Traicté des chiffres, ov secretes manieres d'escrire*. Paris: L'Angelier 1586/87, Bl. 183 r° – 183 v°) von einer Chiffrierung nach den ersten beiden Büchern des Trithemius: Als Vigenère in diplomatischen Diensten 1569 in Venedig weilte, traf Sultan Selim heimlich Vorbereitungen, um Zypern zu überfallen. Da der Sultan Verrat seitens des französischen Botschafters an der Pforte befürchtete, befahl er diesem, alle Depeschen offen zu übermitteln. Um die brisante Nachricht doch abschicken zu können, erbat sich ein Arzt, eine Geheimbotschaft in unauffälliger und nicht verdächtiger Weise abzusenden, die in ein „Gebet“ mittels der *Ave Maria*-Chiffre eingekleidet war. Dazu Friedrich WAGNER: Studien zu einer Lehre der Geheimschrift (Chiffrenkunde), in: *Archivische Zeitschrift* (Köln) 12 (1887), Teil II, S. 25–26, sowie Meister: Geheimschrift (s. Anm. 14), S. 24 ff.

33 Dazu ARNOLD: Trithemius (s. Anm. 24), S. 194–195 und passim, sowie VERF.: *Lingua Universalis* (s. Anm. 14), S. 55–63, wo verschiedene Einflüsse aufgezeigt sind.

34 Auch die *Steganographia* des Trithemius hatte er im Manuskript gesehen, konnte jedoch mit ihr nichts anfangen (Vigenère: *Traicté* [s. Anm. 32], Bl. 182 r°). Zum folgenden Überblick s. SINGH: Geheime Botschaften (s. Anm. 10), S. 67–73 sowie KAHN: *Codebreakers* (s. Anm. 8), S. 145–154.



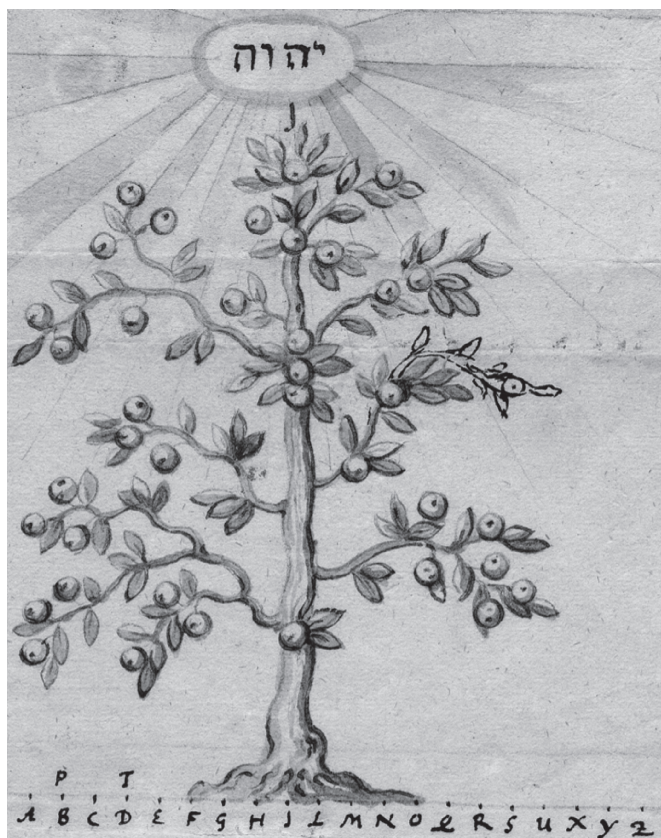


Abb. 6: Herzog August gewidmeter „Steganografischer Baum“, ein weiteres Beispiel einer Punktierchiffre

text wiedergegeben, was bei der Kryptoanalyse weitere Zugriffsmöglichkeiten entfernt. Trotz allem ist diese Vigenère-Tafel, wie David Kahn nachgewiesen hat, einer der besten Kenner der Materie (der im Übrigen schon in den 1960-er Jahren an der Herzog August Bibliothek recherchiert hatte), wegen des sich wiederholenden – und oft leicht erratbaren – Schlüssels weniger sicher als einige der anderen Methoden des Franzosen. In den Geheimkabinetten jedoch fand sogar die Vigenère-Tafel wegen der für das im späten 16. Jahrhundert ausschlaggebenden Kompliziertheit (und Langsamkeit) des Chiffriervorgangs sowie der daraus oft resultierenden Fehler erst im 19. Jahrhundert Eingang.

## 5. Der kryptografische Kenntnisstand im 17. Jahrhundert aus der Sicht Herzog Augusts des Jüngeren (1579–1662)

In den 1624 in Lüneburg gedruckten neun Büchern der *Cryptomenytices* wollte August ursprünglich eine Ehrenerklärung für den Benediktinerabt Johannes Trithe-



mius abgeben. Im Verlauf der Vorarbeiten zu seinem Buch stellte der Herzog jedoch fest, dass er das ohne einen großen Überblick über diese „Kunst“ nicht vornehmen konnte. Und somit verfasste er das für das gesamte Jahrhundert führende Kompendium auf diesem Gebiet.<sup>35</sup>

Da eine allgemeine Analyse der beiden kryptografischen Werke des Trithemius, die große Teile der *Cryptomenytices* einnehmen, bereits gegeben worden ist, seien noch einige wenige Rosinen aus diesem Handbuch herausgesucht, um die Bandbreite der Disziplin anzudeuten. Aus dem Vollen schöpfend – Herzog August zitierte beinahe 200 Quellen in seinem Index, unter ihnen fast alle einschlägigen kryptologischen – war ihm eine 1609 in Straßburg veröffentlichte Sammlung des Anabaptisten Johannes Walch (1551–1623) aufgefallen. Die *Decas fabularum humani generis*<sup>36</sup> sind jedoch keine Fabelsammlung, sondern beziehen sich schon im Untertitel auf diverse Erfindungen, so etwa in der neunten Fabel auf verschiedene Chiffrierweisen. In kaum einer anderen Quelle vor den *Cryptomenytices* findet man so viele differenzierte Methoden, unter ihnen auch sog. Punktierchiffren, die in Kupferstiche eingebaut sind. Herzog August schrieb über eine bei Walch abgebildete Jagdszene, in der alle Menschen- und Tieraugen als Punkte zählten, die korrekte Lösung. Er ließ diese Szene für sein Sammelwerk nicht etwa kopieren, sondern beauftragte den Augsburger Stecher Lucas Kilian – der auch das Titelblatt des Handbuchs nach genauesten Anweisungen anfertigte –, ein Genrebild auszuarbeiten, auf dem alle Augen, aber auch Sterne und Äpfel als Punkte einer solchen Chiffrierung gelten.<sup>37</sup> Aus den Schätzen des Archivs sei dazu noch ein dem Herzog gewidmeter „Steganografischer Baum“ aus dem Jahre 1656 gezeigt (Abb. 6), wobei unter den Baumwurzeln die Alphabeteiste zur Dechiffrierung dient.<sup>38</sup> Im Gegensatz zu vielen Verschlüsselungen in den *Cryptomenytices*, die praktischen Wert haben, lässt sich über die Nutzenanwendung einer erst mit einem Kupferstich zu verschleiern den Punktierchiffre natürlich streiten.

Eine ähnlich involvierte Chiffriermethode soll sich hier anschließen: Musiknotenchiffren sind um 1620, als der Herzog mit seinem Manuskript begann, schon bekannt; er selbst besaß eine wahrscheinlich sündteure Handschrift, aus der er Kenntnisse von diesem System bezog, das erstmals von Della Porta vorgestellt worden war. Die Umsetzung jedoch in einen angeblich von einem Lüneburger komponierten vierstimmigen Satz (Abb. 7) konnte sich nur ein auf die Materie versessener Mann wie Gustavus Selenus erlauben.<sup>39</sup> In den Tenorpart ist die Nachricht „Der

35 Dazu auch VERF.: The Noblest Cryptologist. Duke August the Younger of Brunswick-Lüneburg (Gustavus Selenus) and His Cryptological Activities, in: *Cryptologia* 7 (1983), S. 193–217.

36 *Decas fabularum: humani generis sortem, mores, ingenium, varia studia, inventa atqu'opera, cum ad vivum, tum mythologicè adumbrantium [...] constructa, multis [...] rebus condita.* Straßburg: Zetzner 1609. Ab S. 190, bis S. 225, intensive Kommentare und Unterstreichungen aus der Hand des Herzogs.

37 *Cryptomenytices* (s. Anm. 2), S. 340–342; Stich auf S. 341.

38 NLA-STA WF, 1 Alt 22 Nr. 227, Bl. 47–48. Es ist nicht auszuschließen, dass der Herzog selbst diese Alphabeteiste sowie den auf halber Höhe des Baumes in Tinte hinzugefügten Ast-Ansatz mit einem weiteren (für die Chiffre wichtigen) Apfel hineinzeichnete.

39 *Cryptomenytices* (s. Anm. 2), S. 325–326. Dazu VERF.: Musik(noten)chiffren oder die „wider-natürliche“ Kunst, Musik zu geheimer Kommunikation zu verwenden. In: *Künste und Natur* in

LIBER SEXTUS. Cap. 19. 325

Legitur autem ex præmissis musicis, hoc secretum monitum: Hiet dich for deinem Diener Hansen: Dan er sol dich bey nacht erwirgen.

Nostrum denique Exemplum, non tantum nudâ, Notarum Musicalium in TENORE, secretum representantium serie, sed etiam Consonantium trium aliarum Vocum, eleganti, prò re natâ, vestitu, à Friderico Hollandto, Lunæburgense Cive, Musico non inter extremos habendo, ornatum, exhibemus, in modum sequentem:

Ee

Abb. 7: Eigens für H. A. komponierte Musiknotenchiffre – Klartext: „Der Spinola/ist in die Pfalz gefallen: Vae illi.“



326 LIBER SEXTUS. Cap. 19.

*Hic Tenor sequentia promere poterit, si iuste requiratur, verba: Der Spinola / ist  
in die Psalz gefallen: Va illi.* CAPUT

Spinola ist in die Pfaltz gefallen: *Vae illi*“ so gut eingebaut, dass dies beim Abspielen des knapp zwei Minuten langen Satzes, der sich auch heute wie eine gefällige kleine Barock-Komposition anhört, nicht auffällt.

Diese beiden Chiffriermethoden mögen den Eindruck verleihen, dass es sich in dem Handbuch des Herzogs nur um gelehrte Spielereien handelte. Dass die Unmenge viel einfacherer und leicht nachzuvollziehender Systeme jedoch durchaus praktische Anwendung finden konnte, hatte der Autor schon im Vorwort zu seinen *Cryptomenytices* vorausgesehen: Er betonte, dass er nie einzelne Methoden als besonders sicher oder nützlich hervorheben würde, um sich wahrscheinlich vor der Anschuldigung zu schützen, er hätte den Stoff zu einfach oder unmittelbar zugänglich, also zu „populärwissenschaftlich“ gehalten. Letztlich wollte er kein Handbuch für angehende Spione verfassen – obwohl sich sein Kompendium natürlich auch zu solchen Zwecken eignete, wie aus einem in England gefundenen Brief hervorgeht:<sup>40</sup> Étienne Polier, ein in Paris ansässiger Schweizer „Informant“, bot 1655 dem in London im Exil lebenden deutschen Gelehrten und Autor Samuel Hartli(e)b privilegierte Informationen vom französischen Hofe an, „sogar aus dem Kabinett“. Polier glaubte, dass der mit Cromwells Regierung in Kontakt stehende Hartlib daran interessiert sein könnte. Solche Mitteilungen müssten natürlich chiffriert sein, und Polier schlug vor, dazu eine von Hartlibs Chiffren oder auch eine seiner eigenen zu benutzen, „ou que vous m’en indiquiez quelqu’un de ceux qui vous agree le plus dans Selenus qui en a traité en Maistre“: Alternativ sollte somit Hartlib aus dem Werk des Selenus eine Chiffre auswählen, „der das ja meisterhaft behandelt hat“, wie er hinzufügte. Es versteht sich von selbst, dass Polier ein Exemplar der *Cryptomenytices* besaß und annahm (oder sogar wusste), dass Hartlib zumindest Zugang zu dem Werk haben müsste.

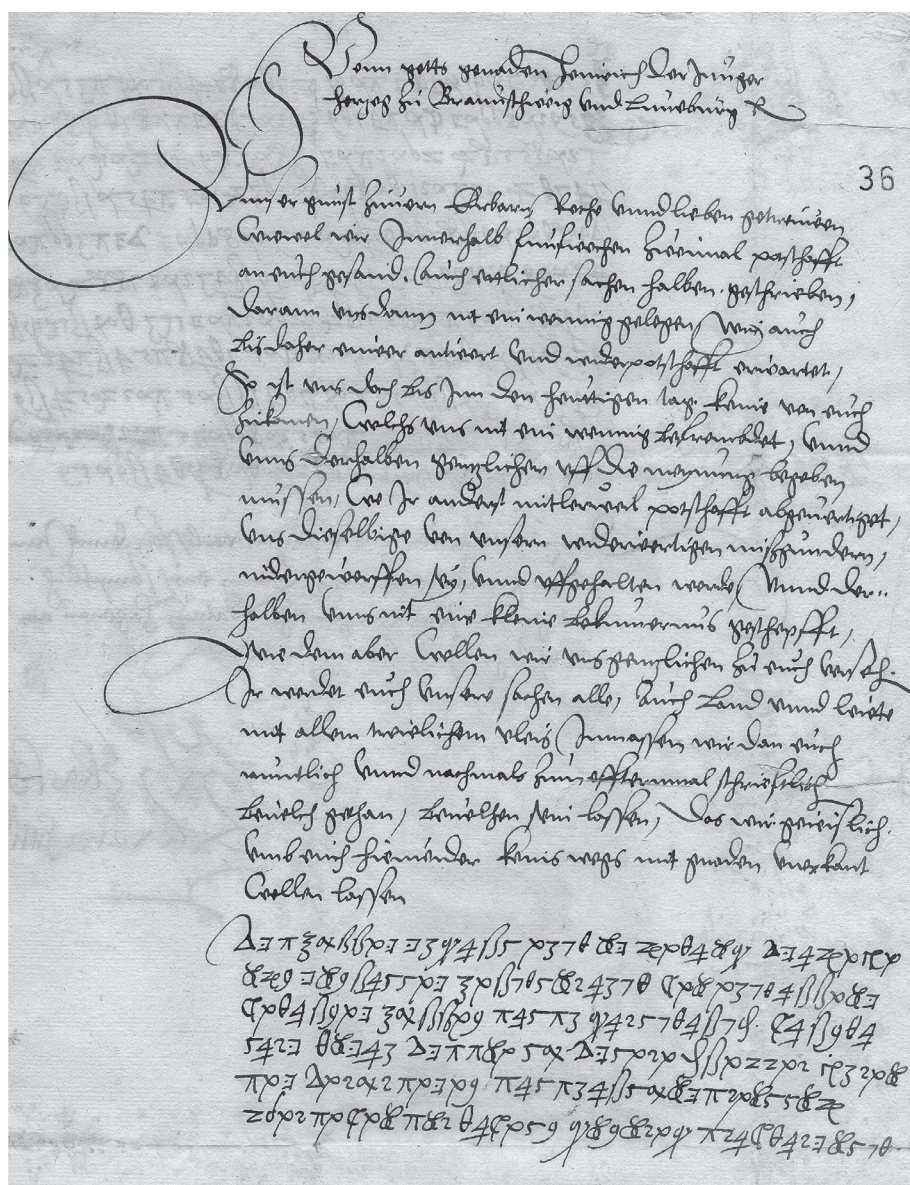
## 6. Ein Blick auf weitere im Staatsarchiv Wolfenbüttel liegende verschlüsselte Materialien vom 16. bis zum beginnenden 20. Jahrhundert

Ehe wir uns einigen weiteren Chiffrierbeispielen aus der Regierungszeit Herzog Augusts zuwenden, sei aus der Fülle älteren Archivmaterials nur ein teilweise verschlüsselter Brief erwähnt: Herzog Heinrich d.J. von Braunschweig-Wolfenbüttel (1489–1568) hatte sich geweigert, die „neue Religion“ in seinem Land einzuführen und wurde 1542 von den Truppen des Schmalkaldischen Bundes aus seinem Land vertrieben, das er erst 1547 zurück erhielt. Aus dieser Zeit kann ein Brief des Herzogs an Johann von Asseburg (Abb. 8) die tatsächliche Chiffrierung wichtiger, die

Diskursen der Frühen Neuzeit. Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung 34–35. Hrsg. von Hartmut LAUFHÜTTE. Wiesbaden 2000. Teil II, S. 1107–1121, hier S. 1108–1111.

40 Brief von [Étienne] Polier an Samuel Hartli(e)b in London. Paris, 8. Oktober 1655. The Sheffield University Libraries: Hartlib MSS 7/118/1 v. Ich verdanke diesen Hinweis Prof. Leonard Forster, dem verstorbenen Ordinarius für Germanistik an Cambridge University.





*Abb. 8: Brief Herzog Heinrichs d. J. an Johann von der Asseburg bezüglich der Unterdrückung des Schmalkaldischen Bundes und der protestantischen Stände: Unterer Teil der Seite ist chiffriert.*

Unterdrückung des Schmalkaldischen Bundes betreffender Stellen mit einer ganzen Reihe von Zeichen verschiedenster Provenienz dokumentieren.<sup>41</sup>

Knapp 100 Jahr später, bei Herzog August, findet sich eine „Ziffer“ – mit dem Landgrafen Moritz von Hessen vereinbart –, die an die soeben gezeigte erinnert.<sup>42</sup> Am Staatsarchiv liegen diverse Konvolute mit geheimschriftlichen Materialien, die sich in die Zeit der Drucklegung der *Cryptomenytices* zurückverfolgen lassen. Aus dem Jahr der Endredaktion des Handbuchs etwa stammt ein Brief vom 1. Mai 1624 an Dr. Theodor Bussius (1581–1631), der Kanzler von Schleswig-Holstein und auch Hofrat von Braunschweig-Lüneburg war, worin der Fürst zu sicherer Kommunikation eine einfache Substitutionschiffre vorschlug, als deren Schlüssel „Augustus der Junger Hertzog“ gelten konnte:<sup>43</sup>

a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	w	x	y	z	(Alphabet)
a	u	g	u	s	t	u	s	d	e	r	j	u	n	g	e	r	h	e	r	t	z	o	g	(Schlüssel)

Als Beispiel gab der Herzog den Klartext vor: „Morgen komt der gesante“. Da nicht alle Buchstaben darin vorkommen, könnten die fehlenden (b c f k l m p q w x y) als Nullen gesetzt werden: Zu dem Klartext ergäbe dann sich der Chiffrentext „i n r ü s ü e n i ë ...“<sup>44</sup> oder, nach Einsetzen diverser Nullen, „B i n F r L ü P s ü ...“. Ein Jahr später findet sich dann ein von Bussius unterzeichneter Brief an August, in dem dieser die auf den ersten beiden Seiten vorkommenden Chiffrierungen am Rand selbst auflöste und dann schwärzte. Der Schlüssel des Vorjahres jedoch, wie eine Probe aufs Exempel zeigen würde, wurde inzwischen geändert und ergibt keinen Sinn mehr.

Im Januar 1635 hatte sich die zunächst idyllische Situation Herzog Augusts deutlich geändert, da er die Erbfolge in Wolfenbüttel antreten sollte. Nun berichtet Friedrich von Mata, der Wiener Korrespondent des Herzogs, über politische Verhandlungen und Ereignisse.<sup>45</sup> Die Informationen aus Wien waren zu einer Zeit besonders wichtig, als August gerade mit kleinem Gefolge nach Braunschweig gezogen war und von seinen anderen Vettern nach dem Tode seines kinderlosen Vettters Friedrich Ulrich im August 1634 einen Monat darauf provisorisch in der Erbfolge des Fürstentums Wolfenbüttel anerkannt wurde. Trotzdem war die Lage nicht gesichert; erst über ein Jahr später wurde sie August d. J. endgültig bestätigt. Es sollte somit nicht verwundern, dass von Mata noch von dem Tod Friedrich Ulrichs chiffriert schreibt; die viel kompliziertere, aus Buchstabenkombinationen bestehende polyalphabetische Chiffre hat Herzog August wiederum selbst aufgelöst, diesmal jedoch den Klartext stehen lassen, so dass unten am Rand zu lesen ist, „(nach) dem todsfall

41 NLA-STA WF, 1 Alt 8 Nr. 490, Bl. 36 r.

42 NLA-STA WF, 1 Alt 22 Nr. 227, Bl. 95 r.

43 NLA-STA WF, 1 Alt 22 Nr. 120, Bl. 33–34.

44 Zur besseren Unterscheidung setzt Herzog August über einzelne Vokale Doppel-Punkte, die sie wie Umlaute bzw. ein Trema erscheinen lassen. In der folgenden, mit Nullen erweiterten Chiffrierung sind die Nullen zur Verdeutlichung in Großbuchstaben gesetzt – ansonsten folgt die Schreibung der des Originals.

45 NLA-STA WF, 2 Alt 3488, Bl. 6–7.



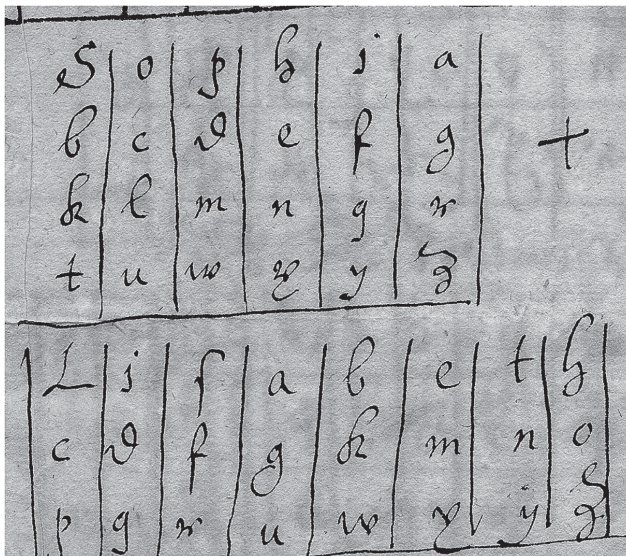


Abb. 9: Chiffre Herzog Augusts für „Unseren KriegesRahte, Capitain und lieben getrewen, Hilmern von Oberg“ im Kriegsjahr 1641

zu brunswig gewesen et daselbst verichtet wie man sich gegen yhme (erzeyget)“. Auf der Rückseite tauchen dann noch chiffriert Schlagwörter wie „succession“ oder „uber des comandant z(u) wolvenbutel mandat“ sowie „was chursaxen an brunswyg zu pretendiren habe“ auf, was die Themen zu Beginn des Jahres 1635 umreißt.

Im Kriegsjahr 1641 findet sich eine der vorhergehenden recht ähnliche Chiffre Herzog Augusts für „Unseren KriegesRahte, Capitain und lieben getrewen, Hilmern von Oberg“, in der als Schlüsselwort die an sich von einem Kryptoanalytiker leicht zu erratende Kontraktion „HILOBERG“ über den Rest eines zweizeiligen Alphabets geschrieben ist (Abb. 9).<sup>46</sup> Aus diesen drei Zeilen lässt sich für jeden Buchstaben aus der vertikalen Spalte ein Digraph erarbeiten, so für a HQ, für b KW, c IS, etc. Dazu schlägt der Herzog noch eine Reihe von Nullen vor (gstuwxyz), die in den Chiffrentext eingestreut werden könnten. Unten im Bild eingefügt ist eine ähnliche Chiffre des Herzogs aus der Zeit um oder nach 1635, in der er als Schlüsselwort den Doppelnamen seiner dritten Ehefrau verwendet, wobei neben Digraphen auch Trigraphen vorgeschlagen werden.

Obwohl Herzog August viel kompliziertere Chiffrierungen in seinem Handbuch behandelte, heißt das nicht, dass man sie auch im täglichen Gebrauch einsetzen wollte. Nomenklaturen blieben weiterhin eine zwischen Korrespondenten beliebte Form der Verschlüsselung und wurden vielfach von den Kanzleien für bestimmte Zwecke vorbereitet. In einem Konvolut der regierenden Söhne Herzog Augusts weist das nächste Beispiel erneut die im 17. Jahrhundert immer mehr verwendete doppelte Form auf: Am 19. Mai 1683 nahm der Präsident des Geheimen Rates, Friedrich

<sup>46</sup> NLA-STA WF, 2 Alt 2837, Bl. 2. Dazu J. GROTE ZU SCHAUEN: Urkunden Herzogs August [sic] zu Braunschweig, von 1638 und 1641. In: Vaterländisches Archiv des historischen Vereins für Niedersachsen (1841), S. 402–407.

Clavis ligans. 1683 0.4	
A. 17. 25. 52. 79. 86. 117.	Armée 4.
124. 163. 175.	Alliance. 98.
B. 18. 53. 88. 126.	Altefeldt in dennemark 141.
C. 19. 54. 89. 128.	Bremen herzogthum - 105.
D. 20. 55. 91. 130.	Berlin - - - 122.
E. 22. 46. 56. 81. 93. 118.	Bremen Stadt .. 136.
131. 167. 177.	Bischof zu Münster .. 178.
F. 23. 57. 94. 133.	Erz Brandenburg - 21.
G. 24. 59. 96. 135.	Erz Sachsen - 27.
H. 25. 60. 97. 137.	Erzherzog zu Sachsen 70.
J. 26. 47. 62. 82. 98. 120. 138.	Erzherzog zu Brandenburg. 71.
169. 179.	Erzherzog zu Brandenburg. 80.
K. 28. 63. 99. 140.	Leydenagen. - - 164.
L. 1. 29. 64. 102. 142.	Elle .. 166.
M. 2. 30. 65. 103. 144.	Börfling - .. 58.
N. 3. 32. 67. 104. 145.	Sucht. . . . 21.
O. 5. 33. 48. 68. 83. 106.	Seindt .. 159.
121. 151. 171. 181.	Fürst zu Waldeck 180.
P. 6. 34. 69. 107. 154.	Gesandte - .. 150.
Q. 7. 35. 72. 108. 155.	General - .. 161.
R. 9. 36. 73. 109. 157.	Graaf Lambert. 156.
S. 10. 37. 74. 111. 158.	General Staden. 174.
T. 11. 39. 75. 112. 160.	Hauwigh - .. 61.
U. 12. 40. 80. 46. 85. 114. 123.	Imder Kammern 101.
162. 173. 183.	Holstein Gottorck 110.
W. 13. 41. 77. 115. 163.	Hamburg - 132.

Abb. 10: Zweiteiliger Nomenklator aus der Zeit der regierenden Söhne Herzog Augusts aus dem Jahre 1683 an den Kanzler „Präsident von Heimburg“: Links zum Chiffrieren Clavis ligans – rechts zum Dechiffrieren Clavis solvens



*Clavis solvens.*

1	m.	n	Armee	o	p	q	r	s.	15
2	z	3	4	5	6	7	8	9	10.
t	u	w	x	y	z	a	b	c.	d.
11.	12.	13	14	15.	16.	17.	18.	19.	20.
Eurbrand.	e.	f.	g.	h	i.	Buraffen	k.	l.	m.
21.	22.	23.	24.	25.	26.	27.	28.	29.	30.
Pönig in denenmarkt	n.	o.	p.	q.	r.	s. Pönig in Bisweden.	t	u.	
31.	32.	33.	34.	35.	36	37.	38.	39.	40.
w.	x	z	Rebenac.	a.	e	i.	o	Meinders,	u
41	42.	43.	44.	45.	46.	47.	48.	49.	50.
Such.	a.	b	c.	d	e	f	Dorfling	g.	h.
51.	52.	53.	54.	55.	56.	57.	58.	59.	60.
Hauswiz	i	k.	l.	m.	Ratzen	n.	o.	p.	Fürstlich zu Sassen.
61.	62.	63.	64.	65.	66.	67.	68.	69	70.
Fürstlich zu Brandenburg.	q.	r.	s.	t.	u	w.	x.	a	Fürstlich zu Brandenburg.
71.	72.	73.	74.	75.	76.	77.	78.	79	80.
e.	i	o.	Regiment zu Fuß.	u.	a.	Regiment zu Ross.	b.	c.	Paizer
81.	82.	83.	84.	85.	86.	87.	88.	89.	90.
d	Pönig in.	e.	f.	Alliance	g.	h.	i	k.	Worpswerra

von Heimbürg, einen zweiteiligen Nomenklator auf eine „Reise nach Dresden und Berlin“ mit (Abb. 10).<sup>47</sup> Abgebildet ist jeweils die obere Hälfte der ersten von zwei Seiten der *Clavis ligans* sowie der zum Dechiffrieren erforderlichen *Clavis solvens*. Auf der *Clavis ligans* finden sich einesteils links die Einzelbuchstaben des Alphabets, mit einer Reihe von ein- bis dreistelligen Ziffern belegt – für die Lettern mit hoher

47 NLA-STA WF, 2 Alt 2837, Bl. 44–45.

Frequenz mehr Varianten als für seltenere, so z. B. für „a“ die Ziffern 17, 45, 52, 79, etc., die alle im chiffrierten Text den gleichen Buchstaben A bedeuten würden. In der rechten Kolumne sieht man für häufig verwendete Wörter aus einer einzigen Zahl bestehende Chiffren, also den eigentlichen Nomenklator, so für „Armee“ die Zahl 4, für „Alliance“ 90, für „Alefeldt in dennenmarck“ 141. Ein zu übermittelnder Text war keineswegs durchgehend chiffriert, obwohl reine Zahlenchiffren häufiger werden. Kanzler von Heimbürg dürfte nur wichtige Wörter, Namen oder Orte wegen ihrer Häufigkeit mit einer einzigen Ziffer chiffriert haben; alle anderen – falls sie im Nomenklator nicht spezifiziert, aber dennoch zu verschleiern waren – mussten aus ihren einzelnen Buchstaben zusammengesetzt chiffriert werden.

Zum Dechiffrieren genügt in diesem Fall noch eine Auflistung der möglichen Bedeutungen über den jeweils in der 2. Zeile verzeichneten Ziffern von 1 bis 185. Hier also würde die Chiffre 1 im Klartext den Buchstaben „l“ bedeuten, 2 das „m“, 3 ein „n“, während 4 erstmals aus der rechten Spalte des Nomenklators „Armee“ ersetzt. Die Ziffer 8, hier schlecht lesbar, ist im Chiffrierteil mit „Schwed Flotte“ belegt.

Zum Abschluss der Blütenlese aus den diversen Akten des Staatsarchivs in Wolfenbüttel die einzige nachvollziehbare Anweisung für den Geheimverkehr aus der Zeit vor dem 1. Weltkrieg: Die herzogliche Regierung übermittelte dem Wolfenbütteler Kreisdirektor per Einschreiben einen neuen „Schlüsseltext“, mit dem zwischen Militär- und Zivilbehörden kommuniziert werden musste.<sup>48</sup> Der im Begleitschreiben erwähnte „blaue Brief“ hat sich nicht nur erhalten, sondern wurde im Gegensatz zu mehreren heute noch versiegelten ähnlichen Umschlägen geöffnet und beinhaltet den neuen Schlüsseltext – den wiederum für einen geübten Kryptoanalysten nicht überaus schwierigen Choralanfang „Eine feste Burg ist unser Gott“. (Denn schon seit dem 16. Jahrhundert schlugen Fachleute vor, solche Schlüsselwörter oder -sätze durchaus mit Blick auf mögliche Sender und Empfänger eines Chiffrentexts zu erraten zu versuchen – beim Vatikan etwa „Papa“ oder „Ave Maria“ ...). Und im protestantischen Norden könnte ein Choral Luthers nicht abwegig sein, sollte ein Kryptoanalytiker versuchen, 25 Buchstaben für eine Art Vigenère-Tableau auszufüllen. Die 25 Buchstaben des Luther-Chorals (ohne Leerstellen zu zählen) ließen darauf schließen, dass eine Chiffrierung mittels eines Chiffrenquadrats von 25 Buchstaben vorgenommen wurde – eine scheinbar relativ sichere Methode, so lange man den Schlüssel nicht kannte.<sup>49</sup>

48 NLA-STA WF, 12 Neu 13 Nr. 13493. „Blauer Brief“ mit Inhalt unter der gleichen Signatur.

49 In einem Vortrag vor der Bayerischen Akademie der Wissenschaften erwähnte Friedrich L. Bauer, dass beim kaiserlichen Heer 1914 „die Ersetzung einer sogenannten doppelten Spaltentransposition durch eine polyalphabetische Substitution nach einer Art, die schon von Trithemius und Vigenère im 16. Jahrhundert eingeführt worden war, mit nachfolgender einfacher Spaltentransposition“ durchgeführt wurde. Diese „Verbesserung“ war tatsächlich eine *complication illusoire* und ermöglichte französischen Kryptoanalysten einen viel einfacheren Zugang zu chiffrierten Nachrichten. Dazu BAUER: Die Komödie der Irrungen im Wettstreit der Kryptologen. München 2008, S. 8–10 (Bayer. Akademie der Wissenschaften, Mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse, Abhandlungen, N. F., Heft 176).

## 7. Schlussgedanken

Zum Abschluss dieser Tour de Force durch zwei Jahrtausende Kryptografie und 500 Jahre relevante Bestände am Staatsarchiv Wolfenbüttel sollte man noch einmal erwähnen, dass die Techniken der Verschlüsselung und Verschleierung im 21. Jahrhundert wichtiger denn je sind. Es mag daher nicht verwundern, dass die amerikanische Regierung durch die National Security Agency (NSA) im Jahr 1976 offiziell einen Chiffrierungsstandard festlegen ließ, der sicher stellte, dass diese über die besten Computer der Welt verfügende Behörde gerade noch in der Lage sein würde, in den verschlüsselten Nachrichtenverkehr einzubrechen.<sup>50</sup> Damit sollte es dem CIA oder Pentagon jederzeit möglich sein, die Verschlüsselung von Bankgeheimnissen oder auch jeglicher subversiver Kommunikation zu brechen – sofern man eben richtig hinhört und nicht, wie am 25. Dezember 2009 im Himmel über Detroit fast geschehen, schon verfügbare Informationen mangels ausreichender Abstimmung der diversen Behörden übersieht und somit beinahe eine Katastrophe auslöst. Dann nützen offenbar auch Supercomputer nicht mehr.

---

<sup>50</sup> Dazu SINGH: *Geheime Botschaften* (s. Anm. 10), S. 301–306., and KAHN (s. Anm. 8), S. 979–984.





# Die Korrespondenz zwischen Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem und Friedrich Heinrich von Seckendorff. Teil I

von

Björn Schmalz

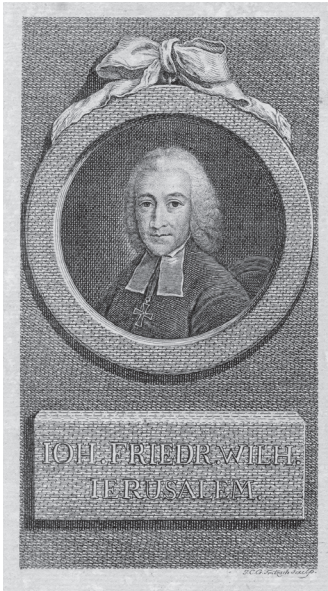


Abb. 1: Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem (1709–1789) (NLA-StA WF 50 Slg 19 Nr. 14)

## 1. Die Korrespondenzpartner

### Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem

Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem (auch Probst oder Abt Jerusalem) wurde am 22. November 1709 in Osnabrück geboren.<sup>1</sup> Nach dem Erwerb erster schulischer Kenntnisse im väterlichen Haushalt und in seiner Heimatstadt Osnabrück, studierte er an den Universitäten Leipzig, Göttingen und Leiden Theologie und schloss 1731 mit dem Magistergrad sein Studium an der Universität Wittenberg ab.<sup>2</sup> Besonders aber die Studien an der Alma mater Lipsiensis sollten sein weiteres Wirken tiefgreifend beeinflussen. An dieser Universität sollte es nicht nur zunehmend zur Loslösung Jerusalems von der lutherischen Orthodoxie kommen, sondern – insbesondere durch die Einflussnahme Johann Christoph Gottscheds – zur Annäherung an die Wolffsche Philosophie.<sup>3</sup> Nach Bildungsreisen durch Holland und England und einer kurzzeitigen Anstellung als Hauslehrer in Hannover wurde Jerusalem 1742 als Hofkaplan, Reiseprediger

1 Vgl. WAGENMANN, Julius August: Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem. In: ADB. Bd. 13. Leipzig 1881, S. 779; BBL 2006, S. 375–376.

2 Vgl. SCHIKORSKY, Isa: Das Collegium Carolinum als Reformanstalt. Der beschwerliche Weg zwischen Lateinschule und Universität. In: Technische Universität Braunschweig. Vom Collegium Carolinum zur Technischen Universität 1745–1995. Hildesheim 1995, S. 6; BIEGEL, Gerd: Collegium Carolinum und Technische Universität Braunschweig. 250 Jahre braunschweigische Universitätsgeschichte. Braunschweig 1995, S. 24. Warum Jerusalem den Magistertitel am 29. April 1731 in Wittenberg erwarb und ob er überhaupt an der dortigen Universität Veranstaltungen besuchte, ist ungewiss, vgl. ALBRECHT, Peter: Akademisches Leben und akademische Ehrungen des Abtes Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem (1709–1789). In: Abt Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem (1709–1789). Beiträge zu einem Colloquium anlässlich des 200. Todestages. Braunschweig 1991, S. 97.

3 Vgl. ESCHENBURG, J. J.: Über Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem. Berlin 1791, S. 5–6.

und Erzieher des Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand (1735–1806) an den braunschweig-wolfenbüttelschen Hof berufen.<sup>4</sup> „Mit Jerusalem kam ein vielseitig gebildeter Mann an den Hof, dessen Tätigkeitsbereich nicht auf die oben genannten Aufgaben beschränkt blieb. Er bekam vielmehr den Auftrag, das Sozialwesen zu verbessern und entwarf den Plan des Collegium Carolinum, das einerseits zur Universität vorbereiten und andererseits eine Unterweisung für praktische Berufe vermitteln sollte.“<sup>5</sup> Neben seiner bis 1773 andauernden Tätigkeit als Direktor des Collegium Carolinum übte Jerusalem noch eine Vielzahl weiterer Ämter aus. So war er nicht nur ab 1749 Abt von Marienthal<sup>6</sup>, sondern in weiterer Folge auch Abt von Riddagshausen.<sup>7</sup> Zudem wurde er noch 1771 zum Vizepräsidenten des Konsistoriums erhoben. Mit 79 Jahren verschied Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem am 2. September 1789 an den Folgen eines Schlaganfalls.<sup>8</sup>



Friedrich Heinrich von Seckendorff

Friedrich Heinrich von Seckendorff wurde „den 5ten Jul[i] alten Kalenders 1673 zu Königsberg in Franken“<sup>9</sup> geboren. Wie Friedrich Heinrich in seinem selbst verfassten Lebenslauf darstellt,<sup>10</sup> begann er 1689 – nach Absolvierung der schulischen Ausbildung an der Stiftsschule in Zeitz und der Domschule in Merseburg – sein Studium der Jurisprudenz in Jena.<sup>11</sup> In den Jahren von 1690–1692 folgte dann ein Interims-Studium an der Universität Leipzig. Erst 1693 schloss Friedrich Heinrich von Seckendorff sein Studium an der niederländischen Universität Leiden

Abb. 2: Friedrich Heinrich von Seckendorff (1673–1763). Seckendorff, Karl Christoph von [Bellamintes]: *Leben des kaiserlichen General-Feld-Marschalls Herrn Friedrich Heinrich von Seckendorff*. Amsterdam 1739, S. 2

4 Vgl. SCHIKORSKY (wie Anm. 2), S. 6.

5 MÜLLER, Wolfgang Erich: Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem. Bochum 1982, S. 4. In der Forschung wurde in den letzten Jahren der Anteil Jerusalems an der Gründung des Collegiums immer mehr relativiert, vgl. BIEGEL (wie Anm. 2), S. 26; SCHIKORSKY, Isa: Bon sens, Technik und Orthodoxie. Johann Friedrich Wilhelm Jerusalems Anteil an der Gründung des Collegium Carolinum. In: Abt Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem (1709–1789) (wie Anm. 2), S. 87–96.

6 Vgl. NLA-StA WF, 4 Alt 3 Mart. Nr. 2042 (Bestallung zum Marienthaler Abt).

7 Vgl. NLA-StA WF, 11 Alt Ridd Nr. 341 (Einführung als Abt von Riddagshausen).

8 Vgl. Schikorsky (wie Anm. 2), S. 6. Zum Begräbnis und den damit verbundenen Trauerfeierlichkeiten vgl. NLA-StA WF, 4 Alt 3 Wob Nr. 3274, 4 Alt 19 Nr. 3703 und 11 Alt Ridd Nr. 342.

9 Nach heutigem Kalender der 16.07.1673, vgl. Österreichisches Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien (folgend HHStA Wien), Große Korrespondenz 220, Konv. H, Bl. 2v.

10 Vgl. Lebenslauf Friedrich Heinrich von Seckendorffs im Österreichischen Staatsarchiv Wien, vgl. HHStA Wien, Große Korrespondenz 220, Konv. H, Bl. 2v–15v.

11 Vgl. HHStA Wien, Große Korrespondenz 220, Konv. H, Bl. 3v: *Anno 1689 wurde der Herr Graf nebst seinem Bruder [...] auf die Universität nach Jena [...] abgeschickt.*

ab.<sup>12</sup> Danach schlug Friedrich Heinrich die militärische Laufbahn ein. Erste militärische Erfahrungen sammelte er dabei unter den Fahnen Sachsen-Gothas und Brandenburg-Ansbachs. Nach der am 9. Juli 1696 erfolgten Erhebung zum Kapitän-Leutnant konnte sich Friedrich Heinrich erstmals im Reichskrieg gegen Frankreich profilieren. In den folgenden Jahrzehnten focht er in vielen kriegesischen Auseinandersetzungen mit. Von herausragender Bedeutung ist der im Jahr 1717 erfolgte Übertritt in die kaiserlichen Dienste, welcher für Friedrich Heinrich von Seckendorff in der Rolle als kaiserlicher General-Feldmarschallleutnant an den Fronten Ungarns, Italiens und Siziliens und in einer langjährigen Diplomantentätigkeit mündete. Sein Sieg über die Franzosen am 20. Oktober 1735 bei Klausen trug zur Beförderung seines Ansehens bei.<sup>13</sup> Höhepunkt der militärischen Karriere Seckendorffs war aber dessen Erhebung zum österreichischen General-Feldmarschall am 21. Mai 1737. Damit verband sich der Oberbefehl über das österreichische Heer im Russisch-Österreichischen Türkenkrieg.<sup>14</sup> Nach misslungener Kriegsführung ließ Kaiser Karl VI. seinen General für drei Jahre inhaftieren, bevor diesem ein Comeback als Unterhändler und militärischer Oberbefehlshaber in kaiserlichen sowie wittelsbachischen Diensten gelang.<sup>15</sup> 1758 zog er sich gänzlich aus dem militärischen Metier zurück. Als er sich 1759 auf dem bei Altenburg gelegenen Rittergut Meuselwitz niedergelassen hatte, konnte er auf ein stattliches Alter zurückblicken. Vier Jahre später, „nach einem sechstägigen schmerzlichen Kranckenlager im 91. Jahr dero hochrühmlichst geführten Lebens den 23. Nov[ember] 1763 [...]“, wurde er „[...] vom Schauplatz dieser Welt abgefordert.“<sup>16</sup>

## 2. Die Korrespondenz

Die Überlieferung des Briefwechsels zwischen Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem und dem Reichsgrafen Friedrich Heinrich von Seckendorff ist dem Umstand zu verdanken, dass das umfangreiche Archivgut der Familie von Seckendorff-Gutend, welche seit dem 17. Jahrhundert ihren Stammsitz im thüringischen Meuselwitz hatten, heute in recht umfassender Form im Thüringischen Staatsarchiv Altenburg überliefert ist. Mit immerhin 2287 Archivsignaturen und einem Umfang von ca. 46 laufenden Metern stellt das Familienarchiv von Seckendorff einen der ansehnlichsten Nachlassbestände Mitteldeutschlands dar. Gerade aber die Vielfalt von für die Geschichtswissenschaft bedeutenden Archivalien zeichnet diesen Bestand aus.<sup>17</sup>

12 Vgl. KUNTKE, Bruno: Friedrich Heinrich von Seckendorff (1673–1763). Husum 2007, S. 64–65.

13 Vgl. Thüringisches Staatsarchiv Altenburg (folgend ThStA Abg), Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1853 (Militärischer Lebenslauf des Grafen Friedrich Heinrich von Seckendorff); SCHMALZ, Björn: Friedrich Heinrich von Seckendorff (1673–1763) und seine Korrespondenzpartner, in: Altenburger Geschichts- und Hauskalender. Altenburg 2009, S. 91.

14 Vgl. KUNTKE (wie Anm. 12), S. 217–219.

15 Ebd., S. 259 ff.

16 ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff/Stadtarchiv Meuselwitz XXII H Nr. 1 (Gedächtnispredigt für Friedrich Heinrich von Seckendorff); ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1327 (Todesanzeige und Beileidsschreiben).

17 Vgl. EMIG, Joachim, SCHMALZ, Björn: Verbleib des Familienarchivs von Seckendorff im Staats-

Allein die Hinterlassenschaften der beiden Hauptprotagonisten der Familie von Seckendorff-Gutend, des Kanzlers und Staatsdenkers Veit Ludwig von Seckendorff (1626–1696)<sup>18</sup> und des hier näher zu betrachtenden Reichsgrafen und Generalfeldmarschalls Friedrich Heinrich von Seckendorff, bieten eine Vielzahl von bedeutenden Dokumenten. Es sei nur auf die unzähligen Korrespondenzen dieser beiden Persönlichkeiten mit Gelehrten wie Christoph Cellarius,<sup>19</sup> Adam Rechenberg,<sup>20</sup> Gottfried Wilhelm Leibniz,<sup>21</sup> Hermann August Francke,<sup>22</sup> Gotthilf August Francke,<sup>23</sup> Johann Christoph Gottsched<sup>24</sup> und mit verschiedensten Regenten wie Kaiserin Maria Theresia,<sup>25</sup> Kaiser Karl VII.,<sup>26</sup> Prinz Eugen von Savoyen,<sup>27</sup> Herzogin Anna-Amalia von Sachsen-Weimar<sup>28</sup> verwiesen. Diese mehrere tausend Briefe umfassenden Korrespondenzen, die bisher weitgehend unerforscht sind, machen dabei nur einen Teil des Familienarchivs von Seckendorff aus. Bedeutende Einzelstücke wie die handschriftlichen Aufzeichnungen des Grafen Raimondo Montecuccoli über das Kriegswesen unter Kaiser Leopold I.,<sup>29</sup> ein handschriftliches mit Illustrationen versehenes waffentechnisches Lehrbuch aus der Mitte des 18. Jahrhunderts<sup>30</sup> und die wissenschaftlichen, staatsrechtlichen sowie kirchengeschichtlichen Aufzeichnungen von Vertretern der Familie von Seckendorff-Gutend bilden einen weiteren Teil dieses bedeutenden Bestandes. Nicht belanglos in diesem Bestand sind auch die Hinterlassenschaften des sachsen-altenburgischen Kanzlers Ernst Friedrich von Seckendorff (1696–1740)<sup>31</sup> und des Obersten Friedrich Carl von Seckendorff (1727–1799).<sup>32</sup>

Innerhalb dieser Vielzahl von überlieferten Korrespondenzen befindet sich auch der Briefwechsel zwischen Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem und der Familie von Seckendorff-Gutend.<sup>33</sup> Mit 27 Briefen von der Hand Jerusalems stellt der Briefwech-

---

archiv Altenburg gesichert. In: *Archive in Thüringen* (2008), S. 29–31; SCHMALZ, Björn: Friedrich Heinrich von Seckendorff (1673–1763) und seine Korrespondenzpartner, in: *Altenburger Geschichts- und Hauskalender* 2009, S. 91–96; DERS.: Das Familienarchiv von Seckendorff in: *Unsere Heimat, Zeitschrift des Meuselwitzer Heimat-, Umwelt- und Naturschutzvereins* 17 (2008), S. 57–58.

18 Vgl. u. a. STRAUCH, Solveig: Veit Ludwig von Seckendorff (1626–1692), *Reformationsgeschichtsschreibung – Reformation des Lebens – Selbstbestimmung zwischen lutherischer Orthodoxie, Pietismus und Frühaufklärung*. Münster 2005 (*Historia profana et ecclesiastica* 11); STOLLEIS, Michael: Veit Ludwig von Seckendorff. In: *Staatsdenker in der Frühen Neuzeit*. 3. Aufl. München 1995, S. 172–196.

19 Vgl. ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1057.

20 Vgl. ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1070.

21 Ebd.

22 Vgl. ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1107.

23 Vgl. ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1107, 1323.

24 Vgl. ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1113.

25 Vgl. ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1081, 1312.

26 Vgl. ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1312.

27 Vgl. ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1301.

28 Vgl. ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1204.

29 Vgl. ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1805.

30 Vgl. ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1848.

31 Vgl. ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1336–1360a.

32 Vgl. ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1360b–1459.

33 Vgl. ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1137, 1138. Zwar wurde an der Erfassung

sel eine der kleineren Korrespondenzen des Familienarchivs dar. Der überwiegende Teil dieser Briefe Jerusalems, nämlich 21, ist dabei an den Reichsgrafen Friedrich Heinrich von Seckendorff gerichtet. Zwei Briefe, welche in Abschrift erhalten sind, richtete Jerusalem an den Großneffen des Reichsgrafen Adolph Franz Carl von Seckendorff (1742–1818).<sup>34</sup> An Friedrich Carl von Seckendorff (1727–1799)<sup>35</sup> – einen anderen Großneffen des Reichsgrafen – ist ein im Original erhaltener Brief Jerusalems überliefert. Zwei Briefe gingen an den Vater der beiden Großneffen, Ernst Friedrich von Seckendorff. Ein weiterer Brief ist an einen Leutnant Reickart adressiert.<sup>36</sup> Zudem konnten zwei in Abschrift erhaltene Schreiben Friedrich Heinrich von Seckendorffs an Jerusalem verifiziert werden. Diese Einseitigkeit der Überlieferung wird dadurch verstärkt, dass die wenigen Konzeptschreiben Friedrich Heinrichs aufgrund des Schriftdukts nicht mehr erschließbar erscheinen und weitere Briefe Seckendorffs an Jerusalem – nach bisherigem Erkenntnisstand – auch in anderen Archiven nicht überliefert sind. Aufgrund der Tatsache, dass alle Briefe in den Hinterlassenschaften des Reichsgrafen überliefert und auch sonst die Mehrzahl der Briefe Jerusalems an ihn gerichtet wurden, muss als Kern des Informationsaustausches zwischen Braunschweig und Meuselwitz der Briefwechsel zwischen Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem und dem Reichsgrafen Friedrich Heinrich von Seckendorff angesehen werden. Folgerichtig wurde deshalb der Titel des Aufsatzes diesem Faktum angepasst. Der im Thüringischen Staatsarchiv Altenburg überlieferte Briefwechsel zwischen den Seckendorffs und Jerusalem umfasst etwa 16 Jahre. Dementsprechend datiert der erste erhaltene Brief – eine Kopie eines Schreibens von Friedrich Heinrich von Seckendorff an Jerusalem – auf den 26. April 1747. Der letzte überlieferte Brief aus dieser Korrespondenz ist ein auf den 16. Dezember 1763 – also kurz nach dem Tod Friedrich Heinrichs – datiertes Schreiben von Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem an Friedrich Carl von Seckendorff (1727–1799). Als Ausgangspunkt für das Zustandekommen dieses langjährigen Briefwechsels zwischen Friedrich Heinrich von Seckendorff und Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem müssen die Studien der beiden Großneffen des Reichsgrafen Seckendorff, nämlich Friedrich Carls (1727–1799) und Ernst Anton Heinrichs (1733–1802), am Collegium Carolinum verstanden werden.<sup>37</sup> Friedrich Heinrich von Seckendorff hatte sich

---

der Briefwechsel Jerusalems gearbeitet, aber bisher konnten nur etwa 400 Briefe von und an Jerusalem erschlossen werden. Vgl. EHLERT, Andrea: „Euer Hochwolgebohren nehme ich mir die Ehre...“ J. F. W. Jerusalem in seinen Briefen. In: Abt Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem (1709–1789) (wie Anm. 2), S. 77–85. Ein Teilnachlass mit wenigen Schriftstücken von der Hand Jerusalems ist im NLA-StA WF 250 N Nr. 313 überliefert. Die Schriften Jerusalems dagegen wurden 2007 im neuen Gewand herausgegeben, vgl. SOMMERS, Andreas Urs (Hrsg.): Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem. Schriften. 5 Bände. Hildesheim 2007.

34 Vgl. RECHTER, Gerhard (Bearb.): Die Archive der Grafen und Freiherren von Seckendorff, Die Urkundenbestände der Schloßarchive Oberzenn, Sugenheim, Trautskirchen und Unternzenn. Bd. 3. München 1993, S. 1055.

35 Der von Friedrich Carl verfasste Lebenslauf ist ebenfalls in Altenburg überliefert, vgl. ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1459.

36 Dieser Brief kommt hier nicht zum Abdruck, siehe Anm. 61.

37 Die Immatrikulation der beiden Großneffen Seckendorffs am Collegium Carolinum lässt sich für das Jahr 1747 nachweisen, vgl. DÜSTENDIECK, Peter (Bearb.): Die Matrikel des Collegium Carolinum und der Technischen Hochschule Carolo-Wilhelmina zu Braunschweig 1745–1900, Hildes-



wohl, ähnlich wie es sein berühmter Onkel Veit Ludwig von Seckendorff einst für ihn getan hatte,<sup>38</sup> des Studiums seiner beiden Verwandten angenommen und sie in Begleitung des Hofmeisters Georg Gottfried Dapp<sup>39</sup> zum Ausbau ihrer Kenntnisse ans Collegium Carolinum geschickt.<sup>40</sup>

### 3. Edition<sup>41</sup>

#### 1.

Meuselwitz, 1747, April 26

Aussteller: Friedrich Heinrich von Seckendorff  
 Empfänger: Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem  
 Überlieferung: ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1138, Bl. 1 r–2 v  
 (Abschrift)

Ankündigung der baldigen Ankunft seiner beiden Großneffen, Friedrich Carl und Ernst Anton Heinrich, am Collegium Carolinum; Zeugnis über die Fähigkeiten und Kenntnisse der Großneffen und des Hofmeisters Georg Gottfried Dapp; Verschiedene Handlungsanweisungen

*Hochwürdiger!*

*Da mir vor wenig Tagen Ewer hochehrwürdigen letztes sehr werthes Schreiben<sup>42</sup> zu Händen kommen, so sehr kehrte so gleich die Anstalten zu der Abreißer meiner in das Collegium Carolinum destinirten beyden Neffen vor, wie sie denn mir gegenwärtigem sich persönlich präsentieren: Meine Intention war, sie selbst zu über-*

---

heim 1983, S. 3; SCHMALZ, Björn: Friedrich Heinrich von Seckendorff und ein Kleinod. Ein Diarium aus dem Jahr 1747 über die Erkrankung des Ernst Anton Heinrich von Seckendorff an Pocken. In: Informationen und Berichte des Braunschweigischen Landesmuseums 3 (2008), S. 2–9; ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1459, Bl. 14 v.

38 Vgl. HHStA Wien, Große Korrespondenz 220, Konv. H, Bl. 3: *So hat der bei der gelehrten Welt berühmte Vaters Bruder Herr Veit Ludwig von Seckendorff sich der Erziehung der Kinder väterlich angenommen [...] Zu Anfang des 1685ten Jahres übergab er die beiden Herren Brüder der Inspection des bei der gelehrten Welt sehr berühmten Herrn Christophori Cellarii [...].*

39 Georg Gottfried Dapp (geb. 1722), Mathematiklehrer und Theologe, vgl. HÖRNER, Otto Friedrich: Nachrichten von Augspurgischen Künstlern. Nördlingen 1771, S. 43.

40 Friedrich Heinrich von Seckendorff hatte sich schon vor dem Gang nach Braunschweig zeitweise um die beiden Großneffen gekümmert. Solches schildert Friedrich Carl in seinem Lebenslauf wie folgt: *Zu meines Vaters Erleichterung der Wirthschaft nahm Uns der Herr Feldmarschall zu sich nach Meußelwitz, und verschrieb einen Hoffmeister für Uns aus dem Württembergischen Nahmens Magister Dapp [...], vgl. ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1459, Bl. 14 v.*

41 Die Edition folgt den Grundsätzen für die Textbearbeitung, welche am 26.04.2009 von der Archivschule Marburg aufgestellt wurden, vgl. [http://www.archivschule.de/uploads/Ausbildung/Grundsätze\\_fuer\\_die\\_Textbearbeitung\\_2009.pdf](http://www.archivschule.de/uploads/Ausbildung/Grundsätze_fuer_die_Textbearbeitung_2009.pdf)?PHPSESSID=f7a7096e02b4317a3fa1df6ee6b87dba. Einzige Abweichung stellt die Beschränkung auf Sachanmerkungen dar.

42 Der Verbleib der vorher gewechselten Briefe konnte nicht geklärt werden.



bringen, oder ihren Herrn Vatter<sup>43</sup>, den Sachsen Gothaischen Canzler zu Altenburg, dahin zu disponiren, daß er seine Kinder dahin führen, und Ihnen übergeben möchte; da aber dieser wegen seiner Herrn Geschäfte nicht abkommen kann, auch mit Stein beschwerden öfters so heimgesucht wird, daß er sonderlich bey bisherigen veränderlichen Wetter eine dergleichen Reise zu unternehmen sich nicht waget und ich in der zu Leipzig bereits angegangenen Meße unvermeidliche Verrichtung habe. Gleichwohl aber diese junge Menschen, da die Collegia nunmehr von neuem angegangen, länger nicht aufhalten wollen, so war mir nichts übrig, als selbige unter der starcken Hand Gottes in Gesellschaft deß Herrn Magister Dapp<sup>44</sup>, so als Hofmeister mitkommt, zu übersenden und sie Ewre Hohehrwürden völlig zu übergeben, mit Bitte, dieselbe wollen als ein Geistlicher Vatter sie in Ihre Liebe, Vorsorge und Schuz aufnehmen. Gemeldter Herr Magister Dapp ist ein frommer ehrlicher und gewissenhafter Mann, welcher nun bey zwey Jahren bey den jüngern Neffen als Hofmeister mit vielen Lob gestanden und will der Herr Canzler und ich an Ewre Hochwürden ihn völlig und dergestalt anweisen, daß er so wohl in oeconomicis als vornehmlich in Regulierung derer Studien und Exercitien sich lediglich an Ihre Befehle und Verordnung halten soll, wie er denn auch vor beyde mit denen zu Bestreitung der Kosten benöthigten Geldern versehen ist. Ich bitte dahero, wo möglich, in dero Gegenwart die beyde Neffen tentire<sup>45</sup>n zu laßen, wie weit ihre profectus gehen, damit nach Maße ihrer Geschicklichkeit die Collegia und Unterricht mit Nuzen können angeordnet werden: Wegen der Fähigkeit, Gemuths-Gaben und wie weit sie in studiis gekommen, beziehe mich auf meine vorhergehende Schreiben: Der ältere und größere weiß mit einem Wort fast gar nichts gründlich, doch hat er mir versprochen, seine Zeit nun beßer anzuwenden und die Lateinische Sprach und Philosophie nicht gar bey Seite zu sezen. Zur Historie, Geographie und sonderheitlich zur Mathematique muß man ihn scharf anhalten, weil er sonderlich zum letzten inclination<sup>46</sup> zeigt. Der jüngere wird sich in Wissenschaften hoffentlich beßer zeigen und kann Herr Magister Dapp vorläufige Nachricht geben, wie weit er ihn durch seine privat information gebracht, doch ist nichts solides und die Jugend will auch in studiis gemeiniglich eher fliegen, als die Flügel wachsen, dahero man beyde von Zerstreuungen und vielen spazierengehen abhalten muß, weil ihre Gemüther flüchtig und sich leicht distrahiren<sup>47</sup> laßen. Zum Gehorsam sind sie angewiesen, werden auch hoffentlich hören und mit Gottes Hülfe folgen. Bey Treibung der ex-

43 Ernst Friedrich von Seckendorff (1696–1748), seit 1743 Kanzler in Altenburg, vgl. ThStA Altenburg, Findbuch Familienarchiv von Seckendorff, S. 6; siehe auch Anm. 32.

44 Die Berichte und Diarien des Hofmeisters sind ebenfalls im Thüringischen Staatsarchiv Altenburg überliefert, vgl. ThStA Abg. Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1098, 1137. So zeigt schon der erste von Magister Dapp am 11. Mai 1747 überlieferte Brief aus Wolfenbüttel, dass sich Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem sofort der beiden jungen Grafen angenommen hatte: *Wir haben so bald nach unserer Ankunft, solche dem Herrn Probst Jerusalem melden laßen, worauf er so dann gleich selbst zu den Herren Barons in den Gasthof gekommen [...] so dann das nöthige wegen der Abreise nach Braunschweig mit Ihnen verabreden wollte*, vgl. ThStA Altenburg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1098, Bl. 35r.

45 Lat. tentare, temptare: versuchen, erproben.

46 Lat. inclinatio: Neigung.

47 Lat. distrahere: zerstreuen, ablenken.

*ercitien ist sonderlich bey dem jüngsten, weil er was rechtschaffenes studiren soll, Maß zu halten und also auf einmal nicht vielerley zu treiben. Der älteste kann die Reitschul frequentiren, doch muß man ihm auch hirinnen nicht seinen freyen Willen laßen, weil er sonst alles würde liegen laßen und sich darauf apliciren<sup>48</sup>. In der Französischen Sprache ist ein guter Anfang bey beyden, doch braucht es noch Fleiß und Übung und ob man zwar beständig starck drauf gedrungen, daß sie auch unter sich selbst keiner andern als der Französischen Sprache, womit man fast durch die ganze Welt nunmehr kommen kann, in reden und schreiben bedienen sollten, so hat man es doch dazu nicht bringen können. Herr Dapp redet und schreibt diese Sprache auch, also könnten sie sich hierinnen gar leicht untereinander exerciren, wie ich dann nicht zweifle, es werde dieselbe in dem Collegio selbst größten theils introducirt<sup>49</sup> seyn. Was die Logirung betrifft, so dancke Ewre Hohehrwürden vor die dißfalls gehabte Bemühung und Sorgfalt. Sie sind befehligt sich mit allen zu begnügen und weil der Herr Vatter nicht vor gut befunden, ihnen [was?] zum schlafen mitzugeben, so hat Herr Dapp ordre solche allda zu miethen. Bey der Kost werden sie sich alles gefallen laßen, wie es ordonnirt ist, und da vermuthlich an mehr als einer Tafel gespeist wird, so bitte ihnen eine solche Gesellschaft zu zutheilen, welche von guten Sitten und wo möglich, über der Tafel französisch zu sprechen gewohnt. Wegen des Tranks wird Herr Dapp bey Ewer Hohehrwürden sich zu erkundigen die Freyheit nehmen, wie es damit am fuglichsten anzustellen, damit sie ihre Gesundheit conserviren, die Kosten aber auch nicht zu hoch auflauffen. In Summa ich verlasse mich nächst Gott auf Ewer Hohehrwürden Vorsorge und seze mein ganzes Vertrauen bey Erziehung diser beyden jungen Menschen auf dieselbe, davor Gott in Zeit und Ewigkeit ihr Vergelter seyn wird. Den älteren habe einige Instructions-puncte mitgegeben und der jüngere wird dergleichen von seinem Herr Vatter bekommen haben. Sie sind befehligt, solche, wenn es verlangt wird, vorzulegen, damit, wo dieselbe etwas beyzufügen nöthig finden, solches ohne Bedencken zu meiner Danckbarkeit geschehen möge. Die Gottesfurcht und das Gebett ist Ihnen nachdrücklich recommendirt<sup>50</sup>, sind auch von Jugend an darzu gewöhnet. Ich weiß wohl, daß es bey einer so großen Anzahl junger Leute, unter welche sie kommen, an Verführungen nicht fehlen kann, doch hoffe zu Gott, daß sie dem bösen nicht folgen, wie denn Herr Magister Dapp scharfe ordre hat, so wohl auf den älteren als jüngeren genau Acht zu haben. Sollten wider alles Vermuthen gleichwohl grobe Fehler vorgehen und sie sich nicht instructionsmäßig aufführen, so bitte Ewre Hohehrwürden um Gottes Willen, mir hinrinnen nichts zu verschweigen, weil ich wohl weiß, daß das Principiis obsta<sup>51</sup> bey der Jugend das nöthigste. Meinen dritten Nefen<sup>52</sup>, welchen Ihro Hochfürstliche Duchlaucht als page gnädigst aufnehmen wollen, habe wegen einer ihm zugestoßenen Unpässlichkeit dermalen nicht mitschicken*

48 Lat. applicare: hinwenden.

49 Lat. introducere: einführen.

50 Frz. recommander: empfehlen.

51 Lat.: Widersteh' den Anfängen! (Ovid, Remedia amoris 91).

52 Adolf Johann Karl von Seckendorff wird als braunschweigischer Page aufgeführt, vgl. NLA-StA WF, 3 Alt Nr. 633.

können. Ich hoffe aber zu Gott, es werde sich seine Gesundheit so herstellen, daß ich ihn noch vor oder nach Pfingsten selbst überbringen kann, da ich zugleich die Einrichtung meiner beyden Neffen mit ansehen kann. Herr Dapp wird Ihrem Rath und Befehl folgen, wie diese beyde der durchlauchtigsten Herrschafften können praesentiret werden, da ich an des Herrn Herzogs hochfürstlichen durchlaucht ein unterthänigstes Recommendations-Schreiben mitgegeben. Ich deprecire<sup>53</sup> indeß, daß Ewre Hochehrwürden bey dero überhäufften Geschäften durch diese meine Neffen noch mehrere Beschwerlichkeit mache, verlange aber nicht, daß Sie sich hierüber in eine beschwerliche und beständige Correspondenz mit mir einlassen, ob mir schon ein großes Vergnügen mache, wann etwas von ihrer Hand zu lesen bekommen. Fielen aber Umstände vor, welche Sie an mich gelangen zu laßen vor nöthig finden, so hoffe, Sie werden, wie ich hierum angelegentlich bitte, die Mühe über sich nehmen und mir hirinnen nichts verschweigen. Sollte ich so glücklich seyn, und Gelegenheit finden Ewre Hochehrwürden oder denen so Ihnen angehören, etwas angenehmes erweisen zu können, wird es mit vielen Vergnügen geschehen, als der ich mit beständiger Hochachtung verharre Ewrer Hochehrwürden dienstschuldigster diener Friedrich Heinrich Graf von Seckendorff.

Meuselwitz den 26. April 1747.

2.

Wolfenbüttel, 1747, Mai 16

Aussteller: Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem  
 Empfänger: Ernst Friedrich von Seckendorff  
 Überlieferung: ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1138, Bl. 3r–4v

Ankunft der beiden Söhne Friedrich Carl und Ernst Anton Heinrich von Seckendorff in Braunschweig betreffend

*Hochwolgebohrner Freyherr, Gnädiger Herr.*

*Ich habe endlich in voriger Woche das Vergnügen gehabt Ewer Hochwolgeborenen beyde Herrn Söhne<sup>54</sup> hier zu empfangen und Sie den folgenden Tag nach Braunschweig zu begleiten. Sie hatten noch denselben Tag, daß Sie ankamen, die Gnade, der durchlauchtigen Regierenden Herrschafft praesentiret zu werden, von welcher Sie auch sehr gnädig aufgenommen wurden. Von Ihrer Braunschweiger Einrichtung werden die Herrn Söhne hoffentlich auch zufrieden seyn. Ihre Sommer Lectiones habe ich mit Hülffe des Herrn Dapp ausgesucht, in der Hoffnung, daß sie von Ihro Excellenz und Ewer Hochwolgeborenen werden gebilliget werden. Ich hätte mir die Gnade genommen, damit unterthänigst aufzuwarten, wenn ich nicht wüßte, daß es von Herr Magister Dapp schon geschehen sei. Zu diesem Herr Dapp habe ich sehr viel Vertrauen und hoffe gewis, daß die Herrn Söhne bey dem glücklichen Naturel,*

<sup>53</sup> Lat. deprecari: angelegentlich bitten.

<sup>54</sup> Jerusalem meint die beiden Großneffen Friedrich Carl und Ernst Anton Heinrich von Seckendorff.

*was Sie beyde von Gott erhalten, und unter dieser treuen und fleissigen Anführung, die Anstalten des hiesigen Carolini mit wahren Nutzen besuchen werden. Ich dancke dabey Ewer Hochwolgeboren unterthänigst, für das gnädige Zutrauen zu mir, daß dieselben diese, dero beyde theuresten Pfänder, meiner Vorsorge haben zugleich mit übergeben wollen. Ich habe es schon etliche mal die Gnade gehabt an Ihre Excellenz zu versprechen. Ich gebe hiemit auch Ewer Hochwolgeboren die unterthänige Versicherung, daß ich so viel, weß meiner Abwesenheit möglich, alles ersinliche thun will, was zum Nutz und Bequemlichkeit der jungen Herrn gereichen kann und daß ich die Ungnade von Ewer Hochwolgeboren und von Ihrer Excellenz auf mich nehmen will, wenn ich darzu etwas aus Nachlässigkeit versäume. Ich werde auch etwan alle 8 Tage einmal die Ehre haben, nach Ihrem Befinden mich zu erkundigen. Ich empfehle mich übrigens der ferneren Protection und Gnade von Ewer Hochwolgeboren und verharre mit unterthänigen respect. Ewer Hochwolgeborenen Gnaden unterthänigster diener Jerusalem.*

Wolfenbüttel den 16. May 1747.

3.

Braunschweig, 1748, Januar 19

Aussteller: Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem  
 Empfänger: Ernst Friedrich von Seckendorff  
 Überlieferung: ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1138, Bl. 5r–7r

Bericht über den Studienverlauf der beiden Söhne Friedrich Carl und Ernst Anton Heinrich von Seckendorff

*Hochgebohrner Freyherr, Hochgeehrter Herr President, Gnädiger Herr. Ewre Excellenz werden es gnädigst erlauben, daß ich dero wichtige Geschäfte mit diesem Schreiben unterbreche und mir die Ehre nehme, von dem Befinden der beyden Herren Söhne auch selbst einmal einen unterthänigsten Bericht abzustatten. Es wäre dieses öfterer meine Schuldigkeit gewesen, aber eben die Furcht, Ewrer Excellenz beschwerlich zu fallen, hat mich davon abgehalten, um so viel mehr ich weis, wie sicher dieselben auf die Berichte des treuen und rechtschaffenen Herr Magister Dapp sich verlassen können. Gott segnet auch die redlichen Bemühungen dieses würdigen Hoffmeisters dergestalt, daß ich mir das Vergnügen nicht länger habe vorenthalten können, denen Herren Söhnen ein verdientes Zeugniß von Ihrem rühmlichen Fleiße zugeben und Ewer Excellenz wegen der Freude zum voraus Glück zu wünschen, die dieselben dormalen einst davon erleben werden. Der ältere Herr Baron sind zwar vielfältig durch die verschiedenen Zufälle gestöret worden,<sup>55</sup> ich hoffe aber, da Sie jetzo völlig wieder besser sind, daß Sie die noch ubrige Zeit Ihres hiesigen Aufenthalts so viel ungehinderter zu Ihrer völligen Geschicktmachung werden*

<sup>55</sup> Ernst Anton Heinrich war im Mai 1747 an Pocken erkrankt, vgl. SCHMALZ, Pocken (wie Anm. 37).

anwenden können. Der jüngere Herr sind stärker und werden es in den Wissenschaften, welchen Sie sich gewidmet, einmal sehr weit bringen. Ihre Lebhaftigkeit ist zwar überaus groß, aber bey dem grossen Fleisse und Scharfsinnigkeit und unter der wachsamen und klugen Aufsicht des Herrn Dapp, wird diese Munterkeit alle Zeit einen sehr grossen Mann aus Ihnen machen. Des Herrn Feldmarschals Excellenz versprochen mir in vorigen Sommer gnädigst, daß ich die Ehre haben sollte, auf den nechsten Geburtstag des Hertzogs<sup>56</sup> in der Gesellschaft dieses jungen Herrn eine Rede zu halten, ich hoffe daß dieselben Ihr gnädiges Versprechen erfüllen und auch Ewre Excellenz dero gnädigen Consens dazu geben werden. Der Herr Baron haben nicht allein sehr viele Begierde, sondern auch alle Geschicklichkeit dazu. Ubrigens empfehle ich mich zu Ewrer Excellenz ferner gnädig Protection und bin mit der vollkommensten devotion Hochgebohrner Freiherr, Gnädiger Herr, Ewer Excellenz unterthänigster diener Jerusalem.

Braunschweig den 19. Januar 1748.

4.

Braunschweig, 1748, März 27

Aussteller: Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem  
 Empfänger: Friedrich Heinrich von Seckendorff  
 Überlieferung: ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1137, Bl. 86r–88v

Militärische Dienste und Studien von Friedrich Carl von Seckendorff betreffend

*Hochgebohrner Reichs-Graff, Gnädigster Graff und Herr.*

*Ich hätte nur meine bisherigen Zeugnisse von der rühmlichen Aufführung der Herren Barons wiederholen müssen, wen ich Ewre hochgräfliche Excellenz mit einem neuen Schreiben eher hätte wollen unterthänigst aufwarten. Jetzo gibt mir aber ein Gedancke von dem ältern Herrn dazu Gelegenheit, den Sie aus grosser devotion für Ewre Excellenz sich nicht getrauen selber vorzubringen, worüber Sie aber denn noch gar zu gern dero Gnädige Intention wissen mögten, wenn es mir für Sie mit der Beruhigung geschehen könnte, daß Ewre Excellenz darüber nicht ungnädig würden. Ich habe es demnach auf mich genomen, ihr unterthänigst vorzutragen, weil das Principium davon Ewer Excellenz wenigstens nicht auffallen kann, wenn gleich das project an sich selbst von denenselben nicht genehmiget wird. Der Herr Baron haben sich nach Ewer Excellenz gnädigen Verordnung dem Militair Stande vollkommen gewidmet,<sup>57</sup> nur wünschen Sie sich auch so dazu qualificiren zu können, daß*

<sup>56</sup> Karl I. von Braunschweig-Wolfenbüttel (1713–1780), vgl. ZIMMERMANN, Paul: Karl I. von Braunschweig-Lüneburg-Wolfenbüttel. In: ADB. Bd. 15, Leipzig 1882, S. 266–272. Unter der Signatur 1190 ist im Thüringischen Staatsarchiv Altenburg ein umfangreicher und unerschlossener Briefwechsel zwischen Herzog Karl I. und Friedrich Heinrich von Seckendorff erhalten, vgl. ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1090. Die Gegenüberlieferung liegt im Staatsarchiv Wolfenbüttel, vgl. NLA-StA WF, 1 Alt 22 Nr. 735.

<sup>57</sup> Es scheint eher fraglich zu sein, ob Friedrich Heinrich von Seckendorff einer militärischen Laufbahn



*Sie die Ehre Ihres grossen Geschlechts auch darin fortsetzen mögen. Da Sie nun hier im Collegio vorzüglich vor allen andern Orten dazu die Gelegenheit hätten, so wünschen Sie noch einige Zeit länger hier zu bleiben, als Ihnen vielleicht von Ewrer Excellenz dazu gnädigst bestimmt sey. Sie hätten es zwar an Ihrem Fleiße bey Ihrem Hersitze nicht fehlen lassen, weil Sie aber zu vieles nachzuholen gehabt und theils wegen Kürtze der Zeit, die sie vor sich gehabt, sich zu sehr mit Collegiis überhäuffen müssen, als daß Sie alles gnugsam hätten digeriren<sup>58</sup> können, so wünschen Sie Sich noch so viele Zeit, daß Sie diese nur en gros erst gefasten Wissenschaften, nunmehr nach der Regel von Ewrer Excellenz, noch einmal mögten eine nach der andern wieder durch nehmen können. Weil Sie aber bey Ihrem Hauptmetier zu viel versäumen würden, wenn Sie bloß um der Wissenschaften willen, noch lange hier bleiben wollten, so glaubten Sie daß es ein Mittel seyn würde, beyde Absichten zu erreichen: Wenn Ewre Excellenz Ihnen gnädigst erlaubten, dar jetzo das Dragoner Regiment hier in die Stadt wird verlegt werden, sich nun officier Platz bey diesem Regimente von Durchlaucht dem Hertzog aus zubitten. Auf den Ort würden Sie der Gelegenheit behalten in den Ihnen notigen Wissenschaften und Übungen sich noch ferner zu perfectioniren, zu gleicher Zeit aber auch den Dienst lernen und wenn Sie nach diesen auf Ewre Excellenz gnädige Verordnung in andern dienste treten sollten, in eben dem pas fortgehen können, als wenn Sie jetzo schon darin den Anfang machten. Ich unterstehe mich nicht zu diesem projecte das geringste zu sagen, als dieses, daß ich unterthänigst bitte, Ewre Excellenz wollen mir es gnädigst verzeihen, daß ich mir die Freiheit genommen dasselbe vorzutragen und dem Herrn Baron, daß Sie auf diesen Gedancken gekommen sind. Sie haben wenigstens eine unbedachthafte Absicht dabey, denn den grossen Fleiß, den Sie bey Ihrer übrigen rühmlichen Auffahrung bezeigen, kann ich nicht genug loben und Sie haben dabey so viele devotion für Ewre Excellenz, daß dero gnädige resolution Ihnen allezeit die angenehmste seyn wird. Ich bin mit der vollkommensten Ehrfurcht hochgebohrner Reichsgraf, Gnädigster Graf und Herr, Ewrer Excellenz unterhänigster Diener Jerusalem.*

---

seines Großneffen zugestimmt hatte. Letzterer äußert sich später in seinem Lebenslauf nämlich dazu wie folgt: [...] sah ich ein, daß ich bey meiner langsamen Faßung es in denen Studiis nicht hoch bringen dürfte. Und brachte mich auf die Schwache Idée, daß, weil ich durch die Blattern meine ehemalige gute Gesichtsbildung verloren, ich zum Civil Stand nicht tauglich, sondern zum todt schießen gut und reif sey; ich faßte daher, ohne Vorwissen meines Hoffmeisters und ohne eingehaltene Erlaubniß meines Vaters, und des Herrn Feldmarschalls, den Entschluß, dass da anno 1748 in das Braunschweigische Corps in holländischen Sold genommen würden, vgl. ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1459, Bl. 15; SCHMALZ, Pocken (wie Anm. 37), S. 2–9. Man könnte meinen, dass Friedrich Carl die Autorität Johann Friedrich Wilhelm Jerusalems zu Nutzen versuchte, um seinen Großonkel Friedrich Heinrich von Seckendorff auf seine bevorstehende Absicht, dass Collegium zu verlassen und in militärische Dienste zu treten, vorzubereiten bzw. um ihn gnädig zu stimmen.

58 Lat. digere: in die richtige Ordnung bringen.



Braunschweig den 27. Mertz 1748.

5.

Braunschweig, 1748, Juni 11

Aussteller: Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem  
 Empfänger: Friedrich Heinrich von Seckendorff  
 Überlieferung: ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1137, Bl. 96r–98v

Der endgültige Abgang von Friedrich Carl von Seckendorff vom Collegium Carolinum und die Fortsetzung der Studien Ernst Anton Heinrich von Seckendorffs in Braunschweig betreffend

*Hochgebohrner Reichs Graff, Gnädigster Graff und Herr.*

*Ich kan den Herr Baron nicht von hier gehen lassen, daß ich Sie nicht wenigstens mit diesem unterthänigen Schreiben begleiten und der Gnade von Ewrer Excellenz mich von neuen empfehlen solte. An der gnädigen Aufnahme des Herr Barons zweifle ich so viel weniger, da Sie Sich die Zeit über, daß Sie hier gewesen, alle Mühe wenigstens gegeben haben, sich derselben würdig zu machen.<sup>59</sup> Ich will nur von Herzen wünschen, daß die vorgesetzte Cur glücklich seyn und Sie dadurch zu neuer vollkommenen und dauerhaften Gesundheit kommen mögen. Bey der neun Einrichtung des Herr Barons haben Herr Dapp und ich vielleicht nicht alles nach Ewer Excellenz gnädig Intention gemacht. Wir wusten es aber nicht besser zu machen, weil wir mas der unvermuthet geschwinden Überschickung des Patents supprimiret<sup>60</sup> wurden. Solte dabey was versehen seyn, so mus ich die Schuld davon allen auf mich nehmen und desweg unterthänigst um Verzeihung bitten.*

*Es ist meinem Schwager<sup>61</sup> sehr viel Gnade gewesen, daß er Ewer Excellenz bekand geworden und er wird in seiner verwirten Sache nicht glucklicher zu Stande komen, als wen er dann der hohen Einsicht und Anweisung folgen kan. Die Menschen sind zwar allezeit zum Enthusiasmo sehr genaigt, man sollte aber nicht dencken, daß mir so albernen Art desselben und mir so sehr in die Augen fallende falsche politique sich so lange halten könnte.*

*Wie glücklich beschäftigt sich nicht Ewre Excellenz an dem Ende ihres Lebens, daß Sie dasselbe der Ehre und der Erhaltung des Reiches Gottes widmen, nachdem*

59 Friedrich Carl trat folgend – wie beabsichtigt – in braunschweigische Militärdienste und wurde schon 1749 braunschweigischer Hofjunker, vgl. ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1459, Bl. 15v, 16r. 1753 wird er als braunschweigischer Kammerjunker erwähnt, vgl. NLA-StA WF, 3 Alt Nr. 552, Bl. 13 (Bestallung). 1783 war er Stiftsdirektor zu Naumburg und Obermarschkommissar des Altenburgischen Kreises, vgl. RECHTER, Gerhard (Bearb.): Die Archive der Grafen und Freiherren von Seckendorff, Die Urkundenbestände der Schloßarchive Oberzenn, Sugenheim, Trautskirchen und Unternzenn. Bd. 2. München 1993, S. 878. Zudem wurde er nach dem Tod Friedrich Heinrichs, da dieser keine Kinder hatte, Majoratsherr auf dem Rittergut Meuschwitz, vgl. u. a. ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1459, Bl. 30.

60 Lat. supprimere: hemmen.

61 Bisher konnten keine weiteren biografischen Daten zu Leutnant Reickart ausfindig gemacht werden.

*es uber ein halbes Seculum dero beruf gewesen, für die Ruhe und Erhaltung der Reiche dieser Welt zu sorgen. Gott erhalte die Kräfte von Ewer Excellenz zu diesem herrlich Endzweck, biß an das äusserste Ziel des Menschen Lebens,<sup>62</sup> dabey bitte ich mir von Ewer Excellenz die gnädige Erlaubniß aus lebenslang mit der möglichsten Verehrung verharren zu dürffen. Ewrer Excellenz unterthänigster Diener Jerusalem.*

*Braunschweig den 11. Juni 1748.*

6.

Wolfenbüttel, 1752, April 26

Aussteller: Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem  
 Empfänger: Friedrich Heinrich von Seckendorff  
 Überlieferung: ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1138, Bl. 9r–10v

Versorgung eines Leutnants Reickart betreffend

*Hochgebohrner Reichsgraff, Gnädigster Graff und Herr.*

*Den Inhalt von Erer hochreichsgräflichen Excellenz gnädigem Schreiben habe ich sogleich Ihro Durchlaucht hinterbracht und auch selbst so viel ich gekonnt, wegen des Blanckenburgischen etablissements für den armen Herrn Reickard<sup>63</sup> gebeten. Ihro Durchlaucht<sup>64</sup> haben mir aber mit den ausdrücklichen Worten befohlen, Sie bestens bey Ewre Excellenz zu entschuldigen, daß es Ihm nicht möglich sey, da Sie mit Leuten von allerley Stand und die alle auf Hülffe oder auf Verbesserung*

62 Diese Aussage wird verständlich, wenn man hierzu die Hinterlassenschaften Friedrich Heinrich von Seckendorffs analysiert. Dabei wird deutlich, dass ab etwa 1740, also kurz nach seiner dreijährigen Inhaftierung durch den 1737 misslungenen Türkenfeldzug, umfangreiche Briefwechsel mit Vertretern der Res publica litteraria und des Pietismus überliefert sind, welche nach erster Prüfung durchaus den Schluss zulassen, dass Friedrich Heinrich von Seckendorff in vielfältiger Weise – sei es in Form der geistigen Auseinandersetzung oder sei es in Form der materiellen und persönlichen Unterstützung – an den in der Frühzeit in einer Art Geschwisterbeziehung stehenden Geistesbewegungen Pietismus und Frühaufklärung teilnahm und auf dieselben merklichen Einfluss ausübte, vgl. ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1113 (Johann Christoph Gottsched), Nr. 1178, 1180, 1242 (Karl Otto Rechenberg), Nr. 1273 (Johann Georg Walch), Nr. 1190 (Franz Ignatius Rothfischer), Nr. 1242 (Carl Günther Ludovici), Nr. 1107, 1323 (August Hermann und Gotthilf August Francke), Nr. 1109 (Johann Philipp Fresenius), Nr. 1261–1265 (Samuel Urlsperger), Nr. 1110, 1261–1265 (Johann Martin Boltzius), Nr. 1148 (Benjamin Lindner) u. a. m. Die umfassende Beschäftigung Seckendorffs mit geistlichen Obliegenheiten spiegelt sich auch in verschiedenen von ihm verfassten Niederschriften wieder, vgl. ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 952 (wöchentliche Unterredungen mit der Stadtgeistlichkeit zu Meuselwitz), Nr. 1881 (Ecclesiastica), Nr. 1886 (Glaubens- und Lebensregeln Johann Arndts), Nr. 1887 (geistliche und poetische Gedanken zur Privaterbauung), Nr. 1889 (geistliche Gedanken über die Evangelien), Nr. 1894 (geistliche Gesänge), Nr. 1896 (geistliche Abhandlungen Seckendorffs).

63 Leutnant Reickart. Auch der oben erwähnte, von Jerusalem an Leutnant Reickart adressierte und auf den 26. April 1752 datierte Brief, welcher in Abschrift in der Korrespondenz zwischen Seckendorff und Jerusalem überliefert ist, sei hier erwähnt. Da er inhaltlich auch über die dargebotenen Briefe erschließbar ist, sei auf eine Wiedergabe des Schreibens an dieser Stelle verzichtet, vgl. ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1138, Bl. 11–12.

64 Karl I. von Braunschweig-Wolfenbüttel (1713–1780).

warteten, überhäuft wären, den Herrn Reickart zu helfen. Die Schätze bey der Blanckenburgischen Guarnison aber müsten Sie für diejenigen Unterofficier zur Belohnung aufbehalten, die Ihm lange und gut gedienet. Damit es Ihnen indessen, unter der Erwartung einer anderweitig Versorgung, nicht an dem nöthigen Unterhalt fehlen möge, so haben Sie mir gnädigst befohlen, ihm in dero Namen 100 Gulden zu schicken, die ich auch durch den hiesigen Hoffpostmeister an den Herrn Hofrath Evers adressiret habe. Daneben haben mir Ihre Durchlaucht noch befohlen, Sie auch deswegen bey Ewer Excellenz bestens zu entschuldigen, daß Sie selber noch nicht geantwortet. Sie hätten Ihre Antwort deswegen nur verschoben, um denenselben so wol wegen dero Herrn Neffen<sup>65</sup>, alß auch wegen der Erwartung von Ewrer Excellenz angenehmsten Visite mit Gewisheit schreiben zu können. Auch befehlen mir der Erbprin<sup>66</sup>, Ewer Excellenz Ihre schönste Empfehlung zu machen.

Übrigens freue ich mich auf nichts so sehr, alß daß ich diesen Sommer das gewünschte Glück noch einmal haben soll Ewrer hochgräflichen Excellenz die vollkommenste devotion zu bezeugen, womit ich bin hochgebohrner Reichsgraff, Gnädigster Graff und Herr, Ewrer hochgräflichen Excellenz unterthänigster und gehorsamster Diener Jerusalem.

Wolfenbüttel den 26. April 1752.

7.

Braunschweig, 1753, Januar 17

Aussteller: Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem  
 Empfänger: Friedrich Heinrich von Seckendorff  
 Überlieferung: ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1138, Bl. 13r–16v

Übersendung einiger Predigten; Versorgung von Franz Ignatius Rothfischer und Leutnant Reickart betreffend

*Hochgebohrner Reichsgraff, gnädiger Graff und Herr.*

*Ewre hochreichsgräflichen Excellenz werden es mir gnädig verzeihen, daß ich dero hochgeneigtes Schreiben so lange unbeantwortet gelassen habe. Ich erhielt dasselbe in einer Kranckheit, die mich den ganzen Sommer schon mit allerhand kleinen Ausfällen verfolgt und von Michaelis an biß hieher bettlegrig gehalten hat, worüber ich alle meine Pflichten und worunter die, Ewer Excellenz meine devotion zu bezeigen, mir so lange ich lebe, mir der wesentlichste bleiben wird, habe versäumen müssen. Ich habe binnen der Zeit einige Predigten drucken lassen müssen, die ich mir die Freiheit nehme, Ewer hochgräflichen Excellenz hiebey unterthänigst zu überreichen.<sup>67</sup> Ewer Excellenz Liebe und Hochachtung für die heilige Wahrheiten un-*

<sup>65</sup> Ernst Anton Heinrich von Seckendorff (1733–1802).

<sup>66</sup> Karl II. Wilhelm Ferdinand von Braunschweig-Wolfenbüttel (1735–1806).

<sup>67</sup> Ähnliche Lieferungen an Seckendorff lassen sich auch in anderen Briefwechseln erschließen, vgl. u. a. Nr. 1109 (Johann Philipp Fresenius), Nr. 1261–1265 (Samuel Urlsperger).

*seres Glaubens ist so aufrichtig und wahr, daß Sie dieselben auch in ungeschmückten Vortrage verehren werden. Die Zerstreuung, worunter ich diese meine Reden abfassen muß, lassen mir die Zeit nicht auf ihre Ausschmückung zu denken und ich werde auch meiner mehr, so wol durch die Erfahrung an mir selbst, als an meiner Gemeinde überzeugt, daß diese Wahrheiten durch unsere Kunst nie etwas gewinnen, aber an ihrer göttlichen Einfalt und Stärcke gar leicht dadurch was verlieren können. Ich war anfangs Willens, die vornehmsten Glaubenslehren unserer Religion, so wie ich sie nach und nach abgehandelt habe, zusammen drucken zu lassen und vielleicht wäre dieses zur Erleuterung und Bestätigung der Lehren unsers Christenthums wol etwas nützlicher und fruchtbarer gewesen, es hat mir aber an der Zeit gefehlt, sie an den nöthigen besten vorher noch etwas auszubessern. Weil ich auch von dem Herrn Neven<sup>68</sup> vernommen, daß Ewre Excellenz die Predigt zu sehen befohlen, die ich den Tag vor der Vermählung von Ihro Majestät der Königin von Denemarck<sup>69</sup> gehalten, so nehme ich mir die Ehre, dieselbe unterthänigst bey zulegen. Ich habe seit einigen Jahren, wenn der Hoff in Salzdahlen<sup>70</sup> ist, die Lehren der Religion in ihrer natürlichen Ordnung nacheinander angefangen abzuhandeln und da ich diesen Sommer die Lehre von den Eigenschaften Gottes gewehlet, so fügte sich es, daß an diesem Sonntag eben die Lehre von der Allgegenwart Gottes in der Ordnung folgte. Die Zeit da mir diese Predigt angefohlen wurde, war aber so kurtz, daß die Ausführung dieser wichtigen Wahrheit sehr mangelhaft geblieben ist, und in der Eile muste ich aus der zweyten gedruckten Predigt noch eine Stelle zu Hülffe nehmen, ohne sie vorher erst ändern zu können. Ich übersicke sie auch so wie sie gehalten auf Ewer Excellenz gnädig Befehl.*

*Von den armen Herrn Lieutenant Reickart habe ich einige Briefe aus Coppenhagen gehabt, wo er über seine eigenen Umstände sehr klagt. Er hat mir auch zwey Memoriale nacheinander an Durchlaucht den Hertzog geschickt, in denen Erstern er*

68 Hier ist der in braunschweigischen Diensten stehende Friedrich Carl von Seckendorff gemeint, da auch Ernst Anton Heinrich von Seckendorff wohl 1749 seine Studien am Collegium Carolinum beendete. Dies lässt sich daraus schließen, dass die Berichte des Hofmeisters nur bis 1749 reichen, vgl. ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1098, 1137. Aus der „Matricul des Collegii Carolini. 1745“ im Universitätsarchiv Braunschweig ist nur nachweisbar, dass Friedrich Carl und Ernst Anton Heinrich von Seckendorff 1747 am Collegium Carolinum immatrikuliert wurden, vgl. Universitätsarchiv Braunschweig O 1:1:1. Ernst Anton Heinrich besuchte ab 1750 (bis 1753) die Universität Tübingen, vgl. BÜRK, Albert, WILLE, Wilhelm (Bearb.): Die Matrikeln der Universität Tübingen. Bd. 3 (1710–1817). Tübingen 1953, S. 149. Dass er wohl nur bis 1753 in Tübingen blieb, stützt auch der unten stehende Brief vom 15. Februar 1753. Auch in dem von seinem Bruder verfassten Lebenslauf wird das Studium Ernst Antons in Tübingen erwähnt, vgl. ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1459, Bl. 18. Ebenfalls sind Briefe aus Tübingen an uns gekommen, vgl. ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1486. Schon am 26. April 1747 hatte Friedrich Heinrich von Seckendorff als Fernziel für Ernst Anton Heinrich ein Universitätsstudium angedeutet: *weil er was rechtschaffenes studiren soll*, vgl. ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1138, Bl. 1v. Vom WS 1753 bis zum SS 1755 studierte er unter dem Hofmeister Johann Christoph Wilhelm von Steck an der Universität Leipzig, vgl. ERLER, Georg (Hrsg.): Die jüngere Matrikel der Universität Leipzig 1559–1809. Bd. 3. Leipzig 1909, S. 385, vgl. auch Anm. 148. Als württembergischer Kammerherr und Obergerichtsassessor zu Langhennersdorf taucht Ernst Anton im Jahr 1783 in den Quellen wieder auf, vgl. Rechter (wie Anm. 59), S. 878.

69 Juliane Marie von Braunschweig (1729–1796), Königin zu Dänemark und Norwegen.

70 Salzdahlum: Sommerresidenz und Lustschloss der Herzöge von Braunschweig-Wolfenbüttel (heute Ortsteil von Wolfenbüttel).

an eine gnädigste Beyhülffe zur Anschaffung seiner equipage<sup>71</sup>, in dem andern aber um ein Fürschreiben an Ihro Majestät den König, daß er unter die Cavalerie kommen mögte, unterthänigst ansuchte. Beyde Bittschreiben habe ich auch schriftlich mit meiner unterthänigsten Fürbitte begleitet. Weil ich aber keine Antwort darauf erhalten, noch auch der Herr Reickart einige Wirkung davon empfangen, so habe ich ihm vor einigen Tagen geschrieben, daß er mir mit ehesten ein Schreiben an der Hertzog Frau Mutter Durchlaucht zuschicken und dieselbe um eine gnädige Fürsprache bey Ihro Majestät der Königin darin unterthänigst bitten mögte. Vielleicht [...] der ehrliche Mann von dieser Seite eher.

Der Herr Rothfischer<sup>72</sup> befindet sich in Helmstädt vollkommen vergnügt und preiset täglich Gott, wie er mir schreibt, daß ihn seine Einsehung durch Ewre Excellenz hieher gebracht habe. Seine Hochachtung und Liebe werden auch immer noch allgemeiner und grosser. Er wird auch diesen Ostern seine zweyte Abhandlung von Ablaß drucken lassen und hat sich die Bedingungen dabey so vortheilhaft gemacht,

71 Frz. Equipage, hier: Ausrüstung eines Soldaten.

72 Franz Ignatius Rothfischer (1721–1755) – dieser war unter tatkräftiger Mitwirkung Johann Christoph Gottscheds (1700–1766) und Friedrich Heinrich von Seckendorffs zum Protestantismus übergetreten und hatte seiner alten Heimat in der Oberpfalz den Rücken gekehrt. Seit April 1752 war er nun Professor an der Universität Helmstedt, vgl. ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1113, Bl. 124: *Nun muß ich mir noch die Freyheit nehmen Ewrer Hochgräflichen Excellenz eine Neuigkeit zu melden. Beygehendes Buch, welches ich zum besehen übersende, ist von dem Benedictiner Rothfischer in Regensburg in der Absicht unternommen und zu Stande gebracht worden, daß er den Ablaß der römischen Kirche gegen die Evangelischen vertheidigen wollen. Aber was geschieht? Indem er die Kirchenhistorie aus einem Jahrhunderte zum andern verfolgt, gehet ihm das Licht auf und er sieht den Ungrund ihrer ganzen Lehre ein. Er wird also schlüssig nach erhaltener Approbation seines 1. Theiles von der Universität zu Salzburg zu uns überzutreten; und schicket 1000 Stück seines Werkes hieher nach Leipzig, an Breitkopfen, kömmt auch selbst in voriger Messe hieher und hat mich bisher fleißig besucht. Nachdem er sich nun in seinem Vorhaben mehr und mehr bestärket, gieng er auf mein Anrathen vorige Woche zum Doktor Stemler und meldete sich zum Gebrauche des heiligen Abendmals. Allein dieser fand es nicht ratsam, ihn so gleich anzunehmen, sondern will ihn erst auch ein wenig besser kennen lernen (Gottsched an Seckendorff, 06.11.1751); ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1190, Bl. 1: *Eur reichsgräfliche Excellenz haben sich für mich als einem Fremdling und aus einziger Liebe zur Warheit vom Aberglauben flüchtigem Proseliten, mit so vielen und grossen werktätigen Gnadenbezeugungen anzunehmen und deroselben mächtige Gnade, Hilf- und Schuz mit solchen Ausdrükungen gnädig zuversichern geruht, daß ich es nicht anders, als zum augenscheinlichen Beweise der besonderen Fürsorge Gottes für meine gute Sache ansehe* (26.11.1751, Rothfischer an Seckendorff). Glaubensbekenntnis Rothfischers vgl. ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1881, Bl. 33–35 (21.11.1751). Nicht unwichtig hierzu sind auch die Briefe des Superintendenten Johann Christian Stemler (1701–1773) an Seckendorff, vgl. ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1251, bes. Bl. 40–41, 46–46v; ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1190, Bl. 10–10v: *Eur Reichsgräfliche Excellenz habe ich nun die Ehre gehorsamst zu vernachrichten, daß ich meinen Beruf nach der Juliuscarlsuniversitet in Helmstedt wirklich angetreten habe und gestert hier angelangt seye. Künftige Osterwoche wird mich Herr Doktor Bertling, als itziger Vice-Rector, mein ehemaliger Gegner, introduziren und gleich darauf werde ich mein Programm schreiben, die Antrittsrede halten und meine Vorlesungen anfangen, wie dieselbe schon im Catalogo Projectionum stehen, den ich durch Herrn Professor Gottsched an Eur Reichsgräfliche Excellenz zu überschiken die Ehre gehabt habe* (Rothfischer an Seckendorff, 30.03.1752); vgl. besonders ZIMMERMANN, Paul: Professor Rothfischer in Helmstedt und Kardinal Querini, Bischof von Brescia. In: Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Altertumskunde 24 (1891), S. 68–87. Vgl. BBL 2006, S. 596–597. Seine Lehrtätigkeit an der Helmstedter Universität wurde im Zuge des an der Herzog August Bibliothek forcierten Forschungsprojektes zur „Wissensproduktion an der Helmstedter Universität“ ausführlich dokumentiert, vgl. <http://uni-helmstedt.hab.de/>.*



*daß er sich dadurch völlig aus seinen bisherigen embarras<sup>73</sup> wird ziehen können. Ich habe ihn auch gerathen, so bald er diese Arbeit abgethan, in Jure zu promoviren und sich mit dem Platz in der juristischen Facultät zugleich die Anwartschaft auf die Professoren Juris Canonici auszubitten. Da ihm das päpstliche Kirchenrecht nicht mehr fremd, er sich auch den Fontes in der Kirchenhistorie schon ziemlich bekannt gemacht hat, so wird er sich auf diese Art nicht allein seinen Weg am besten machen, sondern auch der Universität die reelesten Dienste erweisen können.*

*Gott erhalte übrigens Ewre hochgräfliche Excellenz in allem hohen Wohlergehen. Er lasse die Schwächen des Alters von denenselben noch viele Jahre entfernt seyn, zum Unterricht für die Welt, daß die göttliche Weisheit der Religion und die wahre Klugheit der Welt einerley Weisheit sey, und daß alle wahrhaftig grossen Geister nur allein in der Religion ihre wahre Berufung finden. Gott lasse dabey Ewer Excellenz die ewige Belohnung für die Treue, womit Sie Ihm dienen, damit die Welt dieses lehrreiche Beispiel so lange als möglich vor Augen behalten, erst an dem äussersten Ziele des menschlichen Lebens, aber auch denn so viel Erbarmen finden.*

*Ich bin so lange ich lebe mit der getreuesten devotion hochgebohrner Reichsgraff, gnädiger Graff und Herr, Ewer hochgräflichen Excellenz unterthänigster und gehorsamster Diener Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem.*

*Braunschweig den 17. Januar 1753.*

8.

Meuselwitz, 1753, Februar 15

Aussteller: Friedrich Heinrich von Seckendorff  
 Empfänger: Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem  
 Überlieferung: ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1138, Bl. 17r–18v  
 (Abschrift)

Den Tod Christian Gottlieb Stengels und die Erkrankung von Samuel Urlsperger betreffend; weitere Korrespondenzgegenstände sind Leutnant Reickart, Franz Ignatius Rothfischer, die beiden Großneffen Seckendorffs und Spenden für die Dänisch-Hallische Mission in Amerika

*Meuselwitz den 15. Februar 1753.*

*Hochwürdiger, Hochgelehrter.*

*Ewer Hochwürden werthestes vom 17. Januar hat mir mit Freude gemacht, denn wegen Ihrer Gesundheit nicht wenig besorgt gewesen, da mir der Herr Stengel<sup>74</sup>,*

<sup>73</sup> Frz. embarras: Verlegenheit.

<sup>74</sup> Nach Auskunft des Stadtarchivs Gera könnte es sich hier um Christian Gottlieb Stengel handeln. Weitere biografische Hinweise konnten von Seiten des Stadtarchivs aber nicht gegeben werden, da ein Großteil der Archivalien schon zu Ende des 18. Jahrhunderts bei einem Brand vernichtet wurde.

*Pfeiffer in Gera, Nachricht gaben, daß solche nicht vollkommen gut, wie ich dann mit vielen Leidwesen selbstens aus den Schreiben ersehen, daß sie so gar eine geraume Zeit bettlägerig gewesen. Gott lasse doch nun alles Ungemach auf viele Jahre weg, segne, stärke die verlorenen Kräfte, gebe beständige Gesundheit und erhalte Sie seiner Kirchen zum Besten noch unzählige Jahre. Dieselbe thut ohnedem immer einen Verlust nach den andern, indem wir den werthen Herr Stengel verlohren, auch in Furcht stunden, es würde uns Herr Urlsperger<sup>75</sup> entrissen werden, dero aber gottlob beßer, aber doch wegen seines 67 jährigen Alters sehr schwächlich und kräncklich ist. Die rechtschafenen Männer, so vor den Nies<sup>76</sup> stehen, nehmen ab und die listigen Anschläge von den Feinden der Wahrheiten werden immer subtiler, dabey denn die Verfolgungen zunehmen und man in Cärnthen, Crain und Oberösterreich, wo noch viele 1000 händige verborgener Evangelische sind, harth umgehet. Gott stehe den armen Leuthen bey. Ihro hochfürstlichen Durchlaucht haben vor einiger Zeit vor den dritten Ebenezerischen<sup>77</sup> Priester<sup>78</sup> ein reiches present à 200 Gulden an Herrn Urlsperger übermachen lassen, mir aber dabey geschrieben, daß Herr Urlsperger damit weiters so wenig nicht würde zufrieden seyn. Da nun dieser rechtschaffene Mann mir jüngst beygelegtes Pro Memoria als eine Danksagung zugeschicket, so wolte wohl, daß es durch Ewre Hochwürden oder den Herrn Schröder<sup>79</sup>, durch dem das Geld übermacht, Ihro Durchlaucht zu Gesicht käme.*

*Herr Reickart hat auch an mich geschrieben und sie haben ihn wohl gerathen, daß er durch der Königlichen Frau Mutter<sup>80</sup> Durchlaucht sollicitiren soll. Ich habe ihn wegen seines Verlangens bey der Cavallerie zu dienen eine Vorschrift an Herrn General Lerch<sup>81</sup>, der Kriegspresident, übersendet, dergleichen Leuthe giebt es nun sehr viel, also daß man allerdings mit reichlichen Gaben zurückhalten muß, damit alle etwas bekommen – Mich freut, daß des Herrn Rothfischer Credit mehr zu, als ab nimt. Er hat mir auch Nachricht gegeben, daß die zweyte Abhandlung von seinem Ablaß würde auf Ostern in Druck kommen. Seine promotio in Doctorem juris kann Ihm den Weg zu seinen Absichten dereinst die professionem juris canonici zu*

75 Samuel Urlsperger (1685–1772), vgl. besonders SCHWARZ, Reinhard (Hrsg.): Samuel Urlsperger (1685–1772). Augsburger Pietismus zwischen Außenwirkungen und Binnenwelt. Berlin 1996.

76 Hier Nießbrauch.

77 Siedlung Ebenezer in Georgia.

78 Christian Rabenhorst (1728–1776). Am 23. November 1752 war ein Transport von Emigranten unter der Leitung Rabenhorsts in Ebenezer gelandet, vgl. MÜLLER-BAHLKE, Thomas J., GRÖSCHL, Jürgen (Hrsg.): Salzburg-Halle-Nordamerika, ein zweisprachiges Find- und Lesebuch zum Georgia-Archiv der Franckeschen Stiftungen. Tübingen 1999 (Hallesche Quellenpublikationen und Repertorien, Bd. 4), S. XLVI. Da die Society for Promoting Christian Knowledge (SPCK), welche die Auswanderer finanziell unterstützte, nicht bereit war, für die Kolonie Ebenezer einen dritten Pfarrer zu finanzieren, hatte der Augsburger Pietist Samuel Urlsperger seit 1752 begonnen, Geld für einen dritten Pfarrer zu sammeln. George Fenwick Jones nennt diesen dritten Pfarrer fälschlicherweise Hermann Rabenhorst, vgl. JONES, George Fenwick, Urlsperger und Eben-Ezer. In: SCHWARZ (wie Anm. 75), S. 198, 275.

79 Vermutlich handelt es sich hier um einen Kaufmann. Die Rolle der oft gleichgesinnten Kaufleute und Händler als Vermittler von pietistischen Kontakten und Briefen wurde im Umfeld der Pietismusforschung ja schon mehrfach betont.

80 Sophie Dorothea von Braunschweig-Lüneburg (1687–1757), Mutter von König Friedrich II. von Preußen.

81 Christian Lerche (1692–1757), dänischer General.

erreichen [ebnen]. Es wäre zu wünschen, daß das corpus Evangelicorum einen Fond zusammen lege, daß alle tüchtige und redliche Proselyten<sup>82</sup> könnten daraus unterhalten werden, bis man nach Maße ihrer Geschicklig- und Frömmigkeit sie employiren könnte, denn man hört von allen Orthen, daß täglich unter den geistlichen Stand bey den Catoliquen das Licht der Wahrheit immer mehr und mehr aufgehet und noch heller scheinen wird, wenn der Befehl, die Schrift in den Grundsprachen in Schulen und Klöstern zu lesen und die Sprachen zu lernen, vollzogen würde. Vermuthlich ist Ewer Hochwürden der Doktor Starck<sup>83</sup> in Danzig bekannt, man saget, er wäre suspendirt, davon doch kein particularitaet weiß. Der Tod des Herrn Doktor Canz<sup>84</sup> zu Tübingen thut der Universitaet allda auch großen Schaden, mir selbst auch, wegen meines bey ihm in die Kost gegangenen Neffens<sup>85</sup>, welcher ihr Disciple gewesen, bringt es Nachtheil, da ich wohl gewünschet, daß er wenigstens noch bis Ostern hätte leben können, da ich ihm noch zu gebrachten Triennio weg und noch ein Jahr nach Leipzig thue. Gottlob wegen seinen profectus habe ich nicht zu klagen und hat er jüngst mit applaus seinen eigenen Hoffmeister, der nun in gradum Licentiatum promoviret, appreciret<sup>86</sup>, wie er dann auch auf mein Rathen den Herrn Professoren ihr selbst vor der Abreise sine praeside<sup>87</sup> würde de jure publico Wurtenbergensi disputiren lassen, denn weil ihro Durchlaucht der Herzog ihn vor 3 Jahren schon zum Hoffjuncker, mit einer jährlichen pension von 200 Gulden gemachet, so habe ich zu denen stutgardischen Diensten destinirt.

Mein anderer Neffe<sup>88</sup>, so bey ihnen in Wolfenbüttel und Hohenthal eine gute conduite führet, habe ich obligation, daß er mir die Trauungsrede geschaffet. Man mercket gar nicht, daß man ihn nicht Zeit gegeben, noch mehrers zu sagen. Worth und Wahrheiten finden sich gleich wie in allen ihren Schriften, wie sie dann und meinen Haus eine grose Freude und Dienst durch Übersendung des heraus gegeben herrlichen Predigten gemacht und gethan, dann ich lese sie bey meinen täglichen Bettstunden, so mit meinem domestiquen<sup>89</sup> gehalten wird, zu unserer Erbauung vorlesen. Vor ihre gute angehängte Wünsche dancke herzlich. Ich finde mich nicht so als sie noch ihrer Gutheit und Freundschaft mich urtheilen. Es fehlet noch viel ehe das Kleinod angreifen, ich ringe und kämpfe aber dazu unter Gottes Beystand und Hülfe zu gelängen. Ich werde so lange lebe mit wahrer Hochachtung verharren.

Ewer Hochwürden dienstschuldiger Diener Friedrich Heinrich von Seckendorff.

82 Griech. Hinzugekommene: Konvertiten.

83 Vermutlich Johann Friedrich Starck (1680–1756), vgl. LEDDERHOSE, Karl Friedrich, Johann Friedrich Starck. In: ADB. Bd. 35. Leipzig 1893, S. 463–465.

84 Israel Gottlieb Canz (1690–1753), Philosoph und Theologe, 1734 o. Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst, 1739 Professor der Logik und Metaphysik, 1747 Professor der Theologie an der Universität in Tübingen, stand der „Leibniz-Wolffschen Schule“ nahe, vgl. RICHTER, A.: Israel Gottlieb Canz. In: ADB. Bd. 3. Leipzig 1876, S. 768–769. Drei Briefe von Canz an Seckendorff aus den Jahren 1752 und 1753 befinden sich ebenfalls im Staatsarchiv Altenburg, vgl. ThStA Abg, Familienarchiv von Seckendorff Nr. 1094, Bl. 5r–9r.

85 Ernst Anton Heinrich von Seckendorff (1733–1802).

86 Lat. appretiare, frz. apprécier: taxieren.

87 Lat.: ohne Praeses (der die Disputation leitet).

88 Adolf Johann Karl von Seckendorff.

89 Frz. domestique: Bedienter.

# Lessings Wolfenbüttel – Wirtschaftlicher Stillstand und Neubeginn

Zur politischen und wirtschaftlichen Situation Wolfenbüttels nach dem Wegzug des Hofes nach Braunschweig 1753

von

Mechthild Wahl

Am 1. Juli 1776 unterzeichnete Herzog Karl I. von Braunschweig-Lüneburg ein etwa fünfseitiges Edikt zugunsten Wolfenbüttels, das die Ansiedlung von Fremden begünstigen sollte.<sup>1</sup> Es richtete sich insbesondere an: *Negotianten, Wechsel-Herren, Kauf- und Handelsleute, Entrepreneurs, und Künstler, auch Professionisten*. Ihnen wird zwölf Jahre Steuerfreiheit eingeräumt, wenn sie sich in Wolfenbüttel ansiedeln. Darüber hinaus wird ihnen Zollfreiheit für ihr Habe beim Umzug zugesichert sowie Freistellung von der Einquartierungspflicht und vom Zwang, öffentliche Ämter zu bekleiden. Schließlich wird ihnen alle nur erdenkliche Hilfe bei der Suche nach einem standesgemäßen Haus und Garten – ob Kauf oder Pacht – zugesagt. Mit dem Zuzug war auch der kostenlose Erwerb des Bürgerrechts verbunden. Hinter dem weitreichenden Entgegenkommen stand die Hoffnung des Herzogs, eine neue Schicht von Unternehmern und Gebildeten möge das Vakuum, das nach 1753 durch den Wegzug des Hofes und seiner Beamten nach Braunschweig entstanden war, ausfüllen. Ziel des Herzogs war es, seiner *getreue[n] Stadt Wolfenbüttel ... derselben Wohlstand nach Unserm ganzen Vermögen zu befördern*.

Man mag fragen, warum dieses Edikt erst 23 Jahre nach dem Wegzug des Hofes ausgestellt wurde.<sup>2</sup> War die Hoffnung, die verlassene Residenz könnte sich selbst aus der wirtschaftlich schwierigen Situation befreien, zerstoßen? Oder erlaubte die Finanzmisere, in die der Hof sich durch aufwendige Hofhaltung früherer Herzöge, einschließlich umfangreicher Bauprogramme, hineinmanövriert hatte, kein Förderprogramm zu einem früheren Zeitpunkt?

Beides trifft auf Wolfenbüttel zu. Der Wegzug des Hofes – nachdem Braunschweig nach seiner Kapitulation zur ersten Residenz aufgestiegen war – wurde mit der Aufhebung der Residenzpflicht der Hofbeamten in Wolfenbüttel 1753 besiegelt. Dieser Akt kam einem Exodus gleich. Nach einem Bericht von Hassel und Bege<sup>3</sup> von

1 NLA-StA WF, 40 Slg 11835, Edikt Karls I. Gedruckt in den Braunschweigischen Anzeigen, Bd. 32, 1776, S. 691 D ff.

2 Zum Zeitpunkt des Wegzugs: Walter DEETERS: Gedanken zur Wolfenbütteler Geschichte. In: Heimatbuch für den Landkreis Wolfenbüttel (17) 1971, S. 74–79.

3 Georg HASSEL; Karl BEGE: Geographisch-statistische Beschreibung der Fürstentümer Wolfenbüttel- Blankenburg. Braunschweig 1802/03, Bd. I, 2, S. 338 f. Vergleiche dazu auch Klaus-Walther OHNESORGE: Die Bevölkerungsentwicklung der Stadt Wolfenbüttel und ihre Ursachen in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts (1754–1790). In: BsJb 61(1980), S. 37–39.

1802/03 siedelten 150 Familien und ihr Gefolge – über 3000 der *vermögendste[n] Einwohner[n]* aus einer der blühendsten Städte Niedersachsens – nach Braunschweig über und hinterließen eine Pensionärsstadt und ein Armenhaus. Folge seien Bankrotte und Wertverluste der Grundstücke um 50 % gewesen. Was blieb, waren die Justizkanzlei, das Hofgericht, das Konsistorium (das Kirchenamt des Herzogtums), die Bibliothek, das Archiv, die Garnison, das sogenannte Residenzamt und bis 1761 die Kriegskasse.

Die erste große Belastung der Stadt nach dem Umzug des Hofes kam mit der Einquartierung der Franzosen im Siebenjährigen Krieg 1757/58 mit 4340 Mann und 894 Pferden anstelle der ursprünglich angekündigten 1370 Mann Infanterie. Um die Stadt lagerten nach der Schilderung von Karl Bege noch einmal 8000 Mann. Um alle unterzubringen, wurden die Gärten abgeräumt und darauf Backöfen gebaut. Im Waisenhaus in der Auguststadt wurde ein Lazarett mit 250 Betten eingerichtet.<sup>4</sup> Am 22. September 1757 – so der Chronist Bege – sei Marechal Duc de Richelieu mit großem Gefolge, bestehend aus 75 Herzögen, Marquisen, Grafen in Wolfenbüttel eingezogen. Nicht nur musste die Bevölkerung die Ernährung sicherstellen, die Stadt musste gleichzeitig Kontributionen in Höhe von 12000 Talern aufbringen. Trotz aller Bedrängnis sei man aber mit dem Betragen der Franzosen zufrieden gewesen, berichtet der Wolfenbütteler Chronist, *ja man nahm hin und wieder zärtlichen Abschied*.<sup>5</sup>

Die zweite Belagerung 1761/62 scheint für die Bevölkerung viel unangenehmer gewesen zu sein. Sie erfolgte unter dem Oberbefehl von Prinz Xaver von Sachsen auf der Seite der französischen Allianz. Dabei sei ein Drittel der Gebäude durch Bombardierung beschädigt worden. Die Stadt wurde zu Kontributionen in Höhe von insgesamt 200000 Talern erpresst. Um die Summe sicherzustellen, nahm man Vizekanzler von Praun mit sieben weiteren Geiseln mit nach Metz, wo er erst im folgenden Jahr freigelassen wurde.<sup>6</sup>

Beide Ereignisse schlugen sich negativ in der Bevölkerungsstatistik der Stadt nieder. So bewirkte die erste Besetzung der Stadt 1758 mit nur 178 Geburten eine um etwa ein Drittel geringere Geburtenzahl als im Jahr davor. Gleichzeitig weist die Statistik mit 660 Sterbefällen die höchste Sterberate der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts für Wolfenbüttel aus. Etwa 527 Personen verließen die Stadt: Insgesamt handelt es sich um einen Negativsaldo von 1081 Personen in einem Jahr.

Ähnliches wiederholte sich bei der 2. Belagerung. Zwar waren weder Geburtenrückgang noch überhöhte Sterberate zu verzeichnen, dafür aber eine Abwanderung von 372 Personen. Es ist denkbar, dass Zuwanderer der vorhergehenden Jahre die Stadt wegen der erneuten Besetzung wieder verlassen und sich aufs Land zurückgezogen haben.<sup>7</sup>

4 Karl BEGE: Chronik der Stadt Wolfenbüttel und ihrer Vorstädte. Wolfenbüttel 1839, S. 166 f.

5 Ebd., S. 167/8.

6 Ebd., S. 169/170.

7 Zur Auswirkung der Belagerungen der Franzosen auf die Bevölkerungsentwicklung s. OHNESORGE (wie Anm. 3), S. 44/45.



Als Lessing im Mai 1770 nach Wolfenbüttel kam, verzeichnete die Stadt ein Zwischenhoch von 7 280 Einwohnern, war aber noch immer um 2 000 Einwohner unter den Zahlen des Schicksalsjahres 1753. Das Urteil Lessings: *Es ist alles itzt so weitläufig und öde um mich ...* in seinem ersten Brief an Eva König<sup>8</sup> bezieht sich sicher auf seine Behausung – das Schloss, das er alleine bewohnte –, mag aber auch der Stadt Wolfenbüttel gelten, in der der Zuzug von der Landbevölkerung getragen wurde, nicht jedoch von den Schichten, die für Lessing Gesprächspartner hätten sein können. Man muss davon ausgehen, dass die zuziehenden Familien sich eher in einfachen Häusern zur Miete ansiedelten. Daher gab es immer noch einen hohen Anteil an Leerständen unter den Hofbeamtenhäusern. Es ist deshalb kein Wunder, dass Lessing sich häufig mit seinen Braunschweiger Freunden Ebert, Eschenburg, Zachariä im Weghaus in Stöckheim traf und schon ab Herbst 1770 eine Zweitwohnung am Aegidienmarkt in Braunschweig unterhielt.<sup>9</sup>

So bekennt Lessing in einem Brief an Eva König vom Oktober 1772: *Sie wissen ..., daß ich es auf die Länge hier unmöglich aushalten kann. Ich werde in der Einsamkeit, in der ich hier leben muß, von Tag zu Tag dümmmer und schlimmer. Ich muß wieder unter Menschen, von denen ich hier so gut als gänzlich abgesondert bin. Denn was hilft es mir, daß ich hier und in Braunschweig diesen oder jenen besuchen kann? Besuche sind kein Umgang; und ich fühle es, daß ich nothwendig Umgang mit Leuten haben muß, die mir nicht gleichgültig sind, wenn noch ein Funken Gutes an mir bleiben soll. Ohne Umgang schlafe ich ein, und erwache blos dann und wann, um eine Sottise zu begehen.*<sup>10</sup>

Wirtschaftlich und gesellschaftlich war Wolfenbüttel, als Lessing hierher kam, in einer Krise. Hinzu kam, dass sich die finanzielle Situation des Herzogtums Anfang der 70er Jahre aufgrund der Schulden und des Zinsdienstes zuspitzte. Ein Staatbankrott konnte nur durch neue Steuern sowie die äußerst geschickte Finanzpolitik des 1773 eingerichteten Finanzkollegs unter Leitung des Hugenotten Jean Baptiste Feronce von Rothencreutz und seines Mitarbeiters Johann Christian Teichs abgewendet werden.<sup>11</sup> Mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln, einer gewagten Umschuldung und konsequenten Ausgabendisziplin hatte man das Schlimmste, die Abtretung des verpfändeten Blankenburg an Hannover sowie des Braunschweiger Anteils am Ertrag der Erzförderung der gemeinsam betriebenen Gruben im Harz – Harzer Kommunion genannt – verhindern können. Erst die Subsidiengelder in Höhe von 2 Mill. Talern, die Georg III. für die von Karl I. zur Verfügung gestellten Truppen für den Kampf Englands gegen die Unabhängigkeitsbewegung der amerikanischen Kolonien zahlte, befreiten das Herzogtum aus seinem bedrohlichen finanziellen Engpass.

8 Brief von Lessing an Eva König vom 10. Juni 1770. In: Lessings Briefe. Hrsg. von Julius PETERSEN. Leipzig 1950, S. 127.

9 Dieter HILDEBRANDT: Lessing. Biographie einer Emanzipation. Taschenbuchausgabe München 2003, S. 366 f.

10 Ebd., S. 367.

11 Dazu und zum folgenden Abschnitt ausführlich Walter DEETERS: Das erste Jahrzehnt des braunschweigischen Finanzkollegs von 1773 bis 1785. In: Bsjb 56 (1975), S. 101–119, hier insbesondere S. 111 ff.

Damit ergaben sich neue Spielräume, die es dem Herzog ermöglichten, sich seiner alten Residenzstadt Wolfenbüttel erkenntlich zu zeigen.

Und das war bitter nötig: Wolfenbüttel hatte im Jahr des Truppenabzugs einen erneuten Bevölkerungseinbruch zu verzeichnen, wobei, neben einer hohen Sterberate und einem Rückgang der Geburtenrate, die Abwanderung von 856 Soldaten und Offizieren der Garnison Wolfenbüttel ins Gewicht fällt, die am 22. Februar 1776 unter dem Oberbefehl von General Riedesel aus Wolfenbüttel auszogen, um sich mit weiteren Regimentern in Braunschweig zu vereinen und von dort nach Stade zu marschieren, von wo sie sich nach Amerika einschifften.<sup>12</sup>

Es mag zur Ironie der Geschichte gehören, dass der Verkauf der Soldaten den Wendepunkt in der Finanzpolitik des Herzogtums bedeutete, für Wolfenbüttel aber zunächst einen erneuten Rückschlag. Der Abzug der Soldaten, eines Personenkreises mit nicht hohem aber relativ stetigem Einkommen, musste sich negativ auf Handwerk und Handel niederschlagen. In diesem Kontext, dem weiteren Niedergang der 2. Residenzstadt und den neu gewonnenen Spielräumen Karls I. durch die Subsidiengelder, ist das Edikt vom 1. Juli 1776 zu sehen, dessen Ziel es war, neue aktive Bürger in diese Stadt zu locken.

Zur Sicherung des Ansehens der Stadt gehörte auch, dass Lessing sich entschloss in Wolfenbüttel zu bleiben, nachdem er im Frühjahr 1777 zum Bibliotheksrat ernannt und sein Salär auf 900 Taler jährlich aufgebessert worden war.<sup>13</sup> Lessing, der immer unter Geldmangel litt, hatte mit einem nicht uninteressanten Angebot des sächsischen Hofes geliebäugelt, wie aus einem Brief an Eva König vom 23. Januar 1776 hervorgeht. Es war Eva König, die ihn zum Verbleib im ruhigeren Wolfenbüttel überredete.<sup>14</sup>

## Überlebensstrategien:

### Die Entwicklung Wolfenbüttels zur Gärtnerstadt

Im Schatten der negativen äußeren Ereignisse begann sich längst neues wirtschaftliches Leben zu regen. Dieses hatte sich nach dem Wegzug des Hofes nach Braunschweig mit der Aufgabe der Lustgärten durch die Hofbeamten angebahnt. In den meisten Fällen haben die Gärtner beziehungsweise Gartenknechte der Hofbeamten die Lustgärten gepachtet und weiter bebaut. Waren es nach einer Aufstellung von K. W. Ohnesorge<sup>15</sup> 1754: 69 verpachtete Gärten, so stieg die Zahl 1760/61

12 OHNESORGE (wie Anm. 3), S. 45 und S. 50–52. Insgesamt verzeichnete Wolfenbüttel im Jahr 1776 ein Minus von 1 120 Einwohnern. Vgl. dazu auch Stephan HUCK und Roger RECKEWELL: *Verkauft und Verraten*. In: *Brücken in eine Neue Welt*. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung. Hrsg. Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, Wiesbaden 2000, S. 201 ff.

13 Katalog: Gotthold Ephraim Lessing, Ausstellung im Lessinghaus. Bearb. von Wulf PIPER. Hrsg. Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel. Braunschweig 1981, S. 140, Nr. 219.

14 Eva König an Lessing vom 23. Januar 1776, zit. nach PETERSEN (wie Anm. 8), S. 242.

15 Klaus-Walther OHNESORGE: *Wolfenbüttel. Geographie einer Residenzstadt*. Braunschweig 1974 (Braunschweiger Geographische Studien, Heft 5), S. 163 ff.; vgl. auch: „... uns gesamten Gärtnern

schon auf 85 Pachtgärten an. Damit war ein Grundstein für die Herausbildung von Erwerbsgärtnereien gelegt. Diese Entwicklung wurde durch die Verteilung der Ländereien des Grauen und Roten Vorwerks auf Erbzins an die Bürger Wolfenbüttels noch verstärkt. Die Aufteilung lief möglicherweise in zwei Etappen, 1772 und 1776, ab. Der Chronist Karl Bege bezeichnet diese Maßnahme als *eine der wohlthätigsten Maaßregeln für die Stadt*,<sup>16</sup> stieg doch die Zahl der Erwerbsgärtner allmählich auf 100 an. Sie steigerte sich bis zum Ende des 18. Jahrhunderts auf 130 Gärtner, die die eigene Stadt, Braunschweig und den Harz mit Gemüse versorgten. Der Transport der Gartenfrüchte im Harz geschah durch die *Harzweiber*. Karotten, Kohl, Zuckererbsen waren die Hauptgemüsesorten, die man in Wolfenbüttel anbaute. 1775 wurde das erste Spargelbeet eingerichtet, um 1800 hatte jeder Garten ein Spargelbeet. Mit der Zeit gehend förderte der Herzog darüber hinaus zwischen 1768–78 die Anlage einer Maulbeerplantage mit ansehnlichen Prämien. Doch die Raupen (*Würmer*) waren anfällig für Krankheiten gewesen, so dass dieses Experiment einschlug. Auch beim Anbau von Obst und Wein hatte man keine glückliche Hand, so hielt man sich eher an die bewährten Gemüsesorten, die auch im kühleren Klima Wolfenbüttels gediehen.<sup>17</sup>

Damit war die Grundlage für einen Erwerbszweig gelegt, der im 19. Jahrhundert noch zusätzliche Bedeutung durch die neuen Möglichkeiten der Konservierung von Obst und Gemüse erfahren sollte.<sup>18</sup>

## Flachs und Garne als Exportschlager

Parallel zum Gemüseanbau, der vom Abzug des Hofes und von der Verpachtung der Hofbeamtengärten sowie der Vorwerksländereien profitierte, bildete sich allmählich ein zweiter Erwerbszweig heraus: der des Spinnens, Strickens, Webens. Dieser sicherte breiten Schichten ein Einkommen. Unsere Chronisten Hassel, Bege schildern diese Aktivitäten allerdings ohne konkrete Zeitangabe: *In allen Theilen derselben (d. h. der Fürstentümer Wolfenbüttel und Blankenburg) beschäftigt sich alles, es sei jung oder alt, arm oder bemittelt, Landsmann oder Städter, damit: selbst angesehene Frauenzimmer sieht man oft am Spinnrade*.<sup>19</sup> Die Garne wurden zum Teil in Heimarbeit zu Strümpfen verstrickt sowie zu Haus- und Kaufleinwand gewebt und vernäht. Daneben gab es aber in Wolfenbüttel 1787 17 Drell- und Leineweber, denen 16 Gesellen und 5 Lehrlinge zur Hand gingen. Mit den Kaufleuten, Schustern und Schneidern gehörten sie zu den am stärksten vertretenen Gewerben in Wolfenbüttel.<sup>20</sup> In dieser Zeit entwickelte sich der Garnhandel zu einem blühenden

in hiesiger Stadt“. Hrsg. von Marion SIPPEL-BOLAND. Wolfenbüttel 1997 (Beiträge zur Geschichte der Stadt Wolfenbüttel, Heft 8), S. 28 ff.

16 BEGE (wie Anm. 4), S. 177; OHNESORGE (wie Anm. 3), S. 167.

17 HASSEL/BEGE (wie Anm. 3), Bd. I, 1, S. 138 f. u. S. 142 f.

18 Barbara KLÖSEL: Konservenindustrie in Wolfenbüttel. In: SIPPEL-BOLAND (wie Anm. 15), S. 214–233.

19 HASSEL/BEGE (wie Anm. 3), Bd. I, 1, S. 189 f.

20 NLA-StA WF, 34 N 1294.

Geschäft. Die von Hassel, Bege angegebenen Garnmengen, die Anton Christoph Seeliger allein nach Elberfeld und Großbritannien exportierte, betrugen 505 Fässer und 527 Säcke. Nach Braunschweig lieferte er darüber hinaus 54 000 Bunde und erlöste damit insgesamt 550 000 Reichstaler.

Diese Zahlen gelten wohl erst für die 90er Jahre, die Grundlagen dieses Aufschwungs wurden bereits zur Zeit Lessings gelegt, als Seeliger 1770 von Braunschweig kommend eine Lehre als Kaufmann in der Kolonial- und Garnhandlung seines Onkels Conrad Wilhelm Baxmann in Wolfenbüttel antrat.<sup>21</sup> Nach Beendigung seiner Lehre und nach einigen Jahren als Gehilfe im Geschäft seines Onkels ging Seeliger für zwei Jahre nach Hannover, um sich schließlich 1786 ganz in Wolfenbüttel niederzulassen. Die Verheiratung mit der Tochter seines Onkels Baxmann eröffnete Seeliger nach dessen Tod den Einstieg in die Selbständigkeit, indem er in die Firma seiner Schwiegermutter eintrat. Mit Spürsinn für Zukunftschancen und kaufmännischer Genialität legte er die Grundlagen für einen nachhaltigen Wohlstand Wolfenbüttels, indem er *einen Theil des großen Handels nach Wolfenbüttel zog*.<sup>22</sup> Letzteres bezieht sich auch auf den Mitte der 90er Jahre im großen Stil betriebenen Kornhandel, der breiten Schichten Arbeit durch das Nähen von Kornsäcken sowie den Transport des Korns nach Hamburg verschaffte.<sup>23</sup> Da die Zusammenarbeit mit seiner Schwiegermutter auf Dauer zum Dissens führte, machte sich Anton Christoph Seeliger am 1. November 1794 selbständig und bezog das Haus Krambuden 15.

Auch seine Nachkommen verstanden es, flexibel auf neue Entwicklungen und Geschäftsfelder zu reagieren. Dabei folgten sie dem Motto: „Glück, gute Ware, gute Maße und günstige Preise“. <sup>24</sup> Ab 1860 wurde das Bankgeschäft immer bedeutender. Für den Wohlstand Wolfenbüttels und der ganzen Region im 19. Jahrhundert hat die Familie einen erheblichen Beitrag geleistet.

## Neue Produkte und neue Formen der Produktion: Handwerk und Manufakturen

### Theoretische Überlegungen

Schon früh hatte sich Herzog Karl I. der gezielten Förderung von Manufakturen verschrieben, entsprach sie doch nach Auffassung der Zeit dem Bild des Fürsten als Förderer der Wirtschaft. Während das Handwerk eher den täglichen Bedarf abdeckte, glaubte man in Manufakturen gehobene Waren produzieren zu können, die auch exporttauglich waren. Die Gelehrten Beiträge zu den Braunschweigischen Anzeigen vom 29. Januar 1777 setzen sich in einem Artikel: *Über die Vortheile von Beförderung einheimischer Manufakturen für Landwirth, und alle übrigen*

21 Gerd BIEGEL: Bankhaus C. L. Seeliger 1794–1994. Wolfenbüttel 1994, S. 30 ff. und S. 39 f.

22 HASSEL/BEGE (wie Anm. 3), Bd. I, 2, S. 329.

23 BIEGEL (wie Anm. 21), S. 59.

24 SEELIGER: 150 Jahre C. L. Seeliger. Wolfenbüttel 1944, S. 12/13.

*Einwohner* ... mit der Frage des Nutzens von Manufakturen auseinander.<sup>25</sup> Dabei wird argumentiert, man nur dann Waren aus dem Ausland, wie z. B. Gewürze aus Ostindien, beziehen könne, wenn man selbst Waren ausführe. Dabei war das Ziel eine ausgeglichene Handelsbilanz.

Als weiterer Gesichtspunkt wird die positive Wirkung des Wettbewerbs auf den Preis importierter Waren angegeben: deren Preise könnten nur durch eigene Produkte gedrückt werden. Vorbild sei die Produktion von Zucker, Tabakspfeifen, Spielkarten, Kakao in Hannover, die genau diese beabsichtige Wirkung gezeigt hätten. Auch der Kaffeepreis sei um die Hälfte gesunken, seit man Zichorien zu einem Ersatzkaffee verarbeite. Frankreich sieht man als Hauptkonkurrenten, seine Waren seien auffallender, wenn auch nur von kurzer Dauer. Der anonyme Autor setzt sich für Qualität vor Schönheit ein, womit er für einheimische Waren, die häufig nicht den erwünschten Anklang fanden, eine Lanze bricht.<sup>26</sup>

Die herzogliche Förderung der Manufakturen erfolgte noch aus einem weiteren Aspekt: Die Manufaktur war ein Ventil, um die wirtschaftliche Verkrustung der eng gefassten Gildeordnungen und -gesetze aufzubrechen. Denn die Gilden überwachten argwöhnisch die Zulassung neuer Meister und deren Zuordnung zu bestimmten Gilden.<sup>27</sup> In ein solches Raster konnte eine Manufaktur wie die Papiertapetenmanufaktur in Wolfenbüttel nicht passen, die Fachkräfte verschiedener Gewerke beschäftigte. Von ihr wird später noch die Rede sein.<sup>28</sup>

Eine vorsichtige Befreiung vom Gildezwang für das Handwerk fordert eine weitere Abhandlung der Gelehrten Beiträge vom 31. März 1781,<sup>29</sup> mit dem Vorschlag, Gesellen zu erlauben, sich als *Freygesellen* niederzulassen. Das alleinige Ausbildungsrecht solle weiterhin beim Meister angesiedelt sein. Niedergelassene Freygesellen würden auch keine Gewährleistung bieten: *das Publikum, das die Wahl hätte, einen Meister oder einen Freygesellen zu gebrauchen, könnte sich nicht beschweren, wenn es von letztern auch schlechter bedienet würde.*<sup>30</sup> Immerhin sollten *Freygesellen* das Recht erhalten, ihre Ausbildung zum Meister zu einem Zeitpunkt fortsetzen zu können, der es ihnen erlaube, dies ohne die übliche Verschuldung zu tun.

Analog zu der Forderung, Freigesellen zuzulassen, sollten nach dem Edikt Karls I. für Wolfenbüttel Fabrikanten von der Gildezugehörigkeit freigestellt und

25 Gelehrte Beiträge zu den Braunschweigischen Anzeigen 17 (1776), Sp. 65–72, und Sp. 73–78; vgl. auch Peter ALBRECHT: Die Förderung des Landesausbaues im Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel im Spiegel der Verwaltungsakten des 18. Jahrhunderts (1671–1806). Braunschweig 1980 (Braunschweiger Werkstücke, Reihe A, 16), S. 475 ff.: Albrecht setzt den Beitrag der Manufakturen für die gesamtwirtschaftliche Entwicklung des Herzogtums nicht sehr hoch an.

26 Anders als der Autor der Gelehrten Beiträge macht ALBRECHT (wie Anm. 25), S. 493, Qualitätsmängel und fehlende Raffinesse für den schlechten Absatz einheimischer Waren verantwortlich.

27 Zur Gewerbegesetzgebung vgl. BROCKHAUS KONVERSATIONSLEXIKON. Leipzig 1902, Bd. 7, S. 909: Bestrebungen, die Zünfte einzuschränken, wurden zeitgleich in England, Frankreich und Amerika um 1770/80 verfolgt. Auch Karl Heinrich KAUFHOLD: Gilde, Stadt und Territorium in der frühen Neuzeit. In: Handwerk in Braunschweig. Hrsg.: Martin KINTZINGER. Braunschweig 2000, S. 135, stellt einen gewissen gewerbefreizüglichen Zug im Schrifttum der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts fest.

28 S. unten S. 142 ff.

29 Gelehrte Beiträge zu den Braunschweigischen Anzeigen 21/22 (1781), Sp. 203–206.

30 Ebd., Sp. 204.



direkt dem Geheimen Rat unterstellt werden. Darüber hinaus sollten sie alle möglichen Freiheiten und Privilegien erhalten, so z. B. eine weitgehende Befreiung von Steuern und Zöllen. Zu den Privilegien zählte in der frühen Phase des Merkantilismus auch eine eigene Gerichtsbarkeit: „Spezialgerichte gehörten ... wohl zu den Vorkehrungen, die man Fabrikanten zu jener Zeit anbieten musste, um sie in das Land zu ziehen,“ so der Historiker Peter Albrecht.<sup>31</sup> Ein Passus diesen Inhalts, ohne dass auf ein eigenes Gerichtswesen hingewiesen wird, befindet sich auch in § 7 des Edikts für Wolfenbüttel. Er besagt, *daß in Sachen, welche Handlung und Verkehr, Fabriken und Manufakturen betreffen, Recht und Gerechtigkeit ohne allen Umtrieb auf die leichteste und kürzeste Art in vollkommener Maasse jedem angedeihen soll*. In der Regel war das Fürstliche Polizei-Departement für Streitigkeiten mit Gilden und anderen Unternehmern zuständig. Im Kern handelte es sich um eine eigene Rechtsordnung für Manufakturen außerhalb der Gilden, dem Umstand Rechnung tragend, dass jede Einschränkung abschreckend auf potentielle Investoren wirken könnte.

### „Fabriquen-Entrepreneurs“ in Wolfenbüttel

Das schon mehrfach erwähnte Edikt von 1776 liegt ganz im Trend des 18. Jahrhunderts, durch Anwerbung qualifizierter Menschen neues Wissen und neue Produktionstechniken ins Land zu holen. Insofern gleicht es dem Edikt von Potsdam von 1685,<sup>32</sup> dessen Motiv nicht nur ein humanitäres, Religionsfreiheit zu gewähren, war, sondern vor allem auch ein wirtschaftliches.

Karl I. und sein Nachfolger Karl Wilhelm Ferdinand hofften, dem wirtschaftlichen Leben Wolfenbüttels durch gezielte Förderung neu gegründeter Manufakturen die Impulse zu geben, die aus dem vorhandenen Handwerk kaum zu erwarten waren, da durch die Gilden nicht nur die Zulassung neuer Meister restriktiv gehandhabt wurde, sondern auch neue Produktionsmethoden untersagt wurden.<sup>33</sup> In dieser Hinsicht waren die Gilden ein Hemmnis für den Fortschritt.

Zwei „Fabriquen“, die zur Zeit Lessings, und eine, die in den 90er Jahren gegründet wurden, sollen hier genauer betrachtet werden, da sie exemplarisch sind für die Schwierigkeit, etwas Neues zu schaffen, bzw. Waren auf eine neue Weise zu produzieren.

Da ist zunächst die Gründung einer französischen Hutfabrik durch Johann August Wilhelm Pothe. Nach Gesellenprüfung und der danach erforderlichen Gesellenzeit bei dem französischen Hutmacher Lobenstein in Braunschweig stellte Pothe im März 1776 den Antrag, im Anwesen seines verstorbenen Vaters, der selbst Hutmacher in Wolfenbüttel war, eine französische Hutfabrik einrichten zu dürfen.<sup>34</sup>

31 ALBRECHT (wie Anm. 25), S. 483.

32 Vgl. Andreas REINKE: Das Edikt von Potsdam. Toleranz hat Tradition. Hrsg.: Die Ausländerbeauftragte des Berliner Senats. 8. Auflage Berlin 2000.

33 Siehe S. 139 ff. zur Bandmanufaktur Schwarze, insbes. Anm. 40/41.

34 NLA-StA WF, 34 N 1703.

Die Wolfenbütteler Hutmacher waren von diesem Vorhaben nicht begeistert und wollten der Argumentation Pothés, dass zwischen deutschen und französischen Hüten ein fundamentaler Unterschied bei der Herstellung bestehe, nicht folgen.

Herzog Karl I. erteilte trotz Bedenken von Seiten der Gilde am 17. September 1776 die Konzession für eine solche Fabrik mit der Auflage, vierteljährlich die Produktionszahlen sowie die in der Fabrik arbeitenden Personen dem Fürstlichen Polizei-Departement zu melden. Ausschlaggebend für die Konzession war die Hoffnung, dass in dieser Fabrik Arbeitsplätze geschaffen würden. Von der Produktion des ersten Quartals der neuen Fabrik, drei Dutzend Hüte, übernahm der Erbprinz allein zwei Dutzend, so der 1. Polizeibericht vom 2. Januar 1777. Darin wird auch von der Absicht Pothés berichtet, an der Braunschweiger Messe teilzunehmen und dafür mehrere Personen einzustellen. In den folgenden Jahren steigerte Pothe die Produktion langsam auf 192 Hüte im Jahr 1779, dies war der Höhepunkt seiner Produktion. Allerdings hatte er dabei keine einzige Stelle geschaffen, wie der jährliche Bericht des Polizei-Departements kritisch vermerkt. Danach gingen die Produktionszahlen zurück. Die letzte überlieferte Zahl liegt mit 41 Hüten für das Jahr 1782 vor. Der Polizeibericht vom Dezember vermerkt, dass Pothe verschuldet und nicht in der Lage gewesen sei, Material für seine Produktion zu kaufen. Dennoch habe er die Hoffnung nicht aufgegeben, aus dem Tief wieder herauszukommen, da eine Erbschaft in Goslar winke; er wolle diese in seine Fabrik investieren. Zwei Jahre später erhebt ein Wolfenbütteler Hutmacher Beschwerde, weil Pothe einen deutschen ausgelernen Hutmachergesellen aus Berlin der Gildeordnung zuwider beschäftige. Er wurde aufgefordert, den Gesellen zu entlassen.<sup>35</sup>

Der Ausgang dieser Beschwerde sowie Pothés weiteres Schicksal konnte nicht verfolgt werden, da keine Akten darüber vorliegen. Man kann nur vermuten, dass der Markt für französische Hüte, die hauptsächlich von Mitgliedern des Hofes und der oberen Schichten getragen wurden, in Wolfenbüttel zu eng war und wohl weitgehend von Pothés Lehrherrn, dem Hutmacher Lobenstein in Braunschweig, bedient wurde. Gescheitert ist die Gründung wohl auch deshalb, weil Pothe den Plan, seine Waren auf der Braunschweiger Messe zu präsentieren, nicht umgesetzt hat.

Eine andere Fabrikgründung verlief genauso mühsam, war aber doch nach jahrelangem Kampf mit der eigenen und der Kaufmannsgilde schließlich erfolgreich. Anfang Dezember 1776 stellte der Posamentiermeister Johann August Schwarze den Antrag zur Gründung einer *Brokat-Band Fabrique*.<sup>36</sup> Sicher war ihm das Edikt des Herzogs zu Ohren gekommen und hat ihn ermuntert, eine Fabrikation von Seidenbändern zu starten. Sein Antrag war verbunden mit der Bitte, die Gilde verlassen und die noch vorhandene Arbeit an andere Meister delegieren zu dürfen. Sollte seine Fabrik keinen Erfolg haben, bat er in die Gilde zurückkehren zu können.

Schwarze begründete sein Handeln mit dem merkantilistischen Credo der Zeit, dass der bisherige Geldabfluss in einen Zufluss verwandelt werden könne. Die Gilde – zu einer Stellungnahme aufgefordert – führte allerlei Gründe gegen das

35 Wie Anm. 34, Beschwerde v. 18. Januar 1784

36 NLA-StA WF, 34 N 2014 v. 2. Dez. 1776.

Vorhaben ins Feld, so z. B., dass Schwarze Beitragsrückstände habe, die vorgelegten Bandmuster nicht alle von ihm selbst gefertigt seien, sie solches auch selbst bewerkstelligen könnten.<sup>37</sup> Schließlich forderten sie vom Herzog, er solle die *herrschaftlichen* Aufträge an Schwarze einstellen.

Die Einwände wurden wiederum Schwarze zur Stellungnahme vorgelegt. Dieser konkretisierte daraufhin sein Vorhaben: Er wolle zur Produktion von glatten aber auch von Stern- und Figurbändern Mühlenstühle anschaffen, wie sie in der Schweiz eingesetzt würden.<sup>38</sup> Auf diesen könne man mit einem Dreher zwölf Bänder zugleich fertigen. Er habe auf der Messe in Frankfurt Kontakt zu einem Mühlenstuhlbauer aus Basel geknüpft, der bereit sei, Stühle zu liefern und einzurichten. Da von der Posamentier-Gilde solche Stühle nicht geduldet würden und kein zünftiger Gesell auf ihnen arbeiten dürfe, bitte er der Lossprechung von der Gilde stattzugeben. Außerdem bat er die herrschaftlichen Aufträge nicht zu streichen, da ein Mühlenstuhl 100 Reichstaler koste und die Einrichtung der Fabrik einige Zeit dauere. Daher sei er auf die Erledigung vorhandener Bestellungen angewiesen. Dabei sei er bereit, die Arbeiten weiterhin an Gildemeister zu delegieren.

Letztere waren hin- und hergerissen: einerseits bangten sie um ihre Arbeit, da sie die Effizienz der schweizerischen Mühlenstühle fürchteten, auf denen mehrere Bänder gleichzeitig hergestellt werden konnten; andererseits wollten sie sich auch nicht ganz mit Schwarze überwerfen, denn er hatte ihnen bisher Aufträge verschafft, die bei völliger Ablehnung des Begehrens von Schwarze ausbleiben könnten.

Die Verhandlungen zwischen Schwarze, der Gilde und dem Fürstlichen Polizei-Departement, das wiederum dem Herzog bzw. seiner Kanzlei Bericht erstattete, zogen sich hin. Der Herzog wollte vor allem wissen, ob Schwarze bereit sei, hiesige Seide zu verarbeiten, was ihm dieser zusicherte, vorausgesetzt der Preis liege unter dem für auswärtige Seide und er fände einen Färber, der Seide mit dem gehörigen Glanz färben könne.<sup>39</sup>

Die Konzession des Herzogs zur Gründung der Fabrik erfolgte schließlich am 3. November 1777 mit der Auflage, dass die Seide ausschließlich von der fürstlichen Münzbergs-Plantage (südlich von Veltenhof) bezogen werde. Schwarze wurde der Gilde entbunden, durfte weitere Posamentieraufträge annehmen und bis zur vollständigen Instandsetzung seiner Fabrik mit Detailwaren handeln. Im Falle des Scheiterns stand ihm die Rückkehr zur Gilde offen.<sup>40</sup>

Am 24. Januar des folgenden Jahres kann man in den Braunschweigischen Anzeigen die Ankündigung Schwarzes lesen, dass er zum ersten Mal an der Braunschweiger Messe zu Mariae Lichtmeß mit seinen Brokatbändern in *allerlei Couleuren* teilnehme, er biete die billigsten Preise, seine Boutique sei in Nr. 6 auf dem Altstadtmarkt.<sup>41</sup>

37 Ebd., Anhörung v. 12. Dez. 1776.

38 Ebd., 16. Jan. 1777.

39 Ebd., Anfrage des Herzogs v. 20. Juni 1777, Antwort Schwarzes v. 3. Juli 1777, Ergänzung 8. Juli 1777.

40 Ebd., 3. Nov. 1777.

41 Braunschweigische Anzeigen 24. Jan. 1778, Sp. 65.

Schwarzes Erfolg wurmte offensichtlich seine Wolfenbütteler Kollegen, und so entspann sich in den nächsten 17 Jahren ein Kleinkrieg mit Mitgliedern sowohl der Posamentiergilde<sup>42</sup> als auch der Kaufmannsgilde.<sup>43</sup> Man warf Schwarze vor, zwar eine Bandmaschine angeschafft, aber nicht in Betrieb genommen zu haben, also nicht dem ursprünglichen Antrag gemäß zu arbeiten. Außerdem wird er beschuldigt, auf insgesamt 18 Stühlen, 12 davon in Wolfenbüttel, der Rest an anderen Orten, u. a. in Braunschweig, Helmstedt und Bad Gandersheim, arbeiten zu lassen und über die eigene Produktion hinaus Handel zu treiben.

Die Auseinandersetzung, die auch zur zeitweisen Beschlagnahme seiner Waren führte,<sup>44</sup> wurde erst im Juli 1795 beigelegt, als es Schwarze gelang, einen Werkmeister in Magdeburg aufzutreiben, der ihm drei Mühlenstühle, eine Wickelmaschine und sonstiges Inventar zur Bandherstellung nicht nur vermittelte, sondern auch einrichtete.<sup>45</sup> So konnte das Fürstliche Polizei-Departement bei seiner Inspektion befriedigt festhalten, dass einer dieser Mühlenstühle mit 24 Gängen so effektiv sei, dass die jährliche Produktion der Zopftressen für das Militär in vier Wochen zu bewerkstelligen sei. Die beiden anderen Stühle hätten 10 bzw. 16 Gänge und arbeiteten auch. Damit gab das Polizei-Departement auch die ausgelobte Beihilfe von 100 Reichstalern für die Einrichtung der Fabrik frei.<sup>46</sup>

Ende gut alles gut – so könnte man diese mühsame Gründungsgeschichte eines Unternehmens kommentieren, bei der der Unternehmer viele Hürden überwinden und einen langen Atem haben musste. Hassel, Bege halten nur das positive Ergebnis fest, dass auf 4 Mühlen- und 21 Posamentierstühlen 50 Menschen Beschäftigung und Unterhalt gefunden hätten.<sup>47</sup> Was Schwarze geholfen hat, war seine unternehmerische Initiative: Er hat die Waren seiner Subunternehmer vermarktet und ihnen neue Aufträge verschafft. Dabei besuchte er die Messen in Leipzig, Frankfurt und Magdeburg, wo er die Augen für neue Produktionsweisen offenhielt. Dabei musste er erfahren, dass der Verkauf und die Weitergabe der Funktionsweise der neuartigen Mühlenstühle auch auf Anweisung der jeweiligen Obrigkeit äußerst restriktiv gehandhabt wurde. Im Fall der Ausfuhr des Mühlenstuhls aus den brandenburg-preussischen Landen war dies besonders schmerzlich, weil sich die dortigen Behörden, trotz der verwandtschaftlichen Bande zwischen den Herrschern beider Territorien, unnachgiebig verhielten und die Ausfuhr mit allen Mitteln zu verhindern suchten.

42 wie Anm. 36, Mai 1781.

43 NLA-StA WF, 34 N 2014, 23. Nov. 1784.

44 Ebd., 30. Nov. 1784.

45 Zu den Schwierigkeiten, die Schwarze zu überwinden hatte, da die Behörden in Magdeburg die Ausfuhr von Mühlenstühlen mit aller Macht verhindern wollten: vgl. den Bericht vom 25. Juni 1795. Bei dem erwähnten Mühlenstuhl mit 24 Gängen handelt es sich wahrscheinlich um den Nachbau des aus Magdeburg übernommenen gebrauchten Stuhles.

46 Ebd., 22. Juli 1795. Die Anweisung der Prämie wurde vom Minister des Finanzkollegiums Feronce von Rothencreutz eigenhändig unterzeichnet.

47 Wie Anm. 3, Bd. I,1, S. 200.

## Tapetenfabrik im Schloß in Wolfenbüttel

In den 90er Jahren des 18. Jahrhunderts fand in Wolfenbüttel eine Welle von Unternehmensgründungen insbesondere von französischen Emigranten statt. Geistliche, Adlige, Offiziere und Unternehmer verließen Frankreich, weil sie sich dort bedroht fühlten. Besonders Adlige und Offiziere hatten sich zunächst in der Nähe ihres Landes in den Rheinstädten Koblenz, Trier, Worms und Neuwied niedergelassen, wo sie sich auf eine Gegenrevolution vorbereiteten. Auf die „Niederlage“ der anti-revolutionären Koalition aus Österreich, Preußen und Braunschweig sowie eines bunt zusammen gewürfelten Emigrantenheeres unter dem Oberbefehl von Herzog Karl Wilhelm Ferdinand bei Valmy am 19. September 1792, reagierte zwei Tage später die französische Nationalversammlung in Paris mit dem Beschluss, die Monarchie in Frankreich abzuschaffen. Gleichzeitig ging sie zum Gegenangriff über: Viele Emigranten fühlten sich in den linksrheinischen Städten nicht mehr sicher und verteilten sich auf ganz Deutschland, vornehmlich Norddeutschland.<sup>48</sup> Das Herzogtum Braunschweig mit den Städten Braunschweig, Wolfenbüttel und Blankenburg wurde bevorzugter Zufluchtsort, unter anderem deshalb, weil Herzog Karl Wilhelm Ferdinand großes Ansehen unter den Emigranten genoss. Das Aufenthaltsrecht sollte jedoch nur solchen Emigranten gewährt werden, die vorhatten, sich unternehmerisch zu betätigen. Doch diese Verordnung wurde nicht ganz konsequent umgesetzt, um Härten zu vermeiden.

So kam es, dass in Wolfenbüttel die Zahl der französischen Emigranten von 100 Ende 1795 auf 247 zum Jahresende 1797 answoll, darunter Adlige, Geistliche, Offiziere sowie erfolgreiche Bürger, deren Unternehmen angegriffen und zerstört worden war.<sup>49</sup> Mehrere Manufakturen wurden in Wolfenbüttel gegründet. Den Gründern wurde umfangreiche Starthilfe gewährt, wie in dem bereits erwähnten Edikt von 1776 festgelegt.

Diese Hilfe wurde auch dem ehemaligen Offizier der königlichen Kavallerie Pierre de Thouvenot-Micque zuteil. Er hatte in verschiedenen Funktionen, unter anderem als Generaladjutant von General Charles François Dumouriez gedient.<sup>50</sup> Dumouriez hatte hohe Ämter in Paris eingenommen, wo er Außenminister und Kriegsminister gewesen war. Zugleich war er ein hervorragender Feldherr: Bei der Kanonade von Valmy brachte er Herzog Karl Wilhelm Ferdinand dazu, aufzugeben. Es war Pierre Thouvenot, der die anschließenden Verhandlungen mit Karl Wilhelm Ferdinand führte.

48 Hierzu vor allem Christian HENKE: Coblenz: Symbol für die Gegenrevolution. Die französische Emigration nach Koblenz und Kurtrier 1789–1792 und die politische Diskussion des revolutionären Frankreichs. Stuttgart 2000, insbesondere S. 272 ff. und S. 280 ff.

49 Zum Aufenthaltsrecht der französischen Emigranten in Braunschweig, Wolfenbüttel und Blankenburg: Günter SCHEEL: Die Emigranten der französischen Revolution im Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel. In: Bsjb 83 (2002), S. 39 ff. Dort auch weitere Zahlen für Braunschweig und Blankenburg.

50 Brief 31 von Christiane TRAPP abgedruckt im Braunschweigischen Magazin 12 (1918), S. 123: *man sagt er ist der Generaladjutant des General Dumouriez*. Dumouriez war am 10. April 1793 zum Feind übergelaufen. Vgl. auch Christian HENKE (wie Anm. 48), S. 376, Anm. 45.



Da Dumouriez ein glühender Verfechter der konstitutionellen Monarchie war, wurde er der revolutionären Bewegung gefährlich. Er wurde als Verräter geächtet, als er gewonnene Gebiete wieder aufgab und auf eigene Faust mit den Österreichern nach der Absetzung König Ludwigs XVI. über die Wiederherstellung der konstitutionellen Monarchie verhandelte. Um sein Leben zu retten, blieb ihm nur die Emigration. Auch für Pierre Thouvenot war damit eine Rückkehr nach Paris ausgeschlossen. Thouvenots Name taucht am 22. Mai 1794 in den Akten des Fürstlich Wiedischen Archivs in Neuwied auf: Als Handelsmann *Pierre de Thouverrot Micque* erhält er eine Konzession zur Einrichtung einer Tapetenfabrik gegen Zahlung von 44 Reichstalern.<sup>51</sup> Schon im August desselben Jahres wurde die Fabrik wieder aufgegeben, weil französische Truppen sich bedrohlich dem Rhein näherten und damit auch Neuwied nicht mehr sicher war.

Thouvenot begab sich von Neuwied nach Braunschweig. Ausgestattet mit einem Empfehlungsschreiben eines Majors Schwartz,<sup>52</sup> bietet er Herzog Karl Wilhelm Ferdinand an, mit François Ignace de Wendel die herzogliche Eisen- und Stahlproduktion zu erneuern und seine Vorstellungen *pour améliorer et étendre l'art du fer* einzubringen.<sup>53</sup> Was die herzogliche Behörde wohl wusste, war die Tatsache, dass Ignace de Wendel, der vorgesehene Kompagnon Thouvenots, ein international anerkannter Fachmann auf dem Gebiet der Stahlherstellung und Verarbeitung war. Aber auch Thouvenot war vor Beginn seiner militärischen Karriere Direktor einer Eisengießerei in Indret gewesen.<sup>54</sup> Daher wurde durchaus darüber nachgedacht, eine der herzoglichen Eisenhütten der Direktion Thouvenots für eine gewisse Zeit zu überlassen, um seine Kompetenz zu testen. Bedenken bestanden jedoch bezüglich der politischen Gesinnung Thouvenots. Kammerpräsident Carl von Praun, der die Vorschläge begutachtete, gab die Nähe Thouvenots zu den Anhängern der französischen Konstitution zu bedenken. Er sah die Gefahr, dass durch Kontakte zu Untergebenen ein revolutionärer Funke im Herzogtum Braunschweig überspringen könnte. Als weiteres Argument gegen ein solches Engagement führte von Praun die Kosten in Höhe von 4 bis 5 000 Reichstalern ins Feld.<sup>55</sup> Die Antwort Karl Wilhelm Ferdinands fiel daher negativ aus mit der Begründung, der Zeitpunkt für eine solch große Investition sei nicht günstig und im Übrigen der Absatz seiner Gießereien gut, weshalb er von dem Angebot keinen Gebrauch machen wolle. Er sei jedoch offen

51 Belegband zu den Renteirechnungen Wied-Neuwied 1794, Nr. 33. Im Rechnungsbuch Renteirechnungen S. 34, Nr. 33 wird der Zahlungseingang und die Ausstellung eines Privilegs zur Errichtung einer *Tapetenfabrik dahier* bestätigt. Die ungewöhnliche Schreibweise des Antragstellers *Thouverrot* könnte auf einen Hörfehler zurückzuführen sein, möglicherweise auch auf eine Vorsichtsmaßnahme Thouvenots, der seine wahre Identität nicht zu erkennen geben wollte, worauf die Berufsbezeichnung *Handelsmann* hindeutet. Ein herzlicher Dank gilt Dr. Hans-Jürgen Krüger, dem Leiter des Fürstlich Wiedischen Archivs in Neuwied für die zur Verfügung gestellten Kopien der Einträge zu Pierre Thouvenot.

52 NLA-StA WF, 2 Alt 12334, Blatt 2.

53 Ebd., Blatt 3.

54 Jules MICHELET: *Histoire de la Révolution française*. Bd. II. Ed. par Gerard Walter. Gallimard 1989, S. 1575. Hiernach war Thouvenot bis zum Beginn der Revolution in Indret tätig. Von dort wurde er von Dumouriez als Generalmajor verpflichtet.

55 NLA-StA WF, 2 Alt 12334, Blatt 10 ff.

für weitere Pläne Thouvenots. In diesem Fall wolle der Herzog ihm entgegenkommen bezüglich des Ortes sowie bei der Etablierung des Unternehmens. Thouvenot zeigte sich von der Absage, die ihm am 25. Dezember 1794 übermittelt wurde, enttäuscht, auch weil er de Wendel die Absage zukommen lassen musste. De Wendel hat daraufhin seinen Werkmeister Maurice veranlasst, in Weimar zu eruiieren, ob sich für ihn in Ilmenau ein neues Betätigungsfeld eröffnen lasse.<sup>56</sup>

Thouvenot selbst unternahm drei Tage später einen neuen Anlauf in eigener Sache und schlug die Gründung einer Papiertapetenfabrik vor. Mitbegründer sollte der Dragonerhauptmann und Kammerherr Graf von Montjoye Froberg werden. Daher erbat er vom Herzog eine umfassende Konzession für eine Manufaktur mit mehreren Abteilungen für die Herstellung von Tapeten, Farben und Firnis, sowie für bedruckte Kattune und bemalte Leinwand. Das Privileg sollte eine 15-jährige Gültigkeit haben, drei Jahre länger als im eingangs besprochenen Edikt für Wolfenbüttel von 1776 zugesagt. Vorgesehen war auch der abgabenfreie Import und Export von Waren, die freie Auswahl von Arbeitern als auch die mietfreie Unterkunft der Fabrikation für 20 Jahre. Schließlich forderte Thouvenot eine Monopolstellung des Unternehmens im Herzogtum Braunschweig für 15 Jahre, wobei bereits vorhandene Manufakturen ausgenommen waren. Weitere Forderungen waren Portofreiheit sowie ein zinsloses Darlehen in Höhe von 2000 *Ecus*. Dieses Darlehen solle zurückgezahlt werden, sobald die Produktion angelaufen sei, wofür Thouvenot sieben bis acht Monate veranschlagte. Thouvenots Forderungen wurden ohne Einschränkung durch das herzogliche Privileg vom 8. Januar 1795 bestätigt.<sup>57</sup> Die einzige Änderung betrifft den bzw. die Mitgesellschafter: im Entwurf des Privilegs und somit auch im Original, das nicht erhalten ist, ist die Rede von den *Gebrüdern Cte Montjoye-Froberg*. Die Partnerschaft mit den Gebrüdern war nur von vorübergehender Dauer, möglicherweise hatten die Grafen Froberg nur den Status stiller Teilhaber und sollten abgelöst werden, sobald ein neuer Partner gefunden war.

Am 20. Februar 1795 zog Pierre de Thouvenot-Micque ins Schloss in Wolfenbüttel ein und präsentierte bald darauf eine Liste für Reparaturen und Änderungen. Diese umfasste die Wasserversorgung für das Farblabor ebenso wie die Sicherung der Räume durch Fenstergitter und abschließbare Türen. Darüber hinaus forderte Thouvenot eine angemessene Unterkunft im Schloss für seine Mitarbeiter, die er aus Frankreich und unterschiedlichen Städten Deutschlands verpflichtet hatte, allen voran zwei Gesellen aus der Pariser Tapetenmanufaktur Réveillon. Diese war die bedeutendste und größte Manufaktur ihrer Art in Frankreich und wurde ohne konkreten Anlass unmittelbar vor Ausbruch der Revolution gestürmt und vollständig

56 Hans TÜMMLER: Goethe und die Tragödie des Emigranten de Wendel in Ilmenau. In: Goethe in Staat und Politik. Gesammelte Aufsätze. Köln 1964, insbes. S. 83: Danach hat de Wendel im Januar 1795 seinen Werkmeister nach Ilmenau geschickt, unmittelbar nach der Absage in Braunschweig, womit die Vermutung Tümmers, Thouvenot habe de Wendel im Stich gelassen, nicht bestätigt werden kann. Tümmers Abhandlung ist eine bewegende Dokumentation des Scheiterns dieses international anerkannten Spezialisten, dessen Unternehmen der Kern der französischen Eisenindustrie wurde.

57 NLA-StA WF, 2 Alt 12334, Blatt 35 ff., auf Blatt 37 Bezug auf das Edikt vom 1. Juli 1776.

zerstört.<sup>58</sup> Ein weiterer Mitarbeiter, ein Kupferstecher, stammte ebenso aus Paris, andere aus Hamburg, Lüttich, Magdeburg und Erlangen. Zehn Mitarbeiter kamen aus Wolfenbüttel, womit wohl dem Anliegen Karl Wilhelm Ferdinands Rechnung getragen wurde, Arbeitsplätze vor Ort zu schaffen. Ein Blick auf die Liste der Handwerker zeigt, dass ganz unterschiedliche Qualifikationen bei der Herstellung von Tapeten erforderlich waren: Die wichtigste Person neben dem Unternehmer war der Dessinateur, hier ein Mr. Irwayer, dessen Herkunft nicht geklärt werden konnte. Er war für die künstlerische Gestaltung der Tapeten zuständig, entschied auch darüber, ob bereits verarbeitete Motive, z.B. auf Kupferstichen, übernommen werden sollten. Dessinateure genossen geradezu Kultstatus<sup>59</sup> und daher wird er auch in unserem konkreten Fall nicht zu den Arbeitern gezählt. Die eigentlichen Mit-Arbeiter bestanden in der ersten Phase der Manufaktur aus drei Graveuren, einem Kupferdrucker, zwei Farbspezialisten, einem Papierdrucker, zwei Tischlern und einem Handschuhmacher. Dazu gehörten sechs Gesellen und vier Lehrlinge. Insgesamt bestand das Team aus 20 Mitarbeitern, davon die Hälfte, wie bereits erwähnt, aus Wolfenbüttel.<sup>60</sup>

Dies genügte für eine Vorproduktion, die in den Braunschweigischen Anzeigen vom 13. Februar 1796 wie folgt angekündigt wurde: *Pierre Thouvenot und Komp. in Wolfenbüttel machen hiedurch bekannt, daß das Lager ihrer daselbst etablirten Tapeten=Fabrike hieselbst bei dem Kaufmann Johann Christoph Wilmerding auf der Breitenstraße ist, und daß bei demselben alle Arten von Tapeten, Bordüren und Thürenstücken, für dem Fabrikenpreis zu haben sind.*

Etwa drei Monate später erschien eine Anzeige, die ein weiteres Depot bei den Gebr. Docagne und Delorme im Sacke 2637 in Braunschweig ankündigte. Die Preise seien dieselben wie die der Fabrik in Wolfenbüttel.<sup>61</sup>

Wie erfolgreich die Tapetenfabrik, für die regelmäßig in den Braunschweigischen Anzeigen geworben wurde, in ihrer ersten Produktionsphase war, dafür haben wir keine Unterlagen. Aus einem Brief Thouvenots wissen wir, dass er Tapeten auf der Leipziger Messe verkaufte, dort aber bei weitem nicht den Preis erzielte, den er sich vorgestellt hatte.<sup>62</sup>

58 Dies geschah am 2. April 1789 zu einem Zeitpunkt, da nach einem kalten Winter die Arbeitslosigkeit in Paris sehr hoch war. Die Luxusproduktion von Tapeten und der außergewöhnliche Erfolg der Manufaktur war wohl in den Augen der darbenenden Menschen eine Provokation. Dazu: Tapeten. Ihre Geschichte bis zur Gegenwart. Hrsg. Heinrich OLLIGS. Bd. I: Tapetengeschichte. Braunschweig 1970, S. 236 ff.

59 Odile NOUVEL-KAMMERER: *Papiers Peints Panoramiques*. Paris 1990, S. 26 ff., beschreibt ausführlich den künstlerischen Prozess beim Entwurf vor allem von Bildtapeten. Dabei sei es darauf angekommen, eine in einer Gravur entworfene Landschaft auf Modeln zu übertragen und ihr dabei Rhythmus, Farbe und Tiefe zu geben.

60 NLA-StA WF 2, Alt 12334, Blatt 65 v. 30. Juni 1795: Mitarbeiterliste der Tapetenfabrik Thouvenots.

61 Braunschweigische Anzeigen 1796, 13. Stück vom 13. Februar, Sp. 268 und 43. Stück vom 4. Juni, Sp. 884. Weitere Anzeigen in: Peter ALBRECHT: Die Absatzstrategien im Bereich Handel. In: *Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Braunschweigischen Landes*. Bd. II. Hrsg. Karl H. KAUFHOLD u. a. Hildesheim 2008, S. 773, Anm. 159 und 160.

62 NLA-StA WF, 2 Alt 12338, Blatt 32: Brief von Thouvenot an Janvier v. 29. August 1798, in welchem Thouvenot darlegt, dass er beschlossen habe, die Tapeten zu 66 Prozent Ermäßigung gegen-

Sicher hatte Thouvenot schon bald erkannt, dass er einen erfahrenen Geschäftspartner brauchte. Diesen fand er in Janvier, mit dem er besonders im Jahr 1798 einen intensiven Briefverkehr hatte, bevor er ihn dem Herzog als neuen Partner vorstellte. Janvier verließ sich nicht allein auf die Einführung durch Thouvenot, sondern legte eine Empfehlung eines Mitglieds des Handelshauses Dufour in Leipzig vor, welches überwiegend mit Seide aus Lyon handelte und in allen großen Städten Europas Vertretungen unterhielt, auch in Braunschweig.<sup>63</sup> Verwandtschaftliche Beziehungen Dufours bestanden darüber hinaus zum Sanierer der braunschweigischen Finanzen Jean Baptiste Feronce von Rothencreutz.<sup>64</sup> Man kann also davon ausgehen, dass das Empfehlungsschreiben M. M. Dufours für Janvier mehr als wohlwollend vom Herzog aufgenommen wurde. Dieses beschreibt den potentiellen neuen Partner für die Tapetenfabrik als einen von dem Wüten der Revolution verfolgten Unternehmer, der in Lyon eine blühende Fabrik mit chemischen Produkten zur Farbherstellung unterhielt, diese nach der Zerstörung der Stadt aufgab und in die sicher geglaubte Schweiz übersiedelte. Dort habe er in der Umgebung von Bern eine Papiertapetenfabrik gegründet, die erstaunliche Fortschritte machte, die jedoch durch das *désastre* der Schweiz, den Einmarsch der französischen Revolutionstruppen in sein Land, unterbrochen worden seien. Janvier wird in dem Empfehlungsschreiben als ein Mann vorgestellt, der all die Eigenschaften hat, die für den Erfolg einer Manufaktur notwendig sind. Diesem Brief wurde noch ein zweites Empfehlungsschreiben vom 8. April 1798 angefügt,<sup>65</sup> das betont, dass Janvier und sein Schwiegervater Guillard in Lyon als Menschen angesehen würden, die sich eines ehrlichen Vermögens erfreuen. Was das eigene Interesse von Dufour an der Tapetenfabrik betreffe, so könne er sich vorstellen, seinem Vater, der sich aus dem Handel zurückgezogen habe vorzuschlagen, sich für das Unternehmen von Janvier zu engagieren. Der Übergabe der Empfehlungsschreiben vorausgegangen war eine Unterredung Janviers mit Bergrat P. Volkmar,<sup>66</sup> zuständig für die im Harz gewonnenen mineralischen Rohstoffe. Er beurteilte die gegenwärtige Situation zur Gründung einer Vitriol-Öl-Fabrik ungünstig, da die Preise für die mineralischen und chemischen Vorprodukte stark angestiegen seien. Auch Janvier war bei seiner Unterredung mit Volkmar über die hohen Preise erstaunt gewesen, besonders beeindruckten ihn die gestiegenen Preise für Salpeter, der sowohl für die Produktion von Farben als auch für die Herstellung von Schießpulver gebraucht wurde und somit vor allem in Frankreich rationiert war.

---

über dem Rechnungspreis zu liefern. Er mache bei dieser Gelegenheit einen Verlust von 20 tausend Francs. Er werde zu denselben Konditionen Tapeten, die er in einem Depot in Hildesheim habe, veräußern, um der Firma Kapital zuzuführen.

63 NLA-StA WF, 2 Alt 12337, Blatt 32 vom 2. April 1798. Zur Bedeutung des Hauses Dufour: Katharina MIDELL: Hugenotten in Leipzig. Streifzüge durch Alltag und Kultur. Leipzig 1998, vgl. insbes. S. 205, Anm. 57.

64 Ebd., S. 194–196: Zur Genealogie der Familien Dufour-Feronce.

65 NLA-StA WF, 2 Alt 12337: *Second Extrait d'une lettre de M. M. Dufour de Leipzig en date du 8. Avril 1798.*

66 Ebd., Blatt 27: Bericht von P. Volkmar über die Unterredung mit Thouvenot und Janvier vom 19. März 1798.

Dennoch zeigte sich Janvier in einem Brief, den er von einer Informationsreise nach Halberstadt an Thouvenot schrieb, zuversichtlich: *Vous verréz que nous ferons une des plus interessantes manufactures d'Allemagne.*<sup>67</sup>

Nachdem Janvier von seiner Harzreise nach Wolfenbüttel zurückgekehrt war, fand ein Gespräch mit Herzog Karl Wilhelm Ferdinand und Thouvenot statt. Offensichtlich hat der Herzog Janvier ermutigt, sein Projekt der Fabrikation von Farben trotz der hohen Preise der Grundstoffe zu unternehmen.<sup>68</sup> Ein weiterer Grund zum Optimismus Janviers, dass die Farbfabrikation erfolgreich sein werde, lag in der Tatsache, dass er an seine alten Geschäftsverbindungen, insbesondere in Frankreich und auch Italien, anknüpfen konnte. Geradezu schwärmerisch äußert er sich in seinen Briefen an Thouvenot über die Aufträge bedeutender Handelshäuser.<sup>69</sup>

Da zu dieser Zeit der Fernhandel reibungslos funktionierte, machte es durchaus Sinn, Produktion und Vertrieb aus dem sicheren Wolfenbüttel zu betreiben und von hier die alten Kunden zu bedienen. Janvier legte Wert darauf, nach außen seine Gesellschaft unabhängig von Thouvenots Tapetenfabrik zu führen, zumal mehrere Personen an seinem Unternehmen beteiligt waren, ohne dass wir Konkretes darüber in seinen Briefen erfahren. Möglicherweise wollte er auch Belastungen vorbeugen, die aus Thouvenots politischem und militärischem Engagement herrühren mochten. Die Mehrzahl der Briefe, die im Laufe des Jahres 1798 hin- und hergingen, beschäftigten sich vor allem mit den Produktionsstandorten: Neben der Nutzung des Gartens hinter dem Schloss sowie zweier ehemaliger Schmieden in den Kasematten am Krokodilsberg, die einen Zugang zur Oker hatten, kam das Komödienhaus für die Fabrikation von Schwefelsäure sowie des blauen und anderer Vitriole in Betracht. Der offizielle Antrag zur Nutzung des Komödienhauses wurde am 20. Dezember 1798 gestellt.<sup>70</sup>

Bevor die herzogliche Behörde auf die Forderungen eingehen wollte, war es ihr wichtig sicherzustellen, dass von der chemischen Produktion im Komödienhaus keine gesundheitsschädigenden Dämpfe ausgehen würden. Diese Bedenken wurden in einem Schreiben der beiden Antragsteller Thouvenot und Janvier vom 24. Dezember 1798 ausgeräumt.<sup>71</sup> Man versicherte, dass die bei der Produktion entstehenden Dämpfe keine Gefährdung darstellten, sondern vielmehr eine desinfizierende Wirkung hätten. Allerdings wolle man die Durchgangspassage durch das Schlossgelände während der einstündigen Produktionsphasen für Passanten sperren, um sie nicht zu verunsichern. Vielleicht waren die Dämpfe, die Erstickungsanfälle und Reizungen der Schleimhäute hervorrufen konnten, ein Grund neben anderen, weshalb Janvier

67 Ebd., Blatt 29: Schreiben Janviers vom 23. März 1798.

68 Ebd., Blatt 30: Dankesbrief von Thouvenot vom 27. März 1798 an Karl Wilhelm Ferdinand für die ermunternde Unterredung mit ihm und Janvier.

69 NLA-StA WF, 2 Alt 12338, Blatt 24: Brief von Janvier an Thouvenot v. 14. August 1798. Janvier berichtet von Aufträgen für etwa 10 000 Tapeten für Thouvenots Firma sowie Aufträge für die Lieferung von Säuren an das Handelshaus Postalés et Regnier, wobei Postalés l'ainé die gesamte Produktion der Säuren abnehmen und von Lyon aus im Norden Frankreichs vermarkten könne. Das Handelshaus Regny beliefe Italien, seine Aufträge seien die bedeutendsten. Janvier verspricht hohe Gewinne in allen Sparten ihres Firmenkonsortiums, an dem Postalés beteiligt sei.

70 Ebd., Blatt 92.

71 Ebd., Blatt 94.



so hartnäckig auf der Nutzung des gesamten Schlosses bestanden hatte. Bei aller Großzügigkeit war der Herzog allerdings nicht bereit, seinen Schützling Marquis de Castries zu nötigen, das Schloss mit einer anderen Unterkunft einzutauschen.

Auch ein erneuter Vorstoß Janviers im folgenden Jahr, bei dem er alle Argumente für die alleinige Nutzung des gesamten Schlosses zusammenfasste, fand kein Gehör.<sup>72</sup> Janvier beklagt in seinem Schreiben an Legationsrat Henneberg, der die Funktion eines Mittlers zwischen dem Herzog und den Fabrikanten innehatte, die Ineffizienz der Arbeitsabläufe, weil die einzelnen Ateliers und die Vorratsräume zu weit auseinander lägen. Eine Stunde Müßiggang am Tag könne bei hundert Arbeitnehmern sehr leicht zu 8000 Stunden Verlust führen. Darüber hinaus führt Janvier seine Verpflichtung gegenüber seinen Geldgebern ins Feld, denen er versprochen habe, sie am Erfolg zu beteiligen. Es folgt eine Kaskade von Beschwerden, so beklagt er die Langsamkeit der Arbeiter als auch die Schwierigkeit, sofort die notwendigen Gegenstände zu erhalten, um Aufträge ohne Verzögerung auszuführen. Dem schließt sich eine Liste der unverzichtbaren Dinge für eine Fabrik an, wie er sie sich vorstellt: mehr Platz, eine angemessene Unterbringung für die Chefs und auch der Arbeiter. Er müsse für die Unterkunft seiner Graveure und Dessinateure in der Stadt aufkommen. Auch fordert er einen Hausmeister, um die Fabrik vor Neugierigen und Dieben zu schützen. Er bittet um eine klare Antwort, ob es Sinn mache, seine Familie nachkommen zu lassen und ob er seinen Mitgesellschaftern raten solle, ihr Geld besser woanders anzulegen.

Die Antwort von Legationsrat Henneberg erfolgte am nächsten Tag:<sup>73</sup> Henneberg erinnert Janvier an die erste Unterredung, bei der ihm bedeutet worden sei, dass die Umsiedlung der Schlossbewohner, de Castries und des Erzbischofs von Reims, nicht sofort in Frage komme, er müsse sich mit dem Teil abfinden, der nicht bewohnt sei. Bezüglich der Forderung nach einem Hausmeister zeigte sich Henneberg offen, auch werde man sich bemühen, die Reparaturen und die Lieferungen von Eichen- und Tannenholzplanken zu beschleunigen.

Neben dem Dauerthema der Einrichtung der Produktionsstätten beschäftigte die zukünftigen Partner auch die Führungsfrage. Janviers Ankunft in Wolfenbüttel hatte sich auch deshalb verzögert, weil er sich in Lyon bemüht hatte, nicht als *émigré* betrachtet zu werden. Dies gelang ihm und ermöglichte es ihm, zukünftig mit den führenden Handelshäusern in Frankreich zusammenzuarbeiten.<sup>74</sup> Diese Geschäfte sollten in seinem Namen getätigt werden, da er bereits bekannt sei. Um seinen Anspruch auf Führung zu untermauern, bittet er Thouvenot, ihn über die Aktivitäten der Thouvenot & Cie. zu informieren. Eine Antwort liegt nicht vor, dafür eine Erklärung der Mitgesellschafter Thouvenots: Le Pousseur, Desmarést und Louis Gauthier: Darin verzichten sie zugunsten des Zusammenschlusses von Thouvenot und Janvier auf ihre Privilegien, wollen aber weiterhin Aktionäre bleiben und ihre Wohnungen behalten.<sup>75</sup>

72 NLA-StA WF, 2 Alt 12339, Blätter 1–3, v. 14. Februar 1799.

73 Ebd., Blatt 3 vom 15. Februar 1799.

74 NLA-StA WF, 2 Alt 12338.

75 NLA-StA WF, 2 Alt 12339, Blatt 5 v. 21. Februar 1799.

Ein Rundbrief Janviers an alle neuen Aktionäre, den er allein unterschrieben hat, ohne vorher wichtige Punkte mit Thouvenot zu klären, trifft letzteren hart. Vereinbart war mit Rücksichtnahme auf Thouvenots politischen Hintergrund, ihn im Rundschreiben nur als Pierre T... zu bezeichnen. Im übrigen sollte die Richtigkeit eines Sachverhaltes mit Janvier & Comp<sup>ie</sup> unterschrieben werden. Man sei darüber hinaus übereingekommen, sobald die politischen Gründe für ein Verschweigen von Thouvenots Namen entfielen,<sup>76</sup> dass die Gesellschaft Janvier Thouvenot et C<sup>ie</sup> heißen solle. Thouvenot forderte einen neuen Rundbrief an alle Geschäftspartner, der klarstellen sollte, dass beide, Thouvenot und Janvier, unterschiftsberechtigt seien. Dies alles teilt Thouvenot in einem Schreiben Herzog Karl Wilhelm Ferdinand mit und beklagt sich, dass er behandelt werde als jemand, der von der Fabrikation von Tapeten und Farben keine Ahnung habe. Er bittet den Herzog, sich bei allen offiziellen Handlungen an beide zu wenden.<sup>77</sup>

Hier traf die Divergenz der Protagonisten zum ersten Mal offen zutage. Allerdings hatte sie sich schon in früheren Briefen angekündigt, in denen die von Thouvenot vorgeschlagene Grundvergütung von 150 Louis für Janvier und 100 Louis für sich selbst von Janvier akzeptiert wird, nicht aber die von Thouvenot vorgeschlagene Verteilung des Gewinns, der mit je einem Drittel an die Geschäftsführer und das letzte Drittel an die Aktionäre ausgeschüttet werden sollte. Janvier besteht darauf, dass Thouvenot nur ein Viertel des Gewinns eingeräumt werden solle, während ihm, Janvier, aufgrund seiner Erfahrung und früheren Erfolge, das Drittel zustehe.<sup>78</sup>

Vorläufig einte die beiden Unternehmer noch die Vision einer Manufaktur, die dem Herzog zeigen würde, wie eine große Fabrik funktioniert: *La manufacture ... lui montrera ce que c'est qu'un travail de fabrique en grand.*, wie Janvier es in einem Brief vom 15. Juli 1798 formuliert hat.<sup>79</sup> Das Projekt eines integrierten Unternehmens, das von der Produktion der Farben, über die Papierherstellung bis zu den Tapeten und bemalter Leinwand alles vereint, treibt Janvier an und lässt ihn zuweilen rastlos erscheinen.

Im Gegensatz zu Janvier ist Thouvenots Vorstellung in Bezug auf das, was die Manufaktur leisten soll, bescheidener: Er identifiziert sich mit den Vorstellungen von Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, wenn er dessen Motiv folgendermaßen beschreibt: [II] ... *avait pour but essentiel la prospérité de son pays, le désir particulier de ranimer sa ville de Wolfenbüttel et d'y utiliser son château.*<sup>80</sup>

Janvier dagegen möchte sich in seinem angestammten Metier voll entfalten, dafür setzt er alles ein und überredet den Herzog, neben dem Komödienhaus, dessen

76 Vgl. die Eingangsbemerkungen zur Rolle Thouvenots im ersten Revolutionskrieg Frankreichs 1792. Wie bereits ausgeführt, wurden Thouvenot und General Dumouriez als Verräter geächtet. Erst unter Napoleon wurden die Emigrantenlisten geschlossen und die Ächtung der Emigranten aufgehoben. Somit wurde für viele Emigranten die Möglichkeit eröffnet, ohne Anklage nach Frankreich zurück zukehren. Daher zunächst die Vorsicht Thouvenots, er wollte durch Nennung seines Namens nicht die Geschäftsbeziehungen zu Frankreich belasten.

77 NLA-StA WF, 2 Alt 12339, Blätter 11–14, Brief von Thouvenot an den Herzog vom 3. März 1799.

78 NLA-StA WF, 2 Alt 12338, Blatt 78, Brief von Janvier vom 9. Mai 1798.

79 Ebd., Blatt 14.

80 Ebd., Blatt 11, Brief von Thouvenot an Janvier v. 4. August 1798.

Entkernung und Umbau als Labor sehr teuer wird, zunächst einen Neubau für eine Mühle zum Reiben von Farben zu errichten.<sup>81</sup> Für die Einrichtung eines Farblabors entschied man sich schließlich für einen Neubau, der günstiger würde als ein Umbau des Komödienhauses. Ein weitergehendes Ziel war die Reaktivierung der Schlentermühle am Harztor, die sich in einem so jämmerlichen Zustand befand, dass der Mühlensachverständige Kahnt<sup>82</sup> es ablehnte, sich damit zu befassen. Schließlich schaltete Janvier als weiteren Berater Peter Joseph Krahe<sup>83</sup> ein, den später in Braunschweig durch zahlreiche Bauten bekannt gewordenen Baumeister. Dieser begutachtete die Mühle und bestärkte Janvier darin, dass er durchaus aus ihr Nutzen ziehen könne. Beide Mühlen, diejenige am neu einzurichtenden Laborgebäude sowie die Schlentermühle sollten durch ein von einem Pferd angetriebenen Schwungrad betrieben werden. Wie bei allen Projekten bat Janvier den Herzog um einen Zuschuss von 100 Ecus (= 100 Taler), um die Schlentermühle zu kaufen.<sup>84</sup> Die Umbaukosten nach dem Plan von Krahe war Janvier zunächst bereit zu tragen. Karl Wilhelm Ferdinand erhoffte sich von der Reaktivierung der Mühle, dass damit auch hochwertigere Papiere hergestellt werden könnten, die bisher von Holland und Frankreich eingeführt werden mußten. Damit wäre auch ein eigener, lang gehegter, aber schließlich doch aufgegebener Wunsch des Herzogs in Erfüllung gegangen.<sup>85</sup>

Was ist aus diesem Fabrikprojekt geworden? Zwei Tage nach Abfassung des Bittbriefes, in dem Janvier um den Zuschuss zum Kauf der Schlentermühle nachsuchte, verstarb er am 25. April 1804 frühmorgens infolge eines Hirnschlags im Alter von 47 Jahren.<sup>86</sup> Durch den Vermerk im Kirchenbuch von St. Johannis in Wolfenbüttel erfahren wir auch endlich Janviers Vorname Julius. Laut Eintrag wurde er auf dem Friedhof der Gemeinde beigesetzt. Von Angehörigen ist bei dem Eintrag keine Rede, auch scheint die Grabstelle nirgends dokumentiert worden zu sein. Angehörige der Johannesgemeinde konnten auf dem die Kirche umgebenden Friedhof, aber auch auf einem der zur Kirchgemeinde gehörenden Friedhöfe im Umfeld, beigesetzt werden. Letztere wurden später aufgelöst.

So kam ein ehrgeiziges Projekt, das möglicherweise die Grande Fabrique in Lyon zum Vorbild hatte, zum vorläufigen Stillstand und wurde erst wesentlich später von dem ehemaligen französischen Emigranten Bramerel und seinen Nachkommen bis etwa 1837 fortgeführt.<sup>87</sup>

81 NLA-StA WF, 2 Alt 12339, Blatt 14: Pro Memoria von Legationsrat Henneberg v. 24. August 1799 zum Kostenvoranschlag v. Rothermund betreff Entkernung des Komödienhauses und Umbau in ein Farblabor.

82 Zu Baukommissar Johann Carl Kahnt s. BBL 2006, S. 311.

83 Zu Peter Joseph Krahe s. BBL 2006, S. 343.

84 NLA-StA WF, 2 Alt 12340, Blatt 81, Brief von Janvier an Legationsrat Henneberg v. 20. April 1804.

85 Victor-P. SIEMERS: Braunschweigs Papiermüller als „Anhänger alten Herkommens“. In: Quellen und Forschungen zur Braunschweigischen Landesgeschichte 41 (2003), insbes. S. 126 ff.

86 NLA-StA WF, 2 Alt 12340, Notiz zu Janviers Brief v. 20.4.1804, die ausführt, dass sich das Anliegen Janviers wegen seines Todes erledigt habe. Datum und Umstände des Todes erteilt das Sterberegister der St. Johanniskirche von Wolfenbüttel: NLA-StA WF, N 835, S. 91 rechts, Nr. 7.

87 Der genaue Zeitpunkt der Übernahme der Tapetenfabrik durch Johann Heinrich Bramerel konnte nicht festgestellt werden. Nach den Akten im NLA-StA WF, 34 N, Nr. 738 hat Johann Heinrich Bramerel 1814 ein Gesuch um Steuerbefreiung für seine Tapetenfabrik gestellt. 1826 folgten

Wo ist Thouvenot verblieben, der sich als *Ancien officie[r] d'artillerie au service de France et chevalier de l'ordre Royal et militaire de St. Louis* beim Herzog eingeführt hatte?<sup>88</sup> Wie bereits angedeutet, fühlte er sich von Janvier verdrängt. Auch befand sich seine Firma beim Eintritt von Janvier in einer finanziellen Krise, wie ehemalige Mitgesellschafter dem herzoglichen Betreuer der Manufaktur Henneberg schilderten.<sup>89</sup> Sie selbst hatten sich zugunsten des Unternehmens verschuldet, sahen sich aber nicht in der Lage, die aufgenommenen Kredite zurückzuzahlen und baten den Herzog um Erlass der Zinsen.

In seinem Antwortschreiben an die verzweifelten Mitgesellschafter Thouvenots, bat Henneberg um Aufschub einer endgültigen Entscheidung, er wollte die Rückkehr des verreisten Thouvenot abwarten, um den Sachverhalt zu klären. Offensichtlich ist Thouvenot nicht mehr zurückgekehrt, sondern hat sich in Frankreich nach Schließung der Emigrantenlisten dem Militärdienst unter dem Konsul Napoleon angeschlossen. Dieser Sachverhalt wird durch ein Schreiben der Kammerkasse an das Finanzkollegium vom 8. Juni 1804 bestätigt, in dem es heißt, dass Thouvenot *vorlängst* nach Frankreich zurückgekehrt sei und seitdem in St. Domingo als Brigadegeneral bei der französischen Artillerie *angestellt sei*.<sup>90</sup>

1806 begegnen wir dem Brigadegeneral Thouvenot als Unterzeichner eines von ihm verfassten Aufrufes, in dem er in der Funktion des Gouverneurs von Erfurt, nach der Niederlage Karl Wilhelm Ferdinands bei Jena und Auerstedt, Verhaltensregeln für die Bürger erlassen hat. Dieser ist am 3. November 1806 unterzeichnet und verkündet worden, etwas mehr als zwei Wochen nachdem Herzog Karl Wilhelm Ferdinand durch einen Schuss tödlich verletzt wurde.<sup>91</sup>

Die Kernfrage, die noch nicht beantwortet wurde, ist die nach dem wirtschaftlichen Erfolg der Tapetenfabrik. Wir wissen aus Briefen Thouvenots und aus Anzeigen, dass er Depots in Braunschweig, Wolfenbüttel und Hildesheim unterhalten

---

sein Sohn Abel und schließlich John Bramerel, der die Fabrik bis 1837 betrieb. Vgl. auch 34 N, Nr. 2820.

88 NLA-StA WF, 2 Alt 12334, Blatt 24, Unterschrift unter das Bewerbungsschreiben Thouvenots v. 27. August 1794. Der volle Titel mag bewusst gewählt worden sein, um Karl Wilhelm Ferdinand an Thouvenots Rolle als Unterhändler bei den Verhandlungen nach der Kanonade von Valmy zu erinnern. Wie Albert v. BOGUSLAWSKY: *Das Leben des Generals Dumouriez*. Berlin 1879, Bd. I, Abschnitt 3, S. 65 ausführt, war der Herzog bei den Verhandlungen von Thouvenot sehr beeindruckt.

89 NLA-StA WF, 2 Alt 12340 v. 4.10.1799, Gesuch Thouvenots und seiner Mitgesellschafter um Zahlungsaufschub der geliehenen Gelder. Die Rückzahlung der ersten Rate solle erst ab Mai 1807 erfolgen, die letzte Rate wäre danach 1810 fällig gewesen. In 2 Alt 12340, Blatt 24 v. 18. April 1800, eine Aufstellung der Fonds und Gelder, die bei der Übernahme der Gesellschaft durch Janvier mit Stichtag 15. Dezember 1798 vorhanden waren.

90 NLA-StA WF, 71 Alt 363, Blatt 67. In einem Pro Memoria an das Fürstl. Finanzkollegium legt die Kammerkasse dar, dass man sich selbst der juristischen Mittel beraubt habe, die Gesellschafter Thouvenots für die Außenstände zu belangen. Auch Thouvenot als der Hauptschuldner sei nun nicht mehr erreichbar, daher erwartete man vom Finanzkollegium eine Antwort darauf, wie der ausstehende Betrag von 4546,29 Taler der Leihhauskasse erstattet werden könnte. Die Schulden wurden schließlich aus dem Verkauf eines Gartens der Witwe von Feronce von Rotencreutz beglichen. Vgl. Blatt 69 v. 8. Juli 1805 unter Ausgaben: 4. *dem Leihause wegen der Thouvenotschen fabrique 4 546.29 [Taler]*.

91 Das Original des Aufrufs wird im Stadtmuseum in Erfurt ohne Signatur aufbewahrt. Seinem Kustos Harald Baum sei Dank für die mir zur Verfügung gestellte Kopie.

hat. Ebenso hat er die Leipziger Messe besucht und Tapetenmuster nach Frankfurt gesandt. Vermutlich hat er zunächst eher einfarbige Tapeten hergestellt, was durchaus dem damaligen Zeitgeschmack entsprach und dazu dann wohl auch passende Bordüren angeboten. Friedrich Schiller hat sich von der Leipziger Ostermesse paille-gelbe Tapeten für sein neu erworbenes Sommerhaus in Jena an der Leutra von seinem Verleger Cotta besorgen lassen.<sup>92</sup> Die gewünschten lila Bordüren waren allerdings nicht erhältlich. Thouvenot hat zu dieser Zeit von der Berghandlung in Goslar hauptsächlich gelbe Farbe bezogen. Insofern spricht einiges dafür, dass die von Schiller erwähnte Braunschweiger Tapetenfabrik mit derjenigen Thouvenots im Schloss identisch ist.

Wie bereits oben dargelegt, war Janvier zweifellos der bessere Kaufmann und hatte sicher auch umfassendere Kenntnisse bei der Farbherstellung, die er immer als sein Spezialgebiet bezeichnet hat. Farben waren ein von jedem Tapetenfabrikanten streng gehütetes Geheimnis. In einer Abhandlung über die wichtigsten Fabriken in Lyon um 1800 werden eine Reihe von Manufakturen zur Herstellung feiner Farben genannt, die die Stadt nach der Revolution verlassen haben.<sup>93</sup> Unter anderem war ein Motiv, dass Salpeter in Frankreich nicht mehr frei gehandelt wurde, da es, wie bereits erwähnt, vor allem für die Herstellung von Schießpulver gebraucht wurde.<sup>94</sup> Dies hatte die Wettbewerbsfähigkeit der französischen Fabriken beeinträchtigt, was mit dazu beigetragen haben mag, dass Janvier zunächst Lyon und dann das von den Franzosen bedrohte Bern verlassen hat, was ihm aber gleichzeitig die Möglichkeit eröffnet hat, Farben von Wolfenbüttel aus in die von der Zuteilung betroffenen Regionen zu liefern.

Die unternehmerische Leistung Janviers wurde von Georg Hassel und Karl Bege in ihrer 1802 herausgegebenen Beschreibung der Fürstentümer Wolfenbüttel-Blankenburg folgendermaßen beschrieben:

*Die Papiertapetenmanufaktur und Druckerei in Wolfenbüttel ... verfertigt auf 20 Drucktischen, auf deren 12 beständig gearbeitet wird, Papiertapeten auf glänzendem Atlasgrunde, mit Spitzengrunde und kolorierten Landschaften, auch mit feinem Musselingebe, beschäftigt dabei 6 Formenstecher, 12 Drucker und etwa 40 Arbeiter, und macht durch ganz Deutschland, die Schweiz und Italien ihren Absatz. Der Verbrauch des Papiers beläuft sich auf 2 000 Rieß, welches sie aus Frankreich und den Niederlanden aufkauft. Alle Mineral- und feinen Farben bereitet sie selbst. Mit derselben ist eine chemische Fabrik verknüpft, welche blauen Vitriol, der unter dem Namen Cyprischer bekannt ist, verfertigt.*<sup>95</sup>

92 OLLIGS (wie Anm. 58), S. 274, insbes. Anm. 26 und S. 275, Anm. 27.

93 C. L. BEAULIEU: *Histoire du Commerce de l'Industrie et des Fabriques de Lyon, depuis leur origine jusqu'à nos jours*. Lyon 1838, S. 105, Anm. 1: Aufzählung derjenigen, die nach der Revolution ins Ausland gingen.

94 Gesetz vom 30.8.1797 erwähnt im Journal für Fabrik, Manufaktur, Handlung, Mode (5) Leipzig 1801, S. 363.

95 HASSEL/BEGE (wie Anm. 3), Bd. I,1, S. 198 f.



## Schlussbetrachtung

Die obige Betrachtung zeigt, dass nachhaltiges Wirtschaftswachstum nur durch die Initiative vieler zustande kommen konnte. Die Wirtschaftsförderung, wie sie der Herzog betrieben hat, konnte nur ein Anstoß sein. Es lag wesentlich an der Fähigkeit des Unternehmers, ob er erfolgreich war. Anders als der Hutmacher Pothe hat der Bänderproduzent Schwarze Messen besucht und dort seine Waren feilgeboten. Darüber hinaus hat er die Augen für neue Formen der Produktion offengehalten. Noch mehr auf ferne Märkte angewiesen waren die Tapetenfabrikanten, denn für ihr Luxusgut gab es nur begrenzt Abnehmer im Herzogtum Braunschweig.

Zur Stabilisierung der Wirtschaft des Herzogtums Braunschweig hat auch die Tatsache beigetragen, dass nach einer langen Durststrecke am Ende des 18. Jahrhunderts die finanzielle Lage des Herzogtums durch eine konsequente Tilgung der Schulden gesichert war. Karl Wilhelm Ferdinand hat durch eisernes Sparen des Hofes selbst dazu einen erheblichen Beitrag geleistet und schon 1792 die neuen finanziellen Spielräume durch Rücknahme früherer Steuererhöhungen an die Bürger weitergegeben. Darüber hinaus verbot ein Edikt vom 1. Mai 1794 für die Zukunft öffentliche Schulden sowie die Veräußerung von Staatsgut zur Finanzierung staatlicher Aufgaben ohne Zustimmung der Stände.<sup>96</sup>

---

<sup>96</sup> In: Sammlung der größeren Organisations- und Verwaltungsgesetze des Herzogtums Braunschweig. Hrsg: Karl STEINACKER. Holzminden 1837. S.611–620. Dazu auch Selma STERN Karl Wilhelm Ferdinand, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg. Hildesheim 1921, S. 214 ff.



# Die Hinrichtung eines Kirchendiebes – Bemerkungen zur Wolfenbütteler Justizgeschichte in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts

von

Silke Wagener-Fimpel

Seit dem frühen Mittelalter gehörte die Gefahr der Beraubung zur Geschichte einer jeden Kirche, und fast jede Ortsgeschichte weiß aus der frühen Neuzeit von einem spektakulären Kirchenraub zu berichten.<sup>1</sup>

Auch die Wolfenbütteler Hauptkirche Beatae Mariae Virginis stellt keine Ausnahme dar und wurde bis in die jüngste Gegenwart im Laufe ihrer Geschichte immer wieder von Kirchendieben heimgesucht, die es sowohl auf Bargeld aus den Opferstöcken als auch auf Ausstattungsgegenstände abgesehen hatten.<sup>2</sup>

Eine ganze Reihe von Diebstählen ereignete sich hier zu Beginn des 18. Jahrhunderts. Die Vorfälle müssen seinerzeit wohl großes Aufsehen erregt haben,<sup>3</sup> weshalb sie sogar im Anhang der Kirchenbücher Erwähnung fanden. Was damals passierte und letztendlich sogar zum Tode eines Menschen führte, ist Gegenstand der folgenden Ausführungen.

- 4./5.9.1707: Der erste Vorfall ereignete sich vermutlich in der Nacht vom Sonntag auf Montag. Möglicherweise hatte der Dieb sich nach dem Sonntagsgottesdienst einschließen lassen und war anschließend durch ein Fenster geflohen. Abgesehen hatte er es auf kostbare Textilien am Altar und dem Taufbecken.<sup>4</sup>

---

1 Der wohl bekannteste Fall war der Raub der berühmten Goldenen Tafel aus der Lüneburger Michaeliskirche, vgl. Ernst SCHUBERT: Der berühmteste Kirchenraub der deutschen Kriminalgeschichte. Der Raub der Lüneburger Goldenen Tafel 1698. In: Sabine AREND u. a. (Hrsg.): Vielfalt und Aktualität des Mittelalters. Festschrift für Wolfgang Petke zum 65. Geburtstag. 2. Aufl. Bielfeld 2007 (Veröffentlichungen des Instituts für Historische Landesforschung der Universität Göttingen 48), S. 461–486, hier: S. 462; DERS.: Räuber, Henker, arme Sünder. Verbrechen und Strafe im Mittelalter. Darmstadt 2007, S. 182. Vgl. allgemein P. HINSCHIUS: Kirchenraub. In: Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. Dritte Auflage. Zehnter Band. Leipzig 1901, S. 462–463.

2 So entwendeten Ende Oktober 2009 zwei Jugendliche den Opferstock der Hauptkirche mit einem geringfügigen Bargeldbetrag (Braunschweiger Zeitung, Lokalteil Wolfenbüttel, 27.10.2009)

3 Der zeitgenössische Kirchenbuchführer schrieb: *Wer dieses liest, wird erstaunen, wie der Allhöchste zugelassen, das die Diebe dieses sein eigen Gotteshauß müssen so bestehlen und doch niemahls leyder ausgekommen, Ach du dreyeiniger Gott, gib doch einmahl diesen Gottlosen Dieb an dem Tag, damit er zum Exempel für der Welt müge abgestraffet werden umb Jesu Christi willen, es ist ja dein eigen Hauß.*

4 Die detaillierte Beschreibung macht deutlich, wie prächtig die Altäre durch Stiftungen frommer Bürger ausgeschmückt waren. So befand sich unter anderem am Taufbecken ein weißes Laken mit Kanten im Wert von 11 Talern, ein blaues Atlaslaken mit breiten Silberborten und ein weißes Laken mit Spitzen. Teilweise hatte sich der Dieb nicht gescheut, lediglich die Zierborten der Decken

- 12.9.1718: Ein Dieb ließ sich in der Kirche einschließen und brach mehrere alte Kisten auf der Prieche auf, worauf er durch ein behutsam herausgenommenes Fenster auf der Kirchensüdseite floh. Ob die Kisten außer dem noch vorhandenen Flachs etwas Wertvolles enthalten hatten, wusste niemand.<sup>5</sup>
- 17.3.1720 und 17.4.1720. Beide Diebstähle betrafen wieder kostbare Stoffe, darunter roter Samt aus dem herzoglichen Gemach und Altardecken. Der Verdacht, der Dieb habe nur pro forma ein Fenster aufgebrochen und sei in Wirklichkeit im Besitz eines Schlüssels, festigte sich nur wenig später.
- 1 1.6.1720: Hier hinterließ der Dieb nun überhaupt keine Hinweise auf den Fluchtweg. Offenbar wurden die gestohlenen Altardecken immer sehr schnell ersetzt, denn erneut verschwanden mehrere kostbare Stoffe, diesmal auch aus einigen privaten Kirchenstühlen.

Auch andernorts muss es zu dieser Zeit zu zahlreichen Kirchendiebstählen gekommen sein, wie das Konsistorium 1727 in einem Schreiben an den Braunschweiger Generalsuperintendenten kritisch feststellte. Ursache dafür sei die Unachtsamkeit der zur Aufsicht von den Gemeinden bestellten Nachtwächter, denen die Geistlichen höchste Aufmerksamkeit einschärfen sollten.<sup>6</sup> Angesichts der zahlreichen Vorfälle soll der damalige Regent, Herzog August Wilhelm zu Braunschweig-Lüneburg, gedroht haben, der nächste erappte Dieb werde ohne Gnade gehängt.<sup>7</sup>

Davon wusste der junge Mann, der sich am 3. Januar 1728 in der Wolfenbütteler Hauptkirche heimlich einschließen ließ, vermutlich nichts, und so nahm sein Schicksal, das die Wolfenbütteler Bevölkerung seinerzeit sehr bewegt hat, seinen Lauf. Detailliert hielt der Kirchenbuchchronist die Ereignisse von damals fest:<sup>8</sup>

---

abzuschneiden, beispielsweise eine schöne Silberborte, die von dem blauen Atlastuch am kleinen Altar stammte (NLA-StA WF, 1 Kb Nr. 1313, S. 280).

- 5 Detailliert beschrieben wird der Tatort in einem Notarsprotokoll, aus dem hervorgeht, dass der Dieb u. a. die in der Kirche lagernden Leitern für die Flucht genutzt hatte. Das offene Fenster war bereits am 12.9., die gewaltsam geöffneten Kisten von Kurrendeknaben aber erst am 18.9. entdeckt worden (NLA-StA WF, 100 N Nr. 112, 19.9.1718). Der Kirchenbuchchronist datiert den Vorfall irrtümlich auf Winter 1719 (1 Kb Nr. 1313, S. 281).
- 6 NLA-StA WF, 40 Slg Nr. 5183.
- 7 Anhang im Taufbuch der Gemeinde Beatae Mariae Virginis in Wolfenbüttel (NLA-StA WF, 1 Kb Nr. 1315, S. 614). Ein entsprechender herzoglicher Erlass war aber nicht zu ermitteln.
- 8 Anhang im Taufbuch der Gemeinde Beatae Mariae Virginis in Wolfenbüttel (NLA-StA WF, 1 Kb 1315, S. 612–614). Verfasser war der damalige Opfermann Ernst Barthold Cherubim (Opfermann ab 1705 bis mindestens 1741, geb. ca. 1662), vgl. Christoph WOLTERECK: *Chronicon der Stadt und Vestung Wolfenbüttel*, in sich haltend des seel. Herrn Ober-Amtmanns Christoph Woltereck Begräbniß-Buch der Kirchen B. M. V. zu Wolfenbüttel [...]. Blankenburg/Helmstedt 1747, S. 711. Die eigenwillige und holprige Orthographie des Schreibers wird im folgenden modernisiert wiedergegeben. Das gilt insbesondere für Groß- und Klein- sowie Getrennt- und Zusammenschreibung. Vor etwa hundert Jahren wurde der Bericht bereits einmal veröffentlicht: P.: Ein Diebstahl in unserer Kirche und seine furchtbare Bestrafung vor 200 Jahren. In: *Gemeindeblatt für die Hauptkirche B. M. V. zu Wolfenbüttel*, 1. Jg., 26.9.1911, S. 4–6. Nicht veröffentlicht hingegen wurde der zweite kürzere Kirchenbucheintrag, vgl. Anm. 19.

*Wer dieses wird lesen, wird erstaunen müssen.*

ANNO 1728.

*Den 3 Januarij hat sich ein Dieb in hiesiger Kirche beschließen [= einschließen] lassen und die Armenkasten unter dem Chore, allwo oben der Kantor singet, durchgebohret (der Armenkasten war diese Zeit innwendig noch nicht mit Blech beschlagen), ein Theil davon das Geld heraus genommen und sich den 4ten damit nach Wittmer<sup>9</sup> in den Krug begeben, daselbst die Nacht gesoffen und gespielet und 8 Taler Pfennige wechseln lassen. Sobald man davon Nachricht einlangte, setzte man ihm mit Steckbrief und zwo Leute mit Pferden nach, da man dann denselben zu Atenstädt im Amt Zillige in Stift Halberstat<sup>10</sup> arretierte, den 6. hujus [= dieses Monats] auf H[eilige] Dreikönig. Von da wurde er ausgeliefert und allhier gebracht. Da er mit dem Ersten nichts wollte an sich kommen lassen, denn er hatte [besser: hätte] die Pfennige selbst von einem unbekannten Kerl eingewechselt, ob man ihm schon die Daumschrauben, die draterne Peitsche, die Armschnüre anlegete, so wollte doch nichts heraus, bis man ihm die so genannte Stiebel Spanisch.<sup>11</sup> anlegete, [da] bekante er, wie er es gemacht hatte. Er wurde den 4. May vor dem Lechelnholze an den Galgen gehangen, gegen Abend aber auf Vorbitte vieler Christen abgenommen und nach Helmstädt gebracht, allda ist er anatomiert worden.*

*So lange er allhier gesessen, hat er sich ganz dueßfromm<sup>12</sup> aufgeführt, jeder Zeit fleißig gebetet und gesungen, stets seine Seufzer zu Gott umb Vergebung seiner Sünden angerufen, da alle Prediger, so bei ihm gegangen, sich sehr verwundern müssen über seine Geschicklichkeit und Devotion [= Frömmigkeit]. Den Galgen scheuete er gar nicht mehr als einer, der zur Hochzeit gehen sollte; vor der Waage, wie er sein Urtheil hörte, beantwortete er alles mit freudigen und lächlichen Mienen. Der Prediger von Stöcken bei dem Weghause begleitete ihn, mit Namen Breiman<sup>13</sup>, denselben bat er, er möchte ihm nur selbst zuhören. Auf den Wagen stieg er mit freudigen Herzen hinauf, unter dem Gerichte [= Galgen] sprang er vom Wagen herunter, seufzete zu Gott fleißig, fiel auf seine Kniee, rufte Gott umb Verzeihung seiner Sünden an und ließ von dem Prediger sich nochmals absolvieren. Hernach vermahnete er die viel 1000 Menschen, einen Spiegel an ihm zu nehmen und was rechte fromme Chris-*

9 Wittmar an der Asse.

10 Athenstedt im Amt Zilly, Stift Halberstadt.

11 Spanischer Stiefel, Schraubstiefel oder Beinschraube war ein spätmittelalterlich-frühneuzeitliches Folterinstrument, das bei der peinlichen Befragung eingesetzt wurde. Es bestand oft aus zwei Eisenplatten, die dem Unterschenkel angepasst waren. Diese wurden um das Schienbein und die Wade gelegt und dann zusammengedreht. Häufig traten dabei Frakturen und Quetschungen auf. Das Instrument wurde zuerst in Spanien angewendet, war seit dem 16. Jahrhundert aber beinahe in ganz Europa verbreitet. Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts war der Spanische Stiefel in Europa noch in Verwendung.

12 Unklar, vielleicht von Daus, m., niederdeutsch Duus, ein ausgezeichnetes und treffliches Wesen (Jacob u. Wilhelm GRIMM: Deutsches Wörterbuch. Bd. 2. Leipzig 1860, Nachdruck München 1984, S. 855).

13 Andreas Breymann (1674–1737), seit 1716 Pastor in Klein Stöckheim (Friedrich-Wilhelm FREIST: Die Pastoren der Braunschweigischen evangelisch-lutherischen Landeskirche. Bd. 2. Wolfenbüttel 1974, S. 42).



ten wären, ihm wegen seiner Jugend [sein Vergehen] nicht zuzurechnen, sondern ein Vater unser für ihn [zu] beten. Hernach zog er seine Schuhe selbst aus, hielt seine Hände selbst her und hielt sie auf den Rücken und sprach: Nun bindet mich. Damit ging er nach der Leiter zu und stieg freudig hinauf. Oben hielt er selbst seinen Kopf und Hals hin, unter dem Namen Jesu gab er seinen Geist auf. Er lebete am Gerichte [= Galgen] kaum ein Vater unser lang. Es war kein Mensche da [zu ergänzen ist wohl: der nicht geweint hätte], auch die Henkerknechte weineten bitterlich auf der Leiter. O selig ist der Mensch, der seine Sünde herzlich bereuet und auf das Verdienst Christi stirbet; der Mensche ist wohl selig gestorben. Es ist kein Mensche in Wolfenbüttel, der den jungen Menschen nicht beweinet und bedauret. Er gab vor, er wäre vor [besser: von?] Dresen aus Saxon; ob sie schon dahin geschrieben [haben], so kennen sie in keiner Kirche [jemanden], der so sollte heißen. Er blieb aber dabei, er heiße JOHAN CHRISTOF KETSCHAU. Er war 18 Jahr 4 Wochen einige Tage alt.

Den Nachrichten im Kreitze<sup>14</sup>, Hr. Kannenberg<sup>15</sup>, hat er gebeten, man möchte ihm, was er in der Tucke [= Tasche ?] hätte, lassen inne stecken, bis er abgenommen würde; da das Abnehmen geschah, hat man ein Zettel bei ihm gefunden, da das der Nachrichten gelesen, hat derselbe an[ge]fangen zu weinen. Will aber nichts sagen. Man meint, er sei aus einem fürnehmen [= vornehmen] Geschlechte gewesen. Gott wird es wissen. Im Philippsberge über der Tür, wo er gesessen, hat er dieses geschrieben:

1728 den 6 Januarij

JCK<sup>16</sup>

Munde maligne vale.

Es ist alhier ein Jammertal, Angst, Not und etc.

Cave.<sup>17</sup>

Von anderer Hand wurde der Kirchenbucheintrag durch folgende Zeilen ergänzt:

„Es waren zu der Zeit viele Kirchen bestohlen, weswegen Ihro Durchl.[auch], der Herzog August Wilhelm, gesagt, daß der erste Kirchendieb, ohne alle Gnade, wenn er attrapirt [= gefangen] würde, solle gehangen werden, sonst wäre er Jugend halber wol pardoniret worden.

Ich habe diesen Delinquenten im Gefängniß besucht, auch die Execution mit angesehen. Es ist wahr, kein Bräutigam konnte so freudig zur Hochzeit, als dieser

14 Bedeutung unklar. Falls es „im Kreiße“ heißen soll, sind vielleicht jene Bürger gemeint, die als Zeugen einer Hinrichtung einen Kreis um den Delinquenten zu bilden hatten, bis das Urteil vollstreckt war.

15 Hans Martin Kannenberg hatte das Amt des Scharfrichters von 1682–1731 inne (Gesine SCHWARZ: Herzogliche Scharfrichter und Abdecker des Landes Braunschweig in der Frühen Neuzeit. In: Bsjb 85 (2004), S. 37–76, hier: S. 57).

16 Mit verschlungenen Buchstaben.

17 Lateinisch: Lebewohl, du böse Welt. Es folgt der dritte Vers des Kirchenliedes „Ich hab mein Sach' Gott heimgestellt“ von Johann Leon: „Es ist allhier ein Jammertal, Angst, Not und Trübsal überall, des Bleibens ist ein kleine Zeit, voll Mühseligkeit, und wer's bedenkt, ist immer im Streit.“ Zuletzt wieder lateinisch: Hüte dich.

zum Gerichte gehen. Daß er aus einem vornehmen Geschlechte, wird stark gemuthmaßet. Wille<sup>18</sup>

Es gibt noch einen zweiten, kürzeren Bericht im Sterbebuch der Hauptkirchengemeinde, ebenfalls von der Hand des Opfermannes Cherubim:<sup>19</sup>

*Anno 1728. den 3 Januarij ist ein junger Mensche von 19 Jahren mit Namen Johan Christoph Ketschau, vorgebens, er sei aus Dresen, wiewohl er nicht die Wahrheit gesagt, was Herkommens und woher er sei; indem an denen Örtern, wie er gesagt, ist hingeschrieben, aber von ihm nichts wissen wollen, die Nacht in hiesiger Kirche beschließen lassen, den Armenkasten durchgebohret, das Geld heraus gestohlen und zu Wittmer davon 8 Taler wechseln lassen, ihm nachgesetzt, zu Atenstedt in Brandenb[urg] im Amt Zillige bekommen, hier gebracht, nach Bereuung seiner Sünden, da er sich sehr wohl bekehret, am Galgen gehan[gen?] vor dem Lechelnholze, umb 4 Uhr abgenommen und nach Helmstädt gefahren, war 19 Jahr alt, ein artiger höflicher manierlicher Mensche, seines Herkommens hat man nicht erfahren können. Viel 1000 Menschen haben umb ihn geweinet, wie er so freudig zum Gerichte gegangen, dass wohl kein Mensche von einem jungen Mensche gesehen, als wann ein Bräutigam zur Hochzeit sollte gehen, so war es mit ihm. Er hat fleißig gesungen und gebeten [d. h. gebetet] bis an sein seliges Ende.“*

Nun waren Hinrichtungen in dieser Zeit zwar kein alltägliches Ereignis, kamen aber doch immer wieder vor. Die Fälle der Jahre 1718–31 hat der Kirchenbuchführer der Hauptkirche aufgeführt.<sup>20</sup> Mindestens elf Hinrichtungen mit insgesamt vierzehn Delinquenten ereigneten sich in diesem Zeitraum, doch für keinen fand er so ausführliche und teilnehmende Worte wie für den jungen Kirchendieb Ketschau.

Seine geheimnisvolle Herkunft lässt sich nach fast dreihundert Jahren nicht mehr klären und leider fehlen auch die Prozessakten, dennoch soll versucht werden, zumindest seinen Wolfenbütteler Aufenthalt nachzuzeichnen. Manches, was fehlt, lässt sich anhand von Parallelfällen rekonstruieren. Was geschah mit Ketschau nach jenem verhängnisvollen Diebstahl?

## Untersuchungshaft und Folter

Vermutlich bereits am nächsten Morgen wurde der aufgebrochene Opferkasten entdeckt. Ketschau war es gelungen, Wolfenbüttel in Richtung Südosten zu verlassen und sich in den Wittmarer Krug zu begeben. Sein auffälliges Verhalten dort ermöglichte die Anfertigung eines Steckbriefs und einen schnellen Fahndungserfolg nach nur drei Tagen im brandenburgischen Dörfchen Athenstedt, etwa 36 Kilometer von Wolfenbüttel entfernt. Beide Orte lagen an der Heerstraße (der heutigen Bundes-

18 Der Name scheint abgekürzt zu sein. Wahrscheinlich handelt es sich um den Justizrat Just Christoph Willerding.

19 Anhang im Sterbebuch der Gemeinde Beatae Mariae Virginis in Wolfenbüttel (NLA-StA WF, 1 Kb 1313, S. 282). Auch hier wird die Transkription modernisiert wiedergegeben.

20 NLA-StA WF, 1 Kb 1313, S. 281–285. Diese Liste ist unvollständig, wie Anhang Nr. 1 zeigt, der sich auch noch auf andere Quellen stützt.

straße 79) in Richtung Halberstadt. Demnach scheint er sich Zeit gelassen zu haben und versuchte auch gar nicht, auf Schleichwegen zur Grenze zu gelangen. Doch der Grenzübertritt nützte Ketschau nichts, denn die Amtshilfe der dortigen Beamten ermöglichte seine Auslieferung.

Wie der Bericht im Kirchenbuch zeigt, erfolgte das Geständnis des nach Wolfenbüttel zurückgebrachten Verdächtigen keineswegs freiwillig, doch gab es hinreichend Mittel, ein gewünschtes Geständnis zu erzwingen. Zwar fehlt die Gerichtsakte zu Ketschau, doch finden sich die im Kirchenbucheintrag erwähnten Methoden der Tortur auch in einem anderen Verhörprotokoll aus dem Jahre 1740 wieder. Dieser Fall, bei dem der mutmaßliche Dieb Johann Wilhelm Hoffmann und seine Ehefrau auf der Amtsstube zu Jerxheim „peinlich befragt“ wurden, lässt erahnen, wie es dem jungen Sachsen ergangen sein mag und soll deshalb als Beispiel vorgestellt werden.<sup>21</sup> Das Verfahren richtete sich nach der „Peinlichen Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V.“ (Constitutio Criminalis Carolina) aus dem Jahre 1532. Gab es keine Zeugen, so benötigte man das Geständnis des Beschuldigten; eine Verurteilung allein aufgrund der Beweislage reichte nicht aus. Falls nötig, war das Geständnis durch Folter zu erzwingen. Gültig war es aber erst, wenn der Beschuldigte es später ohne Folter wiederholte. Dieses Verfahren erscheint aus heutiger Sicht höchst grausam, galt aber für die damalige Zeit als fortschrittlich, denn nun unterlag das Verfahren bestimmten Regeln und Abläufen, durch die Willkür vermieden werden sollte. Im Falle des bereits erwähnten Ehepaars Hoffmann überliefern die Verhörprotokolle minutengenau die einzelnen Phasen der Folter; sobald der Beklagte ein Geständnis ankündigte, wurde abgebrochen. Es leuchtet ein, dass es angesichts der geschilderten Qualen kaum jemandem gelang, Widerstand zu leisten. Im Grunde konnte man auf diese Weise jedes gewünschte Geständnis erhalten, entsprechend häufig kam es zum Widerruf, der wiederum erneute Folter nach sich zog. Besagter Hoffmann und seine Frau mussten aus diesem Grund wiederholt in die Marterkammer, ihr Verfahren zog sich über ein Jahr hin. Es steht zu vermuten, dass die Abläufe bei Ketschau im Residenzamt Wolfenbüttel ähnlich waren. Nachdem er in wiederholten Verhören bei seiner Aussage blieb, er habe die in Kleingeld bestehende angebliche Beute von einem Fremden eingewechselt, wurde angeordnet, das Geständnis zu erzwingen. In einem solchen Fall musste ein vom Herzog unterzeichnetes Urteil der fürstlichen Justizkanzlei durch den Kriminalsekretär an den Oberamtmann gesandt werden, welcher sie an den Gerichtsschultheißen weiterleitete.<sup>22</sup> Zu Beginn einer Tortur oblag es dem Scharfrichter, den Beklagten durch eine genaue Erläuterung der Folterinstrumente so zu verschrecken, dass deren Anwendung gar nicht nötig wurde. Anschließend folgten die Daumenschrauben als erster Foltergrad, der im Falle der beiden Hoffmanns höchstens vier bis fünf Minuten auszuhalten war. Da es Ketschau bis zu den höheren Foltergraden, gar bis zu den Beinschrauben („spanische Stiefel“) kommen ließ, steht zu vermuten, dass er seine erzwungenen Aussagen mehrfach widerrufen hat; ihm wird wohl bewusst gewesen sein, dass ein Geständnis sein Todes-

<sup>21</sup> Vgl. Anhang Nr. 2.

<sup>22</sup> NLA-StA WF, 8 Alt Wolfb Nr. 1110a, Reskript Justizkanzlei, 28.10.1731.

urteil bedeuten würde. Das könnte auch die lange Haftzeit von Januar bis Anfang Mai erklären. Hinzu kam, dass man vergeblich versuchte, die von ihm vorgegebene Identität am angeblichen Heimatort zu überprüfen. Ob er die ihm vorgeworfene Tat wirklich begangen oder nur wegen der Folter gestanden hat, muss offen bleiben, jedenfalls blieb er bei seiner Aussage und zeigte sich so reuevoll, wie es sich die ihn betreuenden Geistlichen nur wünschen konnten.

Die vier Monate zwischen Verhaftung und Hinrichtung musste der junge Mann im Philippsberg verbringen. Die Kasematten des Festungsbollwerks Philippsberg (Kasemattengebäude von 1580) wurden seit dem 18. Jahrhundert als Gefängnis für Kriminalverbrecher benutzt. Reste der einstigen Räumlichkeiten befinden sich noch heute auf dem Gelände der Justizvollzugsanstalt, die somit als eines der ältesten noch betriebenen Gefängnisse in ganz Deutschland gelten kann.

1712 wurde dort ein dringender Reparatur- und Erweiterungsbedarf festgestellt. Unbedingt notwendig sei es beispielsweise, dass die Gefängnisknechte von den Gefangenen getrennte Stuben bekommen sollten, da es durch die gemeinsame Unterbringung ständig Unterhaltungen gegeben habe, ja die Wärter hätten den Häftlingen sogar Ratschläge gegen die Folter (d.h. wohl zur Schmerzverminderung) oder gar Fluchthinweise gegeben.<sup>23</sup> Daher solle man die Räumlichkeiten, wo im Vorjahr die neue Torturkammer eingerichtet worden sei, vergrößern und so ausbauen, dass der Stockmeister und die beiden Gefängnisknechte vorn zwei Stuben, die Gefangenen aber hinten einzelne Hafträume erhielten. Auf diese Weise könne kein Gefangener entkommen, ohne die Stube des Stockmeisters zu passieren.<sup>24</sup> Erhalten ist ein Plan aus der Zeit um 1750, der die neue Raumanordnung zeigt. Für die Kriminalgefangenen gab es in der zweiten Etage zwei Zellen von 7 m Länge, 1 m Breite und 2 m Höhe, davor lagen zwei Räume des Wachpersonals.<sup>25</sup> Auf einen Fluchtversuch konnte Ketschau unter diesen Umständen nicht mehr hoffen. Dazu trugen auch weitere Maßnahmen bei. Aus dem Jahr 1730 ist eine Liste des *im Philipps-Berge sich befindendenden Geschirrs* überliefert. So gab es *16 Bein- und Hand-Schellen mit Ketten, 4 Bolten an die Beine, 2 Ketten-Bolten an die Beine, 24 Schlösse[r] zu den Geschirren, 2 große Ketten an die Wand zu schließen, noch 6 große Schlösse[r] für die neu gemachten Gefängnisse*.<sup>26</sup> Vielleicht aber wurde angesichts seines in dem Kirchenbucheintrag gerühmten frommen Verhaltens kein Gebrauch von diesen Sicherungsmaßnahmen gemacht. Zur Buße und Andacht standen den Gefangenen im Jahre 1730 und wohl auch schon vorher folgende Bücher zur Verfügung:

23 NLA-StA WF, 8 Alt Wolfb Nr. 1095, Schreiben von NN an die Geheimen Räte, 2.6.1712.

24 NLA-StA WF, 8 Alt Wolfb Nr. 1095.

25 NLA-StA WF, K 901, *Grundriß derer Gewölbe unter dem Philipps-Berge* [an der Festung Wolfenbüttel], um 1750, darin: Beschreibungen, Zeichnung, farbig, aufgenommen von J. H. Diener, Leutnant, 1:675. Mit bb sind die Kriminalarreststuben gekennzeichnet, dahinter lagen die Räume der Karrensträflinge. Siehe Abb. 1. Die Raumanordnung hat sich bis in die heutige Zeit erhalten. Für Hinweise auf den Plan und die heutige Raumsituation danke ich Herrn Wilfried Knauer, Gedenkstätte der JVA Wolfenbüttel.

26 NLA-StA WF, 8 Alt Wolfb Nr. 1099.

2 Bibeln in schwartzen Bande, 2 Braunschweigische Gesang-Bücher in schwartz Leder gebunden, 1 Catechismus und 1 Gebeth-Buch.<sup>27</sup>

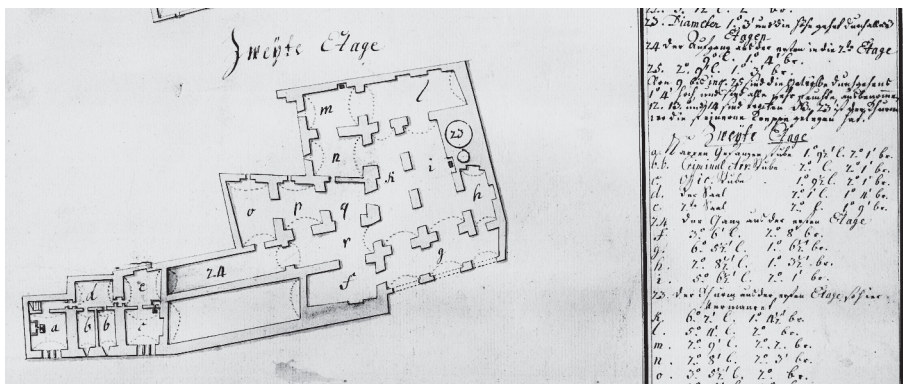


Abb. 1: Grundriss des Gefängnisses – vgl. Anm. 25 (NLA-StA WF K 901, Ausschnitt)

## Das Urteil

Vor der Waage, so heißt es in dem oben erwähnten Kirchenbucheintrag, habe der Angeklagte sein Urteil vernommen. Gemeint war damit die Ratswaage, die noch heute als Teil des Rathauskomplexes am Wolfenbütteler Stadtmart erhalten ist. Hier, an diesem zentralen Ort, fand das sogenannte „Peinliche Halsgericht“ statt.<sup>28</sup> Ein Bericht von Johann Joachim Matthaëi, Oberamtmann des Residenzamtes Wolfenbüttel, aus dem Jahr 1677 schildert den Verlauf einer solchen Gerichtssitzung.<sup>29</sup> Dazu passen die gelegentlich erhaltenen Schilderungen anderer Prozesse aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Noch 1806 bezog man sich ausdrücklich auf Matthaëis Bericht.<sup>30</sup> So darf man wohl annehmen, dass auch Ketschaus Prozess in dieser Form verlaufen ist.

Demnach wurde das Urteil einige Tage vorher von der fürstlichen Kanzlei an den Oberamtmann des Residenzamtes Wolfenbüttel gesandt, damit alle Vorbereitungen getroffen und nicht zuletzt der Scharfrichter rechtzeitig verständigt werden konnte.

Auch dem Delinquenten war der vorgesehene Hinrichtungstag beizeiten zu eröffnen, damit er sich unter geistlichem Beistand auf sein Ende vorbereiten konnte. Von Ketschaus frommer und bußfertiger Haltung war bereits in dem Kirchenbucheintrag die Rede, was ansonsten gesprochen wurde, blieb eine Sache zwischen ihm und dem Seelsorger. Einen Eindruck eines solchen Gesprächs gibt aber ein Schrei-

27 NLA-StA WF, 8 Alt Wolfb Nr. 1099.

28 Rathaus Wolfenbüttel. Hrsg. v. Baudezernat der Stadt Wolfenbüttel. Wolfenbüttel 1995, S. 80.

29 NLA-StA WF, 8 Alt Wolfb Nr. 1110b, *Extract Matthaëischen Nachrichten des Fürst. Residenz-Amts Wolfenbüttel de Ao. 1677*; vgl. auch: Rathaus Wolfenbüttel (wie Anm. 28), S. 80. Die folgende Schilderung orientiert sich hieran.

30 NLA-StA WF, 8 Alt Wolfb Nr. 1098, f. 70, Bericht über das Gerichtsverfahren für den Dienstknecht Wendt, 20.2.1806.



ben des Konsistorialrats und Oberhofpredigers Dreißigmark, der einige Jahre später, nämlich 1743, einen wegen Mordversuchs angeklagten Hofjäger namens Johann Georg Hoffmann betreute.<sup>31</sup> Hier heißt es unter anderem: *Hoffmann ist bereit, sein Recht auszustehen. Die erste Stunde die liebste, nachdem er vorher noch einmahl mit dem Versprechen des H.[eiligen] Sacraments versorget, worum er gebeten, und daß es ihm morgen früh würde gereicht werden, gewisse Hoffnung empfangen hat. Er hat mit Hand und Mund mir versprochen, mit keiner andern Bewegung, als die bey Bußfertigen der Glaube würket, die Welt zu verlassen. Dieser seiner guten Verfaßung mich zu bedienen, habe ich zwar zu erkennen gegeben, dass allem Vermuthen nach ihm zur Straffe an dem Gliede, womit er gesündigtet, die Hand abgehauen und darauf das Leben werde genommen werden, aber von dem Körper aufs Rad und der Schleiffe habe ich ihm nichts gesaget, weil mir gnädigst befo[h]llen worden, mit ihm weder von der Zeit noch Art des Gerichts, sondern nur von geistlichen Dingen zu sprechen. [...] Gott wird überhelffen.*<sup>32</sup>

War der Gerichtstag gekommen, wurden Tische, Stühle und Bänke in der Ratswaage aufgebaut. In Fällen, wo es den Delinquenten ans Leben ging, musste sich ein Unteroffizier mit acht, zwölf, notfalls auch mehr bewaffneten Bürgern in und vor der Waage aufstellen, die verhindern sollten, dass sich die Bevölkerung zu nahe herandrängte. Schultheiß, Amtmann sowie die Beisitzer begaben sich zur Waage, wohin auch der Angeklagte geführt und vorübergehend von seinen Fesseln befreit wurde. Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit und des herzoglichen Landesherrn eröffnete nun der Amtsknecht das Gericht. Anschließend wurden dem Beklagten von seinen Richtern die einzelnen Punkte der Anklage vorgelesen, auf die er mit einem deutlichen Ja oder Nein antworten musste. Hatte er alle Vorwürfe zugegeben, las ihm der Kriminalsekretär das Urteil vor. In Ketschaus Prozess fiel diese Aufgabe dem frisch bestellten Kanzleisekretär Schoppe zu.<sup>33</sup>

Schon den Zeitgenossen scheint die Höchststrafe der Hinrichtung für den reuigen Delinquenten ungewöhnlich hart vorgekommen zu sein, wie die Bemerkungen im Kirchenbuch belegen. Tatsächlich gab es bei dem Straßmaß für Diebstähle durchaus Spielraum. Zugrunde lag die schon erwähnte „Peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V.“, die sogenannten *Constitutio Criminalis Carolina* aus dem Jahre 1532. Diese ließ als Milderungsgründe beispielsweise den geringen Wert der Beute oder auch das jugendliche Alter der Täter zu. Eine Verordnung Herzog Anton

31 NLA-StA WF, 8 Alt Wolfb Nr. 1098, f. 19–26, März 1743. Zu Hoffmann siehe auch 2 Alt Nr. 17975; ferner SCHWARZ (wie Anm. 15) S. 67f.; Rathaus Wolfenbüttel (wie Anm. 28), S. 80. Er hatte in der Ratsstube der fürstlichen Kanzlei, also im Gerichtssaal, den Vizekanzler niedergestochen und damit den Burgfrieden verletzt. Hierfür wäre er normalerweise durch Rädern bei lebendigem Leibe gestraft worden. Dass der Herzog eine vorherige Enthauptung gestattete, stellte daher schon eine Milderung dar.

32 NLA-StA WF, 8 Alt Wolfb Nr. 1098, f. 22f., an Oberamtman Lichtenstein, 25.3.1743.

33 8 Alt Wolfb Nr. 1098, f. 9, Anordnung des Kanzlers Lüdecke, dass der neue Kanzleisekretär Schoppe im vorliegenden Fall das Urteil verkünden solle. Das Schreiben stammt vom 4. Mai 1728 und ist somit der einzige Hinweis, den der für Ketschau verhängnisvolle Gerichtstag in den Akten hinterlassen hat. Der Kanzleisekretär Friedrich Georg Werner Schoppe wurde im Frühjahr 1728 in sein Amt eingeführt (3 Alt Nr. 629, f. 41–44, offizielle Bestallung am 30.6.1728, Amtsantritt erfolgte schon *einige Zeit vorher*).

Ulrichs aus dem Jahre 1714 setzte bei Hausdiebstählen von Gesinde einen Wert von 5 Talern als Grenze fest. Männliche Täter unter 18 Jahren wurden statt der dafür vorgesehenen Todesstrafe zu Festungsbau verurteilt, Frauen erhielten eine Zucht- oder Spinnhausstrafe.<sup>34</sup> Und 1731, nur einige Jahre nach dem Wolfenbütteler Kirchenraub, hielt man im Falle eines achtzehnjährigen Blankenburger Kirchendiebes die Strafe der Landesverweisung unter Staupenschlägen für ausreichend. Für ihn sprach, dass aufgrund seiner Jugend und des guten Zeugnisses seines Lehrmeisters Hoffnung auf Besserung vorhanden sei, außerdem war der Diebstahl nicht gewaltsam erfolgt – er hatte das Geld mit einer dünnen Zange aus dem Almosenkasten geangelt –, und schließlich waren die gestohlenen 17 Kupferpfennige noch vorhanden.<sup>35</sup> Bei Ketschau dagegen war die Beute nicht nur wesentlich höher und bereits ausgegeben, sondern eben auch gewaltsam, d.h. durch Aufbrechen des Opferkastens entwendet worden. Und nicht zuletzt wegen der Häufung von Kirchendiebstählen in jüngster Zeit wollte man hier wohl ein Exempel statuieren.

Wie es der Prozessverlauf vorsah, forderte der Amtsknecht nunmehr den anwesenden Scharfrichter auf, das Urteil zu vollstrecken und untersagte den Zuschauern unter Androhung schwerer Strafen, ihn dabei zu behindern. Nun wurde das Gericht geschlossen, der Delinquent auf den Markt herausgeführt und von den bereits erwähnten bewaffneten Bürgern umringt und zur Richtstätte begleitet, wo sie einen Kreis um ihn zu bilden hatten, bis das Urteil vollstreckt war.

## Die Hinrichtung

Unter sorgfältiger Bewachung wurde der Delinquent anschließend vom Markt über die Lange Straße und den Alten Weg nach Norden geführt, nach Aussage des Kirchenbuchs begleiteten viele tausend Menschen den Zug. Tatsächlich zogen solche Hinrichtungen stets viele Menschen an, so dass diese Zahl nicht einmal übertrieben scheint. Bei den Planungen für eine Hinrichtung auf dem Wolfenbütteler Stadtmarkt im Jahre 1806 ging man davon aus, dass dort und in den angrenzenden Straßen 25 600 Menschen Platz finden könnten, nicht gerechnet die Zuschauer in den umstehenden Häusern!<sup>36</sup> Man erwartete viele Besucher, die von auswärts mit Pferden anreisen würden und betrachtete sie sogar als vorteilhaften Wirtschaftsfaktor.<sup>37</sup>

34 NLA-StA WF, 40 Slg, Nr. 4363, Verordnung des Herzogs Anton Ulrich zu Braunschweig-Wolfenbüttel, 2.1.1714.

35 NLA-StA WF, 112 Alt Nr. 1292, f. 40, Gutachten von Cramms an den Herzog wegen des Kirchendiebes Johann Friedrich Teichmüller, 8.10.1731. Ob das Urteil tatsächlich so ausfiel, bleibt offen.

36 NLA-StA WF, 8 Alt Wolff, Nr. 1098, f. 92f. Bericht an die Justizkanzlei, 21.6.1806.; Rathaus Wolfenbüttel, hrsg. v. Baudezernat der Stadt Wolfenbüttel, Wolfenbüttel 1995, S. 80. In diesem Fall musste entschieden werden, ob die Hinrichtung in Wolfenbüttel oder auf der Richtstätte am Wendessener Berg erfolgen sollte. Aus Sicherheitsgründen wurde ersteres befürwortet: In der Stadt sei die polizeiliche Aufsicht über die Menschenmassen eher möglich, die Feldmark von Wendessen würde nicht zertreten, und Unfälle durch Reiter seien in der Stadt wegen eines entsprechenden Verbots auch nicht zu befürchten.

37 NLA-StA WF, 8 Alt Wolff, Nr. 1098, f. 92f., Bericht an die Justizkanzlei, 21.6.1806. Demnach würden *der Stadt die vielen Fremden an dem Tage der Execution, wenn wir einige Individuen aus-*

In Ketschau Fall aber fand die Hinrichtung nicht auf dem Markt statt, sondern beim herzoglichen „Hohen Gericht“, der Haupthinrichtungsstätte des Herzogtums zu dieser Zeit. Sie befand sich gleich hinter der Grenze von Wolfenbüttel nach Klein Stöckheim am nordwestlichen Rand des Lechelnholzes im sogenannten Streitholz.<sup>38</sup> Unmittelbar vor der westlichen Waldgrenze verlief, von Leipzig über Wolfenbüttel kommend, die alte Heer- und Handelsstraße, die in nördlicher Richtung weiter nach Stöckheim, Meverode und Braunschweig führte. Zur Abschreckung und Mahnung für die Vorüberziehenden wurden solche Richtstätten gern an viel befahrenen Straßen errichtet. Wie die von Bornstedt 1964 durchgeführten Vermessungen zeigten, bestand die Richtstätte zuletzt, bevor sie in den Jahren 1759/60 zum Wendesser Berg östlich von Wolfenbüttel verlegt wurde<sup>39</sup>, aus zwei erhöhten rechteckigen Plattformen, die ringsum von etwa 1,30 m tiefen Gräben umgeben waren. Die gesamte Anlage maß 48 Meter in der Länge und 18,50 Meter in der Breite und ragte ursprünglich als unbewaldetes Dreieck in das Lechlumer Holz hinein.<sup>40</sup>

Seit etwa 1600 sind eine ganze Reihe von Karten und Plänen erhalten, auf denen stets mehrere Galgen und Räder erkennbar sind.<sup>41</sup> Ein Merian-Stich von etwa 1650 zeigt zwei Galgen und zwei Räder.<sup>42</sup> Nach einer um 1700 entstandenen Karte standen hier ein vierpfostiger und ein dreipfostiger Galgen, zwei Räder und ein Pfahl.<sup>43</sup> 1703 musste einer der Galgen erneuert werden, ebenso 1730.<sup>44</sup>

Auf dem Weg zur Hinrichtungsstätte und bei der Exekution selbst sollte dem Delinquenten ein Geistlicher mit Trost und Gebeten beistehen, ein Amt, das verständlicherweise wenig begehrt war und dem man sich nach Möglichkeit zu entziehen suchte, wie ein Konsistorialausschreiben aus dem Jahre 1704 belegt. Es wurden daher zwölf Pastoren aus den umliegenden Ortschaften bestimmt, die in einer festen Reihenfolge die Sterbebegleitung zu übernehmen hatten.<sup>45</sup> In Ketschau Fall kam der Pastor aus Klein Stöckheim an die Reihe.

Um der abschreckenden Wirkung willen war die Anwesenheit der Bevölkerung erwünscht. Was man zu sehen erwartete, war weniger ein „Theater des Schreckens“, eher ein religiöses Drama, bei dem der Missetäter gefasst, schicksalsergeben und

---

*nehmen, die vielleicht nicht umhin könnten, Gäste unentgeltlich aufzunehmen, großen Vortheil bringen.*

38 Wilhelm BORNSTEDT: Das Herzogliche „Hohe Gericht“ im Stöckheimer Streithorn am Lecheln Holze vom 16. bis zum 19. Jahrhundert (Diebstahl, Mord, Raub und Hexenverbrennung). o.O. 1982. Durch seine ab 1964 durchgeführten Forschungen hat der Autor maßgeblich dazu beigetragen, dass die zeitweilig unter Dickicht und Schutt verschwundenen Plattformen und Gräben wieder sichtbar sind. Heute erinnern eine Gedenktafel und ein Stein an die einstige Bedeutung der Stätte. Fotos zur Wiederherstellung der verfüllten Gräben in NLA-StA WF, 311 N, Zg. 61/2007, Nr. 52.

39 Dazu NLA-StA WF, 8 Alt Wolff, Nr. 1103.

40 BORNSTEDT (wie Anm. 38), S. 30.

41 Zusammengestellt und teilweise abgebildet ebd., S. 24–29.

42 Ebd., S. 26, abgebildet S. 29.

43 Ebd., S. 27f., nach einer Karte in der HAB.

44 NLA-StA WF, 8 Alt Wolff, Nr. 1090; vgl. auch BORNSTEDT (wie Anm. 38), S. 32f. Eine Karte von 1738 zeigt einen drei- und einen zweipfostigen Galgen, vgl. NLA-StA WF, K 1873, abgebildet bei SCHWARZ (wie Anm. 15) S. 67.

45 NLA-StA WF, 40 Slg, Nr. 4607 a, Konsistorialausschreiben, 12.3.1704 und Erneuerung vom 3.12.1728 anlässlich einer am 14.12.1728 bevorstehenden Hinrichtung.

reutig seinen letzten Gang antrat und noch einmal öffentlich seine Tat gestand, womöglich unter mahnenden Worten an die Zuschauer.<sup>46</sup> Diese Erwartung wurde durch Ketschau offenbar in besonderer Weise erfüllt, wie die ausführliche Schilderung des Opfermanns zeigt.

Er entsprach nicht der Vorstellung, die man im allgemeinen von einem gewissenlosen Kirchendieb hegte. Vielmehr mochten sein reutiges Verhalten und wohl auch der geheimnisvolle Zettel, dessen Inhalt der sichtlich bewegte Scharfrichter schon den Zeitgenossen nicht verraten wollte, der Grund für das Gerücht sein, der junge Mann stamme aus einem vornehmen Hause. Etwas Latein immerhin konnte er, hatte vielleicht eine gute Schulbildung oder gar studiert.<sup>47</sup> Oder hielt man ihn für einen – illegitimen? – Adelsspross aus der Familie derer von Ketschau bzw. Köttschau?<sup>48</sup> Übrigens ist der Familienname Ketschau noch heute im sächsischen und thüringischen Raum verstärkt anzutreffen, so dass zumindest die Angabe der regionalen Herkunft zutreffen könnte.

## Helmstedt

Mit der Hinrichtung war Ketschaus Geschichte aber noch nicht zu Ende. Sein frommes und vorbildliches Verhalten im Tod bewahrte ihn nicht vor einem Schicksal, das vielen seiner Zeitgenossen als besonders schimpfliche und zusätzliche Strafe erschien: Ablieferung an die Anatomie der Universität in Helmstedt, der es stets an Anschauungsobjekten für die Medizinstudenten mangelte. So wurde verordnet, dass die Leichen bestimmter Personengruppen automatisch der Anatomie zustehen sollten. Dazu zählten Selbstmörder, Totgefundene und Verunglückte ohne Angehörige, ledige Mütter und deren Kinder, mittellose Personen, die zu Lebzeiten von den Armenanstalten versorgt worden waren und nicht zuletzt Hingerichtete. Kurz gesagt, all jene, die es im Leben nicht vermocht hatten, sich als nützliches Glied der Gesellschaft zu erweisen, sollten dies wenigstens nach dem Tode tun, indem ihre Leichen der Wissenschaft zugute kamen.<sup>49</sup>

Die Verwendung der Körper Hingerichteter für den Anatomieunterricht erschien am wenigstens bedenklich, denn sie hatten durch ihre Tat den Anspruch auf eine ehrbare Behandlung verwirkt. In der Strafpraxis des 18. Jahrhunderts gehörte das, was mit dem Körper nach der Hinrichtung geschah, ebenso zur Strafe wie die

46 Vgl. dazu SCHUBERT (wie Anm. 1) S. 486.

47 Nicht nachgewiesen werden konnte er allerdings in den Matrikeln des Kreuzgymnasiums Dresden sowie der Universitäten Jena, Leipzig, Halle und Wittenberg.

48 Vgl. u. a. Ernst Heinrich KNESCHKE (Hrsg.): *Neues allgemeines Deutsches Adels-Lexicon*. Fünfter Band. Leipzig 1864, S. 212: „Köttschau, Kötschau, Köttschau, Kötschau [...]. Altes meissenes, später anhalt'sches Adelsgeschlecht, nicht zu verwechseln mit der auch anhalt'schen und hessischen Familie v. Ketschau [...], ansässig in der Gegend um Merseburg und Querfurth, später auch in Dessau und Zerbst, einige Zweige kamen auch in andere Länder.“

49 Allg. dazu Karin STUKENBROCK: „Der zerstückte Körper“. Zur Sozialgeschichte der anatomischen Sektionen in der frühen Neuzeit (1650–1800). Stuttgart 2001 (Medizin, Gesellschaft und Geschichte, Beiheft 16); Silke WAGENER: „... wenigstens im Tode der Welt noch nützlich und brauchbar ...“. Die Göttinger Anatomie und ihre Leichen. In: *Göttinger Jahrbuch* 43 (1995), S. 63–90.

Hinrichtungsart selbst.<sup>50</sup> Ein weiterer Vorteil lag für die Anatomen darin, dass sie die Ablieferung dem Scharfrichter überlassen konnten und ausreichend Zeit für ihre Vorbereitungen hatten, da der Todeszeitpunkt – anders als bei den übrigen Toten – vorab bekannt war. Besonders geeignet waren die Delinquenten ferner, weil es sich bei ihnen meistens um relativ junge und gesunde Menschen handelte.

In Helmstedt wurden zwischen 1706 und 1750 insgesamt mindestens 23 Hingerichtete, darunter sieben Kindsmörderinnen, seziiert.<sup>51</sup> Diese kamen nicht allein von der Hinrichtungsstätte im Lechlumer Holz, sondern auch aus anderen Teilen des Herzogtums. In den Jahren vor Ketschaws Hinrichtung weiß man beispielsweise von weiteren Fällen aus Jerxheim.<sup>52</sup>

Seit 1720 lehrte Prof. Dr. Lorenz Heister (1683–1758) Anatomie und Chirurgie an der Universität Helmstedt.<sup>53</sup> Er gilt als einer der bedeutendsten deutschen Chirurgen des 18. Jahrhunderts. Seine zahlreichen Veröffentlichungen umfassten neben anatomischen und chirurgischen auch augenärztliche und botanische Gegenstände. Insbesondere sein *Compendium Anatomicum* (erstmal 1717) war noch lange nach seinem Tod grundlegend für die Anatomieausbildung nicht nur an deutschen Universitäten.

Für seine Studien und Lehrveranstaltungen war er auf eine ausreichende Zahl von Leichen angewiesen. Als günstig erwies es sich, dass er sowohl Anatomie als auch Chirurgie lehrte und somit kein Konkurrenzverhältnis zu Kollegen vorlag, was an anderen Universitäten mitunter zu Streitigkeiten um Leichen führen konnte.<sup>54</sup>

Sobald Heister nun von der geplanten Hinrichtung Ketschaws erfahren hatte, beeilte er sich, ein Gesuch an den Herzog zu richten: Er habe vernommen, dass am bevorstehenden Freitag eine Kindsmörderin enthauptet,<sup>55</sup> am 4. Mai aber *ein junger Kerl* gehängt werden solle. Deren Leichen könnten gut zum Nutzen der studierenden Jugend im Anatomischen Theater Verwendung finden. Eines der *cadavera* wolle er gern *zu der Anatomie zu lehren, das andere aber, um die chirurgische operationes daran zu zeigen, gebrauchen* und bitte darum, sie ihm, wie bisher geschehen, kostenlos anliefern zu lassen. *Es wird solche besondere Gnade nicht nur zur grossen Renommé hiesiger Julius Universitet und derselben Aufnahme, sondern auch zu der studirenden Jugend, und insonderheit der Studiosorum Medicinae, welche sich in ziemlicher Anzahl anjetzo hier wieder befinden, Nutzen gereichen.*<sup>56</sup> Mit

50 STUKENBROCK (wie Anm. 49), S. 37; WAGENER (wie Anm. 49), S. 86.

51 NLA-StA WF, 37 Alt, Nr. 980 u. 981; STUKENBROCK (wie Anm. 49), S. 27.

52 Am Freitag nach 15. p. Trin. 1722 wurde Johann Hinrich Hintze, Schafmeisterssohn aus Dettum, nach 16wöchiger Haft in der Pfortstube an den neubauten Galgen in Jerxheim gehängt und am Abend nach Helmstedt an die Anatomie geliefert (NLA-StA WF, 1 Kb, Nr. 692, S. 560, lfd. Nr. 306; NLA-StA WF, 37 Alt, Nr. 980, f. 55, Bericht des Amtsmanns zu Jerxheim, 18.9.1722).

53 BBL 2006, S. 332f.

54 Vgl. STUKENBROCK (wie Anm. 49), S. 139–141; WAGENER (wie Anm. 49), S. 75.

55 Vermutlich war es aber keine Kindsmörderin, sondern Margarethe Elisabeth Walpurger, Timmerlieschen genannt. Am 24.4.1728 (Sonabend vor dem Sonntag Kantate) wurde sie wegen zahlreicher Diebstähle anstelle des Stranges vor dem unteren Krug in Jerxheim mit dem Schwert gerichtet. Die Ablieferung an die Anatomie wird nicht ausdrücklich erwähnt, ergibt sich aber aus der am Jahresende angeführten Summe von 8 auf dem Kirchhof bestatteten Personen bei 9 Sterbefällen (NLA-StA WF, 1 Kb Nr. 692, S. 567, lfd. Nr. 40).

56 NLA-StA WF, 37 Alt, Nr. 980, f. 97, Gesuch Heisters an Herzog August Wilhelm zu Braunschweig-



einer kurzen Notiz bewilligte der Herzog das Gesuch.<sup>57</sup> Nun konnte Heister das seltene Ereignis den interessierten Studierenden bekannt geben. Was er bei der Sektion demonstrieren wollte, kündigte er in einer gedruckten Ankündigung in lateinischer Sprache an:<sup>58</sup>

*LECTOREM BENEVOLUM AD ANATOMICAS ATQUE CHIRURGICAS CADAVERE FEMININO ET MASCULINO INSTITUENDAS INVITAT ATQUE HAC PRAEFATIONE DIE EXISTENTIAM EX PARTIBUS GENITALIBUS VIRORUM OSTENDET LAURENTIUS HEISTERUS D. ANATOM. CHIRURG. AC PHYSIOLOG. P.P.*

*IPSIS KALEND. MAII MDCCXXVIII.*

*HELMSTADII*<sup>59</sup>

*Ad ultimas sectiones publicas programme invitavi, quo supreme Numinis existentiam atque sapientiam ex mirabilis partium genitalium mulierum fabrica atque usu ostendi et comprobavi. Iam vero, cum Serenissimus Clementissimusque Dux noster, AUGUSTUS GUILIELMUS, Princeps vere Augustus atque gratiosissimus, ad sectiones publicas, raro et non satis praedicando exemplo, tam feminum, quam masculinum cadaver simul, quorum illud hodie accepimus, hoc sequenti hordomade obtinebimus, benignissime nobis concesserit, atque ad studium anatomicum partier ac chirurgicum, in republica bene constituta, atque in vita communi adeo necessarium, bene excolendum atque provehendum clementissime dederit, nunc ex vivorum partium genitalibus DEUM eiusque immensam sapientiam contra atheos ostendere allaborabo.*<sup>60</sup>

Die Vorbereitungen setzten also schon zu Lebzeiten des Delinquenten ein. Ob Ketschau das gewusst oder geahnt hat, weiß man nicht. Im Falle des bereits erwähnten Hofjägers Hoffmann hielt es der Geistliche nicht für nötig, diesen über die zusätzlichen ehrenrührigen Maßnahmen zu informieren. Er habe Hoffmann vielmehr beruhigt, so dass er sich darum, *waß man mit ihm nach seinem Tode machet, nicht bekümmern, sondern versichert bleiben wil[!], dass alle Elemente dermaleins ihre Todten herausgeben müssen.*<sup>61</sup>

Lüneburg, 27.4.1728.

57 NLA-StA WF, 37 Alt, Nr. 980, f. 97, rückseitige Notiz: *Fiat A Wilhelm d29april 1728.*

58 NLA-StA WF, 37 Alt, Nr. 980, f. 98.

59 Frei übersetzt: Dr. Lorenz Heister, Professor für Anatomie, Chirurgie und Physiologie, lädt den geneigten Hörer zu einer Lehrveranstaltung in Anatomie und Chirurgie mit [Vorführung] einer weiblichen und männlichen Leiche ein und wird am hier angekündigten Tag die menschliche Entstehung anhand der männlichen Geschlechtsteile demonstrieren. An den Kalenden des Mai 1728 [= 1. Mai 1728], Helmstedt.

60 Frei übersetzt: Durch Ankündigung habe ich zu den letzten öffentlichen Sektionen eingeladen, bei denen ich die Existenz und Weisheit der höchsten Vorsehung anhand von Beschaffenheit und Zweck der weiblichen Geschlechtsteile gezeigt und bestätigt habe. Nun hat uns aber unser allergnädigster, durchlauchtigster Herzog August Wilhelm, Fürst und wahrhaftiger Augustus, durch allerhöchsten Gunsterweis für die öffentlichen Sektionen mit seltenem und nicht genug zu lobendem Beispiel sowohl einen weiblichen als auch einen männlichen Leichnam – von denen wir den einen heute empfangen haben, den zweiten in der folgenden Woche erhalten werden – auf freigiebigste und gnädigste Weise überlassen und gegeben, um das Studium der Anatomie und Chirurgie, das in einem wohlgeordneten Staat und in einem Gemeinwesen so sehr notwendig ist, zu pflegen und voranzubringen. Nun werde ich darauf hinarbeiten, Gott und seine unermessliche Weisheit gegenüber den Heiden anhand der Genitalien beider Teile des Menschengeschlechts zu zeigen.

61 NLA-StA WF, 8 Alt Wolfb Nr. 1098, f. 22 f., an Oberamtmann Lichtenstein, 25.3.1743. Bei Hoff-

Auf Fürbitte der Bevölkerung, wie es im Kirchenbuch heißt, vor allem aber auch, weil wegen des Transports Eile geboten war, wurde Ketschau noch vor 16 Uhr vom Galgen abgenommen. Ein solcher Transport sollte ja möglichst ohne Aufsehen vor sich gehen. Und so konnte Professor Heister nur einen Tag nach der Hinrichtung bescheinigen, *dass heut Dato der gehangene Kerl von Wolffbüttel in hiesiges the- atrum anatomicum geliefert worden.*<sup>62</sup> Für den Transport erhielt der Nachrichten- sieben Taler aus der Kammerkasse.<sup>63</sup>

Was geschah nach der Sektion mit den Leichen? Vorgesehen war im allgemeinen eine stille Bestattung auf einem Helmstedter Friedhof. 1726 legte Heister eine Auf- stellung der üblicherweise bei einer Sektion anfallenden Kosten vor, zu denen unter anderem ein Taler, *einen Todten-Kasten* zu machen und ein weiterer, *den Körper zu begraben*, gehörte.<sup>64</sup> Um einen richtigen Sarg hat es sich dabei vermutlich nicht gehandelt, denn einige Jahre später beschwerte sich der Pastor von St. Marienberg, eine Anatomieleiche sei *in keinem ordentlichen Sarge, sondern einem unter dem Nahmen Studenten Guth oben aufgezeichneten Kasten geliefert*. So etwas passe allenfalls für Delinquenten.<sup>65</sup>

Bei bemerkenswerten Fällen konnte es jedoch auch vorkommen, dass Leichen- teile als Präparate zurückbehalten und der anatomischen Sammlung einverleibt wur- den. Eine Auflistung der anatomischen Präparate, die im Jahre 1810 in Helmstedt vorhanden waren, nennt unter anderem elf Gläser mit Herzen, Genitalien, Armen, Beinen und anderen Präparaten in Weingeist, ferner Schädel, einzelne Knochen und sogar ganze Skelette, wie das des legendären Riesen Anton. Nach Auflösung der Universität Helmstedt durften sich die Anatomen der Universität Marburg die für sie interessanten Stücke auswählen.<sup>66</sup>

Lieber möchte man aber annehmen, dass Ketschau seine letzte Ruhe in Helm- stedt gefunden hat. Sein tragisches Schicksal mag die Bevölkerung gerührt haben, auf lange Sicht abschreckend gewirkt hat die Todesstrafe aber nicht. 1741 wurde der Armenkasten der Hauptkirche erneut aufgebrochen, und diesmal konnte der Dieb unerkant entkommen.<sup>67</sup>

---

mann war vorgesehen, dass die Leiche anschließend zur Hinrichtungsstätte geschleift und gerädert würde, wobei Kopf und die bei lebendigem Leibe abgehauene Hand gesondert auf einem Pfahl zur Schau gestellt wurden. Als Anatomieleiche kam er damit im Gegensatz zu Ketschau nicht mehr in Betracht.

62 NLA-StA WF, 4 Alt 19, Nr. 4159, Quittung Heisters, 5.5.1728.

63 NLA-StA WF, 4 Alt 19, Nr. 4159, Zahlungsanweisung an Kämmerer Cleve, 7.5.1728. Anschei- nend hat sich die Auszahlung etwas verzögert, denn die der Akte ebenfalls beiliegende Empfangs- bestätigung des Nachrichters Kannenberg stammt erst vom 14.7.1728.

64 NLA-StA WF, 37 Alt, Nr. 980, f. 57, Lit. D. *Unkosten, welche die Studiosi Medicinae bey einer Anatomie zu bezahlen haben*, ca. 1726.

65 37 Alt Nr. 323, Pastor an Universität, 8.3.1741. Leider fehlen in den Kirchenbüchern in diesem Zeitraum jegliche Hinweise auf die Bestattung von Anatomieleichen. Da keine Stolgebühen ent- richtet werden mussten und sie ohne geistlichen Beistand beigesetzt wurden, wurde dies wohl nicht für erwähnenswert gehalten. Anders in Göttingen, vgl. WAGENER (wie Anm. 49).

66 NLA-StA WF, 1 W, Nr. 317, Verzeichnis der beweglichen Sachen der anatomischen Anstalt in Helmstedt, ca. Sept. 1810.

67 NLA-StA WF, 8 Alt Wolfb Nr. 1081, Bd. 1 u. 2.

### Anhang Nr. 1: Hingerichtete im Herzogtum

Die folgende Übersicht strebt keine Vollständigkeit an, was insbesondere bei den Kirchenbüchern nicht zu leisten wäre, sondern erfasst lediglich einige besonders einschlägige Quellen sowie Gelegenheitsfunde, um einen Eindruck von der Häufigkeit von Hinrichtungen zu vermitteln, die keineswegs nur in Wolfenbüttel stattfanden. In einigen Fällen gab es zwei Belegstellen.

#### Quelle:

- (1): NLA-Staatsarchiv Wolfenbüttel, 1 Kb 1313, S. 281–285: Chronikanhang des Kirchenbuchs der Gemeinde Beatae Mariae Virginis
- (2): NLA-Staatsarchiv Wolfenbüttel, 8 Alt Wolfb Nr. 1098: Vollstreckung der Kriminalurteile, Abhaltung eines Peinlichen Halsgerichts und Vollstreckung der Todesurteile und Leibesstrafen, (1715) 1728–1807
- (3): NLA-Staatsarchiv Wolfenbüttel, 37 Alt Nr. 980: Die Lieferung von Leichen zur öffentlichen Sektion an die Anatomie Helmstedt
- (4): Hingerichtete in verschiedenen Kirchenbüchern, vgl. jeweilige Anmerkung. Stichprobenartig überprüft wurden Kirchenbücher aus Ortschaften mit Amtssitz.

Datum	Name	Delikt	Hinrichtungsart	Besonderheiten	Anatomie?
Vor dem 30.03.1706, vmtl. 23.04.1706 (3, 4 <sup>68</sup> )	Melusine Elers (aus Helmstedt?)	Vergiftung ihrer Mutter durch Rattengift	Vor das Schäfertor zu Helm- stedt auf einem Brett hinaus- geschleppt und dort enthauptet		Trotz Protest von Studenten nicht an die Anatomie geliefert, sondern auf dem St. Jürgen (Georgen)- Friedhof in Helmstedt beerdigt
04.03.1712 (4 <sup>69</sup> )	Klein- schmied Jürgen Warneck	Mord durch Erschießen	Vor dem Südertor zu Helmstedt enthauptet		Auf dem St. Georgen- Friedhof in Helmstedt begraben

68 NLA-StA WF, 1 Kb Nr. 584, S. 813 u. S. 867.

69 NLA-StA WF, 1 Kb Nr. 584, S. 813.

Datum	Name	Delikt	Hinrichtungsart	Besonderheiten	Anatomie?
02.01.1714 (3)	Uhdesche Magd		Gehängt	Beschwerde des Nach- richters Pfeffer aus Braun- schweig über nicht bezahlte Transportkosten in Höhe von 11 Talern	An die Anatomie geliefert
1718 (4 <sup>70</sup> )	N.N. Wispels	Hurerei und Diebstahl	Vor dem Südertor zu Helmstedt hingerichtet		An die Anatomie geliefert, am Abend verscharrt
Anfang 1718 (1)	Bande aus der Compagnie des Cap. v. Redeker	Diebstahl	Vor dem Lechelnholz gerichtet	Hauptmann ist entwischt, wurde an Ostern in Halle gefasst und ausgeliefert	
20.05.1718 (1)	Bruchschneider und Operateur Wolrath Sievers aus Gandersheim, gebürtig aus dem Amt Syke	Mord an einem brandenburgischen Unteroffizier bei Holz- minden	Kopf wurde ab- geschlagen, Körper aufs Rad gelegt, der Kopf oben auf- genagelt	Schoss sich selbst durch die Kleidung, um Notwehr vorzu- täuschen, zeigte den Fall selbst an, gestand unter der Tortur, sehr wohl bekehrt	
01.04.1721 (1)	Musketier Buchheister, Glaser Sohn aus dem Gotteslager, Wolfenbüttel	Dieberei und Kirchenraub	Auf dem Markt gehängt		Nach Helmstedt gebracht

70 NLA-StA WF, 1 Kb Nr. 584, S. 813.

Datum	Name	Delikt	Hinrich- tungsart	Besonder- heiten	Anatomie?
Vor dem 25.11.1721, vmtl. 21.11.1721 (1, 3)	Müllerssohn Johannes Hieronymus Stackelberg aus Hassel- mühle bei Stolberg, einige 30 J. alt	Pferde- diebstahl	Am Lechelnholz aufgehängt	Wollte sich erst nicht bekehren, leugnete noch im letzten Ver- hör auf der Waage, auf der Leiter rief er zuletzt den Namen Jesu, bis ihm die Gurgel zugeschnürt wurde	An die Anatomie geliefert
18.09.1722 bzw. Freitag nach 15. p. Trin. (3, 4 <sup>71</sup> )	Johann Hinrich Hintze, Schaf- meisterssohn aus Dettum		Nach 16wöchiger Haft in der Pfortstube an den neuerbauten Galgen in Jerxheim gehängt		Am Abend nach Helm- stedt an die Anatomie geliefert
Oktober 1723 (3)	Reuter, in Schöningen inhaftiert	Pferdedieb- stahl	Gehängt		
28.07.1724 (3)	Kinds- mörderin aus Braun- schweig	Kindsmord	Ertränkt		An die Anatomie geliefert
18.05.1725 (1)	Schneiders- witwe Anna Maria Rübe, geb. Merten	Ermordung ihres unehelich geborenen Kindes	Kopf abgeschlagen		
12.09.1726 oder 7. hujus Sonnabend?? (1, 3)	Lorentz und Peter Wul- gram, Vater und Sohn	Pferdedieb- stahl	Nach dem Lichtenberg gefahren und dort gehängt	Beide Katholiken	

71 NLA-StA WF, 1 Kb Nr. 692, S. 560, lfd. Nr. 306. Vgl. auch Anm. 52.



Datum	Name	Delikt	Hinrich- tungsart	Besonder- heiten	Anatomie?
Ca. 10.10.1727 (3)	Frau		Hingerichtet		An die Anatomie durch Kannenberg für 7 Taler geliefert, erstes <i>dergleichen</i> <i>subject</i> seit einigen Jahren, gedruckte Ankündi- gung für den 12.10.1727
Freitag nach dem 27.04.1728 oder 24.04.1728? (3, 4 <sup>72</sup> )	Kinds- mörderin, vmtl. identisch mit „Timmer- lieschen“ aus Jerxheim	Kindsmord, vmtl. Diebstahl	Enthauptet		An die Anatomie geliefert, gedruckte Ankündi- gung vom 01.05.1728
04.05.1728 (1, 3)	Johann Christoph Ketschau	Kirchen- diebstahl	Am Lechelnholz gehängt	Reuig, fromm und vorbildlich im Tod	Nach Helm- stedt an die Anatomie geliefert
23.09.1729 (1)	Jäger Johann Arenholt Dellersen aus Lieben- burg	Mord an einem Soldaten in Northeim	Enthauptet, Scharfrichter hieb zweimal zu	Kurz vor dem Tod vom Katho- lizismus zum lutherischen Glauben konvertiert.	
16.01.1731 (1)	Bartolt Harwech aus Retmer <sup>73</sup>	Raubmord bei Lesse	Am Lecheln- holz Kopf abgeschlagen und aufs Rad gelegt	Bekehrte sich wohl, wurde wohl gerichtet	

72 NLA-StA WF, 1 Kb Nr. 692, S. 567, lfd. Nr. 40, vgl. auch Anm. 55.

73 NLA-StA WF, 8 Alt Wolfb, Nr. 1090.

Datum	Name	Delikt	Hinrich- tungsart	Besonder- heiten	Anatomie?
31.08.1731 (1)	Johann Heinrich Michelmann aus Affert bei Hameln	Diebstahl von 9 Pferden und 300 Talern Silber nebst anderen Kleinig- keiten	Am Lechelnholz gehängt, bekehrte sich wohl		
07.09.1731 (1)	Tobias Weis, Feldscher und gewe- sener Reuter unter die Branden- burger, aus Halberstadt gebürtig, und Johan Sievers, ein Pannemann aus Halber- stadt, und Johan David Probst, ein Soldat aus Groß Wans- leben	Gemein- samer Einbruch in eine Mühle bei Bahrdorf, Misshand- lung der Bewohner	Köpfe wurden ab- geschlagen, aufs Rad geflochten. Sie bekehr- ten sich wohl und wurden gut gerichtet.	Ein jeder zu seinem Teil [Beute- anteil?] hat bekommen nur 2 Taler 16 Ggr	
Januar 1733 (3)	Kinds- mörderin	Kindsmord	Hingerichtet		Gedruckte Ankündi- gung vom 10.01.1733
Nach dem 22.04.1735 (3)	Mann		Hin- gerichtet?		Gedruckte Ankündi- gung vom 22.04.1735
Ca. 15.09.1736 (3)	Kinds- mörderin	Kindsmord	In Wolfen- büttel hin- gerichtet.		An die Anatomie geliefert
17.04.1739 (2)	Philipp Heinrich Thal	Diebstahl	Am Lechelnholz gehängt		

Datum	Name	Delikt	Hinrichtungsart	Besonderheiten	Anatomie?
05.02.1740 (4) <sup>74</sup>	Catharina Louise Himmel, geb. Pilgram aus Schöningen, 22 Jahre alt	Giftmord an ihrem Ehemann nach sieben Wochen Ehe	In Schöningen öffentlich enthauptet		Auf dem Ostendorffischen Kirchhof in einem Sarg an einem Abort beigesetzt
08.04.1740 (2)	Julius Himstedt	Diebstahl	Vmtl. am Lechelnholz gehängt		
21.03.1741 (2)	Margarethe Elisabeth Gercken	Ermordung ihres unehelich geborenen Kindes	Auf dem Wolfenbütteler Markt mit dem Schwert hingerichtet		Nach Helmstedt auf die Anatomie gebracht
16.03.1742 (4) <sup>75</sup>	Margretha Günther aus dem Solling	Ermordung ihres unehelich geborenen Kindes	Gegenüber dem untersten Krug in Jerxheim mit dem Schwert hingerichtet	Kind am 26.05.1741 in Scheune gefunden, Mutter seither in Jerxheim in Haft, reuevoll, ließ sich <i>mit lebendigem Glauben zum Tode führen</i>	Nach Helmstedt auf die Anatomie gebracht

74 NLA-StA WF, 1 Kb Nr. 1031, S. 200, Nr. 10. Vgl. auch ebd., S. 186, Nr. 31, Tod des Ehemanns, des Schönfärbers Johann Adam Himmel aus Schöningen, am 12.08.1738 und Entdeckung der Arsenvergiftung nach Sektion.

75 NLA-StA WF, 1 Kb Nr. 692, S. 590/91, lfd. Nr. (140) 16 (Kind) und (160) 4 (Mutter).

**Anhang Nr. 2: NLA-Staatsarchiv Wolfenbüttel, 8 Alt Jerxh Nr. 27:**

Halsgerichtsverfahren mit peinlicher Befragung gegen Johann Wilhelm Hoffmann und dessen Ehefrau Margarethe Heimstedt wegen Diebstahl, 1740:

Die vorliegende Akte ist wegen des detailliert beschriebenen Ablaufs einer sogenannten „peinlichen Befragung“ von Interesse. Zusammen mit einem weiteren Beklagten wurde das Paar beschuldigt, zahlreiche Pferde- und andere Diebstähle begangen zu haben, leugnete aber seine Beteiligung. Darauf erging ein von Herzog Carl I. eigenhändig unterzeichneter Erlass, dass Hofmann, *falls er sein Geständniß, weswegen ihm in Gegenwart des Scharfrichters nochmahls ernstlich zuzureden [ist], in Güte noch nicht thun wird, diesem zu untergeben, dass er ihn entkleide, zur Leiter führe, ihm die zur Peinlichkeit gehörige Instrumenta vorzeige, ihn auf den Peinigstuhl setze, die Daumenstöcke anlege und damit zuschraube, und wenn dieses nichts fruchtet, mit den Schnüren nicht allein den Anfang machen, sondern auch damit fortfahre und ferner die Beinschrauben anlege, auch letztlich ihn an der Leiter, mit dem Gebrauch des gespickten Hasens ausspanne, da er denn, remissa tortura zu befragen.*<sup>76</sup> Gleiches war für die Ehefrau vorgesehen, allerdings werden hier die Beinschrauben als äußerstes Folterinstrument genannt.

25.7.1740: Getrenntes Verhör des Ehepaares, Ermahnung, die Wahrheit zu sagen, sonst Tortur. Beide beteuern ihre Unschuld.

27.7.1740: Wie oben, beide leugnen oder gestehen nur Unwesentliches. Erneute Befragung endet ebenso.

27.7.1740: Die Beklagte wird in die Marterkammer geführt und noch einmal zur Wahrheit ermahnt. Sie leugnet und wird an den Scharfrichter, Meister Holldorff aus Schöningen, übergeben.

- 11.46 Uhr: Entkleiden
- 11.48 Uhr: Sie wird zur Leiter geführt.
- 11.51 Uhr: Er zeigt ihr die zur *Peinlichkeit* gehörigen *Instrumente*.
- 11.57 Uhr: Sie wird auf den Peinigstuhl gesetzt und gebunden.
- 11.59 Uhr: Man legt ihr die Daumenschrauben an. Das Protokoll vermerkt: *Inquisitin schreyet: Ach du lieber Gott, das mag Gott im Himmel erbarmen, sie könnte nichts sagen, sie wüste nichts davon, sie bäthe um das Blut Christi willen, du mein Gott, fänget hefftiger an zu schreyen, du lieber Gott, ich weiß von nichts nicht, du mein Herr Jesus, ich weiß von nichts, du lieber Herr Jesus.*
- 12.03 Uhr: Der Scharfrichter klopft die Daumenschrauben fester an. *Inquisitin schreyet hefftig, Ach du lieber Gott erbarme dich.*
- 12.05 Uhr: Die Schnüre werden angelegt. *Inquisitin schreyet, ich weiß von nichts nicht, du mein gerechtigter Herr Jesus.*
- 12.06 Uhr: Die Schnüre werden angezogen. *Inquisitin schreyet hefftig, ja ja! Sie wolle bekennen, sie könne es nicht mehr aushalten.*

<sup>76</sup> 8 Alt Jerxh Nr. 27, f. 6, von Herzog Carl zu Braunschweig-Lüneburg unterzeichneter Erlass, ca. Juli 1740.

- 12.07 Uhr. Sie wird losgemacht und vor den Tisch geführt. Die Befragung wird wiederholt, und die Antworten sind nun ausführlicher. Nachdem der Scharfrichter sie mit Pflastern versehen hat, wird sie wieder in ihren Gewahrsam gebracht.
- 27.7.1740: Verhör des beklagten Johann Wilhelm Hoffmann, wiederholtes Leugnen
- 14.20 Uhr: Übergabe an den Scharfrichter
- 14.22 Uhr: Entkleiden
- 14.25 Uhr. Der Beklagte wird zur Leiter geführt.
- 14.27 Uhr: Der Scharfrichter zeigt ihm die Instrumente.
- 14.28 Uhr: Er wird auf den Peinigstuhl gesetzt. Als der Inquisit schreit, er wolle bekennen, wird er losgemacht und vor den Tisch geführt. Die resignierte Antwort, wenn man es so haben wolle, so wolle er ja sagen, lässt man nicht als wirkliches Geständnis gelten.
- 14.31 Uhr: Der Beklagte wird erneut auf den Peinigstuhl gesetzt. Wieder schreit er, er wolle bekennen und wird vor den Tisch geführt. Als die Antwort noch nicht ausführlich ausfällt, wiederholt sich das Ganze. Man bindet ihn am Stuhl fest, der Scharfrichter holt die Daumenschrauben. Als er gestehen will, droht man, wenn er das Gericht noch einmal *vexiren* wolle, werde man mit allen scharfen Mitteln gegen ihn vorgehen. Die Fragen wiederholen sich.

29.7.1740: Der Scharfrichter sucht die Beklagte auf und verbindet sie, untersucht auch Hoffmann, ob er einen Schaden erlitten hat, was aber nicht der Fall ist. Der Beklagte sagt, *dass man aus Noth wohl bekennen müsse, was man nicht gethan, er wäre so erschrocken gewesen; und nicht gewust, was er thun sollen, er hätte wohl Torturen gesehen, aber noch keinen Peinigstuhl dabey, das würde was neues seyn, auch habe er gesehen, dass die Schnüre von Hanff gewesen, die sollten schärffer anziehen als wie die Haaren Seyle<sup>77</sup>, welches er von andern gehöret und habe er in Merseburg unter andern eine Tortur gesehen, wo einer todt gemartert wäre. Wie Referente ihm nun vorgestellt, dass, wenn er wieder leugnen würde, es vielleicht dazu kommen könnte, dass er ihn wieder unter die Hände käme, so könnte er versichert seyn, dass es so nicht wie dieses mahl abgehen würde, habe er geantwortet, das müste er sich gefallen lassen, das könnte er ihn nicht verdenke, und er möchte ihn auch nicht verdenken.*

30.7.1740: Fortsetzung des Verhörs mit der Beklagten, die ihr bisheriges Geständnis noch einmal bestätigen soll. Diese erklärt, sie habe unter der Tortur aus Angst bereits vieles gesagt, fürchte aber eine erneute Folter. Diese könne sie nicht aushalten und müsse wieder ja sagen, also solle man lieber gleich schreiben, dass sie gestanden habe und ihr das Leben nehmen. In Wahrheit aber wisse sie nichts. Die Befragung wird ohne Folter fortgesetzt, wobei sie viele ihrer Aussagen widerruft, die nur wegen der Marter geschehen seien.

<sup>77</sup> Auf die Unterschiede beim Schnüren geht auch eine Verordnung von 1731 ein. Es sollten künftig ausschließlich Schnüre aus Flachs und nicht aus Haaren verwendet werden (NLA-StA WF, 8 Alt Wolfb Nr. 1110a, Reskript Justizkanzlei, 28.10.1731).



30.7.1740: Hoffmann widerruft ebenfalls sein Geständnis. Wegen einiger neuer Umstände und weiterer Diebstahlsvorwürfe wird weiter ermittelt.

4.10.1740: Fortsetzung des Verhörs. Die Beklagte wird ermahnt, die noch offenen Punkte zu gestehen, widrigenfalls ihr eine erneute Folter drohe. Darauf äußert sie sich ausführlich.

5.10.1740: Die Beklagte bittet von sich aus um ein erneutes Verhör, in dem sie ihren Mann, der sie häufig misshandelt habe, schwer beschuldigt.

6.10.1740: Verhör mit dem mutmaßlichen Komplizen Holtzmann

7.10.1740: Erneutes Verhör der Beklagte wegen ihrer immer noch nicht vollständigen Aussagen. Bei einigen Fragen beschleunigt erst die Übergabe an den Richter die stockenden Aussagen. Zwei Minuten lang muss sie die Daumenschrauben ertragen.

7.10.1740: Verhör Hoffmanns. Folter nach vollständigem Leugnen der Vorwürfe.

- 12.04 Uhr: Anlegung der Daumenschrauben. Er schreit: *Du lieber Gott, Herr Holldorff, lieber Jesus, mein liebster Herr Holldorff, Holtzmann [= der Komplize] habe mehr gesaget, als er verantworten könnte, Jesus, Jesus, er sollte das nicht thun, dass er mehr sagte als was wahr wäre.*
- 12.08 Uhr: Festklopfen der Daumenschrauben. Er schreit: *Mein Jesus, hastu mirs auferlegt. Mein Gott, gib mir Stärke. Was soll ich anfangen, Inquisite schreyet, der böse Holtzmann redet mehr als er verantworten kann, ich habe es nicht gethan.*
- 12.17 Uhr: Schnüre werden angelegt und zugezogen. *Inquisite schreyet, Herr Jesus, ich bitte um die heiligen Wunden Jesu, ich will sagen, was ich weiß, ich will die Wahrheit sagen.*
- 12.19 Uhr: Der Beklagte wird losgemacht und legt ein ausführliches Geständnis ab, wobei er viermal erst fortfährt, nachdem er an den Peinigstuhl gebunden worden ist.

13.10.1740: Die Beklagte soll ihr Geständnis *ratificiren*, d.h. wiederholen. Sie gesteht, beschuldigt allerdings ihren Mann, sie zu den Taten, von denen sie selbst nicht profitiert habe, gezwungen zu haben.

13.10.1740: Hoffmann leugnet alles, da er nur unter der Folter gestanden habe.

Die Angelegenheit verzögerte sich nun bis in den Februar 1741 wegen neu hinzugekommener Vorwürfe.

24.4.1741: Verhör Hoffmanns. Er leugnet und durchleidet vom Binden an den Peinigstuhl bis zum Anziehen der Schnüre die bereits bekannte Prozedur 21 Minuten lang.

- 11.27–11.32 Uhr: Als das Geständnis wiederum stockt, beginnt der Scharfrichter dieses Mal nicht wieder von vorn, sondern fährt gleich mit dem Schnüren fort.
- 11.37 Uhr: Anlegen der Beinschrauben
- 11.40 Uhr: Festklopfen der Beinschrauben
- 11.47 Uhr: Die Beinschrauben werden gelöst. Das Geständnis fällt später erneut nicht wie gewünscht aus.
- 12.05–12.14 Uhr: Hoffmann wird auf der Leiter ausgestreckt und festgebunden., wo der Scharfrichter bis 12.14 Uhr den „gespickten Hasen“ anwendet, eine Walze mit Metallspitzen. Nun erzielt man das gewünschte Geständnis.

27.4.1741: Hoffmann bestätigt seine Aussagen und beteuert, aus Angst vor erneuter Folter dabei bleiben zu wollen, auch wenn es nicht die Wahrheit sei. *Er wollte gerne ja sagen, aber er habe es nicht gethan.*

September 1741: Die Urteile ergehen: Hoffmann und sein Komplize werden zu lebenslanger Karrenstrafe im Philippsberg und die Ehefrau Margarethe Heimstedt zu Staupenschlag und Landesverweis verurteilt.



# Der Fall Hugo Weitz

Ein Beitrag zur Geschichte des Sondergerichts Braunschweig

von

Matthias Krüger



Abb. 1: Hugo Weitz um 1948  
(NLA-StA WF 12 Neu 13 Nr. 26731)

Hugo Weitz, Braunschweiger von Geburt und aus Leidenschaft, war nach Herkunft, Habitus wie politischer Couleur eine durch und durch *bürgerliche Erscheinung*.<sup>1</sup> Er hatte Gustav Stresemann verehrt, bis 1929 der national-liberalen Deutschen Volkspartei des im gleichen Jahr verstorbenen Reichsaußenministers angehört<sup>2</sup> und den Aufstieg der NSDAP mit Skepsis verfolgt, mit Argwohn und mit Unbehagen. 1933 war er nicht der SA, sondern demonstrativ dem rechtskonservativen Frontkämpferbund Stahlhelm beigetreten,<sup>3</sup> was den Zorn der Braunhemden erregt hatte.

Jetzt, im Kriegsherbst 1942, war das alles Schnee von gestern. Hugo Weitz hatte sich eingerichtet im Dritten Reich. Er schwamm, gleich vielen anderen, mit dem Strom, äußerlich angepasst und unauffällig, war freilich immer noch kein Nazi, nicht einmal Parteigenosse.<sup>4</sup> Nur die (nominelle) Mitgliedschaft im Nationalsozialistischen Rechtswahrerbund musste sein; denn berufliche Nachteile wollte der

Rechtsanwalt nicht riskieren. Als solcher praktizierte er schon gut zwei Jahrzehnte. Die Strafverteidigung lag Weitz am meisten, das Zivilrecht hingegen weniger. Obwohl er nicht zur ersten Garnitur der Advokaten vor Ort zählte, reichte, was die Kanzlei am Fallersleber Tor abwarf, bequem für die Familie. Seine Schriftstellerei,

1 Dr. Rolf Jürgens am 27.8.1954, NLA-StA WF 3 Nds Zg. 41/1992 Nr. 2772.

2 Auskunft des Berlin Document Center vom 24.7.1954; Weitz in seiner Parteivernehmung vor der Entschädigungskammer des Landgerichts Braunschweig am 2.11.1955, jew. ebd.

3 Schreiben des Nationalsozialistischen Rechtswahrerbundes, Gau Südhannover/Braunschweig, an das Oberlandesgericht Braunschweig vom 2.12.1938, ebd.

4 Ein nach durchzechter Nacht aus Jokus gestellter Aufnahmeantrag vom Mai 1931 verlief im Sande: Auskunft des Berlin Document Center und Parteivernehmung Weitz (jew. wie Anm. 2).

nebenher passioniert betrieben, verschaffte ihm kein Vermögen, aber eine treue Leserschaft, Anerkennung über die Grenzen Braunschweigs hinaus<sup>5</sup> und, vor allem, persönliche Erfüllung.

Da brach unvermittelt das Unheil über Hugo Weitz herein. Der 51-Jährige wurde betrügerischer Machenschaften beschuldigt, angeklagt, vor das Sondergericht gezerrt, mit haarsträubender Begründung zu einer Gefängnisstrafe verurteilt und dann zum Glück rehabilitiert – für den sensiblen Mann trotzdem ein Wirklichkeit gewordener Albtraum, wie ihn zahllose Menschen, die mit diesem Gericht in Berührung kamen, ganz ähnlich und häufig noch sehr viel schlimmer durchgemacht haben.

Doch der Fall Weitz hebt sich in bestimmter Hinsicht von den übrigen Strafsachen ab. Er soll (auch) deshalb im Folgenden nachgezeichnet werden. Dazu ist es zunächst erforderlich, die Tätigkeit des Sondergerichts in ihren rechtlichen Rahmenbedingungen etwas genauer zu beleuchten (I.). Dann kommen die Braunschweiger Vorgänge (II.) und die anschließenden Ereignisse (III.) zur Sprache, bevor zuletzt noch kurz über die Spätwirkungen des bedrückenden Geschehens und über das Nachkriegsschicksal vor allem des Opfers zu berichten bleibt (IV.).

## I.

Die (Un-) Rechtsprechung des Sondergerichts Braunschweig<sup>6</sup> gehört zu den dunkelsten Kapiteln regionaler Justizgeschichte. In der Hand linientreuer oder willfährig-dienstbeflossener Richter wurden Strafnormen dort zur Waffe gegen jeden, der mit den Nationalsozialisten oder deren Werte- und Verhaltenskodex aneinandergeriet. Die sondergerichtlichen Entscheidungen sanktionierten nicht nur den jeweils abgeurteilten Einzelfall, sondern zielten zugleich auf die Einschüchterung und Disziplinierung der Bevölkerung insgesamt; sie ergingen in einem scheinlegal geregelten Verfahren, bedienten sich rechtstraditioneller Förmlichkeit und waren am Ende meist doch nichts anderes als justizieller Terror zwecks Absicherung eines verbrecherischen Systems.<sup>7</sup>

<sup>5</sup> Vgl. Braunschweiger Tages-Zeitung, 16.10.1942.

<sup>6</sup> Dazu ausführlich Hans-Ulrich LUDEWIG, Dietrich KUESSNER: „Es sei also jeder gewarnt“. Das Sondergericht Braunschweig 1933–1945. Braunschweig 2000; ferner u. a. Helmut KRAMER: Die NS-Justiz in Braunschweig und ihre Bewältigung ab 1945. In: DERS. (Hrsg.): Braunschweig unterm Hakenkreuz. Braunschweig 1981, S. 29 ff., 32 ff., 40 ff.; Hans-Ulrich LUDEWIG: Das Sondergericht 1933–1945. In: Klaus Erich POLLMANN (Hrsg.): Der schwierige Weg in die Nachkriegszeit. Die evangelisch-lutherische Landeskirche in Braunschweig 1945–1950. Göttingen 1994, S. 264 ff.; DERS.: Kriegswirtschaftsstraftaten vor den Sondergerichten. In: Justizministerium des Landes NRW (Hrsg.): „... eifrigster Diener und Schützer des Rechts, des nationalsozialistischen Rechts“. Nationalsozialistische Sondergerichtsbarkeit. Ein Tagungsband. Düsseldorf o. J. [2007], S. 47 ff.; DERS.: „Es sei also jeder gewarnt“. Das Sondergericht Braunschweig 1933–1945. Vortrag am 16.5.2002 im Landgericht Braunschweig, hrsg. vom Niedersächsischen Justizministerium. Hannover 2002; Rudolf WASSERMANN: Zur Geschichte des Oberlandesgerichts Braunschweig. In: DERS. (Hrsg.): Festschrift des Oberlandesgerichts Braunschweig. Justiz im Wandel der Zeit. Braunschweig 1989, S. 11 ff., 64 ff.

<sup>7</sup> Statt vieler Bernward DÖRNER: Justizterror bei weitgehender Wahrung der Form. In: Justizminis-



Aufgrund einer Verordnung der Reichsregierung vom 21. März 1933<sup>8</sup> gebildet, hatte das Braunschweiger Sondergericht, eines von (zunächst) 26 in Deutschland,<sup>9</sup> am 8. April 1933 zu arbeiten begonnen.<sup>10</sup> Es bestand bis zum Zusammenbruch der braunen Diktatur aus einer einzigen, im Gebäude des Landgerichts an der Münzstraße residierenden Kammer. Seine Aufgabe erschöpfte sich anfangs darin, tatsächliche oder vermeintliche Regimegegner wegen bestimmter, hierfür speziell fabrizierter Delikte abzustrafen und mundtot zu machen, erfuhr aber schon nach wenigen Jahren eine systematische Ausweitung. Seit 1938, erst recht seit 1939 ahndete das Sondergericht auch und ganz überwiegend konventionelle Kriminalität, die kriegsbedingt unter dem Aspekt der NS-Volksgemeinschaftsideologie zunehmend politisiert und rassistisch gewichtet wurde.<sup>11</sup>

Das *Procedere* vor dem mit drei Berufsrichtern besetzten Spruchkörper ähnelte standgerichtlicher Schnelljustiz: Eine Voruntersuchung durch die Kammer fand überhaupt nicht, eine vom Verteidiger beantragte Beweiserhebung lediglich fakultativ statt, und die Ladungsfrist lag nach Gutdünken des Vorsitzenden bei gerade einmal 24 Stunden, längstens drei Tagen. Der massive Abbau der Angeklagtenrechte korrespondierte mit einer deutlichen Stärkung der staatsanwaltlichen Position. Die (weisungsgebundene) Anklagebehörde, nicht mehr das (formal unabhängige) Gericht, befand über die Eröffnung des Hauptverfahrens; der Anklageschrift kamen nämlich die gleichen Wirkungen zu wie dem Eröffnungsbeschluss.<sup>12</sup>

Das vielleicht wichtigste, jedenfalls folgenschwerste prozessrechtliche Charakteristikum der Sondergerichtsbarkeit war jedoch die Unanfechtbarkeit der abschließenden Entscheidung, die, einmal verkündet, sofort in Rechtskraft erwuchs und vollstreckbar wurde. Dem Verurteilten blieb allein die kaum je realistische Hoffnung auf einen Gnadenerweis oder die Wiederaufnahme des Verfahrens.<sup>13</sup> Für sich selbst

---

terium des Landes NRW (wie Anm. 6), S. 8 ff.; DERS.: „Heimtücke“: Das Gesetz als Waffe. Kontrolle, Abschreckung und Verfolgung in Deutschland 1933–1945. Paderborn 1998.

8 Verordnung der Reichsregierung über die Bildung von Sondergerichten vom 21.03.1933, Reichsgesetzblatt, Teil I (RGBl. I), S. 136. Seine Ermächtigungsgrundlage fand das Regelwerk in einer Notverordnung des Reichspräsidenten noch aus republikanischer Zeit, nämlich in derjenigen vom 6.10.1931, RGBl. I S. 537.

9 Dies entsprach der damaligen Anzahl der Oberlandesgerichtsbezirke im Reich. Zur weiteren quantitativen Entwicklung der Sondergerichte vgl. DÖRNER (wie Anm. 7 [Heimtücke]), S. 36; Wolf-Dieter MECHLER: Kriegsaltag an der „Heimatfront“. Das Sondergericht Hannover 1939–1945. Hannover 1997, S. 33.

10 Braunschweigische Landeszeitung, 11.4.1933. Der Artikel ist im Faksimile abgedruckt bei Albrecht LEIN: Braunschweiger Justiz im Nationalsozialismus: Zwischen Anpassung und „innerer Emigration“. In: KRAMER (Hrsg., wie Anm. 6), S. 61 ff., 77.

11 Details bei Maik WOGERSIEN: Allgemeines „unpolitisches“ Strafrecht als Kriegsstrafrecht vor den Sondergerichten. In: Justizministerium des Landes NRW (wie Anm. 6), S. 63 ff.

12 Vgl. §§ 4, 11 ff. der Verordnung vom 21.3.1933 (wie Anm. 8) sowie §§ 21 ff. der Verordnung über die Zuständigkeiten der Strafgerichte, die Sondergerichte und sonstige strafverfahrensrechtliche Vorschriften vom 21.2.1940, RGBl. I S. 405. Die den Nazis verdächtige, weil kaum zu steuernde Laienmitwirkung an der Rechtsprechung (außer derjenigen des Volksgerichtshofs) wurde mit Kriegsbeginn insgesamt abgeschafft: Verordnung über Maßnahmen auf dem Gebiete der Gerichtsverfassung und der Rechtspflege vom 1.9.1939, RGBl. I S. 1658.

13 Wegen der Unanfechtbarkeit s. § 16 Abs. 1 der Verordnung vom 21.3.1933 (wie Anm. 8) sowie § 26 Abs. 1 der Verordnung vom 21.2.1940 (wie Anm. 12). Abs. 2 beider Normen regelt die Wiederaufnahme des Verfahrens; dazu Stefan KÖNIG: Vom Dienst am Recht. Rechtsanwälte als

sah das Regime freilich ab 1940 mit Bedacht ein Rechtsmittel vor.<sup>14</sup> Binnen eines Jahres konnte der (dem Reichsjustizministerium unterstehende) Oberreichsanwalt beim Reichsgericht das Urteil vom höchsten deutschen Strafgericht überprüfen lassen, und zwar per so genannter Nichtigkeitsbeschwerde, wenn die Entscheidung ihm *wegen eines Fehlers bei der Anwendung des Rechts auf die festgestellten Tatsachen ungerecht*<sup>15</sup> vorkam oder wenn *erhebliche Bedenken* bezüglich der *Richtigkeit der ... festgestellten Tatsachen* oder des *Strafausspruch[s]*<sup>16</sup> zu Tage traten.

Die Möglichkeit außerordentlicher Rechtskraftdurchbrechung sollte keineswegs der Gesetzestreue zum Sieg verhelfen. Genauso wenig sollte sie ein wirkliches Gerechtigkeitskorrektiv im Einzelfall sein oder gar humanitäre Aspekte in den Vordergrund rücken. Den Nazis ging es um etwas ganz anderes: Dank des weithin gefügigen Reichsgerichts erlaubte die Nichtigkeitsbeschwerde die zentral gesteuerte Beseitigung solcher Sondergerichtsurteile, bei denen das braune Reichsjustizministerium die nicht zuletzt aus generalpräventiven Erwägungen gewünschte *schonungslose Härte*<sup>17</sup> und Radikalität vermisste; denn was *ungerecht* konkret hieß, definierte letztlich das *gesunde Volksempfinden*,<sup>18</sup> und dafür besaß (selbstredend) die NSDAP das Deutungsmonopol.<sup>19</sup> Umgekehrt war die Hitler-Regierung qua Rechtsmittel in der Lage, unliebsame Auswüchse der sondergerichtlichen Praxis zu glätten<sup>20</sup> und überzogene Entscheidungen in weniger wichtigen Sachen abzumildern, hierdurch den Anschein rechtsstaatlicher Verhältnisse zu erzeugen und die eigene Legitimationsbasis zu stärken.<sup>21</sup> Die gleichsam doppelte „Filterfunktion“ der Nichtigkeits-

---

Strafverteidiger im Nationalsozialismus. Berlin und New York 1987, S. 134; Werner JOHE: Die gleichgeschaltete Justiz. Hamburg 1983, S. 102f.

- 14 Zur Entstehungsgeschichte dieses außerordentlichen Rechtsmittels, mit dem auch rechtskräftige Urteile des Amtsrichters und der Strafkammer angegriffen werden konnten, s. Lothar GRUCHMANN: Justiz im Dritten Reich 1933–1940. Anpassung und Unterwerfung in der Ära Gürtner. München 1988, S. 1082f. – Der durch Art. 2 des Gesetzes zur Änderung von Vorschriften des allgemeinen Strafverfahrens, des Wehrstrafverfahrens und des Strafgesetzbuchs vom 16.9.1939, RGBl. I S. 1841, eingeführte „Außerordentliche Einspruch“ war politisch besonders bedeutsamen Sachen vorbehalten und spielte in der gerichtlichen Praxis keine Rolle: GRUCHMANN, a. a. O.; Hinrich RÜPING: Staatsanwaltschaft und Provinzialjustizverwaltung im Dritten Reich. Aus den Akten der Staatsanwaltschaft bei dem Oberlandesgericht Celle als höherer Reichsjustizbehörde. Baden-Baden 1990, S. 132.
- 15 §§ 34ff. der Verordnung vom 21.2.1940 (wie Anm. 12).
- 16 Art. 7 § 2 Abs. 1 der Verordnung zur weiteren Vereinfachung der Rechtspflege vom 13.8.1942, RGBl. I S. 508. Abs. 2 dieser Bestimmung erlaubte es dem Oberreichsanwalt, die Generalstaatsanwälte zur Einlegung der Nichtigkeitsbeschwerde beim Oberlandesgericht zu ermächtigen.
- 17 Wilhelm Crohne, seinerzeit als Ministerialdirektor Leiter der Abteilung III – Strafrechtspflege – des Reichsjustizministeriums (RMJ) und späterer Vizepräsident des Volksgerichtshofs, in einem Referat zum Thema „Was bringt man vor die Sondergerichte?“ während einer vertraulichen Tagung im Ministerium am 24.10.1939, zit. nach DÖRNER (wie Anm. 8 [Heimtücke]), S. 41.
- 18 Emil BRETTE: Ein Jahr Nichtigkeitsbeschwerde. In: Deutsche Justiz, Jg. 1941, S. 561ff., 563; Wolfgang FRÄNKEL: Die Nichtigkeitsbeschwerde in der Praxis. In: Deutsches Recht, Jg. 1941, S. 2305ff., 2310.
- 19 GRUCHMANN (wie Anm. 14), S. 1087; Friedrich Karl KAUL: Geschichte des Reichsgerichts. Band IV: 1933–1945. Glashütten i. Ts. 1971, S. 220.
- 20 DÖRNER (wie Anm. 7 [Justizterror]), S. 29.
- 21 KAUL (wie Anm. 19), S. 224f.

beschwerde offenbart die rein taktischen Motive, die das Regime mit diesem Instrument verband.<sup>22</sup>

Die (in der Tendenz wohl repräsentative) Auswertung der Verfahrensakte aus der Zuständigkeit eines reichsgerichtlichen Strafsenats – es handelt sich um den 3. Senat, der uns später wieder begegnen wird – hat gezeigt, dass der Oberreichsanwalt im Jahr 1940 27 Nichtigkeitsbeschwerden zugunsten und lediglich acht zum Nachteil der Verurteilten erhob<sup>23</sup> und dass (erst) ab 1942 die Beschwerden mit dem Ziel der Strafverschärfung deutlich die Oberhand gewannen.<sup>24</sup> Allerdings umfasst die Statistik auch die außerordentlichen Rechtsmittel gegen Amtsrichter- und Strafkammerentscheidungen. Speziell bezüglich der reichsanwältlichen Zugriffe auf Sondergerichtsurteile liegen, soweit ersichtlich, nur Zahlen für März 1940 bis März 1941 aus ganz Deutschland vor. Seinerzeit hingen beim Reichsgericht 35 solcher Beschwerden an, die meisten davon, nämlich 22, im Interesse der Verurteilten.<sup>25</sup>

Was die Entscheidungen des Sondergerichts Braunschweig betrifft, sind die Erkenntnisse noch spärlicher. *In einigen Fällen* habe die Nichtigkeitsbeschwerde wegen (vermeintlich) zu laxer Urteile hier strengere Strafen im Gefolge gehabt, referiert das einschlägige Standardwerk.<sup>26</sup> Indessen sei *auch eine Nichtigkeitsbeschwerde ... aufgrund zu großer Härte des Gerichts* zu verzeichnen.<sup>27</sup> Ein einziges Mal sahen sich der Oberreichsanwalt und das Reichsgericht also veranlasst, den Braunschweiger Sonderrichtern Einhalt zu gebieten; ein einziges, rechtskräftig abgeschlossenes Verfahren unter knapp 1400 Sondergerichtsprozessen<sup>28</sup> wurde der reichsgerichtlichen Überprüfung zugunsten des Bestraften für wert befunden. Das deutet auf ein selten krasses Fehlurteil als Gegenstand dieser einen Nichtigkeitsbeschwerde, auf einen ganz ungewöhnlichen Fall hin. Und ungewöhnlich war er in der Tat, der besagte Fall. Es war der Fall Hugo Weitz.

22 Vgl. dazu DÖRNER (wie Anm. 6 [Justizterror]), S. 31.

23 KAUL (wie Anm. 19), S. 222.

24 Ebd.: 1942: 20 Beschwerden zugunsten, 97 zu Ungunsten des Verurteilten; 1943: 23/95; 1944: 13/65; 1945: 4/31. GRUCHMANN (wie Anm. 14), S. 1087, sieht diesen „Umschwung“ bereits ab 1941. Nur wenige Beschwerden wurden laut KAUL, a. a. O., vom 3. Senat verworfen (1940: 1; 1941: 5; 1942: 6; 1943: 15; 1944: 7), so dass ganz überwiegend die vom Oberreichsanwalt beantragten Entscheidungen ergingen; anders jedoch die Darstellung von Fritz HARTUNG: Jurist unter vier Reichen. Köln u. a. 1971, S. 109, 115.

25 BRETTE (wie Anm. 18), S. 567f.

26 LUDEWIG/KUESSNER (wie Anm. 6), S. 25. KAUL (wie Anm. 19), S. 226 ff., berichtet jeweils kurz über einige dieser Fälle.

27 LUDEWIG/KUESSNER, a. a. O.

28 Ebd., S. 34. Angegeben ist die Zahl der seit Einführung der Nichtigkeitsbeschwerde im Jahr 1940 vom Sondergericht Braunschweig hauptverhandelten Strafsachen.

## II.

Er stammte aus einer alteingesessenen Braunschweiger Kaufmannsfamilie, hatte 1912 das Abitur am Wilhelm-Gymnasium abgelegt<sup>29</sup> und wegen früh hervorgetretenen literarischen Talents eigentlich Germanistik studieren wollen, auf Drängen des Vaters aber doch die handfestere juristische Ausbildung gewählt und schließlich, 1916/1921, die beiden Examina geschafft. 1922 war Hugo Weitz, Jahrgang 1891, als frischgebackener Rechtsanwalt nach Helmstedt gezogen, um dort eine Kanzlei in der Neumärker Straße zu übernehmen. Die Zeit in der Kleinstadt, viel später in seinem satirischen Roman „Schuldlos verheiratet“<sup>30</sup> augenzwinkernd verwertet, hatte bis Ende 1934 gedauert; damals war Weitz in die heimatlichen Gefilde zurückgekehrt, wo er den Beruf fortan in Bürogemeinschaft mit dem Schwiegervater, Justizrat<sup>31</sup> Ernst Hartung, ausübte.<sup>32</sup> Das passte hervorragend; denn Hartung durfte Mandanten auch vor dem Oberlandesgericht vertreten, Weitz hingegen nicht. Des- sen Versuch, die höhere Advokatenweihe auch für sich selbst zu erreichen, scheiterte Anfang 1939 kläglich. Der Reichsjustizminister hielt ihm u. a. diverse Bearbeitungsmängel vor und lehnte den Zulassungsantrag rundweg ab.<sup>33</sup>

Hin und wieder bekam Hugo Weitz noch Aufträge aus Helmstedt. Die dann nötigen Rücksprachen erledigte er vor Ort, in der Wohnung der befreundeten Familie Schmücking.<sup>34</sup> Die Familie hatte eine Hausgehilfin, die den Gast eines Tages im September 1939 beiseite nahm: Die Ehe ihrer Kusine, Marianne S., sei schon nach zwei Jahren Dauer zerrüttet. Gatte Paul bezichtige Marianne der Untreue, habe Scheidungsklage erhoben und vor dem Landgericht prompt gewonnen.<sup>35</sup> Dabei sei Paul der eigentliche Schuft, der wahre Ehebrecher, womit die Kusine auch ihre Widerklage begründet habe – leider vergebens. Ob Weitz wohl prüfen könne, was gegen das noch nicht rechtskräftige Landgerichtsurteil vom 29. August 1939 auszurichten sei? Ihrem bisherigen Anwalt Reinhold Wendt<sup>36</sup> vertraue Marianne

29 Schulleitung und Kollegium des Wilhelm-Gymnasiums (Hg.): 100 Jahre Wilhelm-Gymnasium Braunschweig 1885–1985. Braunschweig o.J. (1985), S. 311

30 Der Roman erschien 1941 im J. L. Schrag-Verlag, Nürnberg.

31 Dieser nichtakademische Titel wurde verdienten Persönlichkeit aus der Anwalt- und Notarschaft ehrenhalber verliehen: Michael SCHLÜTER: Die Geschichte der Rechtsanwaltskammer Braunschweig. In: DERS., Edgar ISERMANN (Hrsg.): Justiz und Anwaltschaft in Braunschweig 1879–2004. 125 Jahre Oberlandesgericht und Rechtsanwaltskammer Braunschweig. Braunschweig 2004, S. 65 ff., 68.

32 Handschriftlicher Lebenslauf vom 5.5.1948, NLA-StA WF, Signatur 12 Neu 13 Nr. 26731. Für zusätzliche Hinweise sei Herrn Richter am Amtsgericht a. D. Jürgen Weitz, Braunschweig, vielmals gedankt.

33 Urteil des Landgerichts Braunschweig – Entschädigungskammer – vom 29.6.1956, NLA-StA WF (wie Anm. 1). Nach den Feststellungen des Urteils war es Weitz zwischen 1926 und 1931 mit seinen insgesamt vier Anträgen auf Ernennung zum Notar nicht besser ergangen.

34 Die folgende Darstellung beruht, soweit nicht anders vermerkt, auf dem Bestand des Bundesarchivs Berlin zu Signatur R 303 ORA/RG 1968.

35 Einen Anspruch auf Scheidung hatte u. a., wessen Ehepartner einer Eheverfehlung schuldig war; vgl. §§ 47 ff. des Gesetzes zur Vereinheitlichung des Rechts der Eheschließung und der Ehescheidung im Lande Österreich und im übrigen Reichsgebiet vom 6.7.1938, RGBl. I S. 807.

36 Wendt (1888–1941) war bis Ende Mai 1934 Syndikus der Stadt Helmstedt gewesen: Beschluss der Stadtverordnetenversammlung Helmstedt vom 27.2.1934, Stadtarchiv Helmstedt, Signatur D VII 014-07 Nr. 33.

nicht mehr; sie habe allerdings kaum Geld. Das klang nach einer Menge Arbeit und dürftiger Vergütung. Weitz ließ sich trotzdem erweichen und ahnte nicht, dass ihm seine Gutmütigkeit zum Verhängnis werden würde.

Für den nächsten Helmstedt-Besuch bat er Marianne S. zu Schmückings. In deren Wintergarten ging man die inzwischen herbeigeschafften Akten und das ganze Ehedrama durch. Am Schluss erklärte Weitz, dass er der Berufung gute Chancen gebe und bereit sei, die Sache in die Hand zu nehmen. S. war erleichtert und ließ ihren neuen Anwalt wissen, dass sie wegen ihrer Mittellosigkeit bisher von den Prozesskosten befreit gewesen sei. Das Armenrecht (heute: Prozesskostenhilfe) müsse sie auch weiterhin haben. Weitz sagte den entsprechenden Antrag zu. Die gesetzlichen Anwaltsgebühren lägen bei etwa 300 Reichsmark (RM), aber S. brauche ihm nur 160 RM in Raten zu zahlen. Nach einem weiteren Treffen in Braunschweig willigte die Frau von damals gerade 19 Jahren schließlich ein. Die übrigen Einzelheiten der Gespräche sollten beide später ganz unterschiedlich darstellen.

Weitz formulierte die Berufungsschrift zum Oberlandesgericht; sein dort zugelassener Schwiegervater unterzeichnete. Auf das gleichzeitig eingereichte Armenrechtsgesuch verfügte der Senatspräsident die Vernehmung der Eheleute S. durch das Amtsgericht Helmstedt, um die Erfolgsaussicht der Berufung einschätzen zu können. Zum Vernehmungstermin am 30. Oktober 1939 erschienen sowohl Hartung als auch Weitz. Dem 85-jährigen Justizrat begegnete Frau S. bei der Gelegenheit das erste Mal. Mit Beschluss vom 4. November 1939 wurde ihr schließlich das Armenrecht bewilligt und Hartung als Armenanwalt beigeordnet.

Die Berufung gegen die Entscheidung vom 29. August 1939 verhandelte das Oberlandesgericht am 5. Dezember 1939. Ernst Hartung trat für die anwesende Frau S. auf, erledigte die Formalitäten und überließ – seitens des Senats geduldet<sup>37</sup> – alles Weitere seinem Schwiegersohn, der nach einer umfangreichen Beweisaufnahme immerhin einen halben Sieg verbuchte: Das Oberlandesgericht hob das angefochtene Urteil auf und wies Klage und Widerklage ab. Mit der Scheidung wurde es also nichts; aber Frau S. stand zumindest nicht mehr als Ehebrecherin da. Die eigenen Kosten musste jede Partei selbst tragen. Diejenigen von Frau S. für den beigeordneten Justizrat gingen zu Lasten der Reichskasse, die Hartung wenig später rund 96 RM überwies.<sup>38</sup> Das Weitz-Entgelt stotterte S. mit Hilfe ihrer Eltern bis zum März 1940 ab, und als „Anerkennungsprämie“ zahlte sie neben den 160 RM sogar noch 20 RM extra.

Um die Mitte desselben Jahres engagierte Marianne S. Hugo Weitz erneut. Ihr Mann war inzwischen angeblich mit einer Blumenverkäuferin liiert, weshalb ein

37 Prozessrechtlich war das nach damaliger Rechtslage nicht zu beanstanden, standesrechtlich hingegen sehr wohl: Vgl. das Urteil des Reichsgerichts vom 26.6.1913 – IV 248/13 -. In: Entscheidungen des Reichsgerichts in Zivilsachen, Bd. 83, S. 1 ff., einerseits und Dietrich GIFFHORN: Anwälte am Oberlandesgericht. In: WASSERMANN (wie Anm. 6), S. 121 ff., 125, andererseits.

38 Es handelte sich um Gebühren, die unter Armenrecht gegenüber den Regelgebühren deutlich abgesenkt waren; vgl. das Weitere Gesetz über die Erstattung von Rechtsanwaltsgebühren in Armensachen vom 12.12.1935, RGBl. I S. 1469. – Die nahe liegende Frage, ob der Auftrag an Weitz bei gleichzeitigem Armenrechtsantrag nicht Betrug zu Lasten der Reichskasse bedeutete, wurde seinerzeit offenbar niemals gestellt.

zweiter Scheidungsversuch gestartet werden sollte. Weitz forderte ein bestimmtes Honorar, bekam es und fertigte die Scheidungsklage zum Landgericht Braunschweig, das die Sache aber bald ohne mündliche Verhandlung ad acta legen konnte; denn Herr S., seit August 1940 Soldat, fiel Anfang Oktober 1941. Die gebührenrechtliche Konsequenz: Der Anwalt hatte zu viel Geld vereinnahmt, und obendrein verschlammte er die Erstattung. Die kurios verwickelten Details interessieren hier nicht weiter, weil das Ganze für Weitz letztendlich folgenlos blieb.<sup>39</sup> Wichtig ist nur, dass Frau S. mehrfach schriftlich Rückzahlung erbat und, weil nichts geschah,<sup>40</sup> dem Landgericht unter dem 10. August 1942 einen Beschwerdebrief schickte.<sup>41</sup> Das brachte den Stein ins Rollen.

Kein Geringerer als Landgerichtspräsident Hugo Kalweit ergriff nun die Initiative. Der 1882 geborene ehemalige Rechtsanwalt und Notar aus Ostpreußen war nach dem Eintritt in den richterlichen Dienst (1933) und Stationen in Tilsit, Lyck und Lüneburg ab Oktober 1939 Chef an der Münzstraße, ab Mai 1942 auch Vorsitzender des Sondergerichts und mitverantwortlich für eine Reihe von Todesurteilen. Das NSDAP-Parteibuch besaß er seit 1930.<sup>42</sup> Seine Zeugnisse attestierte ihm *hohe[n] Idealismus* und unbedingte politische Loyalität; Kalweits *Treue zu Führer, Volk und Staat sei über jeden Zweifel erhaben*.<sup>43</sup>

Dieser Mann bekam die Beschwerde vorgelegt und witterte sofort Unerhörtes. Am 10. September 1942 vernahm er Marianne S.<sup>44</sup> Was die Helmstedterin u. a. von der 1939er „Scheidungsrunde“ erzählte, empörte Kalweit maßlos.<sup>45</sup> Weitz habe während der damaligen Gespräche im Hause Schmücking und in der Kanzlei mit keinem Wort erwähnt, dass er beim Oberlandesgericht gar nicht zugelassen sei, behauptete Frau S. standhaft. Vielmehr habe er sie das genaue Gegenteil glauben gemacht. Plötzlich erschien der Honorarvertrag über die 160 RM in einem ganz trüben Licht: Weitz hätte so getan, als könne er den Berufungsprozess in eigener Person führen; er hätte die Mandantin getäuscht und ihr Geld abgeschwindelt für eine nach Armenrecht allein vom Staat zu entgeltende Dienstleistung. Die junge, schlicht gestrickte Person (vermeintlich) geprellt, der greise Justizrat (mutmaßlich) vorgeschoben und

39 Der Vorgang drehte sich um eine Honorarüberzahlung von 134,50 RM und war Teil der Anklage zum Sondergericht, das Weitz insoweit aber vom Vorwurf der Gebührenüberhebung und des Betruges freisprach: Urteil des Sondergerichts Braunschweig vom 27.10.1942, NLA-StA WF (wie Anm. 1).

40 Einige dieser Mahnungen waren bei Weitz anscheinend nicht angekommen. Ein Schreiben von Frau S. hatte die einzige Büroangestellte, eine 17-jährige Auszubildende, allerdings fein säuberlich in die Akten geheftet, ohne den Eingang jemals dem Chef vorzulegen. Seinerzeit müssen in der Kanzlei desolante Zustände geherrscht haben.

41 Abschrift in: NLA-StA WF (wie Anm. 1). Die originalen Fallakten der Staatsanwaltschaft und des Sondergerichts sind verloren.

42 LUDEWIG/KUESSNER (wie Anm. 6), S. 266f; Stefan PUHLE: Hugo Kalweit (1882–1970). Landgerichtspräsident von 1939 bis 1945. In: ISERMANN/SCHLÜTER (wie Anm. 31), S. 161f.; WASSERMANN (wie Anm. 6), S. 54ff.

43 Zitiert nach PUHLE, a. a. O.

44 Bericht Kalweits an den Oberlandesgerichtspräsidenten vom 15.9.1942 (Abschrift), NLA-StA WF (wie Anm. 1).

45 Angaben von Hermann Eilers (31.5.1954) und Friedrich Linke (8.6.1954) im Entschädigungsverfahren Weitz, jew. ebd.



wegen seiner Postulationsfähigkeit vor dem Oberlandesgericht instrumentalisiert – solches Verhalten widersprach diametral dem NS-Wunschbild eines Anwalts, der *als Rechtswahrer Treuhänder des Volkes für die Wahrung nationalsozialistischer ... Rechtsgrundsätze, insbesondere des Grundsatzes: Gemeinnutz geht vor Eigennutz, und der selbstloser Berater der rechtsuchenden Volksgenossen*,<sup>46</sup> namentlich der *minderbemittelten Bevölkerung*,<sup>47</sup> sein sollte.

Der subjektiv zur voreiligen Gewissheit gesteigerte Verdacht einer Missetat traf den „Idealisten“ Kalweit gerade unter diesem Aspekt ins (Nazi-)Mark. Schon wenige Tage später berichtete der Landgerichtspräsident seinem Pendant beim Oberlandesgericht.<sup>48</sup> Er habe *nicht den geringsten Zweifel* an der Schilderung der Frau S., und sicher markiere deren Fall nur die Spitze des Eisbergs, heißt es im Schreiben vom 15. September 1942. Justizrat Hartung sei altersbedingt fast arbeitsunfähig und von seinem Schwiegersohn total abhängig. Höchstwahrscheinlich seien auch die seitens Hartung liquidierten Gebühren *in die Tasche des Rechtsanwalts Weitz [ge-] flossen*. Der habe die *vertrauensvoll sich an ihn wendende* Frau S. als *Objekt schlimmster Ausbeutung benutzt* und die *Belange der Mandantin besonders gröblich verletzt*. Die *Klientel* sei jedoch *nicht des Anwalts wegen da, sondern er der Klientel wegen*. Der *nationalsozialistische Staat* müsse

unbedingt fordern, dass der Anwalt jetzt nicht nur seine ganze Kraft dem Verlangen des einzelnen an ihn herantretenden Rechtssuchenden widmet, sondern auch wirklich Rechtswahrer ist.

Die Beschwerde von Marianne S. erachtete Kalweit für *voll ausreichend und genügend zur Ausmerzung des Rechtsanwalt[s] Weitz aus der Liste der Anwälte*:

Ein Anwalt der so handelt, wie er es getan hat, hat aufgehört, sich Rechtswahrer nennen zu dürfen, da nicht verantwortet werden kann, dass Rechtsanwalt Weitz auch nur noch kurze Zeit als Rechtsanwalt tätig bleibt, und so Gelegenheit hat, zur Ausbeutung der Ärmsten der Volksgenossen.

*Ausmerzung aus der Liste der Anwälte*: Das war der Ruf nach Einleitung eines ehrengerichtlichen Verfahrens, nach standesrechtlicher Sanktion<sup>49</sup> statt nach strafrechtlicher Verfolgung und Sühne. Oder anders ausgedrückt: Kalweit hatte primär die *Sauberkeit*<sup>50</sup> der Rechtsanwaltschaft qua Berufsverbot für ein dort un-

46 Erwin NOACK: Kommentar zur Reichs-Rechtsanwaltsordnung in der Fassung vom 21. Februar 1936. 2. Auflage Leipzig 1937, Tz. II der Vorbemerkung, S. 4.

47 Nr. 4 der Richtlinien für die Ausübung des Anwaltsberufs. Aufgestellt von der Reichs-Rechtsanwaltskammer. O.J. (nach 1934). Abgedruckt bei: NOACK, ebd., Anhang, S. 258 ff., 259.

48 Abschrift des Berichts in: NLA-StA WF (wie Anm. 1).

49 Die Reichs-Rechtsanwaltsordnung – RRAO – in der Fassung des Zweiten Gesetzes zur Änderung der Rechtsanwaltsordnung vom 13.12.1935, bekannt gemacht am 21.2.1936, RGBl. I S. 107, sah die *Ausschließung von der Rechtsanwaltschaft* vor. Auch in diesem Kontext war der von Kalweit gebrauchte Terminus „Ausmerzung“ als Synonym während der Nazi-Zeit durchaus üblich: RÜPING (wie Anm. 14), S. 147.

50 Dieser Begrifflichkeit bediente Kalweit sich noch im Jahr 1954; vgl. seine Zeugenaussage im Ent-

erwünschtes „Element“ im Sinn. Dass er hier den (mindestens zeitlichen) Vorrang des Standes- vor dem Strafrecht vertrat, mag auf den ersten Blick überraschen, ist aber bei näherem Hinsehen schlüssig zu erklären. Die Erklärung liefert letztlich jener Konflikt, der 1942 zwischen der braunen Reichsjustizverwaltung und der noch nicht restlos unterworfenen Anwaltschaft<sup>51</sup> schon lange schwelte. Seit Kriegsbeginn hatte das Regime beunruhigende Anzeichen für eine wachsende Distanz der Rechtsanwälte zum Hitler-Staat registriert.<sup>52</sup> Seitens der SS war deshalb ein wahrer Propagandafeldzug wider die *Dreckaufwirbler und Kloakentiere*<sup>53</sup> in schwarzer Robe gestartet worden, um die Anwaltschaft endlich auf strikte Linientreue zu trimmen und sie konsequent für die Hakenkreuz-Ideologie in die Pflicht zu nehmen. Rechtsanwälte, insbesondere die Strafverteidiger, sollten keine im Prinzip freien Beistände der Mandanten, keine Sachwalter der Mandanteninteressen (mehr) sein, sondern als gleichgeschaltete Verfahrenskräfte lediglich Gehilfen des Gerichts beim Schutz der sog. Volksgemeinschaft an der „Heimatfront“ und bei der Realisierung nationalsozialistischer „Gerechtigkeit“.<sup>54</sup> Unter dem 10. Juli 1942 hatte sich der kommissarische Reichsjustizminister Dr. Franz Schlegelberger<sup>55</sup> schriftlich an die Reichsrechtsanwaltskammer gewandt und die schweren, *wichtige staatliche Belange* gefährdenden und manchmal sogar wehrkraftzersetzenden *Verfehlungen* nicht weniger Rechtsanwälte während der vergangenen Jahre beklagt. Durch *unvertretbare Rechtsausführungen* und viel zu milde Strafanträge provozierten Strafverteidiger öffentliche Kritik an Strafurteilen, die in ihrer Strenge doch nur *völkische Notwendigkeiten verwirklicht* hätten. Vor allem ältere Zivilanwälte führten häufig *sinnlose Prozesse* aus Geldgier oder purer *Rechthaberei*, weil sie sich das *nationalsozialistische Gedankengut nicht zu eigen machen* könnten, schimpfte Schlegelberger. Eine grundlegende *Wandlung* des rechtsanwaltlichen Berufsethos' sei dringend vonnöten. Dazu müsse u. a. die Anwaltschaft an die *Ziele der Staatsführung* gebunden, die Rechtsprechung der Ehrengerichte verschärft und eine Altersobergrenze für die *Standesgenossen* eingeführt werden.<sup>56</sup>

Das Schreiben vom 10. Juli 1942 brachte das Ministerium am selben Tag den höheren Reichsjustizbehörden zur Kenntnis, und zwar nebst der Weisung, zum Zweck der *Reinhaltung der Anwaltschaft* jegliche *Verstöße von Rechtsanwälten*

schädigungsverfahren Weitz vom 21.10.1954, NLA-StA WF (wie Anm. 1).

51 Seit Mitte 1941 war der RMJ allerdings ermächtigt, einem Rechtsanwalt, der durch Verletzung seiner Pflichten staatswichtige Belange gefährdete, die Berufsausübung befristet oder auf Dauer zu untersagen, und zwar direkt, also ohne Einschaltung der Standesgerichtsbarkeit: Verordnung zur weiteren Ergänzung der Reichs-Rechtsanwaltsordnung vom 24.6.1941, RGBl. I S. 333, 334.

52 Zu den Einzelheiten KÖNIG (wie Anm. 13), S. 198 ff., 203; ferner Hinrich RÜPING: Die Beseitigung der freien Advokatur im Nationalsozialismus. In: Anwaltsblatt, Jg. 2002, S. 615 ff., 617 ff.

53 So das SS-Organ „Schwarzes Korps“, Jg. 1942, Folge 25, S. 2, zit. nach KÖNIG, a. a. O., S. 213.

54 Hinrich RÜPING: Rechtsanwälte im Bezirk Celle während des Nationalsozialismus. Berlin 2007, S. 96 f.; ders. (wie Anm. 52), S. 617.

55 Schlegelberger (1876–1970) war als Staatssekretär von Januar 1941 bis August 1942 mit der Führung der Geschäfte des Reichsjustizministers beauftragt. Er wurde 1947 im Nürnberger Juristenprozess zu lebenslanger Haft verurteilt, aber schon 1950 aus Gesundheitsgründen freigelassen: Lothar GRUCHMANN: Schlegelberger. In: Hermann WEISS (Hrsg.): Biographisches Lexikon zum Dritten Reich. Frankfurt a. M. 2002, S. 406 f.

56 KÖNIG (wie Anm. 13), S. 215; RÜPING (wie Anm. 14), S. 39, 147.

gegen ihre Berufspflichten ... unverzüglich auf dem Dienstweg dem zuständigen Generalstaatsanwalt mitzuteilen. Den Generalstaatsanwälten<sup>57</sup> wiederum befahl die Berliner Zentrale strengste Strafanträge in Ehrengerichtsverfahren betreffend solche Anwälte, die eine schwere Belastung der ganzen „Innung“ darstellten.<sup>58</sup> Es wurde ernst: Das Regime zog die Zügel an und forcierte die Disziplinierung der Anwaltschaft per Standesrecht. In den Strudel dieser Ereignisse geriet Hugo Weitz unversehens hinein. Den ministeriellen Ukas hatte nämlich auch das Oberlandesgericht Braunschweig erhalten, und von dort war der Erlass am 17. August 1942 dem Landgericht weitergereicht worden<sup>59</sup> – gerade rechtzeitig, um im Fall Weitz (vielleicht erstmals überhaupt in der Region) Anwendung zu finden. Die Weisung vom 10. Juli 1942 war also für Hugo Kalweit handlungsleitend; sie bestimmte dem Grunde nach seine Reaktion auf die Beschwerde der Frau S.

Eine Frage bleibt, und zwar mit Blick darauf, dass Kalweit sofort die ehrengerichtliche Höchststrafe gegen Weitz anpeilte: Handelte es sich insoweit einfach um vorausseilenden Gehorsam, um blindwütigen Vollzug der vom Ministerium diktierten harten Linie? Eher nicht; denn die Ausschließung aus der Rechtsanwaltschaft<sup>60</sup> dürfte hier – den Gebührenschwindel wohl gemerkt als gegeben unterstellt – durchaus in Betracht gekommen sein. Denn Hugo Weitz hatte standesrechtlich allerhand peinliche Flecken auf der Weste. Zwischen 1928 und 1932 war er durch den Präsidenten der Rechtsanwaltskammer Braunschweig vier Mal im Dienstaufsichtswege gerügt worden; eine einfache, zwei ernste und eine allerschärfste Missbilligung(en)<sup>61</sup> waren die Quittung für Schlendrian, Unordnung und Leichtfertigkeit gewesen, für Charaktereigenschaften, die dem künstlerisch veranlagten und weniger zu juristischem Filigran geborenen Mann zeitlebens zu schaffen machten und die ihn sogar auf die Angeklagtenbank in einigen Ehrengerichtsverfahren gebracht hatten. Immerhin sechs solcher Verfahren über einen Zeitraum von zehn Jahren ab 1932 und zwei ehrengerichtliche Sanktionen, eine Warnung (Januar 1934) und ein Verweis (Juli 1935), sind aktenkundig.<sup>62</sup> Bereits das (später allerdings gemilderte) Ehrengerichtsurteil vom 22. April 1934 enthält die Erwägung, ob nicht langsam die Ausschließung fällig sei; diese Erwägung – so das Ehrengericht seinerzeit – werde bei künftiger Verfehlung *mit verstärktem Gewicht wiederkehren*.<sup>63</sup> In einem neuerlichen Standesrechtsprozess hätte die Warnung Weitz nun mit etwas Pech einholen

57 Sie führten weisungsberechtigt die Aufsicht über die Staatsanwaltschaften, die auch im ehrengerichtlichen Verfahren als Anklagebehörde fungierten: § 68 RRAO.

58 KÖNIG (wie Anm. 13), S. 213; RÜPING (wie Anm. 52), S. 619. Vgl. auch den weiteren Runderlass RMJ vom 19.1.1943, faksimiliert abgedruckt bei SCHLÜTER (wie Anm. 31), S. 64.

59 Auf diese Verfügung nahm Kalweit in seinem Bericht vom 15.9.1942 Bezug: NLA-StA WF (wie Anm. 1).

60 § 65 Abs. 1 Nr. 1 RRAO.

61 Bericht des Braunschweiger Oberlandesgerichtspräsidenten vom 12.1.1939 an RMJ und Urteil vom 4.7.1956, NLA-StA WF (jew. wie Anm. 1).

62 Urteil vom 4.7.1956, ebd.

63 Zit. ebd.

können.<sup>64</sup> Kalweit kannte das Sündenregister des Rechtsanwalts,<sup>65</sup> und folglich lag seine Vorstellung vom richtigen ehrengerichtlichen Strafmaß für die (vermeintliche) *Ausbeutung* der Mandantin keineswegs ganz und gar neben der Sache.

Das ändert freilich nichts daran, dass der Bericht des Landgerichtspräsidenten vom 15. September 1942 in seiner Gehässigkeit und Voreingenommenheit kaum zu überbieten war.<sup>66</sup> Ob hier lediglich abgeliefert wurde, was ein Sondergerichtsvorsitzender, ein Exponent der *Panzertruppe der Rechtspflege*,<sup>67</sup> eben pflichtschuldigst abliefern musste, oder ob auch persönliche Animositäten gegenüber Weitz mitschwangen, ist offen. Kalweit selbst hat Letzteres 1954 bestritten; er habe den vor seiner Berufungskammer selten (und jeweils nicht besonders überzeugend) aufgetretenen Anwalt ja nur flüchtig gekannt.<sup>68</sup> Dessen eigene Version klingt nach mehr: Zwischen ihm, Weitz, und dem Herrn Präsidenten hätten schon lange Spannungen geherrscht. Eskaliert seien die Dinge um das Jahr 1941 herum. Damals habe Kalweit die Aushändigung von Strafakten an die Verteidiger verboten. Akteneinsicht habe seither ausschließlich bei Gericht stattgefunden. Eines Tages habe ein Beamter aus der Münzstraße angerufen und erzählt, dass die Gerichtsakten eines Beleidigungsprozesses, in dem er, Weitz, den Angeklagten vertreten habe, verschwunden seien. Auf die Bitte, doch ersatzweise die Anwaltshandakten zur Verfügung zu stellen, habe er eine Retourkutsche gefahren und gesagt: *Meine Handakten können Sie bei mir im Büro einsehen*. Kalweit habe das irgendwie mitbekommen, sich in das Telefonat eingeschaltet und gefragt, ob er auch selbst vorbeischauchen dürfe. *Darauf erwiderte ich, wenn ich solch hohen Besuch bekäme, hätte ich auch Sekt*. Fortan sei seine Beziehung zu Kalweit *vollkommen gestört* gewesen.<sup>69</sup> Das „Projekt Ausschließung“ quasi als Revanche für einen derart harmlosen Jux? Wie auch immer – sicher ist jedenfalls, dass die nationalliberale Vergangenheit von Weitz im Herbst 1942 keine Rolle mehr spielte. Die NSDAP hatte vergeben und/oder vergessen. *Politische Einwendungen* gegen den Rechtsanwalt seien *nicht vorzubringen*, hatte der Gauleiter Süd-Hannover/Braunschweig, Bernhard Rust,<sup>70</sup> in einem Schreiben vom 9. Januar 1939 erklärt.<sup>71</sup>

64 Der Frau S. (unstreitig) gewährte Vorausrabbat auf die gesetzlichen Gebühren war nicht unbedingt und per se standeswidrig; vgl. Nr. 32 der Richtlinien (wie Anm. 47), S. 263.

65 Im Bericht vom 15.9.1942, NLA-StA WF (wie Anm. 1), bezog sich Kalweit ausdrücklich auf die Akten eines seiner Meinung nach wohl besonders aussagekräftigen Ehrengerichtsverfahrens gegen Weitz.

66 Das hat Weitz nach dem Krieg zu Recht moniert; vgl. seine Zeugenaussage im strafrechtlichen Ermittlungsverfahren gegen Ernst von Griesbach vom 3.7.1945, NLA-StA WF, 57 Nds 26 Zg. 56/1989.

67 Dr. Roland Freisler, damals Staatssekretär im RMJ, während einer Tagung vom 24.10.1939, zit. nach: Im Namen des Deutschen Volkes. Justiz und Nationalsozialismus. Katalog zur Ausstellung des Bundesministers der Justiz. Hrsg. vom Bundesministerium der Justiz. 4. Auflage Berlin 1996, S. 209.

68 Wie Anm. 50.

69 Parteivernehmung Weitz am 2.11.1955 (wie Anm. 2).

70 Vgl. den Namensartikel von Elke FRÖHLICH-BROSZAT in: WEISS (Hrsg., wie Anm. 55), S. 392ff.

71 Mit diesem Wortlaut zitiert im Bericht des Braunschweiger Oberlandesgerichtspräsidenten vom 12.1.1939, NLA-StA WF (wie Anm. 1).

Kalweits Post durchlief den Dienstweg, gelangte zunächst in die Hand des geschäftsführenden Oberlandesgerichtspräsidenten Dr. Paul Döring<sup>72</sup> und erreichte – versehen mit dessen Stellungnahme, die ein standesrechtliches Einschreiten befürwortete<sup>73</sup> – Ende September 1942 den obersten Ankläger des Landes Braunschweig in Straf- und in Ehrengerichtsverfahren,<sup>74</sup> Generalstaatsanwalt Willy Rahmel. Der damals 59-Jährige war schon seit 1913 bei der Justiz und seit 1920 Staatsanwalt. Er hatte zuletzt die Magdeburger Strafverfolgungsbehörde geleitet und ganz frisch, am 1. August 1942, das hohe Amt in der Löwenstadt angetreten. Dem Mann eilte der Ruf voraus, *Vertreter eines scharfen Kurses* zu sein.<sup>75</sup> Hugo Weitz sollte bald am eigenen Leibe spüren, dass dieser Ruf nicht von ungefähr kam. Hinter den Kulissen wurde der „General“ zur treibenden Kraft gegen ihn.<sup>76</sup>

Rahmel nahm die Geschichte der Frau S. ohne weiteres für bare Münze und beauftragte seinen Ersten Staatsanwalt Dr. Wilhelm Hirte<sup>77</sup> mit der juristischen Vorprüfung. Hirte erledigte den Auftrag, hielt dem Chef Vortrag und empfahl ebenfalls den schon von Kalweit und Dr. Döring favorisierten Weg zum Ehrengericht. Da erfuhr das Ganze eine unerwartete Wendung: Rahmel legte sich quer. Ehrengericht? Nein; das Strafrecht sei am Zug! Hirte solle den Vorgang an die Staatsanwaltschaft zur entsprechenden Bearbeitung abgeben.<sup>78</sup> Das kollidierte (darauf achtete Rahmel, wie stets, *übertrieben sorgfältig*<sup>79</sup>) durchaus nicht mit dem Ziel der ministeriellen Weisung vom 10. Juli 1942 – im Gegenteil: Die erstrebte *Reinhaltung der Anwaltschaft* im Sinne des Regimes konnte man so noch besser und noch effektiver bewerkstelligen. Einerseits würden eine hinreichend lange Gefängnisstrafe unter Anordnung der sog. Amtsunfähigkeit<sup>80</sup> und erst recht eine Zuchthausstrafe Weitz gleichsam automatisch, kraft Gesetzes und ohne anschließendes Ehrengerichtsverfahren, aus dem Berufsstand relegieren;<sup>81</sup> der Gebührenbetrug wäre angemessen gesühnt und der Betrüger gleichzeitig ein für alle Mal kaltgestellt. Andererseits ließ

72 Döring, 1885 in Helmstedt geboren, war Vizepräsident seit August 1937. Er vertrat den Präsidenten des Oberlandesgerichts, Günther Nebelung, der sich seit August 1941 im Kriegseinsatz befand: Wilfried KNAUER: Günther Nebelung (1896–1970). Oberlandesgerichtspräsident von 1935 bis 1944. In: ISERMANN/SCHLÜTER (wie Anm. 31), S. 141 ff., 144; WASSERMANN (wie Anm. 6), S. 58.

73 Vom 22.9.1942: Urteil vom 4.7.1956, NLA-StA WF (wie Anm. 1).

74 Vgl. oben Anm. 57.

75 Petra GÖTTE: Jugendstrafvollzug im „Dritten Reich“: diskutiert und realisiert – erlebt und erinnert. Bad Heilbrunn 2003, S. 145; WASSERMANN (wie Anm. 6), S. 52, 405. Bereits zum 1.11.1943 wurde Rahmel aus Braunschweig nach Köln versetzt.

76 Weitz hat insoweit eher den Landgerichtspräsidenten Kalweit in Verdacht gehabt; vgl. seine Aussage vom 3.7.1945, NLA-StA WF (wie Anm. 66); im gleichen Sinne Rechtsanwalt Hermann Benze (o. D.) und auch Friedrich Linke (5.7.1945): Jew. ebd.. Rahmel selbst hat nach dem Krieg jede Aktivität gegen Weitz bestritten oder sich auf Erinnerungslücken berufen; vgl. seine Angaben im Entschädigungsverfahren vom 20.11.1954, NLA-StA WF (wie Anm. 1).

77 Zu ihm vgl. LUDEWIG/KUESSNER (wie Anm. 6), S. 285 ff. Hirte, NSDAP-Mitglied seit Mai 1933, gehörte nach Einschätzung beider Autoren zu den *juristischen Scharfmachern*.

78 Hirte am 2.8.1954, NLA-StA WF (wie Anm. 1).

79 Ebd.

80 Im Sinne des § 35 (Reichs-) Strafgesetzbuch – StGB – in der Fassung der Verordnung zur Erweiterung und Verschärfung des strafrechtlichen Schutzes gegen Amtsanmaßung vom 9.4.1942, RGBI. I S. 174.

81 Vgl. §§ 31; 35 Abs. 2 StGB i. V. m. § 31 Abs. 2 RRAO; NOACK (wie Anm. 46), § 67, Tz. 2.a

sich sämtlichen bockbeinigen, liberalistischen Ideen anhängenden Advokaten auf diese Weise höchst eindrucksvoll klarmachen, was die Uhr geschlagen hatte.

Doch Rahmel war entschlossen, noch eins draufzusetzen: Die Anklage sollte zum Sondergericht erhoben werden. Bezüglich alltagskrimineller, nicht von vornherein dessen Zuständigkeit überantworteter Delikte ging das schon, wenn die Staatsanwaltschaft „kurzen Prozess“ wegen der *Schwere oder Verwerflichkeit der Tat*, wegen der *in der Öffentlichkeit hervorgerufenen Erregung* oder wegen *ernster Gefährdung der öffentlichen Ordnung oder Sicherheit* für *geboten* hielt,<sup>82</sup> will sagen: praktisch immer und nach (politischem) Belieben. Im Fall Weitz bejahte der Chefankläger den erstgenannten Aspekt: Ein *Rechtswahrer*, der seine Pflichten, zumal während des Krieges, derart *gröblich* verletze, gehöre vor die Spezialekammer.<sup>83</sup> Die Gerichtswahl hatte freilich auch einen prozessökonomischen Hintergrund. Sie verfolgte die Absicht, Hugo Weitz jedes ordentliche Rechtsmittel abzuschneiden und das Verfahren so auf eine einzige Instanz zu beschränken,<sup>84</sup> ein Motiv, das nicht allein hier, sondern bei den Staatsanwaltschaften reichsweit zunehmend Platz griff, und zwar zum wachsenden Verdruss der Berliner Führung; denn die dadurch überlasteten Sondergerichte blieben die erwünschten „Blitzurteile“ immer öfter schuldig.<sup>85</sup>

Anfang Oktober 1942 begrüßte Willy Rahmel einen Kreis illustrierter Repräsentanten der Braunschweiger Justiz zu vertraulicher Konferenz in seinem Büro. Dr. Döring, rangmäßig der „geborene“ Ansprechpartner des Generalstaatsanwalts bei Gericht, dürfte erschienen sein.<sup>86</sup> Verbürgt ist die Präsenz des Sondergerichtsvorsitzenden Kalweit.<sup>87</sup> Die Staatsanwaltschaft als sondergerichtliche Anklagebehörde<sup>88</sup> vertrat höchstwahrscheinlich der kommissarische Leiter Dr. Hans Lüders;<sup>89</sup> dessen Nachfolger in spe, Dr. Hirte, mag die konspirative Runde vervollständigt haben.<sup>90</sup> Sie alle wurden auf den neuen Kurs Rahmels eingeschworen. Kamerad-

(S. 191f.). Vgl. dazu auch die Angaben von Dr. Hans Lüders im Entschädigungsverfahren Weitz vom 3.8.1954, NLA-StA WF (wie Anm. 1).

82 § 14 Abs. 1 der Verordnung vom 21.2.1940 (wie Anm. 12).

83 Von dieser Bemerkung Rahmels hat Dr. Lüders am 3.8.1954 berichtet: NLA-StA WF (wie Anm. 1).

84 Siehe schon oben zu Anm. 11.

85 Hans-Eckhard NIERMANN: Die Durchsetzung politischer und politisierter Straffjustiz im Dritten Reich. Ihre Entwicklung aufgezeigt am Beispiel des OLG-Bezirks Hamm. Hrsg. vom Justizministerium des Landes NRW. Düsseldorf 1995, S. 329, 336f.; RÜPING (wie Anm. 14), S. 77.

86 Friedrich Linke *aus dienstlicher Kenntnis* im Ermittlungsverfahren gegen Ernst von Griesbach am 05.07.1945, NLA-StA WF (wie Anm. 66), und am 8.6.1954 (wie Anm. 1). Als Zeuge im Entschädigungsverfahren Weitz hat Dr. Döring die Darstellung Linkes am 8.11.1954 empört von sich gewiesen (ebd.). – Linke war ab Juni 1943 Anklagevertreter für Kriegswirtschaftsverbrechen beim Sondergericht: LUDEWIG/KUESSNER (wie Anm. 6), S. 290ff. Mit Blick auf die Nachkriegszeit „befördern“ ihn beide Autoren fälschlicher Weise zum Vizepräsidenten des Oberlandesgerichts. Tatsächlich hat Linke es „nur“ bis zum Vizepräsidenten des Landgerichts gebracht.

87 Angaben Rudolf Jägers im Entschädigungsverfahren Weitz vom 9.6.1954, NLA-StA WF (wie Anm. 1), entgegen der eigenen Aussage Kalweits am 21.10.1954, ebd.

88 Vgl. § 12 der Verordnung vom 21.2.1940 (wie Anm. 12).

89 Linke, allerdings vom Hörensagen, am 5.7.1945 und am 8.6.1954, NLA-StA WF (wie Anm. 66 bzw. Anm. 1). Näheres zur Biographie Lüders', der seit Mai 1933 NSDAP-Mitglied war und im „Austausch“ mit Rahmel zur Magdeburger Staatsanwaltschaft ging, bei LUDEWIG/KUESSNER (wie Anm. 6), S. 288f.

90 Jäger (wie Anm. 87) hat am 9.6.1954 aus *nur noch unklarer Erinnerung* bekundet, dass der Ver-



schaftliche *Fühlungnahme* hieß solches Treffen zwischen Anklägern und Richtern in der NS-Terminologie. Mit diesem freundlich-harmlos klingenden Begriff verbrämten die Nazis den vom Regime explizit angeordneten,<sup>91</sup> in der Praxis deshalb weithin üblichen Versuch lenkender Beeinflussung der Rechtsprechung. Der Versuch gelang hier problemlos. Weitz war geliefert – ohne echte Sachverhaltsklärung, ohne eigene Anhörung und auf bloßen „Zuruf“ der Frau S.! Ihm stand alles andere als ein faires Verfahren bevor. Und das passende Strafmaß vereinbarten die Herren auch gleich. Sie beschlossen, den Rechtsanwalt für sage und schreibe ein Jahr und neun Monate ins Zuchthaus zu sperren.<sup>92</sup> Eine derart lange Zuchthausstrafe wegen einer ziemlichen Lappalie, wenn denn strafrechtlich überhaupt etwas hängen bleiben würde?! Kein Zweifel: Die braunen Justizoberen wollten an Hugo Weitz ein Exempel statuieren. Sie wollten die Anwaltschaft durch das Signal einer drakonischen Strafe in Angst und Schrecken versetzen, und sie wollten demonstrieren, dass man potenziell jeden Anwalt bereits aus nichtigem Anlass gnadenlos zur Rechenschaft ziehe.

Den nächsten Schritt überließ Rahmel, ungewöhnlich genug, nicht seinen Leuten. Er wurde sofort selbst aktiv, regierte kurzerhand in die Staatsanwaltschaft hinein und betraute den dorthin abgeordneten, eigentlich gar nicht zuständigen Landgerichtsrat Rudolf Jäger mit den Pro-forma-Ermittlungen und der Vorbereitung der Anklage gegen Weitz.<sup>93</sup> Jäger, der sich dieser Sache ausschließlich widmen sollte und deshalb auf Rahmels Weisung vom Alltagsgeschäft komplett freigestellt war,<sup>94</sup> machte sich also ans Werk. Was dann geschah, hat Hugo Weitz folgendermaßen beschrieben:

*Am 5. Oktober 1942 erschien in meiner Abwesenheit – ich befand mich in Braunlage – der Staatsanwalt Flöthe<sup>95</sup> mit einem Kriminalkommissar und beschlagnahmte 10 meiner Anwaltsakten. Meinem Büropersonal wurde aufgegeben, mich für den nächsten Tag zur Staatsanwaltschaft zu bestellen. [In der Staatsanwaltschaft] wurde ich vom ... Landgerichtsrat Jäger wegen angeblichen Betruges einer Klientin ... vernommen. Schon die Vernehmung gestaltete sich reichlich lebhaft, da Herr Jäger den richtigen Ton mit einem älteren Volljuristen ... nicht finden konnte. Das ging so weit, daß ich Herrn Jäger schließlich darauf aufmerksam machen mußte, daß ich zwar sehr schlecht sehen, aber tadellos hören könnte*

*treter des zur Wehrmacht einberufenen Oberstaatsanwalts* teilgenommen habe; in dem Zusammenhang hat er den Namen Dr. Hirte genannt. Hirte wechselte aber erst ein paar Tage nach dem Gespräch bei Rahmel, nämlich ab dem 15.10.1942, in diese Funktion bei der Staatsanwaltschaft. Bis dahin war der Oberstaatsanwalt von Lüders vertreten worden; vgl. dessen Angaben vom 3.8.1954, NLA-StA WF (wie Anm. 1). Offenbar hat Jäger das in der Rückschau durcheinander gebracht.

91 GRUCHMANN (wie Anm. 14), S. 1105, zur Rundverfügung RMJ vom 27.5.1939; MECHLER (wie Anm. 9), S. 52, zu jener vom 13.10.1942 (Text abgedruckt in: Im Namen des Deutschen Volkes [wie Anm. 67], S. 296f.); vgl. im Übrigen LUDEWIG/KUESSNER (wie Anm. 6), S. 26.

92 Jäger am 9.6.1954, NLA-StA WF (wie Anm. 1), Linke am 5.7.1945/8.6.1954 (wie Anm. 86). Das Vor-Urteil schloss allerdings noch den Vorfall nach der zweiten Weitz-Mandatierung von Mitte 1940 ein; s. oben zu Anm. 39.

93 Jäger (der offenbar von 1939 bis 1941 Richter am Sondergericht gewesen war: LUDEWIG/KUESSNER [wie Anm. 6], S. 24, 74, 158) am 9.6.1954, NLA-StA WF (wie Anm. 1)

94 Jäger am 9.6.1954, Linke am 8.6.1954, jew. ebd.

95 Gemeint ist Dr. Richard Flöte, der Sachbearbeiter des politischen Dezernats bei der Staatsanwaltschaft Braunschweig; zu ihm LUDEWIG/KUESSNER (wie Anm. 6), S. 289f.

*und daß er deshalb meinetwegen den von ihm für richtig gehaltenen Stimmaufwand nicht nötig hätte. Nach zweistündiger Vernehmung nannte ich Herrn Jäger vier Entlastungszeugen, durch deren Vernehmung der unsinnige Vorwurf des Betruges ohne weiteres hinfällig geworden wäre. Jäger schrieb diese Zeugen und ihre Adressen auf, ließ sie aber niemals vernehmen ...*<sup>96</sup>

Korrekt. Für den 6. Oktober 1942 hatte Jäger allein noch Frau S. vorgeladen;<sup>97</sup> das war's mit den so genannten Ermittlungen. Wozu weitere Zeugen, Entlastungszeugen gar, befragen? Der Landgerichtsrat, über das „Hinterzimmertreffen“ der Chefs informiert, wusste das Gericht in der Person Kalweits ja als Verbündeten an seiner Seite und konnte sich vermeintlich unnötigen Aufwand folglich sparen. Gewiss blieb ihm auch gar keine andere Wahl; denn Rahmel drängelte gewaltig. Der „General“ hatte nicht nur verlangt, bezüglich Weitz ständig auf dem Laufenden gehalten zu werden,<sup>98</sup> sondern zugleich den schnellen Abschluss des Verfahrens gefordert.<sup>99</sup> Tags darauf, am 7. Oktober 1942, zitierte er Jäger herbei. Jäger musste die Sach- und Rechtslage referieren. Dann besprachen die beiden ausführlich die juristischen Probleme des Falls<sup>100</sup> – der Generalstaatsanwalt höchstpersönlich legte „Hand“ an! Ging es denn um eine Staatsaffäre? Aus der Sicht Rahmels offenbar schon. Die von Jäger leise geäußerten Zweifel an Weitz' Strafbarkeit wurden vom Tisch gewischt; kleinkarierte Bedenken wollte Rahmel nicht hören: Jäger möge jetzt die Anklage zum Sondergericht wegen schweren Betruges in Tateinheit mit Gebührenüberhebung<sup>101</sup> fertigen, punktum.

Der Landgerichtsrat parierte. Dass das eingeschlagene Eiltempo dem Beschuldigten eine sinnvolle Verteidigung unmöglich machte (und machen sollte), störte ihn damals nicht.<sup>102</sup> Auch die (schludrig gearbeitete) Anklageschrift scheint unter massivem Zeitdruck entstanden zu sein. Dr. Lüders unterzeichnete sie am 9. Oktober 1942.<sup>103</sup> Der Anklagevorwurf: Weitz habe die geschädigte Marianne S. über seine Postulationsfähigkeit vor dem Oberlandesgericht, ferner über den armenrechtlichen Ausgleich der Anwaltsgebühren aus der Staatskasse getäuscht, auf diese Weise ein Sonderhonorar für das Berufungsverfahren ergaunert und bei alledem die Einfalt der Mandantin ausgenutzt.<sup>104</sup> Vom 17. Oktober 1942 stammt ein *Der Beschleunigung empfohlen*[es], gemeinsames Schreiben des amtierenden Oberlandesgerichts-

<sup>96</sup> Weitz am 3.7.1945, NLA-StA WF (wie Anm. 66).

<sup>97</sup> Jäger am 17.3.1956, NLA-StA WF (wie Anm. 1).

<sup>98</sup> Dr. Lüders am 3.8.1954, ebd.

<sup>99</sup> Jäger am 9.6.1954, Linke am 8.6.1954, jew. ebd.

<sup>100</sup> Jäger am 9.6.1954/17.3.1956, ebd.

<sup>101</sup> Vgl. §§ 263, 352, 73 StGB. Die Vorgänge von Mitte 1940 (s. zu Anm. 39) sollen auch hier außer Betracht bleiben.

<sup>102</sup> Jäger am 9.6.1954, NLA-StA WF (wie Anm. 1).

<sup>103</sup> Nach seinen Angaben vom 3.8.1954 (ebd.) will Lüders dem Generalstaatsanwalt zuvor die Anklage lediglich zum Amtsgericht oder höchstens zur Strafkammer empfohlen haben.

<sup>104</sup> Anklageschrift vom 9.10.1942, ebd.

präsidenten und des Generalstaatsanwalts an das Reichsjustizministerium.<sup>105</sup> Dort berichteten Dr. Döring und Rahmel über die Anklage.<sup>106</sup>

Derweil bereitete sich das Sondergericht auf die Hauptverhandlung vor. Fest steht, dass die beiden Beisitzer der Kammer, die Landgerichtsräte Hermann Eilers<sup>107</sup> und Dr. Rudolf Grimpe,<sup>108</sup> von der *Fühlungnahme* wussten und das angedachte Strafmaß kannten;<sup>109</sup> Kalweit wird dafür gesorgt haben. Gesichert ist ferner, dass der Landgerichtspräsident die Verhandlung gegen Weitz ursprünglich partout selbst leiten wollte und dass man ihm das wegen des unweigerlich drohenden Befangenheitsantrags<sup>110</sup> nur mühsam ausreden konnte.<sup>111</sup> Sein Vertreter war Landgerichtsdirektor Dr. Walter Lerche, eine zwiespältige Persönlichkeit und als Richter beinhart.<sup>112</sup> Er hatte den Sondergerichtsverhandlungen seit Sommer 1942 anstelle Kalweits regelmäßig vorgesessen<sup>113</sup> und anfangs auch die Sache Weitz federführend bearbeitet, wie seine Unterschrift auf der sondergerichtlichen Verfügung vom 23. Oktober 1942 betreffend die (nur) teilweise Ablehnung von Beweisanträgen des angeklagten Rechtsanwalts zeigt. Weitz hatte in seiner Not eine ganze Reihe von Zeugen benannt gehabt, die notfalls beschwören würden, dass Frau S. *völlig unglaublich* sei und dass sie

*in moralischer Beziehung in denkbar schlechtem Rufe steht, sich häufig betrinkt und dauernd Umgang mit den verschiedensten Männern sucht und findet, auch wohl geldliche Vorteile aus diesem Verkehr zu ziehen sucht und zieht.*

Ausgerechnet Lerche machte nun Schwierigkeiten. Ihm erscheine der Fall hinsichtlich der Strafbarkeit des Angeklagten *noch zweifelhaft*, informierte er Kalweit. Der ganze schöne Anti-Weitz-Plan drohte zu platzen. Da kam dem Landgerichtspräsidenten sehr zupass, dass Lerche während der Referendarszeit in Helmstedt mit Hugo Weitz gesellschaftlich verkehrt hatte und einmal beiläufig erwähnte, ihm sei der Prozess gegen den Bekannten von früher *nicht gerade angenehm*. Kein Problem, hakte Kalweit ein; dann werde eben jemand anders den Vorsitz führen,<sup>114</sup> nämlich

<sup>105</sup> Ebd.

<sup>106</sup> Der Bericht nahm Bezug auf die Allgemeinverfügung des RMJ vom 21.5.1935 (nicht, wie im Schreiben angegeben, 1933) – Mitteilungen in Strafsachen – und auf den Runderlass RMJ vom 10.7.1942; dazu oben Anm. 58. Wegen der umfangreichen Informationspflichten der (sondergerichtlichen) Anklagebehörden gegenüber dem Ministerium vgl. GRUCHMANN (wie Anm. 14), S. 1091 ff.; RÜPING (wie Anm. 14), S. 42 ff., 70 ff.

<sup>107</sup> LUDEWIG/KUESSNER (wie Anm. 6), S. 277 f.

<sup>108</sup> Ebd., S. 275 ff.

<sup>109</sup> Linke hat das am Tag vor dem Weitz-Termin von Dr. Grimpe erfahren; vgl. seine Angaben vom 5.7.1945, NLA-StA WF (wie Anm. 66).

<sup>110</sup> Die Ablehnung eines Richters am Sondergericht war möglich, die des ggfs. einspringenden Vertreters hingegen nicht: § 19 der Verordnung vom 21.2.1940 (wie Anm. 12).

<sup>111</sup> Linke am 5.7.1945, NLA-StA WF (wie Anm. 66).

<sup>112</sup> LUDEWIG/KUESSNER (wie Anm. 6), S. 268 ff.

<sup>113</sup> Ebd., S. 268; Angaben Dr. Lerches im Entschädigungsverfahren Weitz am 1.7.1954, NLA-StA WF (wie Anm. 1). Das Zustandekommen der jeweiligen Kammerbesetzung beschreibt WASSERMANN (wie Anm. 6), S. 68 f.

<sup>114</sup> Lerche am 1.7.1954, NLA-StA WF (wie Anm. 1).

Landgerichtsrat Dr. Ernst von Griesbach, 45 Jahre alt, seit 1933 mit kriegsbedingter Unterbrechung Richter am Sondergericht, strammer Nazi und laut dienstlicher Beurteilung *charakterlich etwas undurchsichtig*.<sup>115</sup> Nach dem Krieg ist gelegentlich vermutet worden, dass v. Griesbach keine Ahnung von der Absprache in Rahmels Büro gehabt habe, weil er ganz knapp vor dem Termin, *am Tage der Verhandlung selber*, in Braunschweig eingetroffen sei.<sup>116</sup> Letzteres ist schlicht falsch und Ersteres schon deshalb getrost auszuschließen. V. Griesbach war seit November 1939 bei der Heeresjustiz gewesen, am 20. Oktober 1942 als Kriegsgerichtsrat von Dresden aus entlassen und zwecks erneuter Verwendung durch den Braunschweiger Oberlandesgerichtspräsidenten bis auf weiteres uk-gestellt worden. Bereits am 21. Oktober 1942 meldete er sich zum Dienstantritt in der Münzstraße.<sup>117</sup> Die Verhandlung gegen Weitz fand aber eine knappe Woche später statt. Es stimmt danach auch nicht, dass v. Griesbach extra *zu dieser Verhandlung aus dem Urlaub geholt ist*, wie Weitz vom Hörensagen behauptet hat.<sup>118</sup>

Die baldige Begegnung mit v. Griesbach versprach für den Angeklagten und dessen Rechtsbeistand, Dr. Oskar Kahn, nichts Gutes. Der Richter galt als *Schrecken der Bevölkerung*.<sup>119</sup> Warum, musste Kahn, profiliertester Strafverteidiger der Stadt und auch vor dem Sondergericht couragierter Kämpfer für seine Mandanten,<sup>120</sup> oft genug erleben:

[v. Griesbach] *führte ... in der Verhandlung... aber auch im Urteilssprache ein sehr scharfes Regiment. Er war noch viel schärfer geworden als vorher [gemeint ist die Zeit bis 1939]. In der Verhandlung schrie und schnauzte er herum und ließ sich zu Äußerungen hinreißen, die manchmal nur Kopfschütteln hervorriefen. Seine Urteile und seine Verhandlungsweise wurden bald so schlimm, dass er sogar den Nazis auf die Nerven fiel ... Ich persönlich habe bis auf einige eklatante Ausnahmen mit ihm dienstlich auskommen können. Das lag aber wohl daran, daß er mein Ansehen kannte.*<sup>121</sup>

Umso erstaunter war Kahn über das Gebaren v. Griesbachs in der Hauptverhandlung gegen Hugo Weitz am 27. Oktober 1942. Der Mann trat ungewohnt handzahn auf:

115 NLA-StA WF (wie Anm. 66). V. Griesbach, aus Wolfenbüttel stammend, gehörte seit Mai 1933 der NSDAP an und war seit 1935 Blockleiter der Partei. Im Mai 1934 wurde er förderndes Mitglied der SS (ebd.). Weiteres zur Biographie bei LUDEWIG/KUESSNER (wie Anm. 6), S. 279 f.

116 Linke am 5.7.1945, NLA-StA WF (wie Anm. 66).

117 Bericht Kalweits an den Oberlandesgerichtspräsidenten vom 22.10.1942, ebd.

118 Weitz am 3.7.1945, ebd. Der Geschäftsverteilungsplan für das Sondergericht und das Geschäftsjahr 1942 wurde durch Verfügung des Oberlandesgerichtspräsidenten vom 26.10.1942 hinsichtlich v. Griesbachs geändert: Ebd.

119 Generalstaatsanwalt Curt Staff im September 1945, zitiert nach LUDEWIG/KUESSNER (wie Anm. 6), S. 279.

120 Wilfried KNAUER: Rechtsanwalt und Notar Dr. Oskar Kahn (1901–1972). In: ISERMANN/SCHLÜTER (wie Anm. 31), S. 215 ff., 216; LUDEWIG/KUESSNER (wie Anm. 6), S. 295 ff., 299 f.; Braunschweiger Zeitung, 30.8.1972.

121 Kahn am 27.7.1945, NLA-StA WF (wie Anm. 66).

[Seine] *Verhandlungsleitung war objektiv. Er gab sich die größte Mühe, nicht den Eindruck erwecken zu lassen, als ob er mit Vorurteilen an die Sache herangegangen wäre.*<sup>122</sup>

Entsprechend geschäftsmäßig spulte v. Griesbach das *Procedere* ab. Erst die Präsenzfeststellung mit Belehrung der insgesamt neun Zeugen und des Sachverständigen (Rechtsanwalt Dr. Christian von Campe), dann die Vernehmung des Angeklagten zur Person und die Verlesung des Anklagesatzes. Schließlich konnte Weitz zu den staatsanwaltlichen Vorwürfen Stellung nehmen. Ob er sich äußern wolle? Natürlich wollte er das, und zwar insbesondere zur Frage der (angeblichen) Täuschung der Frau S.; denn auf diese Frage kam es rechtlich vor allem an. In weiser Voraussicht hatte Weitz sich zwei Mitarbeiterinnen des befreundeten Anwalts Dr. Rolf Jürgens als Protokollantinnen für die (öffentliche) Verhandlung „ausgeborgt“; seine einzige eigene Angestellte, Ursula R., sollte als Zeugin aussagen. Die beiden Damen saßen also im Zuschauerraum auf harten Bänken neben ebenso zahlreichen wie gespannten Braunschweiger Juristen<sup>123</sup> und stenographierten bis zu den Plädoyers Wort für Wort mit. Die 17-seitige, engzeilige Reinschrift hat sich erhalten; sie zu lesen, ist, als sei man an jenem 27. Oktober 1942 dabei. Wir hören Hugo Weitz, wie er das Gespräch im Wintergarten der Schmückings schildert:

*Frau S. sagte: Bitte, vertreten Sie mich. Darauf habe ich ihr erklärt, das kann ich nicht, weil ich nicht beim OLG. [= Oberlandesgericht] zugelassen bin. Frau S. sagte, ich habe aber Vertrauen zu Ihnen und Sie sind mir empfohlen. Sie möchte gern, daß ich die Sache mache. Ich sagte ihr, Frau S., es geht nur auf die Weise, wie ich es auch sonst schon gemacht habe, Sie müßten dann Herrn ... Hartung, mit dem ich eine Bürogemeinschaft habe, der auch mein Schwiegervater ist, beauftragen und bevollmächtigen, dann könnte ich in unserem gemeinsamen Büro die Sache bearbeiten. In der Verhandlung werde ich auch da sein. Herr ... Hartung wird dann auch kommen und der kann mir Vollmacht erteilen. Darauf sagte Frau S, und was muß ich Ihnen dafür bezahlen. Die Quosine hatte schon vorher gesagt, ich möchte etwas Rücksicht nehmen, sie lebe nicht in rosigen Verhältnissen ... Sie sagte aber gleich, daran brauchen Sie sich nicht zu stoßen, da würden meine Eltern mir helfen. Ich habe mir [richtig: mit] Rücksicht auf die schlechten Vermögensverhältnisse – die gesetzlichen Gebühren sind etwa 300 RM – gesagt, ich will das für Sie für 160 RM machen. Sie müssen dann nochmals nach Braunschweig kommen, ich muß die Sache nochmals mit Ihnen gründliche[r] besprechen. Frau S. ist dann fortgegangen.*

Und weiter:

*Frau S. ist dann einige Tage nachher zu mir ins Büro gekommen. Wir haben ... auch wieder über die Kosten gesprochen und wie das vorbei war, habe ich meine Bürogehilfin ... Frl. R ... ins Zimmer gerufen u[nd] gesagt, Sie müssen mal ein Stenogramm aufnehmen, eine Vereinbarung. Und dann habe ich gesagt, Frau S., ich wiederhole also nochmals. Ich*

<sup>122</sup> Ebd.

<sup>123</sup> Dr. Döring am 14.11.1954, NLA-StA WF (wie Anm. 1).

*bin nicht beim OLG. zugelassen. Ich kann Ihnen deshalb auch nicht als Armenanwalt beigeordnet werden. Sie können das nur so machen, daß Sie offiziell Herrn ... Hartung bevollmächtigen. Ich kann dann die Schriftsätze machen. Er geht dann mit zum OLG. u[nd] erteilt mir das Wort. Ist Ihnen das Recht! Frau S. sagte, jawohl, schön. Daraufhin sagte ich ihr, dann möchte ich als 2. Anwalt von Ihnen ein Honorar von rund 160,- RM die Hälfte der gesetzlichen Gebühren h[a]ben. Frau S. sagte, schön, es ist gut ... Die Honorarvereinbarung ist geschrieben. Frau S. hat sie unterschrieben.*

Später, auf Nachfrage von Richter Eilers, ergänzte Weitz:

*Bei der ... Besprechung ... auf dem Büro hat Frau S. die Frage gestellt, muß ich dann außerdem noch den zweiten Anwalt Herrn ... Hartung bezahlen? Darauf sagte ich ihr, nein, das geht Sie nichts an. Zu bezahlen brauchen Sie H[artung] unter keinen Umständen. Ob er [sich] im Armenrecht beordnen lassen will, dass müssen wir dem alten Herrn selbst überlassen.*

v. Griesbach trat in die Beweisaufnahme ein und trug den wesentlichen Inhalt insbesondere der bei Weitz beschlagnahmten Akten vor. Anschließend wurde Marianne S. als erste Zeugin in den Saal gerufen. Verlauf und Inhalt ihrer Vernehmung hielten die beiden Sekretärinnen u. a. wie folgt fest:

[Frau S.:] *Ich weiß nicht mehr viel, es ist schon zu lange her. Wir haben über die Sache gesprochen. Herr ... Weitz war mit der Übernahme einverstanden... Ich habe erwähnt, daß ich im Armenrecht klagen wolle.* [Vorsitzender:] *... Wer hat angefangen vom Armenrecht, Sie oder Weitz?* [Frau S.:] *Weiss ich nicht. Meine Eltern haben mir aber noch gesagt, ich solle an das Armenrecht denken. Eigentlich hätte ich nichts zu bezahlen gehabt. Der Vors[itzen]de fragt: Warum haben Sie denn was gezahlt. [In indirekter Rede:] Es wäre auffällig, daß ein Mensch, der nichts zu bezahlen braucht, trotzdem was zahle. Zeugin: Der RA. [= Rechtsanwalt] hat das verlangt. [Wieder in indirekter Rede:] und sie wisse, dass ein Rat Geld koste und habe sich nichts weiter dabei gedacht... [Vorsitzender:] Nun war noch die Rede vom OLG. Das die Sache vor das OLG. ginge?* [Frau S.:] *Das habe ich nicht gewußt. – [Vorsitzender:] Hat Herr ... Weitz gesagt er würde die Sache vert[r]eten, er könne das machen?* [Frau S.:] *Er hat gesagt, er würde die Sache vertreten.* [Vorsitzender:] *Hat er noch von einem anderen Anwalt geredet...? – Antwort nicht verstanden –.* [Vorsitzender:] *Haben Sie sich nicht gewundert daß er sagte, Herr ... Hartung müsse das machen? Könnte Ihnen das entfallen sein?* [Frau S.:] *Das weiss ich nicht.* [Vorsitzender:] *Herr ... Weitz hat etwas anderes ausgesagt. Hat er Ihnen nichts von seinem Schwiegervater oder ... Hartung erzählt?* [Frau S.:] *das weiss ich nicht...* [Vorsitzender:] *Wenn Sie es nun gehört hätten, ich bin beim OLG. nicht zugelassen. Das muss eigentlich ... Herr ... Hartung machen, ich bin aber der wahre Macher! K[ö]nnte Ihnen das entfallen sein weil Sie der Sache keine Bedeutung beigemessen haben? Zeugin, das kann möglich sein, ich wußte [richtig: weiß] das nicht, es ist schon zu lange her...* [Vorsitzender:] *Schließlich war ein Termin in Braunschweig, wann war der?* [Frau S.:] *am 5. Dezember.* [Vorsitzender:] *Sind Sie selbst hingegangen?* [Frau S.:] *Ja. Da war zum ersten Mal der alte Herr da... Der alte Herr hat die*



*Sache Herrn ... Weitz übergeben. Beis[itzer] Eilers: Haben Sie nicht einmal gefragt, wie ist das eigentlich mit dem Armenrecht, kriege ich es oder nicht? [Frau S.:] Das habe ich wohl getan... Ich habe ein Schreiben vom RA. Weitz gekriegt, dass mir das Armenrecht bewilligt ist... [Vorsitzender:] Ich wundere mich, dass Sie dann immer noch bezahlt haben? [Frau S.:] ich kriegte jeden Donnerstag Geld und habe die 10 RM hingeschickt. [Beisitzer] Dr. Grimpe: Sie haben doch beim 1. Mal das Armenrecht beantragt und an Wendt nichts bezahlt... Zeugin: ... Durch die 1. Instanz habe ich gewusst, daß, wenn ein Armenanwalt beigeordnet wird, das kein Geld kostet. Ich glaubte wenigstens, daß ich die 160 RM bezahlen musste. Ich wollte keinen Helmstedter Anwalt, sondern einen Braunschweiger... Angeklagter: ... haben Sie Ihrer Cousine niemals gesagt, Sie möchten keinen anderen Anwalt haben als mich...? [Frau S.:] Das weiss ich nicht...*

Das sollte sie nun gewesen sein, die „Kronzeugin“ der Anklage? Wenn man ihrer – beeidigten – Aussage überhaupt eine Erkenntnis abringen konnte, dann diese: Marianne S. war zweifellos (und eingestandenermaßen) nicht mehr im Bilde über die Geschehnisse drei Jahre zuvor, und das Wenige, dessen sie sich noch zu entsinnen glaubte, lag mitunter haarscharf neben den Tatsachen; so hatte sie den inzwischen verstorbenen Justizrat Hartung nicht erst im Dezember, sondern bereits im Oktober 1939 kennen gelernt, und zwar beim Vernehmungstermin vor dem Helmstedter Amtsgericht statt in Braunschweig. Außerdem musste dem Gericht klar geworden sein, dass jedwede Einsicht in gebührenrechtliche Zusammenhänge die Frau intellektuell überforderte.<sup>124</sup> Natürlich gehörte es zu den anwaltlichen (Standes-) Rechtspflichten, gerade eine solche Mandantin gewissenhaft aufzuklären. Aber hatte Hugo Weitz das nicht getan? Er hatte Frau S. die Konstruktion mit der prozessual notwendigen Zwischenschaltung Hartungs doch zwei Mal auseinandergesetzt und ihr die Kostenfolgen erläutert! Die Kanzleiangestellte R. bestätigte seine entsprechenden Einlassungen unter Eid: In ihrer Gegenwart habe der Chef Frau S. gesagt, dass ihm die Vertretungsberechtigung beim Oberlandesgericht fehle, dass deshalb Hartung einzubinden sei und dass sie, Frau S., den Justizrat als beigeordneten Prozessbevollmächtigten nicht zu bezahlen brauche (was der Helmstedterin aus der ersten Instanz ja ohnehin schon geläufig gewesen war). Und die ebenfalls unter Eid genommene Frau Schmücking aus Helmstedt bekundete, Weitz habe ihr nach dem Wintergarten-Treffen im gleichen Sinne vom Gespräch mit der neuen Mandantin erzählt. Das Verhandlungsstenogramm verzeichnet die Reaktion des Gerichts: *Frau S. nochmals Vorhalt gemacht. Sie antwortete mit ihrem hilflosen Ich weiß nichts davon.*

Drei weitere Zeugen wurden noch gehört, drei andere unverrichteter Dinge nach Hause geschickt. Zum Schluss kam Rechtsanwalt Dr. von Campe, stellvertretender Präsident der Rechtsanwaltskammer Braunschweig,<sup>125</sup> als Gebührensachverständiger an die Reihe. Er wies darauf hin, dass ein Anwalt mit oder ohne Zulassung beim Prozessgericht immer eine bestimmte Gebühr für das Verfahren auf Bewilli-

<sup>124</sup> Das hatten die drei Richter auch tatsächlich erkannt: *Der Vorsitzende wirft ein, dass sie, Frau S., das nicht kapiere*, wird v. Griesbach im Stenogramm der Verhandlung zitiert.

<sup>125</sup> Dr. v. Campe im Entschädigungsverfahren Weitz am 12.5.1956, NLA-StA WF (wie Anm. 1).

gung des Armenrechts verdiene.<sup>126</sup> Werde neben dem Armenanwalt ein zweiter Anwalt in derselben Sache und für dieselbe Partei tätig, sei

*es egal ..., wer die Gebühr[en] erhalte. Hauptsache ist, daß sie nicht über die gesetzlichen Gebühren hinausgehen. Er halte es nicht für standeswidrig, daß H[artung] Armenrechtsgebühren u[nd] W[eitz] sich Vorschüsse zahlen lasse, wenn sie nicht die gesetzlichen Gebühren insgesamt übersteigen.*

Im Berufungsprozess von Frau S. hatte es summa summarum rund 291 RM an Anwaltsgebühren zu verdienen gegeben. Bekommen hatten Hartung ca. 96 RM und Weitz 180 RM; machte zusammen lediglich 276 RM. V. Campes Bedingung war also erfüllt. Irgendeine Täuschung der Frau S. doch wohl eine Luftnummer, gebührenrechtlich alles im grünen Bereich – das musste auf einen Freispruch für Hugo Weitz hinauslaufen, wenn das Recht noch etwas galt.

Aber das Recht galt eben längst nichts mehr im NS-Staat. Landgerichtsrat Jäger, mit der Rahmel-Weisung in die Verhandlung geschickt, sich bloß an die vorher ausgeküngelte Linie zu halten,<sup>127</sup> forderte als Sitzungsvertreter der Staatsanwaltschaft unverdrossen die im Lichte der Beweisaufnahme geradezu abstruse Zuchthausstrafe von einem Jahr und neun Monaten. Ganz so rabiāt meinten v. Griesbach, Eilers und Grimpe dann doch nicht zulangen zu können. Für Weitz wird es trotzdem ein tiefer Schock gewesen sein: „Nur“ Gefängnis und „nur“ ein Jahr ohne Bewährung wegen (einfachen) Betruges und Gebührenüberhebung, lautete das Urteil.

Die mündliche Eröffnung der wesentlichen Urteilerwägungen scheint knapp ausgefallen zu sein. V. Griesbach – so hat Oskar Kahn sich erinnert<sup>128</sup> – schwadronierte vor allem darüber, dass

man den Betrug aufgrund neuer nationalsozialistischer Grundsätze angenommen hätte. Die nationalsozialistische Rechtsprechung erfordere in einem solchen Falle wie dem vorliegenden eine Neugestaltung des Betrugstatbestandes und die Anwaltschaft möge sich vor Augen führen, dass diese Grundsätze in Zukunft angewendet würden.

Endlich war die Drohung heraus, und jedermann war nun der Sinn der ganzen Inszenierung klar. Worin die *nationalsozialistischen Grundsätze* bestanden, konnte Weitz im schriftlichen Urteil nachlesen – nämlich darin, die Dinge mehr oder minder kunstvoll hinzubiegen, bis es irgendwie passte. Immerhin reichte die richterliche Unabhängigkeit noch für die Demontage der Jäger'schen Kurzzeitermittlungen. Entgegen dem Vorwurf der Staatsanwaltschaft sei nicht erwiesen, dass der Angeklagte Frau S. bezüglich seiner Zulassung beim Oberlandesgericht irreführend habe, heißt es in den Entscheidungsgründen zunächst. Weitz' *Behauptung*, er habe die Mandantin *belehrt, daß nach außen Justizrat Hartung die Vertretung übernehmen*

126 Vgl. § 23 Nr. 6 der Gebührenordnung für Rechtsanwälte – RAGeO – vom 28.1.1927 in der Fassung der Bekanntmachung vom 5.7.1927, RGBl. I S. 152, 162.

127 Jäger am 9.6.1954, NLA-StA WF (wie Anm. 1.)

128 Wie Anm. 77.

*müsse ... und er nur die eigentliche Bearbeitung übernehmen könne*, sei unwiderlegt. In der Tat war ja die Anklageversion angesichts der ebenso konfusen wie lückenhaften Aussage der (vermeintlich) Betrogenen und angesichts der ganz eindeutigen Bekundungen Frl. R.'s und Frau Schmückings beim besten Willen nicht zu halten. Aber was sollte dann Inhalt der strafbarkeitshalber notwendigen Täuschung gewesen sein? Das Richtertrio hatte die Antwort parat:

*[Weitz] konnte ... bei Zustimmung der Zeugin ... selbst das Armenrechtsgesuch entwerfen, durch Justizrat Hartung dem Oberlandesgericht einreichen lassen und abwarten, ob das Armenrecht bewilligt und Justizrat Hartung beigeordnet wurde, so daß er für diesen die Sache weiter gegen die Armenrechtsgebühren bearbeiten konnte. Geschah dies, so konnte er auf diese Weise sehr gut den ... Wunsch der Zeugin, gerade durch ihn vertreten werden zu wollen, erfüllen. Wurde aber Justizrat Hartung nicht beigeordnet, so konnte ... bzw. durfte er der Zeugin ... die f[ü]r die Aufnahme des Armenrechtsgesuchs bestimmte gesetzliche Gebühr (3/10 [von 75 RM = 22,50 RM]) berechnen oder sie vor die Entscheidung stellen, ihm unter Verzicht auf die Beordnung eines Armenanwalts die gesetzlichen Anwaltsgebühren zu zahlen, dieses aber auch erst zu dieser Zeit tun. [Ü]ber jede [der beiden] Möglichkeiten mit ihren kostenrechtlichen Folgen hätte der Angeklagte die Zeugin ... aufklären müssen, zumal da er offensichtlich eine geschäftlich vollkommen ungewandte Person vor sich hatte ... Statt dessen hat der Angeklagte, ohne den Erfolg eines Armenrechtsgesuchs abzuwarten und ohne die Zeugin ... entsprechend aufzuklären, ihr die Sache so dargestellt oder sie zumindest in dem Glauben gelassen, daß sie verpflichtet sei ihm die gesetzlichen Gebühren ... zu zahlen... Hierdurch wurde der Zeugin ein Vermögensschaden zugefügt, da sie zur Zahlung nicht verpflichtet war... Triebfeder seines Handelns war ..., sich sofort die Zahlung eines die Gebühr f[ü]r die Aufnahme eines Armenrechtsgesuchs übersteigenden und ihm daher nicht zustehenden Sonderhonorars ... zu verschaffen.*

Man traut seinen Augen nicht: Um eine Täuschung, nämlich die pflichtwidrig versäumte Mandantenaufklärung, und einen Vermögensschaden konstruieren zu können, griffen v. Griesbach, Eilers und Grimpe in die Trickkiste. Die Drei unterstellten einfach, dass Weitz' anwaltliche Tätigkeit unter Armenrecht durch das an Hartung (!) geflossene Salär abgegolten gewesen sei. Zur Begründung dieser Position sagt das Urteil kein Wort; eine juristische Herleitung sucht man vergebens. Das wiederum liegt in der Natur der Sache; denn auf die Rechtsanwaltsgebührenordnung ließ sich die Auffassung des Sondergerichts offenkundig nicht stützen. Vor allem würde sie bedeutet haben, dass zwei Anwälte zum „Preis“ eines einzigen Prozessbevollmächtigten in Aktion getreten wären, und zwar zu den für Letzteren geltenden armenrechtlichen „Rabattbedingungen“ – eine skurrile Konsequenz und mit den Ausführungen des Experten Dr. v. Campe völlig über Kreuz. In Wahrheit hatte Weitz gegenüber Frau S. sehr wohl einen eigenen, seine gesamte Leistung umfassenden Gebührenanspruch erworben. Wenn er als Wunschbeistand für die Berufungsinstanz, als zweiter Anwalt neben dem beigeordneten Justizrat engagiert worden war (wovon das Sondergericht ja selbst ausging), dann hatte die Helmstedterin seine Dienste auch

bezahlen müssen.<sup>129</sup> Also hatte Weitz im September 1939 eine dem Grund (und der Höhe) nach rechtmäßige Vergütung gefordert. Es hatte für ihn folglich überhaupt nichts zu täuschen gegeben. Ohne Täuschung aber keine Gebührenüberhebung und kein Betrug. Das wussten natürlich auch die Herren Richter, weshalb ihre gönnerhafte Bemerkung im Urteil, dass weder ein zuchthauswürdiger, besonders schwerer Fall zu erkennen noch die Amtsunfähigkeit<sup>130</sup> anzuordnen sei, wie Hohn und Spott für den wehrlosen Angeklagten klang. Nicht besser die weiteren Strafzumessungserwägungen:

*[Weitz] handelt als Rechtswahrer im nationalsozialistischen Staat. Im Vordergrund seines Handelns hatte nicht der Gedanke an die Erzielung möglichst hoher Vergütung für seine Tätigkeit, sondern die richtige Betr[e]uung des sich an ihn wendenden Rechtssuchenden zu stehen. Diese Auffassung muß von dem Angeklagten verlangt werden. Er hat gegen sie gröblich verstoßen... Er hat damit zugleich das Vertrauen geschädigt, das der einzelne Volksgenosse dem Rechtswahrer entgegen bringen können muß. Nur eine durch ihre Härte allgemein abschreckende Strafe kann die gerechte Sühne für ein solches Vergehen sein, zumal da es im Kri[e]ge begangen ist, wo das Vertrauen zwischen Rechtssuchenden und Rechtswahrer besonderen Schutz[es] bedarf.<sup>131</sup>*

Oder kürzer: Der Zweck heiligt die Mittel. Die Mittel hießen Rechtsbeugung und blanke Willkür, und der Zweck wurde zielgenau erreicht: Das maßlos harte (Fehl-) Urteil sorgte unter den Braunschweiger Anwälten für Unruhe und Verunsicherung.<sup>132</sup> Hugo Weitz jedoch stand vor dem Ruin und beantragte am 2. November 1942 seine Streichung aus der Rechtsanwaltsliste, um dem Hinauswurf aus der Rechtsanwaltskammer nach über zwei Jahrzehnten Mitgliedschaft zuvorzukommen,<sup>133</sup> den Triumph sollten Rahmel, Kalweit und Konsorten nicht auch noch haben. Die Kanzlei am Fallersleber Tor löste er auf. Bald würde er hinter Gittern sitzen, für ein Jahr im Strafgefängnis Wolfenbüttel, wenn kein Wunder geschah. Das „Wunder“ geschah tatsächlich, und zu verdanken hatte es Weitz vor allem einem Mann, nämlich Oskar Kahn, seinem Verteidiger.

### III.

Trotz der Rechtskraft des Urteils steckte Kahn nicht auf, und einschüchtern ließ er sich schon gar nicht. Der 1901 in Braunlage geborene Jurist war im Frühjahr 1933, ein paar Monate nach der Zulassung als Rechtsanwalt beim Amts- und Land-

<sup>129</sup> Grundsätzlich wäre die armenrechtliche Übernahme der Kosten des zweiten Rechtsanwalts durch die Reichskasse denkbar gewesen, wenn es sich um anerkennenswerte Verkehrs- und Verhandlungsanwaltskosten gehandelt hätte: §§ 39 Abs. 2; 41 Abs. 2 RRAO. Die entsprechenden Voraussetzungen hatten aber jeweils nicht vorgelegen.

<sup>130</sup> Vgl. oben zu Anm. 80.

<sup>131</sup> Wie Anm. 39.

<sup>132</sup> Vgl. die Angaben von Rechtsanwalt Hermann Benze, NLA-StA WF (wie Anm. 66.)

<sup>133</sup> Den Antrag hatte ihm Dr. v. Campe dringend empfohlen: Wie Anm. 125.

gericht Braunschweig, im beruflichen Interesse<sup>134</sup> der NSDAP beigetreten und ein Jahr später für den privaten Einkauf in einem jüdischen Geschäft vom Kreisgericht der Partei gerügt worden.<sup>135</sup> Bis 1942 hatte ihn die Gestapo aus Anlass seiner Arbeit in Strafsachen bereits drei Mal verurteilt, zuletzt wegen der Vertretung eines Industriebosses in einem spektakulären Kriegswirtschaftsfall.<sup>136</sup> So einen ängstigte nicht, dass unbotmäßige Hartnäckigkeit zugunsten des (ehemaligen) Anwaltskollegen womöglich neue Nadelstiche gegen seine Person nach sich ziehen konnte.

Aber wie am besten vorgehen in Sachen Weitz? Die Wiederaufnahme, die abweichend vom allgemeinen Strafprozessrecht schon eröffnet war, wenn die Nachprüfung des Sondergerichtsurteils im ordentlichen Verfahren *erforderlich* schien,<sup>137</sup> würde sicher nichts bringen; denn über den entsprechenden Antrag hatte *die Strafkammer am Sitze des Sondergerichts*<sup>138</sup> zu entscheiden, also ausgerechnet die im Zweifel eingeschworene Truppe um Kalweit und v. Griesbach. Blieb der Gnadenweg, den Kahn unter dem 9. November 1942 beschritt. Sein achtseitiger Schriftsatz an den Oberstaatsanwalt<sup>139</sup> mit dem Gesuch, die *erkannte Freiheitsstrafe von 1 Jahr Gefängnis bedingt zu erlassen oder in eine Geldstrafe umzuwandeln* und die *Strafvollstreckung* einstweilen *auszusetzen*, verlegte sich, dem Sinn der Übung geschuldet, auf herzerreißende „Lyrik“ statt auf dröge Paragrafenreiterei. In devotem Ton schilderte Kahn seinen Mandanten als eine von der Familie zur Juristerei gepresste, leicht chaotische und labile Künstlernatur ohne *bösen Willen oder Mangel an Charakter*. Die Verurteilung folge aus *einer Verkettung von unglücklichen Umständen, wie sie auch ihm, Kahn, in solcher Fülle und Tragik ... kaum jemals begegnet ist*. Der inzwischen *brothlose* Ex-Anwalt verdiene Gnade, weil er *nicht vorbestraft* sei, weil er ferner *in den Kampfjahren des Nationalsozialismus ... den Marxismus und den Kommunismus in einer ... offenen, drastischen und scharfen Weise bekämpft* und weil er schließlich mit seinen literarischen Werken *tausenden von Soldaten an der Front und in den Lazaretten der Heimat Freude und Aufrichtung gegeben ... und dazu beigetragen habe, die Widerstandskraft der Frontkämpfer und der Verwundeten zu erhöhen*.

Eine Passage des Bittschreibens wirft noch einmal ein Schlaglicht auf den eigentlichen Hintergrund des Falles Weitz:

[Das Urteil ist] *in seiner außerordentlichen Schärfe ... nur verständlich ..., wenn man die ganz besonders hohen Ansprüche berücksichtigt, die an die Führung einer Anwaltspraxis erst seit ganz kurzer Zeit gestellt werden, und die zu einer extensiven Auslegung des Betrugsbegriffes geführt haben, dass der Herr Vorsitzende des erkennenden Sondergerichts in*

134 LUDEWIG/KUESSNER (wie Anm. 6), S. 299.

135 KNAUER (wie Anm. 120), S. 215.

136 Dazu LUDEWIG/KUESSNER (wie Anm. 6), S. 163 ff.

137 § 26 Abs. 2 S. 2 der Verordnung vom 21.2.1940 (wie Anm. 12).

138 § 26 Abs. 2 S. 1 ebd. Zudem war die Wiederaufnahme mit dem Ziel einer bloßen Änderung des Strafmaßes ausgeschlossen.

139 Gemäß § 4 der Gnadenordnung vom 6.2.1935, in: Deutsche Justiz, Jg. 1935, S. 203, war die Vollstreckungsbehörde, hier also die Staatsanwaltschaft mit dem Oberstaatsanwalt an der Spitze, grundsätzlich auch Gnadenbehörde.

*der Urteilsbegründung selbst darauf hinweisen zu sollen glaubte, dass die meisten Juristen dieser Auslegung kaum würden folgen können. Wäre m[it] a[nderen] W[orten] das Verhalten des Bittstellers bereits vor einem oder zwei oder gar drei Jahren Gegenstand einer Verhandlung gewesen, so wäre wohl kaum überhaupt mit einer Verurteilung, niemals aber mit einer Verurteilung zu einer Freiheitsstrafe zu rechnen gewesen. Auch darin also, dass seine vor 3 Jahren begangene Handlung erst jetzt Gegenstand eines Verfahrens wurde, liegt wieder eine tiefe Tragik des Geschickes des Verurteilten...*

Beschieden wurde das Gnadengesuch nie. Aber eine Ladung zum Strafantritt erhielt Hugo Weitz auch nicht; er blieb von der Haft bis zum Schluss verschont. Das mag mit Kahns Eingabe zu tun gehabt haben – und mit der Nichtigkeitsbeschwerde, die der Verteidiger als nächstes in Angriff nahm. Er konnte die (dem Oberreichsanwalt vorbehaltene)<sup>140</sup> Beschwerde freilich nur anregen. Die Anregung erforderte doppelte Überzeugungsarbeit: Erstens musste Kahn den Braunschweiger Oberstaatsanwalt dazu bringen, die Akte Weitz überhaupt der Reichsanwaltschaft vorzulegen; denn zwingend war das trotz derartiger Anregung nicht.<sup>141</sup> Und zweitens galt es, die hohe Anklagebehörde im fernen Leipzig zum Gang vor das Reichsgericht zu bewegen.

Oskar Kahn gab sein Bestes. Am 20. November 1942 hatte er den entsprechenden Schriftsatz fertig; ein Nachtrag folgte am 11. Dezember 1942 – diesmal zusammen sogar 18 Seiten und keine Spur mehr von „Lyrik“ und devotem Ton. Kahn schaltete nach Form und Inhalt auf Offensive. In messerscharfer juristischer Analyse zerpfückte er das Sondergerichtsurteil Punkt für Punkt. Das Sondergericht habe *das Ergebnis der Beweisaufnahme nicht richtig dargestellt und die Rechtsfolgen daraus in anfechtbarer Weise gezogen*, so sein Fazit. Die Zeugin S. *musste ... erkennen und hat auch erkannt, dass sie für ihren Wunsch, einen Anwalt ihres Vertrauens vor dem Oberlandesgericht zu haben, etwas bezahlen musste*. Der Angeklagte habe *weder objektiv sich einen rechtswidrigen Vermögensvorteil verschafft, noch sonst den subjektiven Tatbestand des Betruges und der Gebührenüberhebung erfüllt*. Nebeneinander könnten beide Strafbestimmungen gegen Weitz ohnehin nicht zur Anwendung kommen. Und die *Verneinung „mildernder Umstände“* sei rechtsfehlerhaft, wenn man bedenke, dass die *gerichtliche Praxis* solche Umstände denjenigen Angeklagten zubillige, die *erstmalig straucheln, unbescholten oder gar, wie hier, geachtet sind, keine Vorstrafen haben und wenn ein erheblicher Vermögensschaden nicht eingetreten ist*. All das lasse das Urteil vom 27. Oktober 1942 ungerecht erscheinen; die Nichtigkeitsbeschwerde sei geboten.

Am 23. November 1942 fand Oberstaatsanwaltsvertreter Dr. Hirte die Post auf seinem Schreibtisch vor, und schon drei Tage später winkte er die Sache durch – erstaunlich, weil Hirte das Tribunal gegen Weitz ja zuletzt mit eingefädelt und an der verhandlungsvorbereitenden *Fühlungnahme* zwischen Anklage und Gericht teilgenommen haben dürfte.<sup>142</sup> *Er überreiche die... Eingabe Kahns, sehe jedoch keinen Anlass, diese Bitte zu unterstützen*, schrieb Hirte seltsam unentschlossen an die

<sup>140</sup> Vgl. oben zu Anm. 15f.

<sup>141</sup> GRUCHMANN (wie Anm. 14), S. 1085.

<sup>142</sup> Vgl. oben zu Anm. 90.



Reichsanwaltschaft. Die erste Hürde für Oskar Kahn und dessen Mandanten war überraschend schnell und problemlos genommen, nicht zuletzt deshalb, weil Hirte, eine weitere Merkwürdigkeit, den Dienstweg über den Generalstaatsanwalt missachtete; denn bei Rahmel wäre gewiss Endstation gewesen.

Auch in Leipzig blieb der Fall nicht lange liegen. Unter ihrem Chef, Oberreichsanwalt Emil Brettle,<sup>143</sup> hatte die kleine, aber feine Behörde seit der Bildung des Volksgerichtshofs (1934)<sup>144</sup> mit eigenem, separatem Ankläger (seit 1936)<sup>145</sup> auf strafrechtlichem Gebiet im Wesentlichen nur noch Revisionen und Nichtigkeitsbeschwerden zu bearbeiten. Sie gliederte sich, parallel zur Organisation der reichsgerichtlichen Strafsenate, in sechs Abteilungen. Jede Abteilung war für bestimmte Oberlandesgerichtsbezirke zuständig<sup>146</sup> und mit je einem (von Hitler ernannten) weisungsgebundenen Reichsanwalt besetzt. Den Reichsanwälten wiederum assistierten einige auf Zeit abgeordnete Beamte aus den örtlichen Staatsanwaltschaften.<sup>147</sup> Braunschweig gehörte in die Abteilung 3, in diejenige von Dr. Carl Kirchner, der schon seit 1925 bei der Reichsanwaltschaft arbeitete, zunächst als Oberstaats- und ab 1928 als Reichsanwalt.<sup>148</sup>

Kirchner bekam die Sache Weitz also zugeteilt, las die von Hirte mitgeschickten Akten zügig durch – und ging dem Sondergericht prompt auf den Leim: Wenngleich er den Fall offenbar nicht als politisch bedeutsam ansah, schien ihm die Verurteilung des Braunschweiger Advokaten in Verkennung der gebührenrechtlichen Situation doch grundsätzlich in Ordnung. *Im Schuldspruch hätte ich keine Bedenken*, notierte Kirchner bereits am 9. Januar 1943 als erste Bewertung. Es handele sich um *die Geldschneiderei, die leider ... gerade in ... Armenrechtsfällen* zu finden sei: *Dass der Angekl[agte] hier die Unkenntnis und Ahnungslosigkeit der Frau S. ausgenutzt hat und ein sehr unehrliches Spiel getrieben hat, ist wohl nicht zu bezweifeln*. Beim Sondergericht sei die Anklage indes an der falschen Adresse gewesen; *von einem bes[onders] schweren Fall konnte ... wirklich nicht die Rede sein*. Immerhin: Das Strafmaß hielt Kirchner für *stark übersetzt*. Sechs Monate Gefängnis hätten seines Erachtens völlig gereicht. Hier müsse *die Gnadeninstanz einen Ausgleich schaffen*; die Nichtigkeitsbeschwerde sei wohl kaum die angemessene Reaktion.

143 Brettle (1877–1945), der zuletzt als Generalstaatsanwalt in Karlsruhe gewirkt hatte, war seit Juni 1937 im Amt und erst einen Monat vorher der NSDAP beigetreten; Einzelheiten bei KAUL (wie Anm. 15), S. 60f.

144 Art. III des Gesetzes zur Änderung von Vorschriften des Strafrechts und des Strafverfahrens vom 24.4.1934, RGBl. I S. 341. Der Volksgerichtshof war vor allem für Hoch- und Landesverratsachen zuständig.

145 Vgl. das Gesetz über den Volksgerichtshof und über die fünfundzwanzigste Änderung des Besetzungsgesetzes vom 18.4.1936, RGBl. I S. 369; dazu ergänzend Verordnung RMJ vom 24.12.1937, in: Deutsche Justiz, Jg. 1938, S. 27.

146 GRUCHMANN (wie Anm. 14), S. 1085.

147 KAUL (wie Anm. 19), S. 46; Handbuch der Justizverwaltung. Bearbeitet im Büro des Reichsjustizministeriums. Berlin 1942, S. 27.

148 Karlmann GEISS u. a. (Hrsg.): 50 Jahre Bundesgerichtshof. Festschrift aus Anlass des fünfzigjährigen Bestehens von Bundesgerichtshof, Bundesanwaltschaft und Rechtsanwaltschaft beim Bundesgerichtshof. Köln u. a. 2000, S. 800. Der NSDAP gehörte Kirchner, Jahrgang 1880, nicht an: Klaus-Detlev GODAU-SCHÜTTKE: Der Bundesgerichtshof – Justiz in Deutschland. 2. Auflage Berlin 2006, S. 98.

Das sah nun wieder eher schlecht aus für Hugo Weitz und Oskar Kahn. Die Einschätzung der Reichsanwaltschaft – (Freiheits-)Strafe ja, aber bitte etwas milder – verfestigte sich sogar noch. Als Nächster trug Landgerichtsdirektor Wolfgang Fränkel dazu bei, einer der „Hilfsarbeiter“, wie man die nach Leipzig abgeordneten Provinzjuristen nannte. Fränkel, 1905 geboren und seit Mai 1933 NSDAP-Mitglied, war 1934 Staatsanwalt in Kassel geworden, Anfang 1936 zur Reichsanwaltschaft gestoßen<sup>149</sup> und deren Abteilung 3 zugewiesen. Er bekam die Prozessakten von Kirchner zur *Mitprüfung*, huschte über die gebührenrechtlichen Ansprüche des Verurteilten Weitz gegen Marianne S. ebenfalls hinweg und stimmte seinem Vorgesetzten unter dem 13. Januar 1942 im großen Ganzen zu. Seine Empfehlung: Die Strafe *auf ein erträgliches Maß* herabsetzen, allerdings am besten doch per Nichtigkeitsbeschwerde. Als (unverfänglichen) Begründungsansatz schlug Fränkel die vom Sondergericht völlig ausgeblendete Rechtsfrage des Konkurrenzverhältnisses zwischen dem Betrug und der Gebührenüberhebung vor. Schon Kahn hatte ja moniert, dass das Urteil gleichzeitig auf beide Strafvorschriften gegründet sei. Die Rechtsprechung des Reichsgerichts sagte aber, dass ein Rechtsanwalt, der ein zu hohes Honorar erschwinde, regelmäßig allein wegen Gebührenüberhebung zur Rechenschaft gezogen werden könne. Tateinheit mit Betrug setze daneben noch eine *anderweitige Täuschungshandlung* voraus.<sup>150</sup> Die Frage war nicht nur von akademischer, sondern von enormer praktischer Bedeutung; denn die Strafraumen differierten: Während auf die Gebührenüberhebung eine Gefängnisstrafe von maximal einem Jahr stand, konnte ein Betrüger bis zu fünf Jahren hinter Gitter kommen. Das Sondergericht hatte nun die (vermeintliche) Gebührenüberhebung kurzerhand auch in die Schublade „Betrug“ gezwängt, um aus der Betrugsvorschrift eine Strafe zu verhängen, die die Höchststrafe aus der anderen Vorschrift gewesen wäre. Ein Jahr Gefängnis für den Betrug ließ sich eben viel leichter begründen als ein Jahr für die bloße Gebührenüberhebung. Fränkel durchschaute das und merkte an, *im jetzigen Falle* liege es so, dass der Angeklagte gerade *keine solchen weitergehenden Vorspiegelungen* *begangen* habe:

*Vielmehr hat er [Weitz] im Grunde genommen ... in der Mandantin nur den Irrtum hervorgerufen oder pflichtwidrig aufrechterhalten: Du bist - auch wenn das Armenrecht bewilligt werden sollte – doch zur Zahlung von bestimmten Anwaltsgebühren an mich verpflichtet. Also eine Täuschungshandlung, die nicht über das zur Begehung der Gebührenüberhebung mindestens notwendige Maß hinausging.*

Kirchner fand das Votum überzeugend und folgte dem Vorschlag seines Assistenten. Er entwarf eine Nichtigkeitsbeschwerde mit dem Antrag, das aus den von Fränkel

<sup>149</sup> KAUL (wie Anm. 19), S. 317.

<sup>150</sup> So schon das Reichsgericht in seinem Urteil vom 15.11.1888 – 2473/88 -. In: Entscheidungen des Reichsgerichts in Strafsachen (RGSt), Bd. 18, S. 219 ff.; s. ferner die Urteile vom 19.6.1933 – 3 D 489/33 -. In: Juristische Wochenschrift, Jg. 1933, S. 2145, und vom 17.4.1936 – 3 D 174/36 -. Ebd., Jg. 1936, S. 2143. Im selben Sinne die herrschende Meinung im zeitgenössischen Schrifttum; vgl. nur Otto SCHWARZ: Strafgesetzbuch mit allen wichtigen Nebengesetzen und Verordnungen. München und Berlin 1939, § 352, Tz. 4 (S. 553).

entwickelten Gründen ungerechte Urteil per Beschluss *im Schuldspruch dahin zu berichtigen, daß der Angeklagte nur des Vergehens der Gebührenüberhebung schuldig ist, es im Strafausspruch aufzuheben und die Sache zur erneuten Straffestsetzung zurückzuverweisen*,<sup>151</sup> und zwar an das Landgericht Braunschweig. Den Entwurf vom 1. Februar 1943 legte Kirchner Oberreichsanwalt Brettle vor. Zur Erläuterung schrieb er dem Chef, die zu überprüfende Entscheidung feuere *erheblich über das Ziel hinaus*. Die Anwälte sündigten bei Honorarvereinbarungen zu Lasten armer Kundschaft gerne und oft. *Dass dann aber ein solcher Anwalt zu 1 J[ahr] Gefängnis verurteilt werde, habe er noch nicht erlebt: Das heißt doch, mit Kanonen auf Spatzen schießen. Und mit dieser Sache das S[onder]G[ericht] zu befassen, liegt nicht der geringste Anlass vor. Dahin gehörte diese Sache von Anfang an nicht!*

Aber Brettle trat auf die Bremse. Er hatte Grundsätzliches vor Augen: War denn jene Rechtsprechung des Reichsgerichts überhaupt richtig (und dem Regime genehm)? Wieso sollte ein Gebühren prellender Anwalt eigentlich in der Regel besser davonkommen als ein „gewöhnlicher“ Betrüger? Und hatte das vom Reichsjustizministerium im NS-Sinne geplante, letztlich aber gescheiterte Deutsche Strafgesetzbuch<sup>152</sup> das Delikt der Gebührenüberhebung aus ähnlichen Erwägungen nicht ganz gestrichen? Der Oberreichsanwalt gab am 4. Februar 1943 Anweisung, dem Ministerium zu berichten und dessen Zustimmung zur Nichtigkeitsbeschwerde einzuholen. So geschah es unter dem 8. Februar 1943. Die Antwort aus Berlin ließ fast drei Monate auf sich warten. Sie beruhigte Brettle. An der reichsgerichtlichen Lösung des Konkurrenzproblems sei im Ergebnis nichts auszusetzen, hieß es im ministeriellen Erlass vom 29. April 1943. Dass die konkret gegen Weitz *verhängte Strafe ... zu hoch ist* und dass *die Anklage nicht vor dem Sondergericht hätte erhoben werden sollen*, treffe im Übrigen zu.<sup>153</sup>

Unter dem 17. Mai 1943 ging die erste und wohl einzige Nichtigkeitsbeschwerde zugunsten eines Braunschweiger Sondergerichtsoffiziers schließlich an das Reichsgericht. Kahn hatte ein paar Tage zuvor schon vorsichtig angefragt, wie die Sache stehe; der Mandant warte bereits *seit vielen Monaten* auf eine *Klärung* und könne *infolgedessen nur schwerlich eine neue Stellung bekommen, die ihm den Unterhalt seiner Familie ermöglicht*. Das Rechtsmittel landete beim zuständigen 3. Strafsenat, dem Senat des Reichsgerichtspräsidenten Dr. Dr. h. c. Erwin Bumke. Der war mit fast 69 Lebensjahren schon über die Pensionsgrenze hinweg, aber dank eines wohlmeinenden Führerdekrets immer noch im Präsidentenamts; er blieb es auch bis zu seinem Selbstmord Ende April 1945.<sup>154</sup> Sein Stellvertreter im Vorsitz, Dr. h. c. Friedrich („Fritz“) Hartung,<sup>155</sup> entlastete ihn vom Alltagsgeschäft und leitete seit 1937

151 Vgl. § 35 Abs. 4 der Verordnung vom 21.2.1940 (wie Anm. 12).

152 Vgl. dazu detailliert GRUCHMANN (wie Anm. 14), S. 773 ff., 788 f.

153 Der Bericht aus Braunschweig vom 17.10.1942 (vgl. oben zu Anm. 105 f.) mit der Information über die Anklage zum Sondergericht scheint im RMJ untergegangen zu sein.

154 Ingo MÜLLER: Furchtbare Juristen. Die unbewältigte Vergangenheit unserer Justiz. München 1989, S. 48 ff., 49.

155 Er war 1884 geboren, seit Dezember 1929 Reichsgerichtsrat und seit Mai 1937 Mitglied der NSDAP: KAUL (wie Anm. 19), S. 273. 1930 hatte ihm die Juristische Fakultät der Universität Münster die Ehrendoktorwürde verliehen: Nachruf auf Reichsgerichtsrat a. D. Dr. jur. h. c. Fritz

üblicherweise eine der beiden wöchentlichen Senatssitzungen.<sup>156</sup> Hartung bekam die Beschwerde am 27. Mai 1943 vorgelegt, um sie an den *Herrn Berichterstatte*r weiterzureichen. Wer das (zu jenem Zeitpunkt) war, ist aus den überlieferten Akten nicht mit letzter Sicherheit zu erschließen. Jedenfalls findet sich dort ein auf den 9. Juni 1943 datierter *Bericht* nebst *Urteilsentwurf* mit unleserlicher Unterschrift. Der Berichtsverfasser schlug vor, vollen Umfangs gemäß dem Beschwerdeantrag zu entscheiden, allerdings nicht im Beschlussverfahren (was infolge der vorab erteilten reichsanwaltlichen Zustimmung statthaft gewesen wäre),<sup>157</sup> sondern aufgrund mündlicher Verhandlung eben durch Urteil. Haarklein kupferte er dabei die Argumentation der Brettle-Behörde ab: Weitz habe einen Honoraranspruch vorgespiegelt und sei „nur“ wegen Gebührenüberhebung zu bestrafen, was in einer zweiten tatrichterlichen Prozessrunde nun das Landgericht Braunschweig erledigen solle.

Am 12. Juni 1943 terminierte Hartung die Sache auf den 28. Juni 1943. Die Reichsanwaltschaft erhielt entsprechende Nachricht und informierte ihrerseits den Verurteilten. Er brauche nicht zu erscheinen, könne aber teilnehmen, wenn er wolle; sein Verteidiger sei nicht geladen, wurde Weitz unter dem 15. Juni 1943 belehrt. Wen wundert es, dass der in seiner beruflichen Existenz zerstörte Mann tatsächlich (ohne Oskar Kahn) nach Leipzig reiste? Pünktlich um 9 Uhr betrat er am Terminstag den Saal 5 des Reichsgerichtsgebäudes, wo Hartung als Vorsitzender, die vier weiteren Berufsrichter des Senats<sup>158</sup> und Oberstaatsanwalt Schickert als Vertreter der Reichsanwaltschaft ohne Urkundsbeamten der Geschäftsstelle bereits versammelt waren. Die Verhandlung begann. Ihre Details sind Weitz, auch das kein Wunder, lebhaft im Gedächtnis geblieben:

[D]er die Nichtigkeitsbeschwerde begründende Reichsanwalt ... [erklärte] wörtlich: „*Angesichts dieses Urteils und dieser Strafe kann man nun allerdings nur noch mit dem Kopfe schütteln*“, um kurze Zeit nachher ebenfalls wörtlich zu sagen: „*Wie man aber eine solche Sache vor dem Sondergericht anklagen konnte, ist mir völlig unerfindlich!*“

*Als ich dem Vorsitzenden des I. [richtig: 3.] Strafsenats am Reichsgericht eingehend geschildert hatte, wie es zu dem Urteil gegen mich gekommen war, unterbrach er mich lächelnd und sagte wörtlich: „Warum erzählen Sie uns das alles, wir kennen das Sondergericht Braunschweig ganz genau.“*<sup>159</sup>

---

Hartung (anonym). In: Schiedsamtszeitung, Jg. 1973, S. 113f.; s. im Übrigen GODAU-SCHÜTTKE (wie Anm. 148), S. 49f.

156 HARTUNG (wie Anm. 24), S. 113. Soweit es um die Verhängung der Todesstrafe ging, stand der 3. Strafsenat des Reichsgerichts im Ruf, *auffallend milder als die anderen Senate* zu sein; vgl. den Bericht Kirchners an Oberreichsanwalt Brettle, o.D., in: Im Namen des Deutschen Volkes. Justiz und Nationalsozialismus (wie Anm. 67).

157 § 35 Abs. 1 S. 2 der Verordnung vom 21.2.1940 (wie Anm. 12).

158 Es handelte sich um die Reichsgerichtsräte Adolf Paul, Dr. Karl Pawelka und August Schaefer („Schaefer II“) sowie den Kammergerichtsrat Max Denzler.

159 Weitz am 3.7.1945, NLA-StA WF (wie Anm. 66).

Oberstaatsanwalt Schickert stellte den Antrag aus der Beschwerdeschrift, freilich mit einer wichtigen Modifikation: Der Senat möge den Fall nicht an das Landgericht Braunschweig, sondern *an ein anderes Landgericht* zurückverweisen; die Braunschweiger Sonderrichter, denen – so viel war sicher – vom Reichsgericht gleich eine unangenehme Lektion erteilt werden würde, stammten ja durchweg aus der Richterschaft des dortigen Landgerichts. Weitz beantragte demgegenüber die vollständige Aufhebung des Urteils vom 27. Oktober 1942 mit neuer Verhandlung außerhalb der Löwenstadt.

Anschließend zogen sich die fünf Herren hinter verschlossene Türen zurück. Den Verlauf ihrer Beratung kennen wir nicht. Wir wissen nur, dass vielleicht erst im Beratungszimmer, viel wahrscheinlicher schon vor dem Termin, dann jedoch ziemlich kurzfristig, ein Sinneswandel beim Senat eingetreten sein muss. Während Hartung den Entscheidungsentwurf vom 9. Juni 1943 noch am 22. (27.?) Juni 1943 nach eher marginalen Korrekturen mit einem *Einverstanden* gegengezeichnet hatte, ging dem hohen Gericht jetzt ein Licht auf. Das dürfte Adolf Paul, früher Richter in Celle<sup>160</sup> und (mittlerweile) Berichterstatter in der Sache Weitz, zuzuschreiben sein. Paul hatte, wie es aussieht, die gebührenrechtliche Seite en detail durchgeprüft, die Winkelzüge der Vorinstanz erkannt und seine Kollegen von der wirklichen Rechtslage überzeugt. So geriet das, was Hartung um 15:25 Uhr *Im Namen des Deutschen Volkes*<sup>161</sup> verkündete, zur schallenden Ohrfeige für das Sondergericht und zur kaum weniger schmerzhaften Watsche für die Reichsanwaltschaft: Der Senat folgte nicht deren Antrag, sondern demjenigen des Angeklagten und hob das Urteil vom 27. Oktober 1942 in Gänze auf, um das Landgericht Magdeburg mit der Neuverhandlung zu beauftragen.

Weitz hatte bis in den Nachmittag hinein ausgeharrt und wurde quasi zur Belohnung Ohrenzeuge eines erstrangigen juristischen Verrisses, dessen Schriftfassung in die amtliche Sammlung der wichtigsten reichsgerichtlichen Entscheidungen einging.<sup>162</sup> Das angefochtene Urteil müsse komplett beseitigt werden, weil die Strafbestimmung des Betruges den Schuldspruch nicht trage und weil wesentliche Feststellungen zum Tatbestand der Gebührenenerhebung fehlten, betonte der Senat. Das in der Rechtsprechung des Reichsgerichts längst geklärte Konkurrenzverhältnis zwischen der Gebührenüberhebung und dem Betrug habe das Sondergericht verkannt. *Täuschungshandlungen, die neben dem nach [seiner] Auffassung ... trügerischen Geltendmachen der Gebührenforderung liegen*, habe das Sondergericht nicht namhaft gemacht. Betrug komme mithin auch dann, wenn die Merkmale der Gebührenüberhebung gegeben sein sollten, *nicht in Betracht*. Der Schuldspruch wegen letzteren Delikts sei ebenfalls *nicht frei von Rechtsirrtum*. Beiden Anwäl-

160 Am dortigen Oberlandesgericht war Paul (\*1890) nach staatsanwaltlichen Stationen in Gleiwitz (seit 1918) und Breslau (seit 1926) ab November 1930 tätig gewesen, bis er Hilfsrichter am Reichsgericht (September 1939) und schließlich Reichsgerichtsrat (April 1941) wurde. Im Mai 1933 war er in die NSDAP eingetreten, wo er ab Oktober 1936 die Funktion eines Blockleiters innehatte: KAUL (wie Anm. 19), S. 284.

161 Diese Formel für die Urteilsüberschrift war durch das Erste Gesetz zur Überleitung der Rechtspflege auf das Reich vom 16.2.1934, RGBl. I S. 91, eingeführt worden.

162 RGSt Bd. 77, S. 122 ff.

ten, Weitz und seinem Schwiegervater, seien Gebührenansprüche gegen Frau S. erwachsen. Vorläufige Befreiung von den Anwaltskosten habe Frau S. nur im Rahmen des Armenrechtsbeschlusses erlangt, *d. h. soweit es sich um die Kosten des ihr beigeordneten Justizrats ... handelte; den Gebührenansprüchen des Angeklagten hatte sie dagegen selbst Genüge zu leisten. Irgendeinen Gebührenanspruch des Angeklagten gegen Frau S. bejahe offenbar auch das Sondergericht.* Es habe aber (wie die Reichsanwaltschaft) weder die gesetzlichen Grundlagen dieses Anspruchs noch dessen Höhe weiter geprüft und sich auf die Bemerkung beschränkt, Frau S. habe dem Angeklagten statt der 160 RM allenfalls 22,50 RM für das Armenrechtsgesuch geschuldet. Das sei gleich *in verschiedenen Richtungen zu beanstanden.* Zum einen übersehe das Sondergericht, dass die Gebühr für das Betreiben des armenrechtlichen Bewilligungsverfahrens zweiter Instanz nicht 22,50 RM, sondern 29,25 RM betrage.<sup>163</sup> Zum anderen sei

*die Stellungnahme des Sondergerichts ... auch von seinem Standpunkt aus nicht folgerichtig. Wenn der Angeklagte, wie das Sondergericht irrig anzunehmen scheint, wegen seiner für Frau S. entwickelten Tätigkeit auf die Gebühren verwiesen werden könnte, die dem Justizrat Hartung als Prozeßbevollmächtigtem zustanden, so würde das auch für die Gebühr betreffend das Armenrechtsgesuch zu gelten haben, da sie durch die Prozeßgebühr (des beigeordneten Anwalts) abgegolten wird.*<sup>164</sup>

Vor allem aber sei das Sondergericht nicht auf die gebührenrechtlichen Vorschriften über diejenigen Anwälte eingegangen, die, ohne selbst Prozessvollmacht zu besitzen, als Terminsvertreter und/oder als Mittler zwischen der Partei und dem Prozessbevollmächtigten wirkten.<sup>165</sup> In beiderlei Funktion sei der Angeklagte in Erscheinung getreten, so dass sein Honoraranspruch anhand dieser Vorschriften habe untersucht und beziffert werden müssen. Die aufgezeigten Mängel machten den Schuldspruch ungerecht. Die Sache bedürfe (ggfs. auch bezüglich des Vorsatzes der Gebührenüberhebung) neuer tatrichterlicher Betrachtung. Es erscheine *tunlich*, die Strafkammer eines anderen als des Braunschweiger Landgerichts damit zu betrauen.

Hugo Weitz wird eine zentnerschwere Last von der Seele gefallen sein. Jetzt konnte nichts mehr passieren; das *andere Landgericht* war ja an die Rechtsauffassung des Reichsgerichts aus dem Urteil vom 28. Juni 1943 gebunden.<sup>166</sup> Es dauerte allerdings noch über drei Monate, bis Weitz endgültig aufatmen konnte. Erst am 5. Oktober 1943 trat die 5. Strafkammer des Landgerichts Magdeburg unter Landgerichtsdirektor Dr. Kunzemann in Braunschweig, nicht in der Elbestadt, zusammen, um den vermeintlichen Betrugsfall in zweiter Runde zu verhandeln.<sup>167</sup> Zehn Zeugen waren geladen, fünf wurden vernommen,<sup>168</sup> darunter natürlich Marianne S., die zunächst

163 § 52 RAGebO.

164 § 29 Abs. 1, 2 Nr. 6 RAGebO.

165 §§ 43, 44 RAGebO.

166 § 36 S. 2 der Verordnung vom 21.2.1940 (wie Anm. 12).

167 Die Akten dieses Verfahrens sind verloren; erhalten hat sich im Bestand des Bundesarchivs Berlin (wie Anm. 34) lediglich eine Abschrift des landgerichtlichen Urteils.

168 Weitz hat nach dem Krieg angegeben, dass lediglich drei Zeugen gehört worden seien; NLA-StA



(wiederum) behauptete, der Ex-Anwalt habe ihr damals seine fehlende Zulassung beim Oberlandesgericht verschwiegen, dann aber, *nach Gegenüberstellung mit den anderen Zeugen*, einen Rückzieher machte und kleinlaut die *Möglichkeit* einräumte, dass sie sich vielleicht doch irre. Das Landgericht erörterte sorgfältig die Weitz zustehenden Gebührenansprüche und kam zum korrekten Ergebnis: Frau S. hatte im Vergleich zum gesetzlichen Honorar (195 RM) nicht mehr, sondern weniger gezahlt (180 RM). Von einer Gebührenüberhebung konnte also keine Rede sein, von einem Betrug erst recht nicht. Das Urteil der Kammer lautete konsequenterweise auf Freispruch.

Während Dr. Kirchner die Entscheidung in einem Vermerk vom 9. November 1943 für Oberreichsanwalt Brettler nüchtern als *besonders einleuchtend*[es] Beispiel dafür bewertete, *wie nötig die N[ichtigkeitkeits-] B[eschwerde] ist*, rumorte es in Braunschweig. Landgerichtspräsident Kalweit haderte mit der Entwicklung.<sup>169</sup> Die Hauptschuld an dem ganzen Schlamassel trage v. Griesbach; hätte er – Kalweit – die Freiheitsstrafe gegen Weitz begründet, wäre dem Sondergericht die Bauchlandung erspart geblieben. Und jeden, der die Äußerung von Dr. Hartung während der Leipziger Verhandlung herumerzähle, werde er bestrafen lassen. Alles Wüten nützte nichts: Hugo Weitz hatte gewonnen. Für ihn war der Spuk zu Ende.

#### IV.

Seit der Schließung der Kanzlei am Fallersleber Tor hatte Weitz mit Frau und Sohn von Gespartem und Ererbtem gelebt. Dank der Beziehungen einer Schwägerin hatte er dann einen Kriegsaushilfsjob beim Versorgungsamt in Hildesheim ergattert. Als kleiner, schlecht bezahlter Angestellter fristete der Jurist dort ein kümmerliches Dasein. Sollte er nun, durch das Urteil des Landgerichts Magdeburg rehabilitiert, seine (Wieder-)Zulassung als Rechtsanwalt beantragen? Der Familienrat erörterte das Thema mehrfach. Aber Kalweit hatte ja unverändert großen Einfluss in der örtlichen Justiz und Weitz ziemlich sicher gerade wegen des Freispruchs im Visier. Das durfte nicht unterschätzt werden. Also ließ Weitz die Finger vom früheren Beruf. In Hildesheim war er wenigstens aus der Schusslinie und in Sicherheit bis zum Zusammenbruch der NS-Diktatur.

Die Zeit danach bot ihm ungeahnte Chancen. Dr. Erich Bockler, noch kurz vor Toresschluss von den Nazis eingesetzt, am 12. April 1945 seitens der amerikanischen Befreier bestätigter Interims-Oberbürgermeister Braunschweigs,<sup>170</sup> wollte den Bekannten aus gemeinsamer Anwaltszeit als Mitarbeiter der Stadtverwaltung gewinnen.<sup>171</sup> Weitz ging lieber in den Landesdienst, übrigens zusammen mit

WF (wie Anm. 66). Ausweislich des Urteils trifft das nicht zu.

<sup>169</sup> Vgl. die Angaben von Linke und Weitz: Ebd.

<sup>170</sup> Albrecht LEIN: Antifaschistische Aktion 1945. Die „Stunde Null“ in Braunschweig. Göttingen u. a. 1978, S. 135, 139.

<sup>171</sup> Es wird um die Leitung des städtischen Kulturamtes gegangen sein. Diese Funktion übernahm am 15.12.1945 Dr. Hermann Kindt.

Bockler, der am 1. Mai 1945 Staatsminister für Justiz und Volksbildung wurde.<sup>172</sup> In Bocklers Volksbildungsressort wartete eine geradezu maßgeschneiderte Aufgabe – die Leitung des Referats V I, zuständig für Theater, Museen und Bibliotheken. Weitz, der Literat und Schöngest, konnte nun an führender Stelle den kulturellen Neubeginn im Braunschweigischen mitgestalten. Das war, wie wenn das Schicksal erlittenes Unrecht wiedergutmachen wollte.

Ein paar persönlich goldene Jahre in trostloser Trümmerumgebung lagen vor ihm. Weitz wurde Beamter auf Widerruf, stürzte sich begeistert in die Arbeit und hatte ein gutes Auskommen. 1947 erschien im heimischen Paul Schlösser-Verlag sein schon während des Krieges geschriebenes<sup>173</sup> Buch „Heiteres und Weiteres“. Die kurzweilige Sammlung satirischer Lyrik und Kurzprosa bescherte dem Verfasser noch einmal einen Achtungserfolg. Jetzt schien Hugo Weitz alles zu gelingen. Aber auch dieser glückliche Abschnitt seiner Biografie endete abrupt und fast tragisch: Als das inzwischen gegründete Land Niedersachsen ihn nicht mehr brauchte, saß er 1949 plötzlich auf der Straße. Der 58-Jährige klagte bis zum Oberverwaltungsgericht und erreichte im Vergleichswege nur eine Abfindung von 10 000 DM.<sup>174</sup> Beim Zwangsabschied aus dem öffentlichen Dienst blieb es – für Weitz eine wirtschaftliche Katastrophe; denn seine Versorgungsansprüche waren kaum der Rede wert. Notgedrungen wurde er wieder Rechtsanwalt. Die Einnahmen aus der „Küchenkanzlei“ zu Hause in der Braunschweiger Privatwohnung reichten gerade zur Existenzsicherung. Ab März 1954 kämpfte Weitz um seine Anerkennung als während der Nazi-Zeit politisch Verfolgter und um die damit verbundene Entschädigung. Nach dreijährigem Verfahren, nach Niederlagen bei der Entschädigungsbehörde und vor dem Landgericht Braunschweig musste er sich in zweiter Instanz erneut mit einem Vergleich und 3 000 DM zufrieden geben.<sup>175</sup> Zuletzt plagten Hugo Weitz schwere Krankheiten. 1965 starb er an Diabetes und Leberzirrhose.

Und die Täter? Was ist nach der NS-Diktatur aus ihnen geworden? Landgerichtspräsident Hugo Kalweit († 1970) kam mit einem blauen Auge davon. Am 7. Mai 1945 von den (mittlerweile) britischen Besatzern suspendiert und am 1. September d.J. ohne Pension endgültig aus dem Amt gejagt, erstritt er sich ein trotz Kürzung immer noch respektables Ruhegehalt. Die Entnazifizierung ergab für ihn in der Berufungsinstanz ab 1949 die Einstufung in Kategorie IV (Mitläufer).<sup>176</sup> Auch das Anfang 1948 eingeleitete Strafverfahren wegen eines unter seinem Sondergerichtsvorsitz verhängten Todesurteils überstand Kalweit ohne größere Schrammen. Die Schwurgerichtsanklage vom August 1950 endete in einer Blamage. Sie wurde

172 Dr. Bockler am 16.2.1952 vor dem Landesverwaltungsgericht Braunschweig, NLA-StA WF (wie Anm. 32). Bis zum 1.6.1945 blieb er zugleich Oberbürgermeister: LEIN (wie Anm. 170), S. 141, 279 ff., 289.

173 Braunschweiger Tages-Zeitung (wie Anm. 5). Die zweite, erweiterte Auflage folgte 1960.

174 Vgl. den Beschluss des Nds. Landesministeriums vom 25.3.1952, NLA-StA WF (wie Anm. 32).

175 Protokoll des Termins vom 17.8.1957 vor dem Oberlandesgericht Braunschweig, NLA-StA WF (wie Anm. 1).

176 PUHLE (wie Anm. 42).

vom Landgericht Braunschweig gar nicht erst zur Hauptverhandlung zugelassen.<sup>177</sup> Die Beschwerde der Staatsanwaltschaft änderte daran nichts.<sup>178</sup>

Ganz ähnlich das Nachkriegsschicksal von Landgerichtsrat Ernst v. Griesbach: Entlassung aus der Justiz (Oktober 1945), glimpfliches Ende der Entnazifizierung (Kategorie IV), pensionsberechtigte Versetzung in den Ruhestand (Januar 1953). Die Strafsache Hugo Weitz hätte v. Griesbach allerdings fast doch noch eingeholt. Die Staatsanwaltschaft Braunschweig ermittelte gegen ihn wegen Rechtsbeugung in dieser Sache, stellte das Verfahren aber im Juni 1948 sang- und klanglos ein, weil der zur Verurteilung nötige Nachweis vorsätzlichen Handelns nicht zu führen sei: *Welchen Standpunkt der Beschuldigte [= v. Griesbach] in der Urteilsberatung vertreten hat, läßt sich nicht feststellen, da eine Befreiung der beteiligten Richter von der Schweigepflicht insoweit nicht zulässig ist.*<sup>179</sup> Heute würde vermutlich genauso entschieden werden.<sup>180</sup> Generalstaatsanwalt Willy Rahmel schließlich war während seiner Kölner Zeit (ab November 1943)<sup>181</sup> zugleich Kommissar der Staatsanwaltschaft beim Chef der Zivilverwaltung in Luxemburg. Dort stellte man ihn 1949 vor Gericht. Heraus kam nur ein Freispruch.<sup>182</sup>

Die am Fall Weitz beteiligten Leipziger Juristen fanden freundliche Aufnahme im bundesdeutschen Rechtswesen. Reichsanwalt Carl Kirchner stieg 1950 zum Richter am Bundesgerichtshof auf.<sup>183</sup> Fast wäre er sogar Präsident eines Karlsruher Strafsenats geworden.<sup>184</sup> Reichsgerichtsrat Fritz Hartung, bei Kriegsende in den Ruhestand getreten, lehrte an der Universität Marburg und wirkte ab 1954 jahrelang in der Großen Strafrechtskommission der Bundesregierung mit.<sup>185</sup> Hilfsreferent Wolfgang Fränkel machte die steilste Karriere. Er wurde 1962 zum Generalbundesanwalt ernannt, jedoch wenig später nach öffentlichen, aus der DDR kräftig angeheizten Protesten wegen seiner Tätigkeit bei der Reichsanwaltschaft beurlaubt und dann abgesetzt. Straf- und dienstrechtliche Ermittlungen gegen ihn verliefen 1964/65 im Sande.<sup>186</sup>

Über das Schicksal von Marianne S. ist wenig bekannt. Mit ihrer Tochter aus der kurzen Ehe blieb die Kriegerwitwe bis 1957 in Helmstedt. Sie heiratete nicht wieder,

177 Helmut KRAMER: Richter vor Gericht. Die juristische Aufarbeitung der Sondergerichtsbarkeit. In: Justizministerium des Landes NRW (wie Anm. 6), S. 121 ff., 124 f.; WASSERMANN (wie Anm. 6), S. 56.

178 Neue Zeitung, 17.12.1951, zitiert nach: Im Namen des Deutschen Volkes (wie Anm. 67), S. 424.

179 NLA-StA WF (wie Anm. 66).

180 Vgl. aus jüngster Zeit etwa den Beschluss des Oberlandesgerichts Naumburg vom 6.10.2008 - 1 Ws 504/07 -. In: Neue Juristische Wochenschrift (NJW), Jg. 2008, S. 3585 ff. (Fall Görgülü); zusammenfassend Günter GRIBBOHM: Nationalsozialismus und Strafrechtspraxis – Versuch einer Bilanz. Ebd., Jg. 1988, S. 2842 ff., 2846 ff.

181 Vgl. oben Anm. 75.

182 WASSERMANN (wie Anm. 6), S. 52, 405.

183 Werner SCHUBERT, Hans Peter GLÖCKNER: Vom Reichsgericht zum Bundesgerichtshof. In: NJW, Jg. 2000, S. 2971 ff., 2974. Kirchner trat Ende 1952 in den Ruhestand und verstarb 1966: GEISS (wie Anm. 148), S. 800.

184 Der entsprechende Vorschlag des damaligen Bundesjustizministers Dehler fand im Richterwahlausschuss keine Mehrheit: GODAU-SCHÜTTKE (wie Anm. 148), S. 97.

185 Wie Anm. 155 (Schiedsamszeitung).

186 GODAU-SCHÜTTKE (wie Anm. 148), S. 86 ff.; MÜLLER (wie Anm. 154), S. 137 f., 279; SCHUBERT/GLÖCKNER (wie Anm. 183).

bekam aber zwischen 1944 und 1947 noch drei weitere Kinder, von denen zwei im Säuglingsalter starben. Ab 1962 war Marianne S. erneut in Helmstedt gemeldet, bevor sie 1970 nach Braunschweig verzog.<sup>187</sup> Dort verliert sich ihre Spur. Dass die Frau die Konsequenzen ihrer Beschwerde für Weitz seinerzeit überblickt oder dass sie gar die Absicht gehabt hatte, den Rechtsanwalt ans Messer zu liefern, wird man ausschließen dürfen. Höchstwahrscheinlich war ihr – wenn überhaupt – viel zu spät bewusst geworden, was sie angerichtet hatte. Da war die Sache aber schon aus dem Ruder gelaufen. Es ging ja längst nicht mehr um die Helmstedterin und ihr Geld. In gewisser Weise wurde so auch Marianne S. letztlich zum Opfer eines Unrechtssystems, das den Fall Hugo Weitz erst möglich gemacht hat.

---

<sup>187</sup> Schriftliche Auskunft des Stadtarchivs Helmstedt vom 19.2.2009.

# „Ich habe dem Lande großen Nutzen gebracht“: Betrachtungen zu dieser Äußerung Hitlers vom Januar 1945 über seine Arbeit als braunschweigischer Regierungsrat 1932

von

Dieter Lent

Das Finale des Dritten Reiches im Jahre 1945 vor 65 Jahren, das als beispiellose „deutsche Katastrophe“ endete, wurde von den Beteiligten als „Tragödie“ (Churchill)<sup>1</sup>, „Welttragödie“ (Truman und Hitler)<sup>2</sup>, „Weltuntergang“ (Albert Speer)<sup>3</sup> oder „Drama“ (Feldmarschall Keitel und Goebbels<sup>4</sup>) bezeichnet. Bei Ausländern wurde die Erinnerung an den Untergang von Karthago wach.<sup>5</sup> Von Hitlers Sekretär Martin Bormann ist der heroische Todeskampf der Nibelungen als Vorbild beschworen worden.<sup>6</sup>

Inmitten des Schreckensszenariums beim Beginn des allerletzten Aktes des Untergangs erinnerte sich Hitler am 27. Januar 1945 überraschenderweise und ziemlich unmotiviert an seine Tätigkeit als braunschweigischer Regierungsrat im Jahre 1932. Besonders an diesem Tage vervielfältigten sich verheerende militärische Katastrophen: die russischen Armeen standen vor Königsberg, vor Oberschlesien und kurz vor der Oder, auch hatten sie Ostpreußen vom Reich abgeschnitten. Ende Januar räsonierte Hitler in einer militärischen Lagebesprechung über die absurde Kriegslage: „Wir stehen auf Kreta und verlieren Königsberg“ (in Kreta stand noch deutsche Wehrmacht).<sup>7</sup> Das Konzentrationslager Auschwitz wurde am 27. Januar befreit. Täglich starben im Jahr 1945 10000 deutsche Soldaten an den vielen Fronten.<sup>8</sup> Der verlustreichste Monat des ganzen Krieges war der Januar 1945 mit rd. 450000 umgekommenen deutschen Soldaten!<sup>9</sup> Am 28. Januar 1945 sind schon 3 ½ Millionen

1 Winston S. CHURCHILL: Der Zweite Weltkrieg, Bern 1960, S. 1088.

2 Harry S. TRUMAN: Memoiren. Bd. 1. Stuttgart 1955, S. 333. – Hitleräußerung: Die Tagebücher des Joseph Goebbels. Hrsg. v. Elke FRÖHLICH, Teil II, Bd. 15. München 1995, S. 274.

3 Joachim FEST: Die unbeantwortbaren Fragen. Notizen über die Gespräche mit Albert Speer zwischen Ende 1966 und 1981. Reinbek bei Hamburg 2005, S. 191.

4 Walter GÖRLITZ: Generalfeldmarschall Keitel: Verbrecher oder Offizier? Göttingen 1961, S. 341. – Heinrich FRAENKEL: Goebbels. Köln 1960, S. 331.

5 Joachim FEST: Der Untergang. Hitler und das Ende des Dritten Reiches, Berlin 2002, S. 193.

6 Jochen von LANG: Der Sekretär. Martin Bormann, Herrsching 1990, S. 339. – Bormanns Großvater ist 1830 in Schöningen geboren und war Arbeiter: s. ebd. S. 23 ff.

7 Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht. Hrsg. v. Percy Ernst SCHRAMM. Bd. IV, 2. Halbband. Frankfurt/M. 1961, S. 1651 ff.

8 Rüdiger OVERMANS: Deutsche militärische Verluste im Zweiten Weltkrieg, 3. Aufl., München 2004, S. 277.

9 Ebd., S. 239.

Deutsche auf der Flucht aus den Ostgebieten vor den Russen nach Westen.<sup>10</sup> Bei der Bombardierung Magdeburgs starben am 16. Januar 1945 ca. 16 000 Menschen. Und im selben Monat begann im KZ Bergen-Belsen das furchtbare Massensterben durch Hunger und Seuchen.

Dass der Diktator inmitten dieser blutigen Tragödie in einer nüchternen militärischen Lagebesprechung sein als Politikomödie vielbelachtes Amt als braunschweigischer Regierungsrat als ernsthaftes Argument einsetzte, entbehrt nicht der Lächerlichkeit. An makabrer Komik mangelte es in den letzten Monaten in Hitlers „Führerbunker“ unter der Berliner Reichskanzlei bekanntlich auch sonst nicht: so seine Heirat, die Beschäftigung mit Neubauplanungen für seine Heimatstadt Linz, seine Gespräche über die „Schlechtigkeit der Welt“<sup>11</sup>. Verzweifelte Phantastereien „fünf Minuten vor Zwölf“ gingen so weit, dass ein zu konstruierendes vierstrahliges Düsenflugzeug Amerika kapitulationsreif bombardieren solle oder dass Rüstungsminister Speer unangekündigt mit einem Langstreckenflugzeug zum neuen Präsidenten Truman zu Verhandlungen fliegen könnte.<sup>12</sup> Der Wagnerverehrer Hitler wollte seinen Abgang zu einem heroischen Untergang als eine Art Wagnerscher „Götterdämmerung“ stilisieren, was ihm aber missglückt ist.<sup>13</sup> Untergänge in der Geschichte nach Kämpfen auf Leben und Tod waren für ihn ein Stimulans, das historische Größe später bewirkte.<sup>14</sup> „Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt“ äußerte Napoleon beim Scheitern seines Russlandfeldzuges 1812.<sup>15</sup>

Hitlers Äußerung über seine angebliche Tätigkeit als braunschweigischer Regierungsrat ist bisher nicht bekannt geworden, weil sie in den riesigen Textmassen seiner militärischen Konferenzen der Jahre 1942 bis 1945 sozusagen „versteckt“ war. In der mittäglichen militärischen Lagebesprechung am 27.1.1945 in der Reichskanzlei in Berlin mit seinen führenden militärischen Mitarbeitern (Reichsmarschall Göring, Generalfeldmarschall Keitel, Heeresgeneralstabschef Guderian usw.) sagte Hitler in einer längeren Diskussion über den Einsatz von Offizieren: „Ich bin eine zeitlang Regierungsrat in Braunschweig gewesen“, worauf Göring entgegnete: „Aber nicht ausübender.“ Hitler aber widersprach als Richtigstellung: „Sagen Sie das nicht. Ich habe dem Lande großen Nutzen gebracht.“<sup>16</sup> Nun war bekanntlich die Ernennung des seit 1925 staatenlosen nationalsozialistischen Parteiführers Hitler zum Regierungsrat an der Braunschweigischen Gesandtschaft (Vertretung beim Reich) in Berlin am 25. Februar 1932 eine klassische Scheinernennung mit dem einzigen Zweck, ihm sozusagen durch die Hintertür die braunschweigische Landesstaatsbürgerschaft und damit zugleich die deutsche Reichstaatsangehörigkeit zu verschaffen.<sup>17</sup> Sein

10 SCHRAMM (wie Anm. 7), S. 1 324 ff.

11 Christa SCHROEDER: Er war mein Chef. Aus dem Nachlass der Sekretärin von Adolf Hitler. Hrsg. v. Anton JOACHIMSTHALER. 12. Aufl., München 2004, S. 198.

12 Albert SPEER: Erinnerungen. 7. Aufl. Frankfurt/M. 1970, S. 433, S. 467.

13 FEST (wie Anm. 5), passim.

14 Ebd., S. 92 ff., S. 153 f.; FEST, (wie Anm. 3), S. 57, S. 82 f., S. 191 f.

15 Georg BÜCHMANN: Geflügelte Worte. 33. Aufl. Frankfurt/M. 1981, S. 331.

16 Hitlers Lagebesprechungen. Die Protokollfragmente seiner militärischen Konferenzen 1942–1945. Hrsg. v. Helmut HEIBER, Stuttgart 1962, S. 882.

17 Rudolf MORSEY: Hitler als braunschweigischer Regierungsrat. In: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte 8 (1960, 4), S. 419–448. – Ernst Rudolf HUBER: Deutsche Verfassungsgeschichte seit



Arbeitsgebiet sollte in der Befassung mit wirtschaftlichen Fragen bei der Braunschweigischen Gesandtschaft in Berlin bestehen. Dubiose Quellen behaupteten, Hitler hätte etwas in dieser Richtung bewirkt (Einsatz für den Unterharzer Erzbergbau, Aufträge für die Firma Büssing).<sup>18</sup> In einem mehrbändigen bedeutenden wissenschaftlichen Werk über die deutsche Geschichte schrieb der angesehene Münchner Historiker Professor Dr. Albert Schwarz ohne Quellenbeleg, der braunschweigische Minister Klagges habe Hitler zum Regierungsrat mit der „Aufgabe der Wurstversorgung“ [!] ernannt.<sup>19</sup> Diesen Spekulationen ist neuerdings ein Ende gemacht. Aus einer dem Niedersächsischen Staatsarchiv in Wolfenbüttel im Jahre 1987 aus Privathand übergebenen absolut authentischen sechsseitigen eidesstattlichen schriftlichen Erklärung des Gesandten an der Braunschweigischen Landesvertretung in Berlin Friedrich Boden (1870–1947) vom 5. Mai 1945 in Gernrode/Harz zu Hitlers Ernennung zum braunschweigischen Regierungsrat geht eindeutig hervor, dass die ganze Regierungsratsangelegenheit von vornherein nichts anderes als „Lug und Trug“ und eine lächerliche Affäre gewesen war, da Hitler niemals in der Gesandtschaft gearbeitet habe.<sup>20</sup> Die Bemühungen von Boden und dem braunschweigischen Minister Küchenthal, Hitler zur Erfüllung seiner Dienstpflichten zu veranlassen, waren vergeblich.<sup>21</sup> Friedrich Boden war ein sehr bedeutender und anerkannter diplomatischer Vertreter Braunschweigs im Bundesrat und Reichsrat, herausgehoben als „Senior des Reichsrats“<sup>22</sup>. Mit einer unverbrämten Lüge verabschiedete sich der Diktator in dieser Lagebesprechung demnach sozusagen von jenem kleinen Reichsland, das ihn staatsrechtlich zum Deutschen gemacht hatte. Anwesend war bei dieser Besprechung am 27. Januar 1945 sein engster militärischer Mitarbeiter, der Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel (1882–1946) als Chef des Oberkommandos der Wehrmacht.<sup>23</sup> Der Gutsbesitzersohn Keitel war geboren in Helmscherode im Kreis Gandersheim und begann seine bis an die Spitze der Wehrmacht führende Laufbahn als Artillerieoffizier in Wolfenbüttel (von 1901 bis 1925). Keitel war gegenüber Hitler völlig hörig und hatte 1940 für ihn die berüchtigte, hybrid-makabre Formel „größter Feldherr aller Zeiten“ in Umlauf gebracht.<sup>24</sup> Er war hauptverantwortlich dafür,

1789. Bd. 7. Stuttgart. 1984, S. 928 ff. – Gunnhild RUBEN: „Bitte mich als Untermieter bei Ihnen anzumelden!“ Hitler und Braunschweig 1932–1935. Norderstedt 2004, passim [eine fleißige Studie einer Amateurhistorikerin, aber mit erheblichen Mängeln].

18 S. ebd. (MORSEY), passim und RUBEN, passim (wie Anm. 17).

19 Handbuch der Deutschen Geschichte. Hrsg. von Leo JUST. Bd. IV, 3. Konstanz 1958, S. 177.

20 Niedersächsisches Staatsarchiv Wolfenbüttel [künftig StA WF]: 250 N 295. Diese „Aufzeichnungen“ von Boden werden in seinem familiären Umkreis verwahrt. Eine geplante Veröffentlichung ist erst möglich, wenn die Familie zustimmt.

21 Werner KÜCHENTHAL: Etliche Erinnerungen ... Bd. 1, masch.-schr. vervielfältigt, [1971], S. 61 f., S. 144 f.

22 Der Reichsrat. Ein biographisches Handbuch. Bearb. von Joachim LILLA. Düsseldorf 2006, S. 22 f.; BBL 1996, S. 74 f.

23 BBL 1996, S. 316; Wilhelm Keitel: Mein Leben, Pflichterfüllung bis zum Untergang. Hrsg. von Werner MASER. Berlin 1998 [eine ungenügende Edition]; Neue Deutsche Biographie. Bd. 11. 1977, S. 412 f.; GÖRLITZ (wie Anm. 4); StA WF 324 N. – Zum Folgenden siehe: SPEER (wie Anm. 12), S. 258 und Ralf Georg REUTH: Hitler. München 2005, S. 574.

24 REUTH (wie ebd.), S. 476; Henry PICKER: Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier 1941–1942. Hrsg. von Percy Ernst SCHRAMM. Stuttgart 1963, S. 281.

dass die Wehrmacht ein gefügiges Werkzeug des Diktators geworden ist (Spitzname „Lakaitel“). Das OKW mit seinen vier Ämtern (u. a. Wehrmachtsführungsstab und Wehrmachtsverwaltung) fixierte Hitlers Weisungen für die Kriegsführung und kontrollierte z. T. die Teilstreitkräfte. Seit Dezember 1941 unterstanden Keitel auch die Verwaltungsgeschäfte des Oberbefehlshabers des Heeres. Für Hitler unentbehrlich dirigierte er mit großer Arbeitskraft und Organisationstalent nach dessen Befehlen die gewaltige Militärmaschinerie. Hitler sagte zwar, Keitel wäre treu wie ein Hund, äußerte aber auch, er habe das „Gehirn eines Kinoportiers“. Als mit der von Keitel am 8. Mai 1945 in Berlin unterzeichneten Kapitulation der Wehrmacht die größte deutsche militärische Niederlage „aller Zeiten“ besiegelt war, wurde der historisch beispiellose Betrug offenbar, den Hitler am deutschen Volk verübt hatte. Obwohl er wohl schon seit 1942 nicht mehr an einen Sieg glaubte, gaukelte Hitler den Deutschen bis zuletzt einen „Endsieg“ vor und stellte es nach seiner eigenen Formulierung „eiskalt“ vor die irrwitzige Alternative „Sieg oder restlose Vernichtung“, wenn es in diesem Existenzkampf versagen sollte.<sup>25</sup> Das von ihm emotionslos ignorierte Ruinenmeer in den deutschen Städten und das Elend der Bevölkerung beeindruckte dagegen nach Kriegsende bis an den Rand der Erschütterung sogar die ehemaligen führenden Kriegsgegner.<sup>26</sup>

Zwar erinnerte sich Hitler als Feldherr in der bedrängendsten Situation seines Lebens überraschenderweise noch einmal an eine Nebensächlichkeit wie seine Zeit als braunschweigischer Landesbeamter, aber er interessierte sich offenbar im Gegensatz zu anderen deutschen Regionen und Städten wenig für das Land, das ihm staatsrechtlich den Start in die Reichskanzlei ermöglicht hatte.<sup>27</sup> Seine Beziehungen zu diesem Land und seiner Hauptstadt lassen sich in wenigen Stichworten andeuten.<sup>28</sup> Neun Besuche in der Stadt Braunschweig von 1925 bis 1935, zwei Besuche in der „Reichsbauernstadt“ Goslar 1934–1935<sup>29</sup>, Anwesenheit bei der Harzburger Front sowie beim Massenaufmarsch der SA in Braunschweig (1931), 1932 Einbürgerung ohne Aufenthalt in Braunschweig. Obwohl er Heinrich den Löwen als partikularistische historische Figur ablehnte, besuchte er am 17. Juli 1935 dessen geöffnetes Grab im Braunschweiger Dom und finanzierte die spätere Ausgestaltung einer monumentalen neuen Gruft.<sup>30</sup> Ein Kurzbesuch in der nationalsozialistischen Siedlung Lehnendorf schloss sich an.<sup>31</sup> Die Modelle der HJ-Führerakademie in Braunschweig sowie der „Hermann-Göring-Stadt“ Salzgitter besichtigte er 1937 und 1939.<sup>32</sup> Den Gebietsaustausch Goslar – Holzminden hat er nach Kartenein-

25 PICKER (wie Anm. 24), S. 36–39.

26 CHURCHILL (wie Anm. 1), S. 1088; TRUMAN (wie Anm. 2), S. 333.

27 RUBEN (wie Anm. 17), S. 11 ff., S. 18 ff., S. 16 ff.

28 BBL 1996, S. 279. – Zur Epoche des Dritten Reiches im Land Braunschweig: siehe: Die Braunschweigische Landesgeschichte. Jahrtausendrückblick einer Region. Hrsg. v. Horst-Rüdiger JARCK und Gerhard SCHILDT. Braunschweig 2000, S. 981–1036; Hans-Ulrich LUDEWIG: Regionalhistorische Forschungen zur NS-Zeit. In: BsJb 78 (1997), S. 248 ff. [betr. Region Braunschweig].

29 Peter SCHYGA: Goslar 1918–1945. Bielefeld 1999, S. 353.

30 RUBEN (wie Anm. 17), passim; JARCK/SCHILDT (wie Anm. 28), S. 1012.

31 Ebd.

32 Jürgen SCHULTZ: Die Akademie für Jugendführung der Hitlerjugend in Braunschweig. Braunschweig 1978, S. 61, S. 80; Salzgitter. Hrsg. v. Wolfgang BENZ. München 1992, S. 175, S. 407.

sicht 1941 persönlich befohlen.<sup>33</sup> Dreimal hat er dem Land Braunschweig als kulturelles Zentrum eine Bestandsgarantie attestiert (im Februar und Mai 1941 und im Mai 1942).<sup>34</sup> Im Jahre 1941 fällte er noch eine kirchenpolitische Entscheidung zu Ungunsten von Klagges.<sup>35</sup> Als notorischer Betrüger und Lügner verabschiedete er sich gleichsam stilgerecht am 27. Januar 1945 mit einer Unwahrheit von seinem Einbürgerungslandesstaat. Bei genauerer Betrachtung dieser unmotivierten und deplazierten Reminiszenz würde sich jedoch herausstellen, dass sie in Anbetracht von Hitlers Mentalität von verquerer Logik ist im Sinne des Zitats: „Ist es auch Wahnsinn, so hat es doch Methode.“

Hitler hat demnach am 27. Januar seinen designierten Nachfolger Göring eindeutig belogen. Verlogenheit war selbstverständlich ein zentrales Wesenselement des größten politischen Betrügers der neueren Weltgeschichte. Aus intimster Kenntnis nennt Hitlers Architekt und Rüstungsminister Albert Speer zwei zentrale Charaktereigenschaften der rätselhaften Persönlichkeit seines Führers: undurchschaubar und unaufrichtig. Hitler glaubte autosuggestiv an das, was er anderen vormachte.<sup>36</sup> Ähnlich urteilte die aus Hannoversch Münden stammende intelligente und scharfsichtige Führer-Sekretärin Christa Schroeder in ihren vielzitierten Memoiren: Hitler war überhaupt nicht zu begreifen. Er hatte mehrere Gesichter: Berechnung und List sowie eine Mischung von Lüge und Wahrheit waren u. a. seine Charakteristika.<sup>37</sup> Frau Schroeder arbeitete von 1933 bis 1945 in der „Persönlichen Adjutantur des Führers“. Ihre memoirenartigen Aufzeichnungen erschienen zuerst unter fremdem Namen im Jahre 1949.

Der Eindruck, dass Hitlers Bekenntnis zu seiner positiven Tätigkeit als braunschweigischer Regierungsrat als völlig unmotivierte Äußerung eines gespenstischen Wirklichkeitsverlustes zu werten sei, relativiert sich bei der näheren Betrachtung des Milieus in der Reichskanzlei und ab Februar/März im darunterliegenden „Führerbunker“, in dem die wechselnde damalige psychische Verfassung des vom Untergang bedrohten Diktators sich in Gesprächen entlud. Eine hervorragende und authentische Quelle für Hitlers Stimmungslagen und Gedankenwelt in den letzten Kriegsmontaten sind die außerordentlich umfangreichen Tagebücher von Propagandaminister Joseph Goebbels.<sup>38</sup> Seit dem 23. Januar 1945 führte Goebbels mit Hitler fast täglich längere Gespräche über die Kriegslage. In diesen Gesprächen wird immer wieder die Geschichte beschworen: Der Punische Krieg und Friedrich der Große sind erhebende Beispiele; Hitler will sich der großen Beispiele der Geschichte würdig erweisen.<sup>39</sup> Das Studium der Geschichte lehrt politisch denken, aber

33 Dieter LENT: Braunschweig und Salzgitter. Der Gebietsaustausch mit Preußen 1941. In: BENZ (wie Anm. 32), S. 78–91.

34 Ebd., S. 90; PICKER (wie Anm. 24), S. 309.

35 Dietrich KUESSNER: Geschichte der braunschweigischen Landeskirche 1930–1947 im Überblick. Offleben 1981, S. 110.

36 Albert SPEER: Spandauer Tagebücher. Frankfurt/M. 1975, S. 633f.; SPEER (wie Anm. 12), S. 367; Werner MASER: Adolf Hitler. 13. Aufl. München 1993, S. 416.

37 SCHROEDER (wie Anm. 11), S. 9f.

38 FRÖHLICH (wie Anm. 2).

39 Ebd. S. 263f.; Ralf Georg REUTH: Goebbels. München 1990, S. 576.

die Wehrmachtsgeneräle können nicht geschichtlich denken (29.1.1945). Goebbels plant einen Leitartikel „Die Geschichte als Lehrmeisterin“ (17.3.1945).<sup>40</sup> Hitler be-ruft sich sogar in einer undatierten militärischen Lagebesprechung aus dem Januar 1945 auf die Taktik von Wallenstein!<sup>41</sup> Er erinnert auch an die sogenannte „Kampfzeit“ der Partei und Episoden aus seiner eigenen Lebensgeschichte. So war es nicht ungewöhnlich, wenn auch von verquerrer Logik, dass er sein braunschweigisches Regierungsratsamt am 27. Januar 1945 in die militärische Diskussion einbrachte. Dass dieses Beispiel schief gewählt war, spielte für den Diktator keine Rolle, es sollte nur auf jeden Fall den Diskussionspartner Göring mundtot machen. Die streng ge-regelte von Ehrauffassungen umgrenzte Offizierslaufbahn war natürlich überhaupt nicht vergleichbar mit dem allen Regeln spottenden politischen Aufstieg eines hasar-dierenden Parteipolitikers, den laut Parteiprogramm von 1926 niemand mehr zur Rechenschaft ziehen konnte. Im Geschichtsverständnis von Hitler liegt der Schlüssel für die Erklärung dieser sonderbaren Reminiszenz an Braunschweig. Die Geschichte war für ihn die kardinale Erkenntnisquelle, und zwar die Weltgeschichte, die deut-sche Geschichte und seine eigene Lebensgeschichte.<sup>42</sup> Sie war sein Hauptinteresse sowie Grundlage seiner politischen Überlegungen und Ausblicke.<sup>43</sup>

Zehn Tage nach dem 27. Januar notierte Goebbels im Zusammenhang mit einem Gespräch mit Hitler die verhängnisvolle Äußerung, dass Deutschland alle Brücken hinter sich abgebrochen habe. Schon am 14. November 1943 schrieb er in der einflussreichen und vielgelesenen Wochenzeitung „Das Reich“ ganz offen: „So haben wir die Brücken hinter uns abgebrochen. Wir können nicht mehr ... zurück.“<sup>44</sup> Gegen Kriegsende verwies Hitler immer wieder auf die Griechen der Antike, die ihre Schiffe verbrannt hatten, um einen Rückzug unmöglich zu machen.<sup>45</sup> Die Folgerung ist ein Kampf auf „Leben und Tod“, „Sein oder Nichtsein“, den Hitler der Wehrmacht zu Neujahr 1945 in einem Tagesbefehl proklamierte.<sup>46</sup>

Der „Nutzen“, den Hitler dem Land Braunschweig 1932 gebracht hat, war gleich Null. Der „Nutzen“, den das gesamte Hitler-Regime diesem Kleinstaat zuführte, war mit dem Bankrott des Dritten Reiches verheerend.<sup>47</sup>

Die nationale Tragödie spitzte sich im Januar 1945 zur absoluten Hoffnungs-losigkeit zu. Hitler hatte bekanntlich schon 1924 in seinem Bekenntnisbuch „Mein Kampf“ seine wahnwitzigen politischen Ziele offenbart. So proklamierte er, „Deutschland werde entweder Weltmacht oder überhaupt nicht sein,“ und phanta-sierte über die Begriffe „Volksopferung“, Bluteinsatz und Blutschuld für das große

40 FRÖHLICH (wie Anm. 2), S. 529.

41 Kriegstagebuch (wie Anm. 7), S. 1652.

42 PICKER (wie Anm. 24), S. 72 ff.

43 Ebd. S. 72.

44 FRÖHLICH (wie Anm. 2), S. 323; Joachim FEST: Das Gesicht des Dritten Reiches. München 1963, S. 137.

45 FEST (wie Anm. 3), S. 82 f.

46 Ursachen und Folgen. Vom deutschen Zusammenbruch 1918 und 1945 bis zur staatlichen Neu-ordnung Deutschlands in der Gegenwart. Hrsg. v. Herbert MICHAELIS u. a. Bd. 22. Berlin [1975], S. 327, S. 392.

47 Die Kriegsbilanz des Landes Braunschweig 1939–1945 wird im nächsten BsJb 2011 ausführlich von mir behandelt werden (Menschenverluste, Zerstörungen, Kriegsgesopfer, Kriegsgräber usw.).

Ziel der Eroberung von Lebensraum im Osten.<sup>48</sup> Da er fanatisch nicht „fünf Minuten vor Mitternacht“ kapitulieren wollte wie die kaiserliche Regierung 1918,<sup>49</sup> inszenierte er in den letzten Monaten den Untergang von Volk und Reich.<sup>50</sup> Die Parole „Sieg oder Untergang“ gibt es wohl seit Anbeginn der Menschheitsgeschichte als rhetorische Phrase oder blutigen Ernst. Sie taucht auch am Beginn der niedersächsischen Landesgeschichte im 6. Jahrhundert n. Chr. in der Stammesursprungssage bei Widukind von Corvey auf.<sup>51</sup> Dass es Hitler mit dieser Devise radikal ernst war, war trotz Stalingrad usw. wohl den wenigsten bewusst.<sup>52</sup> Der letzte Aufruf des Gauleiters von Südhannover-Braunschweig Lauterbacher vom 6. April 1945 in der Braunschweiger Tageszeitung stand unter der Parole „Lieber tot als Sklav!“ Neben Keitel war mit General Krebs noch ein anderer Braunschweiger engster Mitbeteiligter an der schreckensvollen Agonie der Hitlerherrschaft im Führerbunker unter der Reichskanzlei. Die dramatischen Ereignisse des Halbjahres 1945 sind in einem Bestseller (2002) und in einem Erfolgsfilm (2004) einprägsam geschildert, worin der aus Helmstedt gebürtige General Hans Krebs eine führende Rolle spielte.<sup>53</sup> Von 1914 bis 1925 diente Krebs als Offizier bei der Elite-Einheit Goslarer Jäger, war einige Jahre in Braunschweig stationiert, ab 1935 im Generalstab des Heeres und am 29. März 1945 mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Heeresgeneralstabschefs beauftragt. Er unterzeichnete als Zeuge Hitlers politisches Testament, verhandelte am 1. Mai ergebnislos mit den Russen und verübte am selben Tag Selbstmord.

Mit der von Keitel unterzeichneten Kapitulation ist das Ende des Großdeutschen Reiches und des seit 1871 als „Reich“ formierten deutschen Staates besiegelt. Aber das deutsche Volk und deutsche Staatlichkeit sind trotz aller ungeheuren Einbußen nicht untergegangen. Dasselbe gilt für das Land Braunschweig: territorial war Braunschweig 1945 ein durch die Abtrennung des an die russische Zone im Juli 1945 angegliederten Kreises Blankenburg reduziertes Reichsland ohne Reich in Zonengrenzlage und ab 1946 als Verwaltungsgebilde ein zunehmend veränderter und schließlich gänzlich ausgehöhlter niedersächsischer Landesteil (Verwaltungsbezirk Braunschweig seit 1946, ab 1978 Regierungsbezirk Braunschweig, im Jahr 2004 Aufhebung des Regierungsbezirks). Seitdem ist Braunschweig in diffuser Definition nur noch „Region“ im spätestens 1951 aufgekommenen Territorialbegriff „Südostniedersachsen“. Die wirtschaftliche, soziale, demographische, verkehrspoli-

48 Adolf HITLER: *Mein Kampf*. 390./394. Aufl. München 1939, S. 739f., S. 742.

49 John TOLAND: *Adolf Hitler*. Bergisch Gladbach 1977, S. 1050.

50 FEST (wie Anm. 5), S. 154f. und passim; SPEER (wie Anm. 12), S. 403; Wolfram WETTE: *Militarismus in Deutschland*. Darmstadt 2008, S. 196–214.

51 Quellen zur Geschichte der sächsischen Kaiserzeit. Neu bearbeitet v. Albert BAUER und Reinhold RAU. Darmstadt 1971, S. 35, S. 39 (Widukind von Corvey).

52 WETTE (wie Anm. 50), S. 196ff.

53 BBL 1996, S. 346; Braunschweiger Zeitung – Spezial, Nr. 4, 2005 [Heft]: Hans Krebs; James P. O'DONELL und Uwe BAHNSEN: *Die Katakomben. Das Ende in der Reichskanzlei*. Stuttgart 1977, S. 478 (Personenregister: Krebs); Das Buch Hitler. Hrsg v. Henrik EBERLE und Matthias UHL. Bergisch Gladbach 2007, S. 668 (Personenregister: Krebs), S. 583; Gerhard BOLDT: *Die letzten Tage der Reichskanzlei*. 3. Aufl. Hamburg 1947, S. 35ff. (B. war Ordonanzoffizier von Krebs: s. EBERLE (wie Anm. 52), S. 529; FEST (wie Anm. 5), S. 206 (Personenregister: Krebs).

tische und verwaltungsmäßige Binnenstruktur des Landes hat sich durch die Gründung der Regionalstadt Watenstedt-Salzgitter 1942 stark verändert.

Aber auch die Zusammensetzung der Bevölkerung des Kleinstaats, in dem Hitlers politischer Aufstieg mit einer bescheidenen Beamtenstellung eine weitere wichtige Stufe vorankam, ist durch den Ausgang des Krieges mit dem Flüchtlingsstrom eklatant verändert worden. Territorium und Bevölkerung, „Land und Leute“ in einer schon im altsächsischen „Heliand“ auftauchenden Formel sind Grundelemente von Staatlichkeit. Niedersachsen und mithin Braunschweig galt seit Einsetzen des deutschen Nationalismus seit dem 18. Jahrhundert bevölkerungsmäßig als großenteils unvermischt autochthon „germanisch“ und später „nordisch“. Schon Nietzsche rühmte die rassisch gesunde Bauernbevölkerung Norddeutschlands.<sup>54</sup> Und für Hitler war der „in Niedersachsen erhaltene nordische Rassekern“ mit seiner Herrschaftsfähigkeit die Bevölkerungsklammer Deutschlands.<sup>55</sup> Bis in die Fünfzigerjahre dominierte eine geographisch-volkskundlich-regionalhistorische Stammesforschung, die die deutschen Volksstämme als biologisch einheitliche ethnische Sozialgebilde mit gemeinsamer Abstammung ansah – u. a. mit vererblichen Eigenschaften („Stammescharakter“). Der niedersächsische und als Teil davon der „ostfälische“ Mensch ließ sich dadurch recht bestimmt charakterisieren, sogar in Meyers Konversationslexikon von 1874!<sup>56</sup> Diese ältere Stammeskunde ist durch den Nationalsozialismus diskreditiert und wird inzwischen als wissenschaftlich unhaltbar abgelehnt, da angeblich politische und soziale, nicht biologische Faktoren Völker und Volksstämme begründen. Doch die älteren Stammesklischees waren noch wirksam, als Flüchtlinge und Einheimische von 1945 bis etwa 1950 in Niedersachsen unvermittelt aufeinandertrafen.<sup>57</sup> Noch in amüsanten, von bekannten Schriftstellern in der Nachkriegszeit verfassten Beschreibungen der verschiedenen deutschen „Volksstämme“ kommen landsmannschaftliche Unterschiede etwa zwischen Schlesien und Niedersachsen überdeutlich

54 Friedrich NIETZSCHE: Die Unschuld des Werdens. Bd. 2. Hrsg. v. Alfred BAEUMLER. Stuttgart 1956, S. 424, 425f.; Klaus von SEE: Deutsche Germanenideologie. Frankfurt/M. 1970, S. 65f., S. 67f., S. 96f.; Dieter LENT: Das Niedersachsenbewusstsein im Wandel der Jahrhunderte. In: Niedersachsen – Territorien – Verwaltungseinheiten – geschichtliche Landschaften. Hrsg. v. Carl HAASE. Göttingen 1971, S. 27–50; Dieter LENT: Niedersächsisches Stammes-, Landes- und Einheitsbewusstsein im Wandel der Geschichte. In: Niedersachsen. Politische Landeskunde. Hrsg. v. der Niedersächsischen Landeszentrale für Politische Bildung. 3. Aufl. Hannover 1993, S. 26–30.

55 PICKER (wie Anm. 24), S. 162, S. 355.

56 Der deutsche Volkscharakter. Eine Wesenskunde der deutschen Volksstämme und Volksschläge. Hrsg. v. Martin WÄHLER. Jena 1937 (S. 25–42: Niedersachsen, S. 59–68: Die Friesen); Wilhelm PESSLER: Stammeskunde von Niedersachsen. Potsdam [1942], S. 26–83; Theodor MÜLLER: Ostfälische Landeskunde. Braunschweig 1952 (S. 103–134: Stammestum, Charakter und Leistung der Ostfalen); Meyers Konversations-Lexikon. 3. Aufl. Bd. 3. Leipzig 1874, S. 667 (Der Braunschweiger: traditionsbewusst, starrsinnig, grob, Bauernstolz usw.!). – Zum Begriff „Ostfalen“ siehe: Dieter LENT: Der Nachlass von Werner Flehsig als Quelle ... zur Begriffsproblematik der Raumkonzeption Ostfalen. In: Braunschweigisches und Ostfälisches. Hrsg. v. Mechthild Wiswe. Braunschweig 1992, S. 34ff.

57 Hansgeorg LOEBEL: Neue Heimat in Niedersachsen. Zur Geschichte der Vertriebenen in unserem Lande. Hannover 1979; Flüchtlinge und Vertriebene im Lande/Region Braunschweig: JARCK/SCHILDT (wie Anm. 28), S. 1037–1170 passim; Die Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Braunschweigischen Landes. Hrsg. v. Jörg LEUSCHNER u. a. Bd. 3. Hildesheim 2008, S. 557–736 passim.



zutage.<sup>58</sup> Bei dem erheblichen Anteil eingedeutschter Slawen in den ehemaligen deutschen Ostgebieten haben viele Ostflüchtlinge wahrscheinlich in die Bundesrepublik und damit Niedersachsen unterschwellig auch schwer fassbare deutsch-slawische Kulturelemente eingebracht (berühmtes Beispiel ist der Schriftsteller Günter Grass<sup>59</sup>). Langfristige sozialpsychologische Folgen der Entwurzelung waren traumatischer Art oder hinterließen tief sitzende Verlustgefühle bei der sogenannten Erlebnisgeneration der Heimatvertriebenen. Im Verwaltungsbezirk Braunschweig registrierte man im Juli 1950 ein Gemisch von 322 573 Flüchtlingen aus den Ostgebieten und der Ostzone sowie von Evakuierten aus folgenden landsmannschaftlichen Herkunftsgebieten: 136 491 Schlesier, 50 078 Pommern, 30 586 Ostpreußen, 30 201 aus dem Ausland usw. (u. a. wohl Westpreußen, Posen-Wartheland, Ungarn, Rumänien, Jugoslawien), 34 631 aus der Ostzone, 30 571 aus der britischen Zone (Evakuierte).<sup>60</sup> Die landsmannschaftlichen Lebensmilieus, die regionalkulturellen Eigenarten der Heimatvertriebenen (früher „Stammeskultur“ benannt), ihre Mentalitäten, Lebensstile, Verhaltensweisen, ihr Brauchtum usw. rangieren unterhalb der Hochkultur als folkloristische Volks- und Alltagskultur. Das alles konnte in der Masse der einheimischen Niedersachsen nicht mit Außenwirkung verbreitet werden. Die Ergebnisse der rührigen wissenschaftlichen Volkskunde der Ostflüchtlinge sowie der landesgeschichtlich ausgerichteten sogenannten Ostforschung drangen nicht in die westdeutsche Stammbevölkerung als lebendige Bereicherungselemente ein. Offenbar sind inzwischen die Neuankömmlinge mit ihren regionaltypischen Eigenheiten (Dialekte!) in der zweiten und dritten Flüchtlingsgeneration trotz der Vertriebenenverbände<sup>61</sup> in der Masse der Einheimischen spurlos untergegangen.<sup>62</sup> Auf der anderen Seite ist durch den Flüchtlingszustrom im Braunschweigischen das ostfälische Niederdeutsch sowie der stadtbraunschweigische typische Volkswortschatz verwässert und ausgedünnt worden.<sup>63</sup> Landestypische niedersächsische Eigenheiten wur-

58 Karl KROLOW: Deutschland Deine Niedersachsen. Hamburg 1972. – Hugo HARTUNG: Deutschland Deine Schlesier. Hamburg 1970.

59 Die pseudowissenschaftliche nationalsozialistische Rassenforschung schätzte den Anteil der slawisch-ostbaltischen „Rasse“ am deutschen Volkskörper auf etwa 8 % (Der Volks-Brockhaus. 8. Aufl. 1939, S. 499, (S. 448 f.).

60 Niedersachsen und das Flüchtlingsproblem. 2. Aufl. Hannover 1951 (Veröffentlichungen des Niedersächsischen Amtes für Landesplanung und Statistik, Reihe F, Bd. 6, H. 1), S. 21, S. 23; ebd. H. 2 (Tabellenteil). Hannover 1950, S. 176 ff.: Berufe der Vertriebenen vor und nach der Flucht in den Städten und einzelnen Landkreisen des Verwaltungsbezirks Braunschweig; ebd. S. 176–188: jeweilige Anzahl der Flüchtlinge in allen Gemeinden des Verwaltungsbezirks Braunschweig. – Hans Joachim MALECKI: Das Flüchtlingsproblem in Niedersachsen. In: Neues Archiv für Landes- und Volkskunde von Niedersachsen 1 (1947), S. 62 ff.: Herkunft der Flüchtlinge im Verwaltungsbezirk Braunschweig im Jahr 1947, S. 31 ff.: Berufe derselben; Statistisches Jahrbuch für Niedersachsen 1954, S. 15: Herkunftsgebiete der Flüchtlinge und Evakuierten im Jahr 1950; Geschichte Niedersachsens. Begründet v. Hans PATZE. Bd. 5. Hrsg. v. Gerd STEINWASCHER. Hannover 2010, S. 999–1009.

61 Wörterbuch der deutschen Volkskunde. 3. Aufl. Bearb. v. Richard BEITL. Stuttgart 1974, S. 854 ff.: Volkskunde der Ostflüchtlinge; Vertriebene und Flüchtlinge in Niedersachsen. 60 Jahre Vertriebenenverbände. Hrsg. v. Oliver DIX u. a. Hannover 2009. – Hitler strebte nach dem Krieg die Abschaffung der die Volkseinheit trennenden Dialekte an (PICKER [wie Anm. 24], S. 228, S. 305).

62 Wir sind die Niedersachsen. Hrsg. vom Historischen Museum Hannover. Hannover 1996, S. 34.

63 Eckhard SCHIMPF: Klinkerklater. Typisch braunschweigisch, 8. Aufl. Braunschweig 1999, S. 5; zum Niederdeutschen heute: s. JARCK/SCHILDT (wie Anm. 28), S. 60.

den in der neuen Mischbevölkerung von Alteingesessenen und Neuankömmlingen aufgelockert und abgeschwächt. Dieser Prozess entsprach im Gefolge der allgemeinen Modernisierung dem zeittypischen Trend zur Entprovinzialisierung und Egalisierung in der Bundesrepublik.<sup>64</sup> Ein anthropologisch norddeutsch-nordwestdeutscher Normaltypus ist durch die demographische Begegnung wohl entstanden, aber kein „multikulturelles“ Regionalkaleidoskop. Von 100 männlichen Vertriebenen in Westdeutschland, die zwischen 1946 und 1950 heirateten, wählten schon 48 eine Westdeutsche als Ehefrau. Im Verwaltungsbezirk Braunschweig wurden von 100 nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung zu erwartenden Mischehen zwischen Einheimischen und Heimatvertriebenen nur 75,6 tatsächlich geschlossen.<sup>65</sup> Innerhalb Niedersachsens lag der Anteil der Vertriebenen und Flüchtlinge an der Bevölkerung im Jahre 1950 bei 26,6 %, im Verwaltungsbezirk Braunschweig dagegen bei 27,6 %.<sup>66</sup> Der Aufstiegswille der vom Massenschicksal der sozialen Deklassierung Betroffenen führte zur Integration in die materiell überlegene und zunehmend sich amerikanisierende Kultur der Aufnahmeregionen. Dieser überdimensionale innerdeutsche Assimilationsprozess ist u. a. sozialpsychologisch bisher wissenschaftlich nicht angemessen untersucht worden. Der 1949 gegründete Landesverband Niedersachsen im Bund der Vertriebenen umfasste um 1955 rd. 244 000 Mitglieder.<sup>67</sup> Gegenwärtig setzt er sich aus 54 Kreisverbänden, mehr als 500 Ortsverbänden und 14 Landsmannschaften zusammen. Heute ist jeder fünfte Einwohner von Niedersachsen ein Vertriebener oder ein direkter Nachkomme davon.<sup>68</sup> Im Bezirksverband Braunschweig existieren zurzeit elf Kreisverbände. Die Bemühungen des Landesverbandes um die Tradierung des ostdeutschen Kulturerbes haben Reservatcharakter und wirken kaum nach außen in das niedersächsische Kulturmilieu hinein.<sup>69</sup>

Durch den Zweiten Weltkrieg ist der Altersaufbau der braunschweigischen Bezirksbevölkerung ebenfalls verändert worden. Seit zehn Jahren ist man durch eine grundlegende wissenschaftliche Untersuchung in der Lage, die zumeist nicht genau bekannten Zahlen von Gefallenen und sonstigen Kriegstoten des Deutschen Reiches annähernd solide zu schätzen: danach ist jeder achte männliche Deutsche im Deutschen Reich seit 1939 durch Kriegseinwirkungen ums Leben gekommen.<sup>70</sup> Die männliche Wohnbevölkerung im Verwaltungsbezirk Braunschweig bestand im Jahre 1939 aus 292 435 Personen.<sup>71</sup> Wenn jeder Achte ein Kriegsoffer wurde, kommt man auf 36 500 Kriegstote. Dadurch ergab sich ein Frauenüberschuss: im Verwal-

64 Niedersächsische Geschichte. Hrsg. v. Bernd Ulrich HUCKER, Ernst SCHUBERT u. Bernd WEISBROD. Göttingen 1997, S. 631 f.

65 Brockhaus-Enzyklopädie. 17. Aufl. Bd. 19. Wiesbaden 1974, S. 576; Niedersachsen Flüchtlingsproblem (wie Anm. 60), H. 3, Hannover 1951, S. 24.

66 Statistisches Handbuch für Niedersachsen 1950, S. 20.

67 Andreas KOSSERT: Kalte Heimat. Die Geschichte der Vertriebenen nach 1945. 2. Aufl. München 2008, S. 145.

68 BdV [Bund der Vertriebenen] aktuell – Landesverband Niedersachsen, 15 (2010, 4), S. 2; dsgl. 2010, 3, S. 1.

69 KOSSERT (wie Anm. 67), S. 301 ff. – DIX (wie Anm. 61), S. 54, S. 57 ff. – Allerdings haben die Flüchtlinge Westdeutschland kulinarisch bereichert (KOSSERT, S. 317 ff.).

70 OVERMANS (wie Anm. 8), S. 230 f. und passim.

71 Handbuch (wie Anm. 66), S. 7.

tungsbezirk Braunschweig kamen 1939 auf 1000 Männer 937 weibliche Personen, im Oktober 1946 aber 1215 Frauen. Zu den vorgenannten rd. 36000 Kriegstoten müssen möglicherweise noch die im Jahre 1950 im Verwaltungsbezirk Braunschweig registrierten 24844 Vermissten der Wehrmacht hinzugerechnet werden. Nach Overmans Verlusttrichtzahl haben im Zweiten Weltkrieg mindestens rd. 288000 männliche Personen aus Niedersachsen ihr Leben verloren.<sup>72</sup> Bei der Vertreibung aus den deutschen Ostgebieten sind ca. zwei Millionen Bewohner ums Leben gekommen, davon 446000 Schlesier und 277000 Ostpreußen.<sup>73</sup> Noch im Jahre 1962 lebten in Niedersachsen 164946 Kriegsbeschädigte und 157430 Kriegerwitwen.<sup>74</sup> Die weit über 10000 Kriegsgräber im Regierungsbezirk Braunschweig sind genau aufgelistet vom 1919 gegründeten Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge.<sup>75</sup>

Nach Kriegsende bis heute bemühen sich Unzählige, die „deutsche Katastrophe“ (Wortprägung des Historikers Friedrich Meinecke 1946) und Hitler als historische Figur zu begreifen. Für Keitel blieb Hitler auch im Nürnberger Kriegsverbrecherprozess ein militärisches Genie.<sup>76</sup> Der als Ostflüchtling 1945 nach Salzgitter-Hohenrode gelangte und dort 1948 bestattete ehemalige Oberbefehlshaber des Heeres Generalfeldmarschall Manfred von Brauchitsch erklärte 1946: „Hitler war das Schicksal Deutschlands und dieses Schicksal war nicht aufzuhalten.“<sup>77</sup> Der gegenwärtig führende englische Hitlerbiograph Professor Ian Kershaw benutzt überraschenderweise als Leitfaden für die Analyse für Hitlers Herrschaft eine Rede, die der in Groß Flöthe (Kreis Goslar) beheimatete Staatssekretär des Preußischen und später Reichslandwirtschaftsministeriums Werner Willikens (1893–1961) im Jahr 1934 gehalten hatte.<sup>78</sup> Der im Sommer 1945 aus Potsdam über Blankenburg nur mit einem Handkoffer nach Vienenburg geflüchtete konservativ-christliche Politiker und Schriftsteller August Winnig (1878–1956, geboren in Blankenburg am Harz), verglich Hitler in seinem politischen Memoirenwerk mit Nero, der in grausamem Cäsarenwahn angeblich Rom in Brand gesteckt hatte.<sup>79</sup>

Der von Hitler provozierte Luftkrieg endete in Deutschland mit mehr als 1000 zerstörten Städten und Ortschaften über 3000 Einwohnern. Im Reichsgebiet gab es schätzungsweise 13 Millionen (!) Ausgebombte, 570000 Luftkriegstote und 885000 im Luftkrieg Verwundete.<sup>80</sup> Im Verwaltungsbezirk Braunschweig waren im Novem-

72 Dieter LENT: Zur Geschichte und Bevölkerungsbilanz Niedersachsens im Zweiten Weltkrieg: Militärgeographische Situation, Menschenverluste, Kriegssopfer und Geschädigte im Überblick. In: Beiträge zur niedersächsischen Landesgeschichte. Hrsg. v. Dieter Brosius und Martin Last. Hildesheim 1984, S. 524–544 (hier: S. 530). – Im Landkreis Holzminden muss man mit rd. 3400 zu Tode gekommenen Männern rechnen (s. Handbuch (wie Anm. 66), S. 6).

73 KOSSERT (wie Anm. 67), S. 41; Brockhaus (wie Anm. 65), S. 576.

74 Statistisches Jahrbuch für Niedersachsen 1964, S. 242.

75 Schicksal in Zahlen, Ausgabe 1997/98. Hrsg. vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge. 5. Aufl. Kassel 1998, S. 185–194.

76 MASER (wie Anm. 36), S. 198.

77 GÖRLITZ (wie Anm. 4), S. 287.

78 IAN KERSHAW: Hitler 1889–1936. Stuttgart 1998, S. 20, S. 27, S. 663 ff., S. 665. – BBL 1996, S. 658 f.

79 August WINNIG: Aus zwanzig Jahren. 2. Aufl. Hamburg 1949, S. 199 (1. Aufl. unter dem Titel „Rund um Hitler“ [1946]).

80 Hans RUMPF: Luftkrieg über Deutschland. In: Bilanz des Zweiten Weltkrieges. Oldenburg i. O. und

ber 1945 durch Kriegseinwirkung 13 902 Wohngebäude mit 22 832 Wohnungen beschädigt, im abgetretenen Landkreis Holzminden 547 Wohngebäude.<sup>81</sup> Die Luftangriffe auf Braunschweig im Oktober 1944 hinterließen etwa 80 000 (!) Obdachlose, 80 % der Bewohner der Innenstadt hatten ihre Wohnung verloren. Noch im Jahr 1946 registrierte man in der Stadt 43 109 Ausgebombte, die zum größten Teil alles verloren hatten.<sup>82</sup> Und so blickt die jüngst neugegossene herzogstaatliche Stadtgöttin Brunonia vom Braunschweiger Schlossdach auf eine zu 40 % luftkriegszerstörte und bedauerlicherweise später wenig attraktiv wieder aufgebaute ehemalige Residenzstadt.<sup>83</sup> Die Wunden, die der Bombenkrieg der von Ricarda Huch gerühmten historischen Stadt geschlagen hat, sind auch bis heute für einen fremden Besucher bemerklich. Hitler selbst als verhinderter Architekt und unbeschränkt schaltender Bauherr zeigte kein Interesse für die weitere architektonische Ausgestaltung der noch unzerstörten Stadt Braunschweig. So hat er zwar 1941 Hannover, Oldenburg und Wolfsburg in die Liste der 31 von ihm protegierten „Neugestaltungsstädte“ mit überdimensioniert geplanten Repräsentationsbauten aufnehmen lassen, aber nicht Braunschweig und Salzgitter.<sup>84</sup>

Das der Braunschweiger Einbürgerungsaffäre für Hitler seit je anhaftende Odium der Lächerlichkeit entlud sich fortgesetzt bis heute in verqueren Repliken. So rechtfertigte das Britische Bomberkommando die Zerstörung *Hannovers* im Oktober 1943 ausdrücklich u. a. damit, dass diese Stadt die „einzigartige Verantwortung“ trage, Hitler durch einen Professorentitel an der dortigen Universität (!) die deutsche Staatsbürgerschaft ermöglicht zu haben.<sup>85</sup>

Das bisher letzte skurrile Nachspiel bildete der im Februar-März 2007 in Braunschweig tatsächlich angeregte und von einer dortigen SPD-Landtagsabgeordneten unterstützte Vorschlag, dem Diktator die deutsche Staatsbürgerschaft rechtsförmlich abzuerkennen, was ein großes, für Deutschland und auch Braunschweig z. T. ärgerliches innerdeutsches und internationales Echo in den Medien auslöste (u. a. in Österreich, der Schweiz, London, Washington usw.).<sup>86</sup>

---

Hamburg 1953, S. 170 f.; Hans RUMPF: Das war der Bombenkrieg, Oldenburg i. O. 1961, S. 113, S. 200.

81 Statistisches Handbuch für Niedersachsen 1950, S. 153; Eberhard TACKE: Der Landkreis Holzminden. Bremen-Horn 1951, S. 116 f.

82 Rudolf PRESCHER: Der Rote Hahn über Braunschweig. 2. Aufl. Braunschweig 1994, S. 97, S. 113; Bernhard MEWES: Die Lebensverhältnisse in Braunschweig nach dem Kriege. Braunschweig 1948, S. 20; Jürgen MERTENS: Die neuere Geschichte der Stadt Braunschweig in Karten, Plänen und Ansichten. Braunschweig 1981, S. 221–225: Luftangriffe, Luftkriegszerstörungen.

83 Angelika MEYER: Der Wiederaufbau der Braunschweiger Innenstadt nach 1945. Osnabrück 1993, S. 173.

84 SPEER (wie Anm. 12), S. 191, S. 540; RUBEN (wie Anm. 17), S. 11–19. – Zur Architektur in der Stadt und Region Braunschweig im Dritten Reich siehe: Der Löwe unterm Hakenkreuz. Reiseführer durch Braunschweig und Umgebung 1930–1945. Hrsg. v. Reinhard BEIN und Ernst August ROLOFF. Göttingen 2010. – Die Beziehungen von Hitler zu Braunschweig und auch zu Klagges sind bis heute noch nicht abschließend erforscht und geklärt (s. auch Rezension zu Ruben in: BsJb 90 (2009), S. 326 ff.).

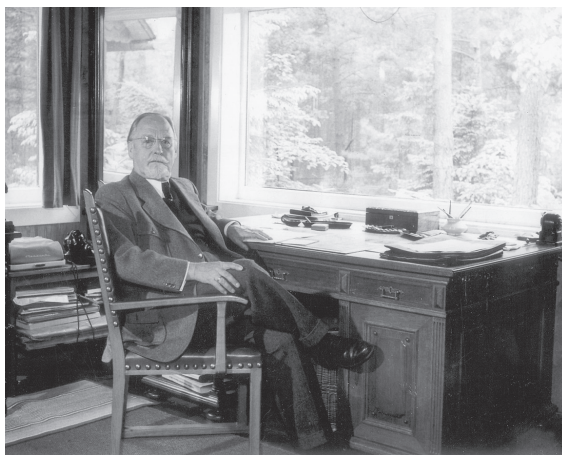
85 Jörg FRIEDRICH: Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940–1945. München 2002, S. 233.

86 Braunschweiger Zeitung, 3.3., 15.–17.3.2007; Frankfurter Allgemeine Zeitung, 16.3.2007. Vgl. [http://de.wikipedia.org/wiki/Einb%C3%BCrgerung\\_Adolf\\_Hitlers](http://de.wikipedia.org/wiki/Einb%C3%BCrgerung_Adolf_Hitlers) (13.10.2010).

# Der Custodian: Dr. Wolfgang Bode und die Ilseder Hütte

von

Arnim Plett



*Abb.: Dr. Wolfgang Bode am Schreibtisch (Aufn.: Stadtarchiv Peine).*

Pastorensohn, Reserveoffizier, Ehemann, Justiziar/Rechtsanwalt, Vater, KZ-Insasse, Custodian/Vorstandsvorsitzender, (Kommunal-)Politiker, Aufsichtsrat und Pensionär: So lässt sich das Leben von Dr. Wolfgang Bode zusammenfassen. Wer war dieser Mann, der nach einem Aufenthalt im Konzentrationslager ein großes niedersächsisches Industrieunternehmen in die Bundesrepublik Deutschland geführt und auch in der niedersächsischen Parteiengeschichte seine Spuren hinterlassen hat?

## 1. Lebenslauf

Wolfgang Bode<sup>1</sup> wurde am 22.10.1887 in Nahrendorf, Kreis Bleckede (heute Landkreis Lüneburg) als Sohn eines Pfarrers geboren. Er besuchte die Volksschule in

<sup>1</sup> Vgl. zur Biographie: NLA-StA WF 1009 N Zg. 55/2001 Nr. 3608 (Personalakte Ilseder Hütte); Hauptstaatsarchiv Stuttgart M 430/3 (Personalakte Reserveoffizier Dr. Bode); PRÄSIDENT DES NIEDERSÄCHSISCHEN LANDTAGES (Hrsg.): Abgeordnete in Niedersachsen 1946–1994. Hannover 1996, S. 41; vgl. auch: Zu Besuch bei ... Dr. Wolfgang Bode. In: Werkszeitschrift der Ilseder Hütte 1958, Nr. 11; Rainer SCHULZE: Bürgerliche Sammlung oder Welfenpartei? Ergänzungen zur Entstehungsgeschichte der Niedersächsischen Landespartei 1945/46: Die Konzeption Wolfgang Bodes. In: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte (1985), S. 207–236, hier S. 207/208. Bode hat ein umfangreiches Privatarchiv hinterlassen. Es war zunächst dem Werksarchiv der Ilseder Hütte angegliedert (NLA-StA WF 1009 N Zg. 55/2001 Nr. 11321) und umfasste sieben Teilbereiche: 1. Tätigkeit als Abgeordneter des Hannoverschen bzw. Niedersächsischen Landtages 2. Verhandlung mit Bundesministerien und Verbänden 3. Schaffung einer Niedersächsischen Landesregierung und Gründung der Niedersächsischen Landespartei 4. Tätigkeit im Zonenbeirat 5. Tätigkeit im Zweizonen-Wirtschaftsrat 6. Tätigkeit als Stadtrat in Peine 7. Leumundszeugnisse. Nach den Vorgaben Dr. Bodes durfte es nicht mit dem Werksarchiv vermischt werden. 1974 wurde



Bevensen und bestand das Abitur am Johanneum in Lüneburg. Seinen Wehrdienst leistete er als Einjährig-Freiwilliger beim württembergischen Infanterieregiment Nr. 180 in Tübingen. Das Studium der Rechts- und Staatswissenschaften in Tübingen und Göttingen schloss sich an. Dem Referendarexamen 1911 folgten Promotion 1914<sup>2</sup> und Heirat 1915. Nach dem Referendariat am Oberlandesgericht Celle bestand Bode 1916 das Assessorexamen. Er nahm am 1. Weltkrieg als Offizier u. a. als Adjutant des Stadtkommandanten von Riga teil. Am 2.5.1918 begann er seinen Dienst als Syndikus bei der Ilseder Hütte. Seit 1919 Mitglied der Deutschen Nationalen Volkspartei erfolgte später ein Übertritt zur Deutsch-Hannoverschen Partei. 1940 wurde er zum Direktor der Ilseder Hütte ernannt. Von März 1942 bis Januar 1944 saß er in verschiedenen Gefängnissen u. a. in den politischen Abteilungen der Konzentrationslager Liebenau und Buchenwald. Am 28. April 1945 wurde er durch die alliierte Militärregierung zum Custodian für die Ilseder Hütte ernannt.<sup>3</sup> Ab April 1945 amtierte er als ehrenamtlicher Stadtrat in Peine.<sup>4</sup> Mitglied des Wirtschaftsrates für das Vereinigte Wirtschaftsgebiet war Dr. Bode von 1947 bis 1949. Ebenso war er Mitglied des ernannten Hannoverschen Landtages vom 23.8.1946 bis 29.10.1946; Mitglied des ernannten Niedersächsischen Landtages vom 9.12.1946 bis 23.3.1947 und Mitglied des Niedersächsischen Landtages der 1. Wahlperiode vom 20.4.1947 bis 18.6.1947. Seine Pensionierung bei der Ilseder Hütte erfolgte 1952. Er verstarb am 1.11.1964.

## 2. Bei der Ilseder Hütte

Bevor Dr. Bode im Mai 1918 seine Tätigkeit bei der Ilseder Hütte aufnahm, galt es seine Anstellungsbedingungen zu klären. Er diente zu dieser Zeit als Reserveoffizier beim „Kaiserlichen Gouvernement Riga“. „Im Dienstleistungs-Zeugnis“ vom 28.05.1918 heißt es:

*Oberleutnant Bode war vom 25.11.1917 bis zum 12.04.1918 als Adjutant [Hilfsoffizier] des Stadthauptmanns tätig. Er hat für diese Stellung ganz besondere Fähigkeiten mitgebracht, -frische, fröhliche Arbeit, liebenswürdige feste Art im Verkehr mit der Beamenschaft, gute Kameradschaft im Offizierskorps. Auch als Verwaltungsbeamter hat er sich in den schwierigen Materien seines Ressorts (Mitdezernat im Verpflegungsamt, Nahrungsmittelkontrolle) aufs Beste bewährt, ebenso*

---

es an die Familie zurückgegeben. Seit 1982 wird es im Hauptstaatsarchiv Hannover (VVP 40) verwahrt.

2 Thema: Die Religionsdelikte im Strafgesetzbuch unter Berücksichtigung des Vorentwurfs und Gegenentwurfs zum Strafgesetzbuch sowie der neueren Strafgesetz-Entwürfe in Österreich und der Schweiz. Bode erlangte mit dieser Arbeit die „Rechts- und Staatswissenschaftliche Doktorwürde“ (Universität Würzburg). Die Arbeit umfasst (lediglich) 65 Seiten. Das Literaturverzeichnis enthält 18 Titel.

3 NLA-StA WF 1009 N Zg. 55/2001 Nr. 3795 (Protokoll der Vorstandssitzung vom 02.05.1945).

4 Rücktritt im April 1946 wegen der Arbeitsbelastung bei der Ilseder Hütte NLA-HStA Hannover VVP 40 Nr. 59 (Schreiben Dr. Bode vom 03.05.1946/Antwort Bürgermeister vom 22.05.1946)



in seiner Eigenschaft als Polizeirichter und zeitweiliger Leiter anderer Dezernate (Schulverwaltung u. a.).

In einer anderen Beurteilung vom 04.06.1918 heißt es: *Oberleutnant Bode hat in seiner sehr arbeitsreichen Stellung eine außerordentliche Arbeitskraft bewährt und sich auch unter schwierigen Verhältnissen den Aufgaben der Organisation des neuen Gemeinwesens gewachsen gezeigt. In bürgerlichen Kreisen, mit denen er durch die Art seiner Arbeit vielfach in Berührung kam, sowie im Offizierskorps, hat sich Oberleutnant Bode eine besonders sympathische Stellung erschaffen.*<sup>5</sup>

Bode scheint sich zum einen in seiner Stellung wohl gefühlt und zum anderen berufliche Perspektiven nach Ende des Krieges erkannt und vorbereitet zu haben. Er schreibt am 6.2.1918 an das Vorstandsmitglied der Ilseder Hütte Kommerzienrat Gerhard Meyer:<sup>6</sup> *Ich arbeite mit und unter bekannten tüchtigen Kommunalpolitikern. Dadurch hoffe ich berechnete Aussichten zuhaben in irgendeiner deutschen Kommune verhältnismäßig schnell eine gute Friedensanstellung zu erreichen. Davon abgesehen ist auch die Tätigkeit selbst hier so vielseitig, dass ich sie nur ungern verlassen würde.*<sup>7</sup>

Letztlich scheint das Angebot der Ilseder Hütte Dr. Bode jedoch überzeugt zu haben. In einem Schreiben vom 13.2.1918 war ihm durch Kommerzienrat Meyer ein Anfangsgehalt von M 6 000 jährlich in Aussicht gestellt worden mit der Perspektive bis auf M 15 000. Ihm war erlaubt worden, die Zulassung als Rechtsanwalt zu erreichen und auch entsprechend tätig zu sein. Probleme mit der Freistellung vom Kriegsdienst konnten gelöst werden. Die Ilseder Hütte schreibt unter dem 26.2.1918 an die Kriegsamtstelle beim stellvertr. Generalkommando X.A.K., Hannover:

*Wir bitten hiermit um Zurückstellung vom Heeresdienst des Oberleutnants d. R. Wolfgang Bode, württembergisches Infanterieregiment Nr. 180, zurzeit Stadtamt Riga, deutsche Feldpost Nr. 383. Herr Bode ist nach seiner letzten Mitteilung dauernd e[ingeschränkt] v[erwendungsfähig]. Wir beabsichtigen, Herrn Oberleutnant Bode, der in seinem Zivilberuf Gerichtsassessor ist und uns als tüchtiger Jurist bekannt ist, als Justiziar für uns und unsere Schwestergesellschaft, die Ilseder Hütte in Großilsede b. Peine, in unsere Dienste zunehmen. Unsere beiden Gesellschaften sind zurzeit ausschließlich mit dringendem Heeresgut beschäftigt. Wir liefern Eisenerze, Roheisen, Stahl – insbesondere Granatstahl –, Stahl für Wurfminen, Handgranaten, Kartuschen, Zünder, Feldbahnen, Hindernisse – ferner die von der Landwirtschaft benötigten Düngemittel –, Thomasschlackemehl und schwefelsaures Ammoniak, in großen Mengen. Während des Krieges haben wir Infolge der dringenden Anforderungen der Heeresverwaltung unsere Betriebe erheblich erweitert, so dass wir jetzt rund 6 000 Arbeiter und 4 000 Kriegsgefangene [!] beschäftigen.*

Ohne auf Einzelheiten eingehen zu können: Dr. Bode dürfte in seiner Querschnittsaufgabe und aufgrund seiner langjährigen Zugehörigkeit mit allen wesentlichen Fragen des Unternehmens befasst worden sein.

5 Hauptstaatsarchiv Stuttgart M 430/3.

6 Vgl. BBL 1996, S. 414.

7 NLA-StA WF 1009 N Zg. 55/2001 Nr. 3608.

### 3. Im Konzentrationslager

Während des Jahres 1942 kam es zu einem erheblichen Einschnitt im Leben des Wolfgang Bode. Eine Darstellung dazu lautet:

„Wie überall im ‚Dritten Reich‘ ereigneten sich auch in Peine zahlreiche Fälle individuellen Terrors gegen ehrbare Personen, die irgendwelchen Vorhaben des NS-Regimes hindernd im Wege standen, auch wenn das Recht dabei eindeutig auf ihrer Seite stand. Ein solcher Fall, bei dem Recht und Gesetz und die Gebote der Menschlichkeit rücksichtslos mit Füßen getreten wurden, knüpft sich in unserer Stadt an den Namen Dr. Wolfgang Bode, des langjährigen Justizars der Ilseder Hütte, in deren Diensten er seit 1918 stand. Die damals vom NS-Regime errichteten Reichswerke ‚Hermann Göring‘ in Salzgitter beehrten nach Eisenerzvorkommen, die im Besitz der angrenzenden Ilseder Hütte waren, wobei ihnen Dr. Bode als Sachwalter der Interessen der Ilseder Hütte auf völlig gesetzlicher, privatrechtlicher Grundlage entgegengetreten war. Dadurch hatte er sich den Hass der ‚Würdenträger‘ des NS-Regimes zugezogen, die nun nach einem Anlass suchten, Dr. Bode aus dem Wege zu räumen. Ein solcher, an den Haaren herbeigezogener Anlass bot sich ihnen, als Dr. Bode im Jahre 1942 in einer hannoverschen Zeitung ein kleines Inserat aufgab, in dem er Jagd-Utensilien gegen Lebensmittel zum Tausch anbot. Dieses kleine Inserat erschien kurze Zeit später in riesengroßer Aufmachung unter der Überschrift ‚Ein Volksschädling‘ auf der Titelseite des „Schwarzen Korps“<sup>8</sup>, des damals in München herausgegebenen Zentralorgans der SS, worauf Dr. Bode durch die Gestapo festgenommen und in das KZ-Lager Buchenwald gebracht wurde.

Erst nach Monaten gelang es den Anstrengungen eines seiner Mitarbeiter, wenigstens ein ordentliches Verfahren zu erreichen. In diesem Verfahren wurde Dr. Bode in Hildesheim zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt. Im Verlauf des Jahres 1944 wurde Dr. Bode mit der Auflage absoluten Schweigens aus Buchenwald bedingt entlassen. Auch die Ilseder Hütte entließ ihn aus ihren Diensten, womit die Nazis auf die perfideste Weise erreicht hatten, was sie wollten“.<sup>9</sup>

Entsprechende Gerichtsakten zu den Vorgängen konnten nicht gefunden werden.<sup>10</sup> Als Quelle stehen jedoch Unterlagen des Konzentrationslagers Buchenwald zur Verfügung.<sup>11</sup> Danach wurde Dr. Bode am 28.8.1942 von der Staatspolizei Hannover in das Konzentrationslager Buchenwald eingeliefert, und zwar unter der Häftlingsnummer 9582. Am 11.2.1943 wurde er zum Gerichtsgefängnis Hildes-

8 Dieser Artikel konnte im fraglichen Zeitraum nicht gefunden werden. Allerdings gibt es einen Artikel in der Ausgabe vom 28.5.1942 (S. 4 oben) unter der Überschrift: „Fachanwalt für Steuerrecht“. Dort wird der Vorfall in perfider Weise dargestellt. Danach war das Inserat jedoch nicht in einer hannoverschen Zeitung erschienen, sondern in der Zeitschrift „Deutsche Jagd“ vom 3.2.1942. Ob die Aufgabe eines solchen Inserates im 4. Kriegsjahr klug war, darf bezweifelt werden.

9 Peine unter der NS Gewaltherrschaft. 2. Aufl. Peine 1978, S. 54/55.

10 Auskunft Hauptstaatsarchiv Hannover vom 29.5.2007: „Zum Verfahren gegen Dr. Bode konnten weder in den Beständen der Staatsanwaltschaften der Landgerichte Hildesheim und Hannover noch beim Amtsgericht Hildesheim Unterlagen ermittelt werden. Die Überlieferung der Geheimen Staatspolizei ist u. a. wegen Kriegseinwirkungen nur sehr gering.“

11 Thüringisches Hauptstaatsarchiv Weimar NS 4 Bu Häftlingsnummern Kartei; Unterlagen liegen auch vor beim Internationalen Suchdienst des Roten Kreuzes, Bad Arolsen.

heim überführt und wahrscheinlich nach der Gerichtsverhandlung am 13.2.1943 wiederum in das Konzentrationslager Buchenwald verbracht. Im Juli 1943 wurde er in die Strafanstalt Ichtershausen überführt. Als Grund der Einlieferung wird genannt: „Tausch eines Fernglases gegen Lebensmittel“. „Schutzhäft“ war angeordnet seit dem 3.8.1942, nach dem er bereits am 27.3.1942 verhaftet worden war. Die Mitgliedschaft von Dr. Bode im NS-Rechtswahrerbund hatte ihm dabei nicht geholfen.<sup>12</sup> Ob Zusammenhänge mit der Gründung der Reichswerke Hermann Göring bestanden, konnte nicht herausgefunden werden. Der oben zitierte Bericht nennt keine Quelle.

Die Einlieferung in ein Konzentrationslager dürfte für den hoch angesehenen Mitarbeiter der Ilseder Hütte eine Katastrophe bedeutet haben.

Welche Bedeutung Dr. Bode für die Ilseder Hütte hatte, zeigt folgender Vorgang, der in einem Vermerk vom 24. April 1942<sup>13</sup> in der Personalakte festgehalten ist:

*Der Bruder unseres Syndikus Direktor Dr. Bode, ein Herr Benno Bode, hatte mich gebeten, ihm bezüglich seines Bruders Gelegenheit zu einer mündlichen Aussprache zu geben. Ich habe mich daraufhin mit ihm am 22. April in Berlin im Hotel Bristol getroffen und teilte er mir folgendes mit: Sein Bruder habe gute Beziehungen zu Herrn Generalfeldmarschall Milch, mit dem er vor langen Jahren im gleichen Regiment gewesen sei. Er [Benno Bode] beabsichtige daher, mit Hilfe des Genannten zu versuchen, seinen Bruder aus dem Lager in Liebenau herauszubekommen und zu veranlassen, dass er zunächst für längere Zeit zur Front eingezogen würde. Ich habe darauf erwidert, dass die Ilseder Hütte mit diesem Plan keineswegs einverstanden sei. Wir wüssten heute noch nicht, was Herrn Dr. Bode eigentlich vorgeworfen würde und könnten daher zu der ganzen Angelegenheit einstweilen noch nicht abschließend Stellung nehmen. Er sei jedoch von uns noch vor wenigen Wochen als absolut unabkömmlich reklamiert, und müssten wir darauf auch bestehen, dass, falls Herr Dr. Bode, wie wir annehmen, sich nicht wirklich schwerwiegende Verfehlungen, die ein Verbleiben bei uns unmöglich machten, habe zuschulden kommen lassen, sofort nach seiner Entlassung seinen Dienst bei uns wieder aufnimmt, unabhängig davon, ob ihm dieses angenehm sei oder nicht. Wir selbst würden versuchen, einmal Näheres über den ganzen Stand der Angelegenheit zu erfahren, insonderheit auch festzustellen, welche Vorwürfe eigentlich gegen Herrn Dr. Bode erhoben würden. Von dem Resultat dieser Ermittlungen würde unsere weitere Stellungnahme abhängen, und würden wir z.B., falls es sich herausstellen sollte, dass die gegen Herrn Dr. Bode erhobenen Vorwürfe nur geringfügiger Natur seien, versuchen, ihn möglichst bald zur Arbeitsaufnahme bei uns wieder frei zu bekommen. Solange dieser Punkt nicht restlos geklärt wäre, müssten wir ersuchen, von einem Eingreifen über Herrn Generalfeldmarschall Milch Abstand zu nehmen. Herr Benno Bode*

12 Hauptstaatsarchiv Stuttgart M 430/3 (Schreiben vom 27. Juli 1939).

13 NLA-StA WF 1009 N Zg. 55/2001 Nr. 3602 (Der Autor dieses Vermerks konnte nicht festgestellt werden. Der Vermerk ist jedoch handschriftlich unterzeichnet. Es könnte sich um Hüttendirektor Fromme handeln).

*konnte sich der Berechtigung dieses Standpunktes nicht entziehen und bat mich nur, ihm, sobald wir etwas Neues hörten, nähere Nachricht zukommen zu lassen.*

Die Bekanntschaft mit Generalfeldmarschall Milch könnte aus der gemeinsamen Offizierszeit bei der Artilleriefliegerschule in Groß-Auz/Kurland herrühren.<sup>14</sup>

Auch nach Kriegsende beschäftigte Dr. Bode verständlicherweise diese Katastrophe seines Lebens. So heißt es im Protokoll einer Vorstandssitzung vom 2.5.1945<sup>15</sup>:

*In persönlichen Ausführungen wies Herr Dr. Bode darauf hin, dass er bis zu seiner Entlassung fast 25 Jahre im Dienste der Ilseder Hütte tätig gewesen sei, dass beachtliche Fehler ihm in dieser langen Zeit nicht unterlaufen seien, dass die großen Fehler, die in dieser Zeit gemacht seien, sämtlich gegen sein Votum erfolgt wären und dass umgekehrt eine Reihe beachtlicher Erfolge (das große Geschäft mit Breitflanschträgern ab 1925, die Angliederung von Werkshandel Berlin, Rüter, Angliederung und Sanierung der Schraubenwerke) nur auf seine Initiativen zurückzuführen seien. Er habe in diesen Angelegenheiten sogar gegen ausdrückliche hemmende Richtlinien des Vorstandes handeln müssen, um die Erfolge zu erzielen. Er habe es daher nicht verstanden, dass die Ilseder Hütte, die nach seiner Verhaftung auf seine Beibehaltung größten Wert gelegt habe, ihn Ende 1943 zum sofortigen Dienstaustritt veranlasst habe. Er sei damals unter stärkstem seelischem und körperlichem Druck gewesen und habe dem Diktat der Ilseder Hütte einfach folgen müssen; ein Widerspruch sei bei den Verhältnissen im Lager Buchenwald ganz unmöglich gewesen. Seine Kündigungserklärung sei daher erzwungen worden. Er müsse sie zu seiner Rehabilitierung anfechten und bäte, diese Anfechtung hiermit entgegenzunehmen.*

*Herr Direktor Jaeger<sup>16</sup> erklärte hierzu namens des Vorstandes: Auch der Vorstand der Ilseder Hütte hat sich seinerzeit bei seinem Vorgehen in einer Zwangslage befunden, hat aber gleichwohl auch sofort nach der Verhaftung bei der Kreisleitung in Peine sich eingesetzt, um eine Freilassung zu erwirken. Herr Direktor Jaeger hat auch persönlich bei der Geheimen Staatspolizei in Hildesheim vorgesprochen und mit allen Mitteln versucht, die Aufhebung der Haft zu erwirken. Die Bemühungen seien leider erfolglos gewesen. Herr Direktor Fromme<sup>17</sup> wies darauf hin, dass alle Schritte, die vom Vorstande ergriffen seien, nach eingehender Rücksprache mit Herrn Kommerzienrat Meyer erfolgt seien und dieser stets über das Vorgehen des Vorstandes unterrichtet gewesen sei.*

*Herr Dr. Bode betonte abschließend, dass nach seiner Auffassung seine Freilassung nicht energisch genug betrieben worden wäre mit allen zur Verfügung stehenden*

14 Vgl. Hauptstaatsarchiv Stuttgart M 430/3 (Personal-Bogen); vgl. zu Generalfeldmarschall Milch: Gerhard HÜMMELCHEN: Generalfeldmarschall Gerhard Milch. In: Gerd R. UEBERSCHÄR (Hrsg.): Hitlers militärische Elite. Bd. 1. Darmstadt 1998, S. 171 ff.; Horst BOOG: Gerhard Milch – Der Architekt der Luftwaffe. In: Ronald SMELSER, Enrico SYRING (Hrsg.): Die Militärelite des Dritten Reiches. Berlin 1995, S. 349 ff.

15 NLA-StA WF 1009 N Zg. 55/2001 Nr. 3795.

16 NLA-StA WF 1009 N Zg. 55/2001 Nr. 3605 (1937–1945 Technisches Vorstandsmitglied; danach Aufsichtsratsmitglied).

17 NLA-StA WF 1009 N Zg. 55/2001 Nr. 3630 (seit 1907 bei der Ilseder Hütte als Prokurist; seit 1918 Vorstandsmitglied; 1942–1945 Vorsitzender des Vorstandes; nach 1952 Aufsichtsratsvorsitzender der Holdinggesellschaft).

*Verbindungen. Für die Kündigung im Herbst 1943 sei gleichgültig, ob der Vorstand, als er von ihm sofortigen Dienstaustritt verlangte, freiwillig gehandelt habe oder unter dem Druck der Kreisleitung. Der Vorstand habe dem Druck nachgegeben. Er [Bode] habe jedenfalls die Kündigungserklärung unter Zwang abgegeben.*

#### 4. Der Custodian

Dr. Bode wurde wie erwähnt im April 1945 durch die alliierte Militärregierung zum Custodian für die Ilseder Hütte bestellt. Dies war ein Akt gemäß Besatzungsrecht. Er legte jedoch von vornherein Wert darauf, dass er auch nach deutschem (Zivil-) Recht zum Vorstand der Ilseder Hütte<sup>18</sup> ernannt wurde. Damit befand er sich naturgemäß im Zentrum sich widerstreitender Interessen. Dies macht ein Vermerk deutlich, den Dr. Bode am 30. März 1948 unter der Überschrift „Meine Stellung als militärisch bestellter Leiter (Custodian) der Ilseder Hütte und als Vorsitzter des Vorstandes“ verfasste.<sup>19</sup> Der Vermerk lautet – unter Auslassung des Unwesentlichen – wie folgt:

*Da ich in letzter Zeit mehrfach feststellen musste, dass über meine Position keine Klarheit herrscht, möchte ich die Tatsachen, die meiner Stellung zu Grunde liegen, zusammenfassend schildern: Mitte April 1945 wurde ich zunächst mündlich durch den Leiter der hiesigen Militärregierung, Wolckmair, in Gegenwart von Bürgermeister, Landrat und Ratsherren mit der Leitung der hiesigen Industrie, speziell der Ilseder Hütte, beauftragt. Ich lehnte eine so allgemeine Beauftragung ab, erklärte mich mit der Leitung der Ilseder Hütte einverstanden und bat um schriftliche Bevollmächtigung. Der Bürgermeister hat diese beantragt und erst am 28.04.1945 erhalten als ich wiederholt erklärte, ohne schriftliche Unterlage nicht tätig werden zu können. Da in dieser Bevollmächtigung die dem Bearbeiter nicht bekannten Tochtergesellschaften erwähnt waren, habe ich später Ausdehnung auf die Tochtergesellschaften beantragt und erhalten. Dann habe ich dem Vorstand, den Prokuristen und Oberingenieuren der Ilseder Hütte in gemeinsamer Sitzung unter Vorlegung der Vollmacht mitgeteilt, dass ich zur Leitung der Ilseder Hütte berufen sei und damit die bisherige Leitung mir unterstellt wäre. Ich habe die Grundzüge der Entnazifizierung, wie ich sie durchführen wollte, bekannt gegeben und verlangt, dass diejenigen Beamten, die hiernach im Dienst der Ilseder Hütte bleiben können und zu bleiben wünschen, mir eine Loyalitätserklärung abzugeben haben. Ich habe ferner die Aufhebung der Sonderbefugnisse für den Aufsichtsrats-Delegierten mitgeteilt und durch diesen ganzen Akt einwandfrei zu erkennen gegeben, dass nicht mehr die bisherigen Organe der Ilseder Hütte (Vorstand und Aufsichtsrat) die Entscheidung haben, sondern ich. Ähnlich habe ich einige Zeit später noch in der Aufsichtsrats-Sitzung erklärt, wo Herr Dr. Fiehn sich das Original meiner Militärvollmacht vorzeigen ließ und rumreichte. Ich habe versucht, die Änderung in der Leitung der Ilseder*

18 Bestellung am 20.09.1945, vgl. Wilhelm TREUE: Die Geschichte der Ilseder Hütte. Peine 1960, S. 647.

19 NLA-StA WF 1009 N Zg. 55/2001 Nr. 3795.



Hütte auch Herrn Hecker<sup>20</sup> mitzuteilen. Dies ist trotz vieler Versuche missglückt. Die Militärregierung hat mir bei einem solchen Versuch in Gegenwart von Herrn Kommerzienrat Meyer, der als Dolmetscher auftrat, eröffnet, eine solche Mitteilung sei völlig unnötig. Die Tatsache, dass ich eingesetzt und die Organe der Gesellschaft abgesetzt seien, stehe ja fest und brauche nicht durch besondere Eröffnung den einzelnen formell bekannt gegeben zu werden. Bei der Leitung der Ilseder Hütte habe ich dann den größten Wert darauf gelegt, möglichst mit den alten Organen und ihrer mir wertvollen Autorität zusammen zu arbeiten. Nach außen habe ich die Direktoren als solche nach wie vor in die Erscheinung treten lassen. Ich habe ihnen ihre Arbeitsbereiche, ihre Sekretariate, Autos etc. belassen, sodass irgendeine *capitis diminutio* nicht in die Erscheinung trat. In gleicher Weise habe ich mich zu dem Aufsichtsrat eingestellt. Kurz: Ich habe auf der ganzen Linie die alten zivilrechtlichen Formen wieder hergestellt und mit ihnen gearbeitet. Ich habe später gegen erhebliche Widerstände eine Hauptversammlung und Neuwahl eines Aufsichtsrats durchgesetzt. Die Militärregierung wollte die Genehmigung nicht erteilen. Nur mein besonders gutes Verhältnis zu dem Oberst Hill<sup>21</sup> hat mir die Genehmigung ermöglicht. Ich habe mir auch, um möglichst die äußeren Formen der früher bewährten Zusammenarbeit wieder zu schaffen, eine Art Betriebsrat zusammengestellt, der später ordnungsmäßig gewählt wurde. Grund für die Zurückstellung meiner öffentlichen Befugnisse gegenüber den zivilrechtlichen, von mir selbst wieder belebten Formen war folgendes:

- a) Mein Sinn für Tradition. Ich wollte die bewährten Formen und die bei der Ilseder Hütte in diesem Rahmen übliche Gesamtleitung wieder eingeführt wissen. Ich glaubte, dass wir Ende 1945 friedensmäßige Rechtszustände haben würden und dann auch in der Industrie wieder die alten Formen einführen könnten. Auf dies Ziel wollte ich vorbereitend hinarbeiten.
- b) Ich fühlte mich durch jahrzehntelange Zusammenarbeit besonders verbunden mit der Familie Meyer und war bemüht, deren Position in der Ilseder Hütte möglichst zu erhalten. Ich habe daher darauf hingewirkt, dass in den neuen Aufsichtsrat zwei Vertreter der Familie Meyer kamen, und dass die beiden Söhne von Herrn Kommerzienrat Meyer ebenfalls bei der Ilseder Hütte untergebracht wurden. ...
- c) Ein weiterer Grund dafür, dass ich nicht meine öffentlich rechtlichen Befugnisse hervorkehrte, sondern bemüht war, die Leitung der Ilseder Hütte in den alten zivilrechtlichen Formen durchzuführen, lag in der Rücksichtnahme auf die Aktionäre. Bei dem mir von früher bekannten Vertrauensverhältnis großer Aktionärsgruppen zu der Werksleitung lag mir daran, dies Vertrauensverhältnis auch für die Zeit meiner Leitung wieder zu gewinnen, obwohl meine militärisch gestützte Leitungsbefugnis formell unabhängig von dem Vertrauen oder Misstrauen der Hauptversammlung oder eines von ihr gewählten Aufsichtsrats ist.

20 Vgl. Arnim PLETT: Eine Mann (in) seiner Zeit – Ewald Hecker, Vorsitzender des Aufsichtsrats der Ilseder Hütte (1929–1945). In: BsJb 86 (2005), S. 109–127; NLA-StA WF 1009 N Zg. 55/2001 Nr. 36 11 (Vermerk Dr. Bode 1.5. bis 9.5.1945).

21 Zu diesem Zeitpunkt Leiter der britischen Militärregierung für den Kreis Peine.



- d) *Ich hatte auch das Bedürfnis zu einer Art Auskunftserteilung, obwohl auch hierfür ein rechtlicher Zwang nicht bestand.*
- e) *Auch als militärisch eingesetzter Leiter musste ich wahrscheinlich mit einer Haftpflicht für meine Amtshandlungen rechnen und wünschte daher, diese in großen Zügen der Hauptversammlung mitzuteilen, also mir formelle Entlastung zu beschaffen.*
- f) *Nicht zuletzt war Grund für die Aufrechterhaltung der bisherigen zivilen Formen der Hüttenleitung der Umstand, dass ich glaubte, mit den bisherigen Leitern auf Grund früherer Zusammenarbeit gut arbeiten zu können. Besser jedenfalls als mit hergeholten Fremden. Ich wollte mir ihre Arbeitskraft, und zwar ihre freudige Mitarbeit und ihren guten Rat möglichst weitgehend sichern und wollte ihnen daher die Mitarbeit auch rein äußerlich angenehm machen. Dazu gehörte, dass ich sie möglichst mit den bisherigen Positionen beließ, auch wenn diese Positionen rechtlich genommen gegenüber der eingesetzten Militärleitung nichts bedeuten. Ich würde auch den Herren, wenn ich sie aus ihren Ämtern entfernt hätte, unnötig wehe getan haben. Nach den jahrzehntelangen guten Beziehungen wäre mir das unmöglich gewesen. ...*

Peine gehörte zur britischen Zone. Hier unterschied man zwischen dem „gewöhnlichen Custodian“ und dem „Managing Custodian“. Der gewöhnliche Custodian hatte zwar die rechtliche Verantwortung für das Vermögen, konnte aber den Eigentümer weiterwirtschaften lassen. Dementgegen trug der Managing Custodian außer der rechtlichen auch die volle wirtschaftliche Verantwortung. Der bisherige Eigentümer war vollkommen ausgeschaltet, er durfte seinen Betrieb nicht mehr betreten, geschweige denn bei seiner Leitung mitwirken. Der Begriff „Custodian“ wurde etwas ungenau als „Treuhänder“ übersetzt. Nach den Verhältnissen in der britischen Besatzungszone war der Custodian nichts anderes als ein Verwalter für die Militärregierung und nur dieser verantwortlich. Die als Custodian in Aussicht genommenen Personen wurden zunächst politisch überprüft und bei günstigem Ausfall dieser Prüfung von der Militärregierung eingesetzt (appointed). Der Custodian erhielt als Ausweis eine Bestallung (Letter of appointment). Er war befugt jede Rechtshandlung vorzunehmen, die auch der bisherige Eigentümer hätte vornehmen können. Daraus ergab sich u. a. auch die Aktiv- und Passivlegitimation in Rechtsstreitigkeiten im Zusammenhang mit dem verwalteten Vermögen. Der Custodian übte eine freiberufliche Tätigkeit aus, er war nicht etwa Angestellter der Militärregierung, unterstand aber deren Aufsicht. Er hatte Anspruch auf eine Vergütung für seine Tätigkeit, deren Höhe von der Militärregierung festgesetzt wurde.<sup>22</sup> Dr. Bode fiel unter die Kategorie „Managing Custodian“.<sup>23</sup>

Insbesondere drei Aufgaben von erheblichem Gewicht hatte Dr. Bode zu bewältigen: 1. Schnellstmögliche Wiederaufnahme der Produktion. 2. Durchführung der

22 Hans DÖLLE, Konrad ZWIEGERT: „Gesetz Nr. 52“. Kommentar. Stuttgart 1947, S. 221 ff.

23 NLA-StA WF 1009 N Zg. 55/2001 Nr. 3795 (Urkunde vom 27.06.1946) Die Beauftragung endete im Januar 1948 (Urkunde vom 03.01.1948).

Entnazifizierung. 3. Abwehr der durch die Entflechtung beabsichtigten Trennung von Hütte und Erzbergbau.

Die Dimensionen der Probleme bis zur Wiederaufnahme der Produktion im Dezember 1945 werden deutlich in der Rede, die Dr. Bode am 5.12.1945 anlässlich der Wiederaufnahme der Produktion vor einem interessanten britisch/deutschen Teilnehmerkreis zu halten hatte<sup>24</sup>:

*... Eine Fülle von Wohlfahrt strahlte von der Ilseder Hütte für die ganze Gegend aus. Alle Krisen konnte dies wohl fundierte Werk ohne ernste Erschütterungen überstehen. Aber mit dem Ende des zweiten Weltkrieges schien auch für die Ilseder Hütte die schwere Schicksalsstunde gekommen zu sein. Fliegerschäden und Entblößung vom wichtigsten Rohstoff, Kohle, mussten dazu führen, dass die Hütte seit Anfang April, also seit nunmehr 7 Monaten, stillliegt. Was Stilllegung eines Werkes bedeutet, wissen Sie, meine Herren. Es bedeutet, kurz ausgedrückt: Unkosten laufen weiter, Einnahmen sind nicht vorhanden. Als seit Anfang April so gut wie alle Einnahmen ausblieben, hatte unsere Gesellschaft monatlich einen Barverlust von ca. 1 ½ Mill. Mark. Dazu kamen Verluste in etwa gleicher Höhe bei den Tochtergesellschaften, also monatlich Verluste in Höhe des früheren normalen Jahresgewinnes! Einen solchen Aderlass hält selbst das best fundierte Werk nicht lange aus. Die flüssigen Mittel, die noch zu Beginn des Jahres im reichsten Maße vorhanden waren, mussten schnell zerfließen. Wir sahen völligen Zusammenbruch in drohende Nähe rücken. Die Werksleitung entschloss sich daher zu radikalster Einschränkung der Unkosten, um möglichst lange durchhalten zu können bis zu dem ersehnten Zeitpunkt, wo die Inbetriebnahme wieder möglich und damit Einnahmen wahrscheinlich sein würden.*

*So musste die gesamte Belegschaft entlassen werden. Nur ein kleiner Teil konnte für dringende Unterhaltungsarbeiten zu meist verringerten Bezügen wieder eingestellt werden. (Doch ist es uns geglückt, den zeitweilig entlassenen Belegschaftsmitgliedern anderweitig Arbeit zu beschaffen.)<sup>25</sup> Die Hilferufe der Tochtergesellschaften nach geldlicher Unterstützung mussten rücksichtslos abgelehnt werden. Selbst auf die Gefahr hin, dass hochwertige Tochtergesellschaften aus Geldmangel verlorengingen, musste versucht werden, die Muttergesellschaft, Ilseder Hütte, so lange wie möglich über Wasser zu halten und den Anschluss an die Wiederbelebung der deutschen Industrie zu erreichen. Schwerste Opfer hat diese rücksichtslose Einschränkung der Unkosten von allen Beteiligten gefordert.*

*Monate schwerster Arbeit und drückendster Sorgen liegen jetzt hinter uns. Nun sind die Anlagen der Muttergesellschaft, wenn auch zunächst nur in kleinem Maße, durchgehend wieder in Betrieb gekommen. Wohl wird dieser verkleinerte*

24 NLA-StA WF 1009 N Zg. 55/2001 Nr. 2217; Zu diesem Anlass kamen in den „Peiner Festsälen“ ca. 25 Personen zusammen u. a. Oberst Hill, Oberpräsident Kopf, Regierungspräsident Hange, Hildesheim, Landrat Brenning sowie Bürgermeister Hertel, Peine (in den Unterlagen befindet sich auch die englische Fassung der Rede: „Speech to be held by the General Manager of Ilseder Hütte at the occasion of the resumption of Work at Ilseder Hütte in the Peiner Festsäle on Dezember 5 th 1945“).

25 Und zwar bei der Reichsbahn bzw. den Stadtwerken Braunschweig, vgl. TREUE (wie Anm. 18), S. 643.

*Betrieb zunächst noch sehr starke Verluste bringen, und unsere Sorgen bezüglich der geldlichen Überbrückung der mehrere Monate dauernden Anlaufzeit sind noch drückend. Aber die durchlaufende Inbetriebnahme bedeutet doch, dass begründete Aussicht besteht auf Rettung des Unternehmens. Wir hoffen auch, dass in absehbarer Zeit die Betriebe in etwas größerem Umfange laufen werden, so dass weitere Verluste vermieden und damit die Gefahr des geldlichen Zusammenbruchs endgültig gebannt wird.*

*Wenn auch die Gefahr heute noch keineswegs überwunden ist, so scheint doch der größte Tiefstand, den die letzten Monate in der langen und schönen Geschichte der Ilseder Hütte darstellen, doch überschritten zu sein. Wir sind wenn nicht alle Anzeichen täuschen, am Beginn des Wiederaufstiegs. ...*

*Unsere Hoffnung und unsere Bitte geht dahin, dass das Wohlwollen, was Sie, die britischen und deutschen Behörden uns bisher bewiesen haben, uns auch in der Zukunft erhalten bleiben möge. Dann wird der Wiederaufstieg des Werkes, wenn auch langsam, so doch sicher erfolgen zum Segen aller Werksangehörigen und zum Segen der weitesten Umgegend, ja für unser ganzes Land. Die Ilseder Hütte ist kein Rüstungswerk. Sie war immer nur auf Friedensproduktion eingestellt. Nur eine kleine Nebenanlage musste während dieses Krieges für eigentliche Rüstungszwecke eingerichtet werden. Die Ilseder Hütte hat somit auch während des Krieges, von der erwähnten Ausnahme abgesehen, nur friedensmäßige Produkte erzeugt. Möge das ein Symbol sein, ein Symbol dafür, dass nicht der Krieg, die Völkervernichtung, sondern die friedliche Zusammenarbeit der Völker die Quelle des Wohlstandes ist. Auch der Umstand, dass in unserem Werk erhebliches amerikanisches und auch etwas englisches Kapital arbeitete und noch arbeitet, möge uns ein Symbol für die friedliche Völkerverbindung, die Zusammenarbeit sein, eine Zusammenarbeit, die in Ihrer freundlichen Unterstützung, meine Herren von der Britischen Militärverwaltung, ja schon gewissermaßen Tatsache geworden ist.*

Mit der Wiederaufnahme der Produktion war die Ilseder Hütte eines der ersten deutschen Werke, die nach der Kapitulation wieder in Gang kamen.<sup>26</sup> Eine „Erzeugungserlaubnis“ (Permit) lag bereits seit dem 26.10.1945<sup>27</sup> vor. Sie lautete:

1. *Dieses Permit gestattet Ihnen, die Erzeugung aufzunehmen.*
2. *Sie werden bevollmächtigt die folgenden Erzeugnisse in Ihren Werken in Großilsede und Peine durchzuführen:*
  - a) *Großilsede*  
*20 000 t Roheisen per Monat.*
  - b) *Peine*  
*Das Roheisen ist von Großilsede durch Sie nach Peine zu transportieren. Dort sollen Sie herstellen: 15 000 t Thomasstahl per Monat. Hiervon sollen Sie mindestens 12 500 t Fertigerzeugnisse pro Monat herstellen.*

26 Ebd., S. 641; Horst A. WESSEL: Stahl und Technologie – die Geschichte der Salzgitter AG 1858–2008. Salzgitter 2008, S. 306

27 NLA-StA WF 1009 N Zg. 55/2001 Nr. 2217.

3. *Diese Erlaubnis ist gültig bis 31. Dezember 1945. Ein weitergehender Antrag muss durch Sie schriftlich vor diesem Tage eingereicht werden, wenn die Erzeugung fortgesetzt werden soll.*
4. *Sie dürfen keine Erzeugung sonstiger Güter als unter 2. genannt aufnehmen, noch irgendeine andere Tätigkeit ohne Erlaubnis der Militär-Regierung ausüben.*
5. *Genaue Einzelheiten aller Abteilungen müssen bei Ihnen hergestellt werden und ein vollständiges Verzeichnis aller von Ihnen gebrauchten Materialien muss jederzeit verfügbar sein, wie und wann dies von der Militär-Regierung verlangt wird.*
6. *Empfangsbestätigung dieser Erlaubnis muß innerhalb 7 Tagen erfolgen.*

Im Vorfeld der Entscheidung zur Wiederaufnahme der Produktion kam einmal mehr die Konkurrenz mit den Reichswerken Salzgitter zum Tragen, denn es sah eine zeitlang so aus, als ob nur eines der beiden Werke seine Produktion wieder aufnehmen sollte.<sup>28</sup> Im Juli 1945 kam es deshalb zu direkten Gesprächen zwischen Dr. Bode und dem Custodian der Reichswerke Dr. Georg Strickrodt,<sup>29</sup> mit dem sich Dr. Bode auch über politische Fragen regelmäßig austauschte.<sup>30</sup> Die Parallelen zwischen Bode und Strickrodt sind im übrigen offensichtlich: Beide hatten, bevor sie als Custodian bestellt wurden, schon in Ihrem Unternehmen gearbeitet. Beide wurden nach der Kapitulation auch in der Kommunalpolitik ihrer Städte aktiv. Schlussendlich betätigten sich beide politisch in den bürgerlichen Parteien der Nachkriegszeit.

Gegenüber den Besatzungsbehörden versuchte sich die Ilseder Hütte von den Reichswerken abzusetzen mit dem Hinweis die beiden Unternehmen seien nicht miteinander zu vergleichen. So hätten die Reichswerke hauptsächlich Fremdarbeiter eingesetzt, während die Ilseder Hütte mit einem örtlich festverwurzelten Mitarbeiterstamm gut gefahren sei. Auch könnte eine etwaige Konkurrenz beider Werke durch Absprache der Produkte vermieden werden.<sup>31</sup> Die Reichswerke seien ein reines Rüstungswerk gewesen, während die Ilseder Hütte ein Friedenswerk mit einer Tradition seit 1858 sei. Darüber hinaus sei die Ilseder Hütte immer ein rentables Unternehmen gewesen. Die Reichswerke hätten jedoch nur durch öffentliche Subventionen existieren können. Gegenüber der britischen Militärregierung wurde auch

28 WESSEL (wie Anm. 22), S. 297–304.

29 NLA-StA WF 1009 N Zg. 55/2001 Nr. 2210; vgl. zu Dr. Strickrodt BBL 1996, S. 597.

30 NLA-HStA Hannover VVP 40 Nr. 13; SCHULZ (wie Anm. 1), S. 217.

31 NLA-StA WF 1009 N Zg. 55/2001 Nr. 2210 „Niederschrift über die Besprechung mit Herrn Generaldirektor Dr. Strickrodt am 07. Juli 1945“: *Herr Dr. Strickrodt erklärte, die Ilseder Hütte und die Reichswerke möchten sich doch bei den kommenden Aufgaben keine Konkurrenz machen. Die Arbeitsgebiete ließen sich abgrenzen. Für den jetzt in Frage stehenden Wiederaufbau der Städte käme in Frage die Herstellung von Bauelementen, auch Türen und Fenster im großen, auf die sich die Reichswerke einrichten wollten. Auf meine Frage, ob die Reichswerke nicht Bleche machen könnten, worauf die Ilseder Hütte noch nicht eingerichtet sei, erklärte Dr. Strickrodt, dass das Grobblechwalzwerk fast fertig sei. Eine Spezialität der Reichswerke seien die dünnen Trägerprofile, die die Ilseder Hütte ja nicht herstelle. Ich verwies dem gegenüber auf unsere Breitflanschträger und Spundwände und erklärte, dass zu gegebener Zeit eine Einigung über die verschiedenen Erzeugnisse wohl möglich sei.*

darauf hingewiesen, dass im Gegensatz zu den Reichswerken eine Konkurrenz zur Eisenindustrie in den benachbarten europäischen Ländern nicht zu befürchten sei. Die Ilseder Hütte sei immer ein reines Inlandswerk gewesen.<sup>32</sup> Im Ergebnis dürfte es der Ilseder Hütte genützt haben, dass die Reichswerke ein „Politikum“<sup>33</sup> gewesen sind, während die Ilseder Hütte weitgehend unbelastet war. Wie bereits erwähnt, legte Dr. Bode großen Wert darauf, dass neben den besatzungsrechtlichen Grundlagen seiner Arbeit auch die Grundlagen gem. deutschem Zivilrecht gelegt wurden. So fand am 20.12.1945 in Hannover eine ordentliche Hauptversammlung der Ilseder Hütte statt. Sie war die erste, die überhaupt in Deutschland erlaubt worden war. Vorsitzender des Aufsichtsrats war der Hamburger Bankier Cornelius von Berenberg-Goßler.<sup>34</sup>

Nicht minder schwierig waren die Probleme, die sich im Zusammenhang mit der Entnazifizierung, also der Entlassung politisch belasteter Mitarbeiter und Führungskräfte stellten. So heißt es im Protokoll der Vorstandssitzung vom 5.5.1945:

*Dr. Bode erörterte zunächst die Maßnahmen, die für die ihm übertragene Ausmerzung des Nationalsozialismus ergriffen werden sollen. Er stellte hierbei folgende Richtlinien auf:*

- a) *Unter allen Umständen sind fristlos und ohne Pensions- oder Rentenanspruch zu entlassen alle diejenigen Personen, die sich als Spitzel oder Zuträger betätigt haben. Sie sind zu kündigen. ...*
- b) *Grundsätzlich ist in gleicher Weise zu verfahren bei allen denjenigen, die ein Parteiamt inne gehabt und aufgrund dieses Amtes im Betriebe gewirkt haben, z. B. Betriebsobmänner.*

*Soweit Personen dieser Gruppe ihr Amt in besonders guten Einvernehmen mit dem Betriebsführer ausgeübt, sich günstig betätigt oder es dazu benutzt haben, Schäden zu verhüten, kann von der Entlassung ausnahmsweise Abstand genommen werden. Über derartige Personen sei dem Vorstände zu berichten. Es könnte aber nur ganz seltene Ausnahmen in Frage kommen.*

- c) *Bedingt tragbar seien diejenigen, die, wenn sie auch nicht zu den Gruppen a) und b) gehörten, ihre Parteizugehörigkeit besonders betont auf die Mitarbeiter im Sinne nationalsozialistischen Gedankengutes einzuwirken versucht hätten: die sogenannten Aktivisten. Diese seien fristlos zu entlassen unter Verwendung des Kündigungsschreibens Entwurf II mit Zubilligung einer notdürftigen Familienunterstützung. Soweit bei ihnen ein Rentenvertrag bestehe, mit Zubilligung einer Rente bis zu 80 % des vertragsmäßigen Betrages.*

<sup>32</sup> Vgl. WESSEL (wie Anm. 26), S. 297–303.

<sup>33</sup> Gudrun FIEDLER, Norman-Mathias PINGEL: Vom Nachkriegsboom in den Strukturwandel. Die Wirtschaft der Landes-Region Braunschweig nach 1945. In: Jörg LEUSCHNER, Claudia MÄRTL, Karl Heinrich KAUFHOLD (Hrsg.): Die Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Braunschweigschen Landes vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Band 3 (Neuzeit). Hildesheim 2008, S. 557–664; hier S. 569.

<sup>34</sup> TREUE (wie Anm. 18) S. 646. Vgl. auch Arnim PLETT: Hamburg-Ilsede und zurück: Die Ilseder Hütte und die Berenberg-Bank Hamburg – Zur Geschichte einer Geschäftsbeziehung. In: BsJb 88 (2007), S. 183–188.

d) *Alle übrigen Angestellten und Arbeiter seien für eine Weiterbeschäftigung tragbar.*

*Die Angestellten und Arbeiter bis zum Obermeister, d.h. etwa die in der sogenannten grünen Liste aufgeführten Personen, seien zu prüfen und zu befragen. Sie könnten im Dienst bleiben, wenn sie eine dem Entwurf III entsprechende Erklärung abgäben, die ggf. nach der Richtung geändert werden könnte, dass versichert wird, der Unterzeichnete sei bereit, sich von dem Nationalsozialismus [ab] zu kehren.*

*Herr Direktor Jaeger empfahl, von allen Angestellten und Arbeitern der grünen Liste eine Erklärung zu verlangen, ob sie sich in den Gruppen a) und b) entsprechenden Sinne betätigt hätten, um auf die Weise zu vermeiden, dass bezüglich der Einstufung der Gefolgschaft in verschiedenen Gruppen der Vorstand nur auf Zuträgereien und Mitteilungen dritter Personen angewiesen sei. Bei der Befragung soll darauf hingewiesen werden, dass unrichtige Beantwortungen die fristlose Entlassung unter Verlust von Versorgungsansprüchen und Anzeige bei der politischen Polizei zur Folge haben. Die übrigen Herren stimmten dem Vorschlag zu. Herr Dr. Bode bat die Herren Fromme und Jaeger, eine entsprechende Erklärung zu entwerfen und ihm vorzulegen.<sup>35</sup>*

Die genaue Zahl der In Folge dieser Maßnahmen entlassenen Mitarbeiter konnte nicht herausgefunden werden. Treue berichtet, dass im Zuge der politischen Bereinigung aber auch durch Abbau wegen Überalterung und Freisetzung etc. 44 % der oberen und mittleren Beamten ausgeschieden seien. Bei den unteren Angestellten und der Arbeiterschaft sei ebenso verfahren worden.<sup>36</sup> Dr. Bode brachte die Erfahrungen der Entnazifizierung bei der Ilseder Hütte in seine Arbeit als Stadtrat in Peine ein.<sup>37</sup>

Erhebliche Gefahr drohte der Ilseder Hütte durch die von den Alliierten am 2.8.1945 in Potsdam beschlossene „Entflechtung“ der Deutschen Industrie. Auch das Gespenst der Demontage schwebte über der Ilseder Hütte. Diese Diskussionen wurden in der Peiner und Ilseder Bevölkerung naturgemäß genau beobachtet. Es kam am 13.7.1947 zu öffentlichen Kundgebungen.<sup>38</sup> Bei Dr. Bode scheint es etwa im Jahr 1948 auch Überlegungen gegeben zu haben oder es sind entsprechende Angebote an ihn herangetragen worden, an die Spitze der von der britischen Militärregierung geschaffenen „Treuhandverwaltung der North German Iron and Steel control“ zu wechseln. Der Treuhandverwaltung war die treuhänderische Verwaltung der Westdeutschen Montanwirtschaft übertragen.<sup>39</sup>

Im Ergebnis konnte nach Zwischenschritten sowohl die Demontage (im Gegensatz zu den Reichswerken) als auch die Entflechtung abgewendet werden.<sup>40</sup> Eine

<sup>35</sup> NLA-StA WF 1009 N Zg. 55/2001 Nr. 3795.

<sup>36</sup> TREUE (wie Anm. 18), S. 647 (eine Quelle nennt er wie üblich nicht).

<sup>37</sup> NLA-HStA Hannover VVP 40 Nr. 61 „Niederschrift über einen Teil der Stadtratssitzung am 22.05.1945“ vom 23.05.1945.

<sup>38</sup> Vgl. Jens BINNER: Besprechungen beim Kreis-Residenz-Offizier 1947. Peine 2007, S. 11/12.

<sup>39</sup> NLA-HStA Hannover VVP 40 Nr. 18 (Schreiben vom 14.12.1948 an Dr. Hans-Christoph Seebohm), vgl. zu Seebohm BBL 1996, S. 560.

<sup>40</sup> TREUE (wie Anm. 18), S. 644–661 vgl. auch Wilhelm TREUE: Ilseder Hütte 1858–1958. Peine 1958,



Bilanz des Jahres 1953 fast wie folgt zusammen: *Für die Ilseder Hütte hat die Entflechtung dank der geschickten Arbeit ihrer führenden Männer verhältnismäßig geringe Amputationen gebracht. Der Konzern ist im Großen gesehen zusammen geblieben. Die Hüttenwerke gehören zu den wenigen in Deutschland, die einen großen Teil ihres Kohlen- und Koksbedarfs sowie Ihres Erzbedarfs aus eigenen Unternehmen decken können. Daher steht der Konzern auf einer sehr gesunden Basis.*<sup>41</sup> Dr. Bode wurde (wohl nach der Pensionierung) Mitglied des Aufsichtsrats der Ilseder Hütte AG (Holding) und Vorsitzender des Aufsichtsrats der Industrie und Handels AG.<sup>42</sup>

## 5. Der Politiker

Nach dem sich Dr. Bode bereits in der Weimarer Republik (partei-)politisch engagiert hatte, setzte er dieses Engagement sofort nach der Kapitulation fort. Kontakte aus der Zeit vor 1933 halfen dabei.

Dabei ist zu bemerken, dass dieses Engagement neben der zeit- und nervenaufreibenden Tätigkeit für die Ilseder Hütte und angesichts der damaligen Verkehrsverhältnisse schon erstaunlich war. Die Arbeitskraft von Dr. Bode muss beachtlich gewesen sein.<sup>43</sup> Er wurde bereits im April 1945 von den Amerikanern in einen „Fünferausschuss“ berufen, der die Interessen der Peiner Bevölkerung gegenüber den Besatzungstruppen vertreten und den Aufbau der kommunalen Selbstverwaltung übernehmen sollte. Dr. Bode hatte das Personaldezernat zu leiten.<sup>44</sup> Er war zunächst auch als Bürgermeister vorgesehen, lehnte aber im Hinblick auf seine Tätigkeit für die Ilseder Hütte ab.<sup>45</sup>

Seine Aktivitäten im Vorfeld der Gründung der Niedersächsischen Landespartei sind bereits an anderer Stelle ausführlich geschildert worden.<sup>46</sup>

---

S. 114–122; Arthur ZECHEL: Die Geschichte der Stadt Peine. Band 3. Peine 1982, S. 389/390. Die Bewältigung der Entflechtung scheint immense Arbeitskräfte in der Verwaltung der Ilseder Hütte gebunden zu haben. Jedenfalls befindet sich in den Unterlagen eine 54 Seiten umfassende „Stichwortübersicht über Entflechtung und Neuordnung der Ilseder Hütte 1945–1952 nach den Akten-Unterlagen des Büro Dr. Bode“ zzgl. einer 17 Seiten umfassenden Zusammenfassung. Die Stichwortübersicht ist in fünf Zeitabschnitte gegliedert. Hinzukommen zwölf Anlagen. (NLA-StA WF 1009 N Zg. 55/2001 Nr. 7497; Nr. 7498; Nr. 7499; Nr. 7500).

41 K. H. HERCHENRÖDER, Joh. SCHÄFER, Manfred ZAPP: Die Nachfolger der Ruhrkonzerne. Düsseldorf 1953, S. 327.

42 Wie Anm. 34, S. 323 bzw. 326; TREUE (wie Anm. 18), S. 718; DERS. (wie Anm. 40), S. 121. (Die Industrie und Handels AG hatte verschiedene Beteiligungen der Ilseder Hütte übernommen).

43 Ob er „gesundheitlich ruiniert“ war (so Claudius SCHMIDT: Heinrich Hellwege der vergessene Gründervater – Ein politisches Lebensbild. Stade 1991, S. 55) muss angesichts seiner Arbeitslast doch sehr bezweifelt werden; allerdings scheint es der Ehefrau gesundheitlich sehr schlecht gegangen zu sein. Dr. Bode schreibt am 15.1.1952 von einer „Geisteskrankheit“ NLA-StA WF 1009 N Zg. 55/2001 Nr. 3571.

44 NLA-HStA Hannover VVP 40 Nr. 59 „Die alliierte Militärregierung hat ernannt:“ (Flugblatt?); ZECHEL (wie Anm. 40), S. 386.

45 NLA-HStA Hannover VVP 40 Nr. 63.

46 SCHULZE (wie Anm. 1).

Dr. Bode verfolgte zunächst die Idee einer überkonfessionellen bürgerlichen Sammlungsbewegung u. a., weil es Hinweise gab, wonach die Militärregierungen nur eine bürgerliche Partei zulassen würden.<sup>47</sup> So schrieb Bode am 31.12.1945:<sup>48</sup>

Nach der Besetzung flammte hier in Niedersachsen, vor allem in der Heide, die welfische Begeisterung lebhaft empor, und nur mit Mühe waren die guten alten Hannoveraner vor unsinnigen Schritten zurückzuhalten. Die Wahlergebnisse in einem Nachbarkreise, in dem versuchsweise Wahlen abgehalten sind, haben auch jetzt noch ein so starkes Übergewicht der Stimmen für die Niedersächsische Landespartei ergeben, dass dagegen alle anderen bürgerlichen Richtungen vollkommen verschwanden. Im Kreise Gifhorn sollen 80 % der Stimmen für [uns] und die uns angeschlossenen, allerdings hier wenig zahlreichen Christlichen Demokraten abgegeben sein. Da die Christlichen Demokraten in ganz Deutschland wohl die stärkste bürgerliche Partei sind und einstweilen nur eine bürgerliche zugelassen werden soll, haben wir Einigungsverhandlungen geführt mit dem Ziel, alle bürgerlichen Gruppen zu einer Partei zusammenzuschließen. Die Deutsch-Hannoveraner müssen hierfür ihren alten Monarchiedanken zunächst zurückstellen, während die anderen Parteien den Heimatgedanken und die föderale Gliederung des Reiches stärker betonen müssen. Die Verhandlungen liegen jetzt in den Händen von Herrn Dr. Menge. Ich hoffe, dass sie inzwischen zum Abschluß gekommen sind. Wir würden dann hier eine sehr starke bürgerliche Gruppe haben.

Zunächst konnte sich Dr. Bode mit seiner Konzeption nicht durchsetzen, er mag auch insoweit ein Außenseiter gewesen sein.<sup>49</sup> Letztlich hat sich seine Idee durch das Aufgehen aller bürgerlichen Parteien bis auf die FDP in der CDU historisch durchgesetzt. Insgesamt erstaunt, wie schnell nach der Kapitulation der politische Wettbewerb (wieder) begann.

Am 8.8.1945 schrieb Bode an den ehemaligen Hannoveraner Oberbürgermeister Dr. Menge<sup>50</sup>: *Nachdem jetzt die Erlaubnis zu Parteigründungen vorliegt, müssen wir uns regen. Schon einige Tage vor Bekanntmachung dieser Erlaubnis ist von sozialistischer Seite die Organisation aufgezoogen und es sind sogar öffentliche Versammlungen abgehalten. Für unsere Gruppe ist, wenn nicht bald etwas gemeinschaftliches geschieht, eine heillose Zersplitterung zu befürchten.*<sup>51</sup>

Der Politiker Wolfgang Bode sorgte sich jedoch nicht nur um die Entwicklung in Niedersachsen. Auch in der Peiner Kommunalpolitik war er präsent. Am 15.10.1945 stellte er mit fünf weiteren Peinern den Antrag, die NLP für den Kreis Peine zuzulassen. Beigefügt waren neben den Statuten „Proposals of temporary directives for the NLP“ mit den Gliederungspunkten: 1. Grundsätzliches, 2. Deutschland,

47 Hans-Georg ASCHOFF: Die Deutsche Partei – Aufstieg und Niedergang einer Regionalpartei. In: Herbert OBENAU: Nachkriegszeit in Niedersachsen. Beiträge zu den Anfängen eines Bundeslandes. Bielefeld 1999 (Hannoversche Schriften zur Regional – und Lokalgeschichte 12), S. 73–85 hier S. 77.

48 NLA-StA WF 1009 N Zg. 55/2001 Nr. 2217.

49 SCHULZE (wie Anm. 1), S. 232

50 Vgl. Dirk BÖTTCHER u. a. (Hrsg.): Hannoversches Biographisches Lexikon. Hannover 2002, S. 249/250.

51 NLA-HStA Hannover VVP 40 Nr. 24.

3. Großbritannien, 4. Innerpolitische Zielsetzung, 5. Wirtschaftspolitische Grundsätze, 6. Forderungen auf sozialem Gebiet, 7. Forderungen auf kulturellem Gebiet.<sup>52</sup>

Neben seinen vielfältigen politischen Kontakten hielt Dr. Bode engen Kontakt zum Welfenhaus bis hin zu Jagdeinladungen und gesellschaftlichem Verkehr im Haus der Peiner Brauereifamilie Härke.<sup>53</sup> Darüber hinaus hatte Bode eine Vielzahl von Anfragen zu bearbeiten, die sog. „Persilscheine“ zum Ziel hatten. Unter den Bittstellern war auch Personal der Konzentrationslager in denen er gesessen hatte. Teilweise war er sogar um „Versicherungen an Eides Statt“ gebeten worden. Die Anfragen zogen teilweise längere Korrespondenz nach sich. Nicht immer kam Dr. Bode den Wünschen nach. Auch sehr zurückhaltende Formulierungen kamen vor.<sup>54</sup>

## 6. Schluss

Die Weichenstellung im Mai 1945 und in den Folgemonaten mag nicht so entscheidend gewesen sein wie im Gründungsjahr 1858, aber dramatisch war sie, denn die Wiederaufnahme der Produktion der Ilseder Hütte bedeutete eine Perspektive für die Mitarbeiter der Ilseder Hütte, für Stadt und Landkreis Peine und weit darüber hinaus. Noch heute ist die Peiner Träger GmbH als Rechtsnachfolger der Ilseder Hütte der größte Arbeitgeber im Landkreis Peine.<sup>55</sup> Wolfgang Bode trug also größte Verantwortung.

Dabei war seine Bestellung zum Custodian durch die Militärregierung nicht ohne Risiko. Musste er doch als ehemaliger KZ-Insasse mit einer erheblichen Anzahl von (ehemaligen) Nationalsozialisten zusammenarbeiten. Um so erstaunlicher, dass dieser Mann trotzdem noch Zeit und Muße fand, sich um die politische Entwicklung Niedersachsens zu kümmern.

Eine Ehrung über den Tod hinaus – z. B. durch Benennung einer Straße – hat er bisher nicht erfahren.

<sup>52</sup> NLA-HStA Hannover VVP 40 Nr. 21.

<sup>53</sup> NLA-HStA Hannover VVP 40 Nr. 19.

<sup>54</sup> Aus den Akten ergeben sich ca. 80 Anfragen. NLA-HStA Hannover VVP 40 Nr. 65–67.

<sup>55</sup> Es sei auf die Neuerscheinungen zur Geschichte der Ilseder Hütte hingewiesen: Jens BINNER: *Menschen der Ilseder Hütte 1888–1956. Werksfotographie im Wandel der Zeit*. Peine 2008; Förderverein „Haus der Geschichte“ Ilseder Hütte e.V. (Hrsg.): *Ilseder Hütte – ein Unternehmen prägt die Region. 1858–2008*. Peine 2008; Landkreis Peine (Hrsg.): *StahlZeit. 150 Objekte zu 150 Jahren Stahl* [Ausstellungskatalog]. Peine 2008; Adolf STÖHR: *Gerhard Lukas Meyer – Vater der Ilseder Hütte*. Erfurt 2008; Carsten WATSACK: „Ich fuhr den letzten Roheisenzug“. Als Lokomotivführer bei der Ilseder Hütte“. *Ilsede* 2008; zuletzt Horst A. WESSEL: *150 Jahre – von der Ilseder Hütte zum Salzgitter-Konzern 1858 bis 2008*. In: *BsJb* 90 (2009) S. 199–214.



# Der Herzog und die Magd: Vertrauliche Briefe des Herzogs Friedrich Ulrich zu Braunschweig-Lüneburg an seinen Kammerpagen Adam von der Tann

von

Brage Bei der Wieden

## Einleitung

Natürlich muss man sich fragen, ob es übergeordneten Interessen dient und richtig ist, intime Wünsche eines anderen Menschen, von denen man zufällig Kenntnis erlangt hat, offen zu legen. Denn es kann nicht das Ziel sein, durch eine solche Veröffentlichung Sensationsgier und Voyeurismus zu kitzeln. Im Fall der hier abgedruckten Briefe handelt es sich aber darum, eine längst verstorbene Person des öffentlichen Lebens besser zu verstehen, eine Person, deren Handlungen und Meinungen das Schicksal vieler Menschen beeinflusste, die außerdem von der Geschichtsschreibung sehr kritisch betrachtet wurde.

Über die Person des Herzogs hinaus muss jedoch das Typische seiner Auffassungen, der Blick in das Geflecht seiner persönlichen Mentalität und einer sich wandelnden Ethik Interesse erwecken.

Herzog Friedrich Ulrich lebte seit 1623 von seiner Frau Anna Sophie, einer brandenburgischen Prinzessin, getrennt. Den Ehebruch der Herzogin und die Verachtung, die sie für den Gemahl empfand, hatten abgefangene Briefe offenbart. Bloßgestellt und gedemütigt gelang es Friedrich Ulrich dennoch nicht, die Scheidung zu erreichen, weil das Haus Brandenburg daran kein Interesse hatte und von Kursachsen keine Unterstützung zu erlangen war. So lebte der Herzog, wiewohl verheiratet, ohne Frau.<sup>1</sup>

Nun würde man vermuten, dass ein frühabsolutistischer Fürst Gelegenheiten gefunden hätte, sich zu trösten. Im 16. Jahrhundert hatten Welfenfürsten Konkubinate unterhalten: Heinrich der Jüngere, dem seine Geliebte Eva von Trott neun Kinder gebar, und – unbekümmerter noch um die öffentliche Wahrnehmung und seine Ehefrau – Erich der Jüngere, der mit der Niederländerin Katharina von Weldom zusammenlebte.<sup>2</sup> Die neue Sittlichkeit des 16. Jahrhunderts wie auch die Gewissens-

1 NLA-StA WF 1 Alt 23 Nr. 180–196. Vgl. Julius Otto OPEL: Der niedersächsisch-dänische Krieg. Erster Band. Halle 1872, S. 580–583, Jill BEPLER: Tugend- und Lasterbilder einer Fürstin: die Witwe von Schöningen. In: *L'Homme. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft* 8 (1997), S. 218–231. Zur Biografie des Herzogs s. zuletzt Friedrich WAGNITZ: Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel. Ein glückloser Fürst in schwerer Zeit. In: *Jahrbuch der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte* 87 (1989), S. 51–70 und BBL 2006, S. 234 f.

2 Vgl. H. VON STROMBECK: Eva von Trott, des Herzogs Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel

bildung durch die Reformation führten aber dahin, solche Verhältnisse stärker zu problematisieren. Schon Heinrich hatte Eva von Trott nach einer Scheinbeerdigung an einem geheimen Ort verbergen müssen. Die reformatorischen Theologen legten an die Reinheit der Ehe noch strengere Maßstäbe an und kannten, wenn Hurerei zu strafen war, keine Gnade.

Da das weltliche Recht – so die Reichspolizeiordnung von 1530, erneuert 1577 – „leichtfertige Beywohnungen“ nicht duldete<sup>3</sup> und das Kirchenrecht die Hurerei verdammt, musste auch ein Fürst, der sich an diese Normen gebunden fühlte, wenn er seine Bedürfnisse befriedigen wollte, auf andere Wege sinnen.

Friedrich Ulrich argumentierte in seinen vertraulichen Briefen ganz in der Tradition der lutherischen Bibelauslegung. 1. Mose 2, 18 folgend („Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei ...“) hatte Luther erklärt, es sei ein notwendig, natürlich Ding, dass alles, was ein Mann sei, ein Weib haben müsse. Drei Gründe erkannte er für eine Scheidung an: körperliche oder geistige Unfähigkeit, Ehebruch, Verweigerung der ehelichen Pflichten. Friedrich Ulrich konnte im Hinblick auf Anna Sophie das Wort des Reformators für sich geltend machen: Denn wer seine Ehe bricht, der hat sich schon selbst geschieden und ist für einen toten Menschen zu achten.

Der Apostel Paulus hatte im ersten Brief an die Korinther (7, 9) gesagt, es sei besser freien denn brennen, und Luther in seiner Erläuterung der dritten Ursache für die Scheidung dem Mann eine neue Partnerwahl zugestanden: Willst du nicht, so will eine andere; will die Frau nicht, so komme die Magd.<sup>4</sup>

Gut möglich, dass Friedrich Ulrich den Fall des Landgrafen Philipp von Hessen kannte. Dieser hatte versucht, so die Forschung, „die klassische Konkubinenform zugunsten einer, wenn auch fragwürdigen Eheform zu überwinden“. Viel beredet worden waren auch die Konsequenzen, die Wilhelm von Oranien aus seiner unglücklichen Ehe mit Anna von Sachsen zog, indem er die Ehe als nichtig betrachtete und sich neu vermählte.<sup>5</sup>

Nun gestaltete sich für den Herzog die Wahl wahrscheinlich nicht ganz einfach, da mit seiner Frau auch das ganze Frauenzimmer fehlte: die ledigen Hofdamen und Zofen, die sonst häufig Objekte fürstlicher Begierden waren. Überhaupt war seine

---

Geliebte, und ihre Nachkommenschaft. In: Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde 2/3 (1869), S. 11–57; Helga Maria KÜHN: Eine „unverstorbene Witwe“. Sidonia, Herzogin zu Braunschweig-Lüneburg, geborene Herzogin zu Sachsen 1518–1575. Hannover 2009 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen 247), S. 102–104.

3 Tit. XXVI. Neue und vollständige Sammlung der Reichs-Abschiede. Dritter Theil. Frankfurt/M. 1747, S. 393. Für Braunschweig-Wolfenbüttel ist die landesherrliche Verordnung zu Ehebruch, Hurerei und andere Unzucht, imgleichen Mantelkinder vom 3.1.1593 zu vergleichen. Leopold Friedrich FREDERSDORFF: Promptuarium der Fürstlichen Braunschweig-Wolfenbüttelschen Landes-Verordnungen in einem wesentlichen Auszuge derselben. Blankenburg 1775, S. 208–211.

4 Vom ehelichen Leben. In: D. Martin LUTHERS Werke. Kritische Gesamtausgabe. 10. Band. Zweite Abteilung. Weimar 1907, S. 267–304.

5 Philipp hatte sich eine Nebenehe als der Heiligen Schrift nicht widersprechend theologisch legitimieren lassen. Seiner Frau Christine hatte er zuvor versichert, dass nur die mit ihr gemeinsamen Kinder in die Erbfolge eintreten sollten. Vgl. Georg SCHNEIDER-LUDORFF: Der fürstliche Reformator. Theologische Aspekte im Wirken Philipps von Hessen von der Homberger Synode bis zum Interim. Leipzig 2006 (Arbeiten zur Kirchen- und Theologiegeschichte 20), S. 190–198.



Lebensführung als Flüchtling in Braunschweig denkbar beenzt und nicht mit einer fürstlichen Hofhaltung zu vergleichen, wie sie vor dem Dreißigjährigen Krieg in Wolfenbüttel bestanden hatte. Das Interesse des Herzogs erregte eine Waschmagd, und fern davon, nur ein Abenteuer zu suchen, dachte er über eine morganatische Ehe nach.

Das Matrimonium ad morganaticam oder die Ehe zu linker Hand ist eine Einrichtung des Fürstenrechts: eine Ehe zwischen Personen ungleichen Standes, für die durch Vertrag Ausnahmen vom Standes- und Erbfolgerecht der Ehegatten und der Kinder festgesetzt werden. Einen rechtlichen Rahmen bot hierfür das langobardische Lehnrecht, das in Deutschland im 16. Jahrhundert rezipiert und bis zum Ende der Monarchie fortgebildet worden ist.<sup>6</sup>

Aus der Zeit Friedrich Ulrichs sei als Beispiel die Ehe des Fürsten Georg Aribert zu Anhalt(-Dessau) mit der Tochter eines Hauptmanns von Krosigk angeführt. Kraft des Ehevertrags von 1637 sollte die Gemahlin, Johanne Elisabeth von Krosigk, in ihrem adligen Stande verbleiben und nicht in fürstlichen, gräflichen oder freiherrlichen Stand treten. Für die Kinder wurde die Erbfolge ausgeschlossen; sie sollten mit einigen Gütern und 45 000 Talern abgefunden werden.

Aus der braunschweigischen Geschichte kennen wir gleichfalls Beispiele. Herzog August der Ältere heiratete etwa 1633 Ilse Schmiedichen, die Tochter eines Amtmanns, und bedachte sie reich in seinem Testament. Die gemeinsamen Kinder hatten kein Anrecht auf Erbfolge.<sup>7</sup> Und 1681 schloss Herzog Rudolf August mit Rosine Mente, einem Kammermädchen seiner verstorbenen ersten Frau, die Ehe. Als „Madame Rudolphine“ erfreute Rosine sich der Achtung der Hofgesellschaft, ohne jedoch öffentlich in Erscheinung zu treten.<sup>8</sup>

Mit den Vorstellungen von höfischer Gesellschaft im Absolutismus verbindet sich gemeinhin eher die Institution der Mätresse.<sup>9</sup> Agens Sorel, die Geliebte König Karls VII. von Frankreich, begegnet schon Mitte des 15. Jahrhunderts als maitresse

6 Die Rechtentwicklung beleuchten Albert BOENICKE: Die Ehe linker Hand. Ein Beitrag zur Lehre vom deutschen Fürstenrecht mit kurzen Ausblicken auf das fremde Recht. Berlin 1915 [Diss. iur. Leipzig 1905]; Dietmar WILLOWEIT: Standesungleiche Ehen des regierenden hohen Adels in der neuzeitlichen Rechtsgeschichte. Rechtsstatsachen und ihre rechtliche Beurteilung unter besonderer Berücksichtigung der Häuser Bayern und Pfalz. München 2004 (Bayerische Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Klasse. Sitzungsberichte 2004, Heft 5). Den Blick auf die symbolische Praxis richtet Michael SIKORA: Ungleiche Verbindlichkeiten. Gestaltungsspielräume standesverschiedener Partnerschaften im deutschen Hochadel der Frühen Neuzeit. In: zeitenblicke 4 (2005), Nr. 3: <http://www.zeitenblicke.de/2005/Sikora/index.html> (14.3.2010).

7 NLA-HStA Hannover Celle Or. 1 Nr. 173/3; Cal. Br. 22 Nr. 1702.

8 O. HAHNE: Rosine Elisabeth Menten, die morganatische Gemahlin des Herzogs Rudolf August. In: Braunschweigisches Magazin 1920, S. 54–59, 61–63.

9 Angesichts der Bedeutung, die das Maitressenwesen für die höfische Gesellschaft besaß, erstaunt es, dass es an einer wirklich eingehenden Analyse noch fehlt. Ich nenne nur Karl BIEDERMANN: Deutschland im 18. Jahrhundert. Band 2. Teil 1. 2. Aufl. Leipzig 1880. ND Aalen 1969, S. 100–105; Sybille OSSWALD-BARGENDE: Sonderfall Maitresse? Beobachtungen zum Typus des Favoriten aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive am Beispiel der Christina Wilhelmina von Grävenitz. In: Zeitschrift für Historische Forschung, Beiheft 32 (2003), S. 137–154; Michaela HOKAMP: Mätresse. In: Enzyklopädie der Neuzeit. 8. Stuttgart 2008, Sp. 163–165 sowie – eher psychologisch-populär – Victoria GRIFFIN: The Mistress. Histories, Myths and Interpretation of the „other woman“. London 1999.

en titre, und im 18. Jahrhundert wurde es als Fürstenrecht betrachtet, neben der Ehefrau Mätressen zu unterhalten. Der erste braunschweigische Fürst, der Mätressen erwählte, war – gegen Ende des 18. Jahrhunderts – Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, eine Sitte, so die Landesgeschichtsschreibung, die er von katholischen Höfen mitbrachte.<sup>10</sup> Eine Mätresse aber lag außerhalb des Horizonts seines Vorgängers Friedrich Ulrich.

Seine vertraulichen Schreiben richtete er an den Kammerpagen Adam von der Tann. Dieser hatte zunächst seit 1617, zeitweise gemeinsam mit Dietrich von Kniedt, wohl seinem Vetter, als Edelknabe (*Paßjunge*)<sup>11</sup> gedient.<sup>12</sup> Am 23.3.1632 bat er anlässlich seiner Wehrhaftmachung um eine Gratifikation: Er habe nunmehr ins 15. Jahr bei Hofe treu und fleißig gedient.<sup>13</sup> Sein Geburtsdatum lässt sich aus diesen Angaben nicht sicher erschließen. Die Wehrhaftigkeit setzte in der Regel ein Alter von wenigstens 18 Jahren voraus. Er mag daher um 1610 geboren sein und wäre demnach im Jahr 1628, als der Herzog seine vertraulichen Briefe an ihn richtete, etwa 16 Jahre alt gewesen.

1632 übertrug der Herzog ihm das Amt eines Oberförsters an Oder, Asse und Elm.<sup>14</sup> Auch unter dem neuen Herzog, August d. J., erhielt er am 25.1.1636 eine Bestallung als Oberförster und Kammerjunker; am 4./14.9.1638 wurde er als Kammerjunker an den kaiserlichen Hof gesandt; im April 1642 zum Oberförster in Blankenburg ernannt.<sup>15</sup>

Adam von der Tann erlangte durch das unten unter Nr. 6 abgedruckte Schreiben 1632 die Lehnsanwartschaft auf die Besitzungen des eben verstorbenen Lehnsekretärs Erich Leonhard, nämlich zwei Hufen Landes in Weferlingen, neun Hufen in Groß Winnigstedt und sechs Hufen in Halchter. 1645 befreite der Herzog August d. J. den Gutshof in Halchter von allen Abgaben.<sup>16</sup> 1653 erreichte von der Tann die Allodifikation seiner Höfe in Halchter, Winnigstedt und Wäterlingen.<sup>17</sup> Der Hof in Groß Winnigstedt galt 1665 als schriftsässig und wurde 1686 als Rittergut anerkannt.<sup>18</sup> Gemeinsam mit seiner Frau Clara Barbara, einer geborenen von Rux-

10 Karl VENTURINI: Handbuch der vaterländischen Geschichte für alle Stände Braunschweig-Lüneburgscher Landesbewohner. Dritter Theil. Braunschweig 1806, S. 279, Vierter Theil. Braunschweig 1809, S. 216. Vgl. Eduard VEHSE: Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation. Dritte Abtheilung, Fünftter Theil. Hamburg 1853, S. 269: „Carl Wilhelm Ferdinand schämte sich seiner unehelichen Kinder, hatte aber Concubinen bis an sein Ende.“

11 Eins der Wörter aus dem höfischen Bereich, die offenbar schon im 16. Jahrhundert aus dem Italienischen (*paggio*) und nicht erst im späteren 17. Jahrhundert aus dem Französischen entlehnt worden sind, vgl. Losiamment (*allogiamiento*) und Karussell (*carosello*).

12 NLA-StA WF 17 III Alt Nr. 83.

13 Volker RUSTEBERG: Geschichte des Dorfes Halchter. Wolfenbüttel 1988 (Beiträge zur Geschichte der Stadt Wolfenbüttel 2), S. 119.

14 NLA-StA WF 4 Alt 10 I. Vgl. Ludwig MEYER: Niedersächsische Förster. Hannover 1994 (Ms.), S. 611, Nr. 5859.

15 NLA-StA WF 3 Alt Nr. 484.

16 RUSTEBERG (wie Anm. 13).

17 Zu vergleichen: Gesine SCHWARZ: Die Rittersitze des alten Landes Braunschweig. Göttingen 2008, S. 166.

18 Hermann KLEINAU: Geschichtliches Ortsverzeichnis des Landes Braunschweig. L-Z. Hildesheim 1978, S. 714 (2334 4e)-nach NLA-StA WF VI HS 14 Nr. 68 Bd. 2.

leben, stiftete Adam von der Tann 1647 den Altar der Kirche in Halchter und 1655 das Taufbecken.<sup>19</sup>

Er starb Anfang November 1666 und wurde in der Kirche in Halchter beigesetzt.<sup>20</sup>

## Die Briefe

Eigenhändige Schreiben des Herzogs auf je einem Doppelblatt Folio, beiliegend zeitgenössische Abschriften

NLA-StA WF 1 Alt 10 Nr. 71<sup>21</sup>

1

Lieber Adam, ich bin willens, wills Gott, auff zukünftige heilige drey konigen tage zu dem tische des herrn zu gehen, welchs wirt sein der 6. Januarii, und nemlich als heute dienstack uber 14 tage. Werdet euch derwegen wissen darnach zu richten und daselbige den andern dienern auch anzusagen wissen. Geben Wolfenbüttel, den 23. Decembri anno 1628

Ewr gnediger her und vater allezeit

Friedrich Ulrich

2

Lieber Adam, ihr wisset woll, was ich gegen euch lest mall gedacht habe, im closter Lockum, nemlich das ich die entwichene gemahlin nimmermehr zu mihr nhemen will, will auch mich nimmermehr verheuraten, dan das habe ich verredett undt will es nuhn undt nimmermehr thuen, derwegen will ich auf ander mittel gedencken, dan an denn himmell kann ich nicht halten, dan ich bin ein mensch, und das mak iederman woll wissen, da frage ich nicht darnach.

Ewr gnediger her und vater allezeit

Friedrich Ulrich

3

Lieber Adam, du weist wöll, das ich dihr vor 8 tagenn gesaget habe, das ich an dich schreiben wölte. So thue ich dihr in geheim zu wissen, wie du woll weist, das nuhnmehr 6 jahr sein, das meine gemahlin von mihr gewesen ist; nun muß ich be-

<sup>19</sup> RUSTEBERG (wie Anm. 13), S. 104, 108.

<sup>20</sup> Chronicon Der Stadt und Vestung Wolfenbüttel, in sich haltend des seel. Herrn Ober-Amtmanns Christoph WOLTERECK Begräbniß-Buch der Kirchen B. M. V. zu Wolfenbüttel ... von Rud. August. NOLTENIO. Blankenburg/Helmstedt 1747, S. 569.

<sup>21</sup> Die Edition orientiert sich an den Empfehlungen zur Edition frühneuzeitlicher Texte. In: Jahrbuch der historischen Forschung in der Bundesrepublik Deutschland. Berichtsjahr 1980. Stuttgart 1981, S. 85–96.

kennen, das ich ein mensch bin, undt habe mich so lange enthalten, als ich immer habe thun kunnen. Nuhnmehr aber will es mitt mir nicht mehr sein, derowegen erofne ich dihr im vertrauen, das du wöllest mitt meiner waßmagett Catharinen Schulzen reden, auff solche weise, das ich eine liebe auff ihr gewonnen, nicht aus unkeuscheit, sondern auß rechtlicher liebe undt auff solcher artt, das ich bey ihr trew bleiben will, undt sie dagegen bey mir auch, so lange wihr mitt einander leben. Sofern sie aber verlobt wehre, so sollte es sein verbleiben haben; wollest sie auch erinnern, sie muchte das in geheim behalten, sie willgichte darinn oder nicht. Dan sollte es auskommen, undt sonderlich unter die geistlichen, so wehre es weitt genug ausgepreittett, derwegen sollte sie dihr angeloben, das sie es weder einem geistlichen oder anderm sagen solle, sie sage ja oder nein, den schwingen will ich sie nicht. Hett sie auch beliebung mit mir selbst darauß zu reden, das wolde ich gerne thun undt retlicher weiß nicht etwas wider ihren willen anzumuten. Dargegen verspreche ich dihr tausentt thaler, aber nicht auß diesen ursachen, sondern wegen deiner trewen, undt darzu meinen degen, den ich stets trage, oder was heute oder morgen noch loß fallen muchte hier im lande, undt das will ich dihr fürstlich halten, die antwort, die du bekommen wirst, die thue schriftlich na mir undt nicht mundtlich, das es nicht laut wirdt undt verbrenne diesen briff alsobaldt undt lass dich gegen keinants merken, auch wider mich selbst nicht.

Dein gnediger her undt vatter allezeit

Friedrich Ulrich

Lieber Adam, kann es mitt dieser nicht sein, so must du auff eine andere gedencken, dan ich lenger so nicht leben kann oder ich werde kranck, das ich woll gar sterben muste, dan die natur will es nicht lenger leiden; du kanst es ihr auch darneben berichten, wenn ihre erklerung vernommen habe, das ich mich also liegen sie erzeigen wolle, sie solle mitt mir zufrieden sein, nicht alleine in wortten sondern in den thaten.

4

Lieber Adam, ich habe aus deiner antwort vernommen, was du mir hast vor einen bericht gethan von derselbigen person, nemlich das sie verlobet sein soll. Nun soll mich Gott vor behuten, das ich mehr darauf gedenken soll. Aber sonsten kann ich dihr gewisslich nicht vorenthalten, wie ich dihr schon vor etzlichen tagen geschrieben habe, das nunmehr 6 halbt jahr meine gewesene gemahlin von mir gewesen ist, undt ich lenger so nicht, wie ich woll gemeinet, leben kann. Derwegen ich gedencken werde auf eine person, die mir woll gefellet undt meines humors ist, die ich dan ehelicher weise will bey mir haben undt so lange ich leben werde ihr trew bleiben undt das wirdt sie mir auch thun, dan unehrlicher weise begehre ich keine, wie ich sie dan dihr woll nennen will, wan 4 oder 5 tage vorüber sein, wie ich dan nicht sweifele, sie darinnen consentiren wirdt, dieweill ich sie ehelicher weise begehre, dan erst wan dieselbige person gewilliget hatt, will ich woll suchen, wie wihr neher zusammen kommen können. Lieber Adam, hier ist sie nicht, sondern an einem andern ortt, wie ich dan dihr diese tage woll berichten will, dan ich kann dihr

versichern, das es viel besser ist, wan ich es so anfang, als wen ich sonst ergerlich lebte; dan langer allein zu leben ist mihr nicht gutt – und die natur will es auch nicht leiden. Ich muchte sonst einmahl kranck werden undt auch woll gahr sterben, so balde ich nuhn werde darmit richtich sein, will ich dihr alsobaltd diesen degen undt 2 hundert thaler verehren, ob die person schon nicht meines gleichen ist, undt will dihr darauf einen revers geben, das ich es furstlich halten will.

Dein gnediger her undt vatter allezeit: Friederich Ulrich

5

Ich, Friederich Ulrich, herzog zu Braunschweich undt Lunenburg, verspreche furstlich undt bey wahren wortten, das so balde ich dieses werck mit derselbigen person ehelicher weise habe geschlossen, ob sie schon nicht meines gleichen ist, das ich alsdan Adam von der Danne, meinem cammerpagen, meinen degen, den ich stets trage, darzu 2 hundert thaler alsobaltd verehren will, sonder list undt gefehrde. Geben Wolfenbittel, den 28. Januarii anno 1628.

Friederich Ulrich

6

Nachdem Unser lensecretarius Ehrich Leonhartt mitt dott ahne menliche erben abgethan, Adam von den Thannen mitt allen ihenigen len, so der secretarius von Uns gehabt, hinwider angesehen haben, so ferne nicht bey seinen lebzeitenn andere damit angesehen. Braunschweich, den 12. Februarii anno 1632.

Friederich Ulrich.<sup>22</sup>

---

<sup>22</sup> Adam von der Tann hatte am selben Tag – Erich Leonhard war am 11. Februar 1632 gestorben – um die Belehnung mit diesen Gütern nachgesucht. NLA-StA WF 27 Alt Nr. 1468.





# Eine Vogelschaudarstellung der Stadt Braunschweig von 1683

von

Hans-Martin Arnoldt

Vogelschaubilder sind zeichnerisch-malerische Darstellungen eines Landschaftsausschnittes, die in der Regel in Zentralperspektive mit sehr hoch liegendem Augenpunkt auf eine schräge Bildebene ausgeführt sind, was zur perspektivischen Verkürzung des Grundrisses führt. Sie entsprechen daher einer heute üblichen Luftbildschrägaufnahme.<sup>1</sup>

Von der Stadt Braunschweig sind eine ganze Reihe von Vogelschaubildern des frühen 17. Jahrhunderts überliefert, vornehmlich Darstellungen mit Belagerungsszenarien. In der umfassenden Veröffentlichung von Jürgen Mertens über die Geschichte der Stadt Braunschweig in Karten, Plänen und Ansichten sind für den Zeitraum von 1605 bis 1615 vier derartige Arbeiten beschrieben.<sup>2</sup> Bei der ersten Arbeit handelt es sich um eine Kupferradierung des Malers und Kupferstechers Daniel Lindmeier mit der Darstellung der Belagerung Braunschweigs von 1605, entstanden im Auftrag des Herzogs Heinrich Julius. Die Stadt erscheint darin in ihrem ungefähren Grundriss, die Bebauung ist stark vereinfacht und schematisiert. Das zweite Vogelschaubild von 1606, ein kolorierter Kupferstich von unbekannter Hand, diente wohl als Flugblatt der Stadt Braunschweig zur Betonung ihrer starken Befestigung als sichere Handelsmetropole. Da einzelne Gebäude und Häuserzeilen hierin in parallelperspektivischer Sicht schräg abgebildet sind, kann man diese Vogelschau nur bedingt als baugeschichtliche Quelle für das einzelne Bauwerk heranziehen, dennoch vermittelt sie wesentliche Erkenntnisse für die Stadttopographie. Auch das dritte Vogelschaubild, eine Radierung von unbekannter Hand über die Belagerung von 1615, zeigt in schematisierter, gleichwohl eindrucksvoller Form die Kriegsergebnisse, ergänzt durch einen in Reimform verfassten Text. Das Stadtbild selbst scheint der Lindmeierschen Vorlage abgekupfert zu sein. Von der Belagerung des Jahres 1615 liegt eine weitere, von vier Platten gedruckte Kupferradierung vor. Auch hiervon ist kein Autor bekannt, ebenso die Abhängigkeit von der Lindmeierschen Vorlage unverkennbar.

---

1 Brockhaus ABC Kartenkunde. Leipzig 1983, S. 629; Lexikon zur Geschichte der Kartographie von den Anfängen bis zum Ersten Weltkrieg. Wien 1986, S. 863 ff.

2 Jürgen MERTENS: Die neuere Geschichte der Stadt Braunschweig in Karten, Plänen und Ansichten, Braunschweig 1981 (Nr. 10, 11, 12 und 13); vgl. auch Uwe OHAINSKI: Das digitale Bildarchiv niedersächsischer Ortsansichten. In: Historische Ortsansichten: Perspektiven eines Projektes der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen. Hannover 2002 (Datenbankeinsicht auf Anfrage im Niedersächsischen Landesarchiv) sowie Iris BERNDT: Historische Ortsansichten des ehemaligen Fürstentums Wolfenbüttel: Herzog August Bibliothek, 2007 (Datenbankeinsicht über: <https://diglib.hab.de/?db=veduten>).

Die erste annähernd abbildungsgetreue monumentale Gesamtansicht der Stadt Braunschweig von Westen, ein kolorierter Holzschnitt von dem Zeichner und Formschneider Peter Spitzer aus dem Jahre 1547<sup>3</sup> ist allerdings in einer Zusammenschau aus verschiedenen Blickpunkten ausgeführt und nicht als Vogelschaubild anzusprechen. Der Wolfenbütteler Hofastronom und Mathematiker Johannes Krabbe liefert in seiner bekannten Chorographia der Hildesheimer Stiftsfehde von 1590/91<sup>4</sup> ebenfalls nur eine Seitenansicht der Stadt Braunschweig, wogegen die etwas später um 1600 entstandene Karte der Herzogtümer Braunschweig und Lüneburg<sup>5</sup> des herzoglichen Geometers Johann Tiele die Stadt Braunschweig im Grundriss zeigt. Die Mehrzahl der Stadtansichten Braunschweigs ist als Seitenansicht<sup>6</sup> in der Art des Holzschnittes von Peter Spitzer aus dem Jahre 1547 angefertigt (Braun/Hogenberg 1574, Merian 1641, Probst/Werner 1729, Müller/Schenk 1730)<sup>7</sup>.

Bisher nicht näher bekannt sein dürfte die Darstellung der Stadt Braunschweig auf der von Johann Zacharias Ernst ausgeführten Grenzkarte zwischen den Braunschweig-Lüneburgischen Teilfürstentümern Wolfenbüttel und Celle aus dem Jahre 1683, die in der Kartenabteilung des Staatsarchivs Wolfenbüttel aufbewahrt wird.<sup>8</sup> Diese Karte trägt den genauen Titel *„Eigentlich und gantz genauer Abriß Etzlicher Streitigen Grenz-Örter zwischen Denen Beyden Hoch-Fürst[lichrn] Häusern Wolfenbüttel und Zelle, welche Von Dem Einfluß der Wove [Wabe] in die Schunter Biß auff jenseit Abbenrode sich finden. Auff Befehl zum Fleissigsten gemessen und entworffen von Johanne Zacharia Ernsten 1683.“* Sie ist im Maßstab ca. 1 : 7 000 gefertigt und hat die Maße von 140 x 128 cm. Die im Staatsarchiv Wolfenbüttel erhaltenen Grenzakten belegen die seit 1673 andauernden Bemühungen zur Bereinigung der Grenzstreitigkeiten.<sup>9</sup> In diesem Jahr korrespondierte der Wolfenbütteler Amtmann Matthaei mit dem Reichskammergericht in Speyer, um eine Kopie eines ursprünglich von Wolfenbüttel aus eingesandten Abrisses des Geometers Johann Tiele zu erlangen. Schließlich einigten sich die beiden Fürstentümer Celle und Wolfenbüttel auf eine Inaugenscheinnahme der strittigen Orte und die erneute Verfertigung eines Abrisses. Die Wolfenbütteler Justizkanzlei nahm 1683 den zu dieser Zeit in Goslar lebenden Johann Zacharias Ernst als Landmesser für diese Aufgabe in Dienst.

3 MERTENS (wie Anm. 2), Nr. 5.

4 Ebd., Nr. 4.

5 Ebd., Nr. 7.

6 Lexikon zur Geschichte der Kartographie (wie Anm. 1), S. 768 ff.

7 Gerd SPIES: Altes Braunschweig. Grafische und malerische Darstellungen aus fünf Jahrhunderten. Frankfurt 1977, S. 8 ff.; MERTENS (wie Anm. 2), Nr. 26 und 27; Braunschweig – Das Bild der Stadt in 900 Jahren. Geschichte und Ansichten. Band II: Braunschweigs Stadtbild. Braunschweig 1985, S. 32 ff.

8 NLA-StA WF K 5261; ausführliche Beschreibung bei Ernst PITZ: Landeskulturtechnik, Markscheide- und Vermessungswesen im Herzogtum Braunschweig bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Göttingen 1967 (Veröffentlichungen der Niedersächsischen Archivverwaltung Heft 23), S. 214 ff.

9 NLA-StA WF 26 Alt 88

Exkurs: Johann Zacharias Ernst<sup>10</sup>

Johann Zacharias Ernst wurde laut Eintragung im Kirchenbuch von St. Blasii zu Nordhausen am 4. Juni 1629 als Sohn eines Cyriakus Ernst getauft. Er entstammt einer dort einflussreichen Ratsfamilie, deren Angehörige hohe Ämter im Stadtrat sowie in der Petri- und Nicolaigemeinde innehatten. Erstmalig trat er 1672 mit der Anfertigung einer Karte des Stiftsamtes Walkenried in Erscheinung, die eine ausführliche Widmung an Herzog Rudolf August von Braunschweig-Wolfenbüttel enthält. In dieser Widmung bezeichnet er sich selbst als *Johannes Zacharias Ernst, Nordhusanus*. Eine für den Empfang der auf die Herstellung der Karte ausgezahlten Zuwendung ausgestellte Quittung über 10 Reichstaler vom 23. Dezember 1672 ist von *Johann Zacharias Ernst, Vice Rector zu Walckenried* [Subkonrektor der Klosterschule] unterzeichnet. Ernst erhielt von der herzoglichen Kammer weitere Spezialaufträge. Dazu gehören u. a. die Grenzvermessung für das braunschweigische Amt Thedinghausen im Jahre 1679 und die in diesem Beitrag behandelte Regulierung von Grenzstreitigkeiten mit dem Fürstentum Celle im Jahre 1683. Schließlich schlug der Helmstedter Professor Heigel Johann Zacharias Ernst zusammen mit dem an der Universität in Helmstedt ausgebildeten Henning Groskurt zur Durchführung der von den Herzögen zu Wolfenbüttel und Hannover beabsichtigten Vermessung des Kommunionharzes vor. Von Ernst stammt gemäß Heigels Empfehlung die weitaus überwiegende Zahl der Abrisse im Forstabrissbuch des Kommunionharzes. Nach 1680 führte Ernst auch Aufträge für das Gebiet um die Stadt Goslar aus. Dort lebte er noch im Jahre 1691, wie aus einem Briefwechsel von Gottfried Wilhelm Leibniz mit dem Clausthaler Bergbeamten Jobst Dietrich Brandshagen belegt ist.

Ernst unterrichtet in einer eigenhändigen Aufzeichnung über das angewandte Aufnahmeverfahren unter der Überschrift „Ausführliche und umständliche Grenzbeschreibung, wie solche im Octobri des 1683. Jahres von denen darzu Geordneten gezeigt, aufs genaueste gemessen, auch nachgehends aufgezeichnet und beschrieben worden.“<sup>11</sup> Die kolorierte Karte bildet den Grenzverlauf von Nord nach Süd parallel zur Wabe von Querum bis Rautheim ab (Nord = oberer Kartenrand). Verzeichnet sind auch die Ortschaften, Waldflächen, fließende und stehende Gewässer, Verkehrswege sowie Flurnamen, jeweils in barocker Zierschrift sorgfältig beschriftet bzw. ausgeführt. Die Stadt Braunschweig nimmt den westlichen Teil des Kartenblattes ein, und zwar in Vogelschaumanier. Dieses Vogelschaubild zeigt den Grundriss der Stadt mit dem Verlauf der Okerumflut sowie den vor der Stadt liegenden Gärten. Stadttore und Häuser sind lediglich stilisiert dargestellt. Dagegen entsprechen die Kirchen in Seitenansicht annähernd ihrem tatsächlichen Aussehen. Eingezeichnet sind folgende Kirchengebäude:<sup>12</sup>

10 Zur Biographie von Johann Zacharias Ernst zuletzt: Hans-Martin ARNOLDT: Das Atlaswerk und seine Autoren. In: Atlas vom Kommunionharz in historischen Abrissen von 1680 und aktuellen Forstkarten. Hrsg. im Auftrag des Niedersächsischen Landesarchivs und der Niedersächsischen Landesforsten von Brage BEI DER WIEDEN und Thomas BÖCKMANN. Hannover 2010, S. 43.

11 Zitiert nach PITZ (wie Anm. 8).

12 Zur Identifizierung der Kirchen wurden folgende Veröffentlichungen herangezogen: Paul Jonas MEIER, Karl STEINACKER: Die Kunstdenkmäler der Stadt Braunschweig. Braunschweig 1926;

1. St. Petri
2. St. Andreas
3. St. Katharinen
4. Brüdernkloster
5. St. Michaelis
6. St. Martini
7. St. Jakobs-Kapelle (ggf. vertauscht mit 8?)
8. St. Pauls-Kapelle (ggf. vertauscht mit 7?)
9. Dom St. Blasii
10. Paulinerkloster
11. St. Magni
12. St. Ägidienkloster

Zur Veranschaulichung sind in einer diesem Beitrag beigelegten Tafel Vergrößerungen der einzelnen Kirchendarstellungen aus dem Vogelschaubild von Johann Zacharias Ernst aus der Karte von 1683 den entsprechenden Einzeldarstellungen der Kupferstecherfamilie Beck<sup>13</sup> aus dem 18. Jahrhundert gegenübergestellt.

Resümierend darf darauf hingewiesen werden, dass viele historische Karten bei näherer Analyse so manches bisher unbekannte Detail zur topographischen Überlieferung hervorbringen können. Das von der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen vor kurzem wieder aufgenommene Projekt zum Nachweis historischer Ortsansichten<sup>14</sup> eignet sich in besonderer Weise zur Erschließung dieser Quellen.

---

Gerd SPIES: Braunschweig. Das Bild einer Stadt im 18. Jahrhundert. Arbeiten der Braunschweiger Kupferstecherfamilie Beck. Braunschweig 1976; Reinhard DORN: Mittelalterliche Kirchen in Braunschweig. Hameln 1978 (darin auch: Plan der Stadt Braunschweig im 17. Jh.); Elmar ARNHOLD: Die Braunschweiger Kemenate. Steinwerke des 12. bis 14. Jahrhunderts in Braunschweig. Braunschweig 2009 (Braunschweiger Werkstücke Band 111); Peter ALBRECHT, Henning STEINFÜHRER (Hrsg.): Die Türme von Sankt Andreas zu Braunschweig. Hannover 2009 (Braunschweiger Werkstücke Band 112); die grafische Umsetzung in den Abbildungen 3 bis 5 (Schematische Darstellung des Vogelschaubildes mit Nummerierung der Kirchen und Gegenüberstellung der Kirchendarstellungen) verdanke ich Uwe Ohainski.

13 SPIES (wie Anm. 12).

14 OHAINSKI (wie Anm. 2).



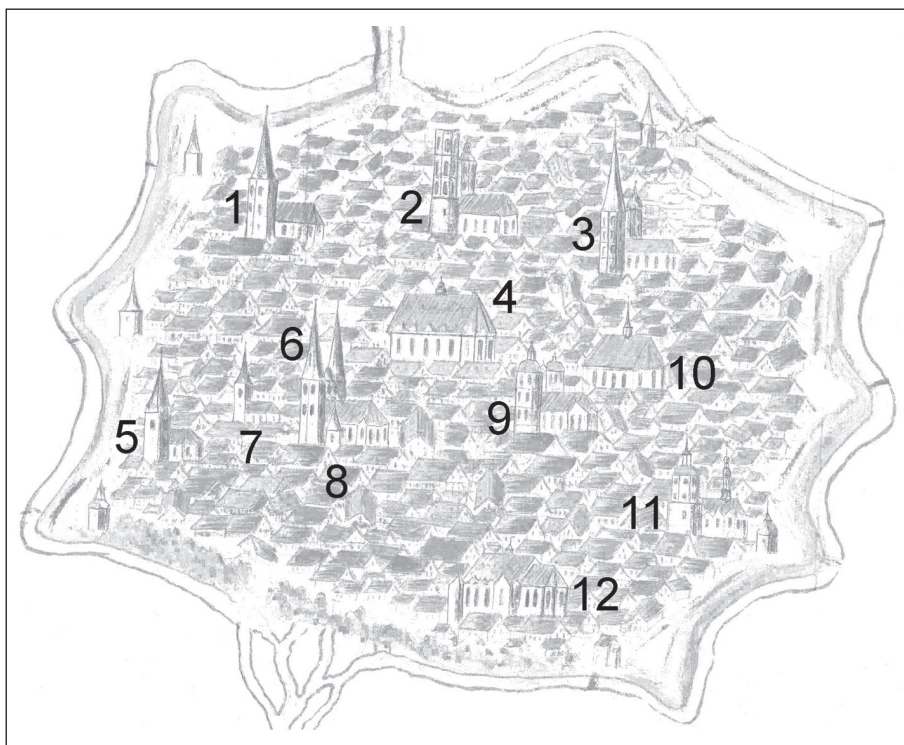
Abb. 1: Grenzkarte von 1683 (Gesamtdarstellung; Reproduktion: Niedersächsisches Landesarchiv)





Abb. 2: Vogelschaubild der Stadt Braunschweig aus der Grenzkarte von 1683  
(Farbige Detailvergrößerung; Reproduktion: Niedersächsisches Landesarchiv)





*Abb. 3: Schematische Darstellung des Vogelschaubildes von 1683 mit Nummerierung der Kirchen (Ausführung: Uwe Ohainski)*



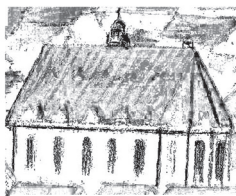
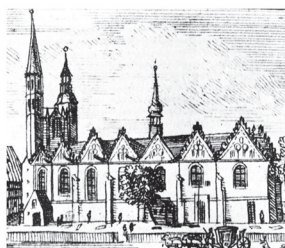
1. St. Petri



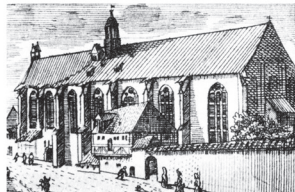
2. St. Andreas



3. St. Katharinen



4. Brüdernkloster



5. St. Michaelis



6. St. Martini



Abb. 4–5: Gegenüberüberstellung der vergrößerten Kirchendarstellungen aus dem Vogelschaubild von 1683 mit Vergrößerungen der Einzeldarstellungen der Kupferstecherfamilie Beck aus dem 18. Jh. (Ausführung: Uwe Ohainski)



7. St. Jakobskapelle



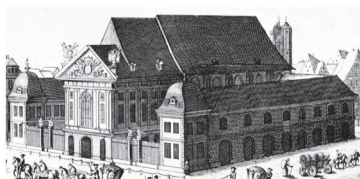
8. St. Paulskapelle



9. Dom St. Blasii



10. Paulinerkloster



11. St. Magni



12. St. Ägidienkloster





# „Schreib mir’s auf! Diktier es diesem Kinde!“

Grenzen als Erfahrungs- und Kommunikationsräume.  
Zu einem Forschungsprojekt für das Braunschweiger Land

von

Matthias Steinbach & Michael Ploenus

In Brechts „Legende von der Entstehung des Buches Taoteking auf dem Weg des Laotse in die Emigration“ wird der Alte, zunehmender Bosheit im Lande ausweichend, beim Grenzübertritt von einem Zöllner angegangen, der Kostbarkeiten vermutet. Auf die Entgegnung, dass er gelehrt habe, bleibt diesem nur die Frage: „Hat er was rausgekriegt?“, worauf die fast beiläufige Antwort fällt, „dass das weiche Wasser mit der Zeit den mächtigen Stein besiegt“. Damit ist bekanntlich ein Erzähl- und Überlieferungsprozess in Gang gesetzt – „Schreib mir’s auf! Diktier es diesem Kinde!“ –, dem die Welt Beachtliches verdankt. Das überraschende Treffen am Grenzpass verdient im weltgeschichtlichen Zusammenhang Aufmerksamkeit als fiktionale Entstehungsgeschichte eines mythischen Textes im Kontext einer frühen Hochkultur. Überraschend vor allem ist aber die unterschwellige Charakteristik von Grenzräumen. Verfremdet Brecht doch den Moment des Grenzübertrettes, der sich plötzlich als keine gefährliche Angelegenheit, sondern vielmehr als dialogische Möglichkeit erweist. Die streng bewachte Linie, der man sich gewöhnlich nur mit Unbehagen und Angst nähert, wird unvermittelt zum Kommunikationsraum.

## Sammlung durch Dialog: Idee und Erkenntnisinteressen

Eben dieser Philosophie möglicher Verwandlungen harter politischer Grenzräume in innovative und dabei von „geteilten Erinnerungen“ und „geteilten Ansichten“<sup>1</sup> geprägte Kultur- und Kommunikationslandschaften widmet sich am Beispiel des alten, von der innerdeutschen Grenze jahrzehntelang zerschnittenen Braunschweiger Landes ein Forschungsprojekt, das 2009 am Historischen Seminar der TU Braunschweig anrief. Vor dem Hintergrund diverser Jubiläen stellte sich uns die Frage nach der Bedeutung von Grenzen in Gegenwart und Vergangenheit, und es lag nahe, über die mit der deutschen Teilung zusammenhängenden kollektiven und individuellen Erfahrungen und Erwartungen<sup>2</sup> der Menschen in dieser Region nachzudenken. Der Imperativ, Geschichte sich und anderen zu erzählen, sie aufzuschreiben, zu diktieren – über Generation und Milieus hinweg – rührt an Unvermeidlichem und

1 Vgl. Maren ULLRICH: *Geteilte Ansichten. Erinnerungslandschaft deutsch-deutsche Grenze*. Berlin 2006.

2 Vgl. Reinhart KOSELLECK: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt am Main 1989, S. 349–375.



kann für Grenzräume besonders ergiebig sein.<sup>3</sup> „Grenzbewohner“, so der Schriftsteller Georg Oswald Cott, „haben ein ausgeprägtes Geschichtsbewusstsein.“<sup>4</sup> Gerade am Beispiel des Lebens in zerschnittenen Landschaften lässt sich vernehmlich machen und vergegenwärtigen, dass wir Menschen stets „in Geschichten verstrickt“, dass Land und Leute ihre Geschichten selber sind: „Narrare necesse est“<sup>5</sup>. Ob es tatsächlich so etwas wie eine „grenzeigene Erfahrung“ gibt, und diese sich adäquat erfassen, überliefern, verstehen lässt, ist fraglich und spannend zugleich. Erforderlich dafür wäre jedenfalls eine Sensibilität für die „kleinen Dinge“ und das „Alltägliche“, für Arbeit, Ernährung, Klima, Erholung, Denken und Weltanschauung unter den Bedingungen eines besonderen Ortes, für eine Kasuistik der Selbstsuchte und Selbstbehauptungen unter den systemischen Zwängen eines latent im Ausnahmezustand befindlichen Raumes<sup>6</sup> mithin.

Mit großzügiger Unterstützung der Stiftung Braunschweigischer Kulturbesitz und der STIFTUNG NORD/LB · ÖFFENTLICHE<sup>7</sup> und in Kooperation mit dem Niedersächsischen Landesarchiv-Staatsarchiv Wolfenbüttel (Dr. Brage Bei der Wieden), dem Institut für Braunschweigische Regionalgeschichte (Prof. Gerd Biegel) und der Braunschweiger Zeitung (Henning Noske) wurde zunächst mit einer systematischen Sammlung von Erfahrungsberichten vom Leben an und mit der Grenze in Form von Interviews, Erinnerungsberichten, Vorträgen und Egodokumenten verschiedenster Art begonnen, sodann einschlägige Literatur sowie lokale und regionale Archivalien jenseits des *Zeitzeugen* erfasst, der ja bekanntermaßen auch Feind des Historikers sein kann. Langfristig geht es um die Einrichtung eines „Grenzerfahrungsarchivs“ – einer Informationsplattform mit wissenschaftlichem Anspruch beim Staatsarchiv Wolfenbüttel mit dem Ziel, eine von Braunschweig ausgehende und für europäische wie außereuropäische Vergleiche anschlussfähige Grenzraumforschung zu institutionalisieren.

Das ehemalige *Braunschweiger Land* als Forschungsraum könnte dabei *Case study* im besten Sinne des Wortes sein, Beispiel nämlich für die große Rahmengeschichte „Eiserner Vorhang“. Dass Grenzen und Grenzräumen zunächst und vor allem Teilungsgeschichten zu entlocken sind, ist unstrittig. Im Falle Braunschweigs wurden gewachsene Regionen und über Jahrhunderte verbundene Wirtschafts- und Kulturräume zerrissen, ebenso familiäre und freundschaftliche Bande. Insofern kann man hier wie andernorts von der Grenze als einer „deutschen Schicksalslinie“<sup>8</sup> sprechen, zu deren Seiten sich ein bislang alles andere als wissenschaftlich hell ausge-

3 Vgl. exemplarisch dazu die schöne Sammlung: Grenzwanderung. 20 Jahre nach der Grenzöffnung (Braunschweiger Zeitung Spezial Nr. 11/2009).

4 Georg Oswald COTT: Grenzland zwischen Aller und Ohre. In: Mathias MERTENS (Hrsg.): Peine, Paris, Pattensen. Literarisches Erhebungen im flachen Land. Göttingen 2006, S. 83–91, S. 86.

5 Odo MARQUARD: Skepsis in der Moderne. Philosophische Studien. Stuttgart 2007, S. 60.

6 Der Begriff der „Grenze“ gehörte durchaus zu den „Historischen Grundbegriffen“, fehlt allerdings im einschlägigen Koselleck'schen Lexikon.

7 Besonderer Dank gilt Herrn Axel Richter (STIFTUNG NORD/LB · ÖFFENTLICHE) und Herrn Tobias Henkel (Stiftung Braunschweigischer Kulturbesitz) für ihre engagierte Begleitung unserer Forschungen.

8 Joachim HOSANG: Das war die Zonengrenze. Eine deutsche Schicksalslinie. Söllingen 1996.



leuchteter „Schicksals- und Problemraum“ auftat – das Zonenrandgebiet<sup>9</sup> hier, das Sperrgebiet<sup>10</sup> dort. Grenzgeschichte im Sinne der oben geschilderten Begegnung am Grenzpass ist aber zugleich Kommunikations- und Interaktionsgeschichte auch über Stacheldrähte hinweg. Die Mauer trennte nicht nur, sondern verband auch, gerade weil sie trennte. Teilung und Einheit sind zwei Pole konkurrierender und korrespondierender Grenzerfahrungen, ähnlich der beiden deutschen Nachkriegsgeschichten, die trotz „Kalten Krieges“ und Ost-West-Konflikts in asymmetrischer Verflechtung<sup>11</sup> miteinander verbunden blieben. Naheliegende Beispiele für konkrete Untersuchungsfelder wären insofern neben der Erfahrung unmittelbar geteilter Ortschaften und Kreise, wie dem Doppeldorf Böckwitz (Sachsen-Anhalt) – Zicherie (Niedersachsen)<sup>12</sup> oder dem Landkreis Blankenburg, etwa die folgenreiche wirtschaftliche Trennung der Braunschweigischen Kohlen-Bergwerke AG (BKB) bei Helmstedt zu Beginn der 1950er Jahre, oder, dann schon Brücken schlagend, die Zusammenarbeit von Volkswagen AG und DDR-Autoindustrie in den 1980er Jahren. Und natürlich geht es nicht zuletzt um den Moment der Grenzöffnung und um die deutsche Einheit, deren Geschichte im Detail noch längst nicht erschöpfend erzählt ist.

Unabhängig von der juristisch vollzogenen Deutschen Einheit bleibt der *Erinnerungsort Grenze* auch über den 3. Oktober 1990 hinaus forschungsrelevant. Denn Grenzen sind zwar äußere Tatsachen, aber sie verlaufen zugleich „auf unseren inneren Karten, im Kopf, manifestieren sich in unseren Zugehörigkeits- und Loyalitätsverhältnissen“<sup>13</sup>. Interessant sind daher auch die Langzeitfolgen der Teilung mit all ihren individuellen und kollektiven Reserven. In diesen Zusammenhang gehört wie angedeutet die bislang vernachlässigte Geschichte des „Zonenrandes“ als respektabler Bestandteil der alten Bundesrepublik oder, wenn man will, als deren „Ende der Welt“. Angesichts einer überbordenden DDR-Aufarbeitung<sup>14</sup> wären hier dringend heuristische und empirische Akzente zu setzen. Denn zum einen hat sich die erinnerungskulturelle Perspektive nach 1990 zusehends auf die Berliner Mauer verengt. Sie gilt als das Symbol der deutschen Teilung, ihr Fall im Herbst 1989 als Symbol

9 Vgl. Hans-Jörg SANDER: Das Zonenrandgebiet. Köln 1988 (Problemräume Europas, Bd. 4).

10 Vgl. etwa Eugen MEYER: Geheimnis Sperrgebiet oder wie man im Raum Ellrich durch Vernichten des Ungeziefers und Ausreißen der Kornblumen glaubte, den Sozialismus festigen zu können, 2. überarbeitete Auflage. Ellrich 2009.

11 Vgl. Christoph KLESSMANN u. a. (Hrsg.): Deutsche Vergangenheiten – eine gemeinsame Herausforderung. Der schwierige Umgang mit der doppelten deutschen Nachkriegsgeschichte. Berlin 1999; DERS.: Verflechtung und Abgrenzung. Aspekte der geteilten und zusammengehörigen Nachkriegsgeschichte. in: Aus Politik und Zeitgeschichte 29–30/1993, S. 30–41.

12 Vgl. Heinrich THIES: Weit ist der Weg nach Zicherie. Die Geschichte eines geteilten Dorfes an der deutsch-deutschen Grenze. Hamburg 2005.

13 Karl SCHLÖGEL: Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik. München 2003, S. 138.

14 Vgl. dazu Rainer EPPELMANN u. a. (Hrsg.): Bilanz und Perspektiven der DDR-Forschung, Paderborn 2003. Obgleich inzwischen revisionsbedürftig, zeigt der Band doch die schiere, kaum zu überblickende Masse an wissenschaftlichen Arbeiten zur DDR-Geschichte. Dennoch haben sich bis heute zahlreiche Leerstellen beharrlich gehalten. Der Themenkomplex „Grenze“ gehört erstaunlicherweise dazu.

der deutschen Einheit.<sup>15</sup> Zum anderen fällt auf, dass sich seit der Wiedervereinigung das Interesse in der Hauptsache auf militärische, technische oder personelle Details des Grenzregimes kaprizierte.<sup>16</sup> Einlassungen ehemaliger Grenzsoldaten oder, schon seltener, ehemaliger BGS-Beamter<sup>17</sup>, Geschichten erfolgreicher und gescheiterter Fluchten<sup>18</sup> oder Erinnerungen der *transitreisenden* „Generation Marienborn“<sup>19</sup> sind gerade auf diese Perspektive fokussiert<sup>20</sup>. Es dominiert damit weiterhin ein selbst-verloren-neugieriger Blick vom Grenzübersichtspunkt West auf die „Zone“. Eine solche „Ostsucht“, wie es der Schriftsteller Hans Pleschinski nennt, unterschlägt *nolens volens* das eigene Hinterland.<sup>21</sup> Und während Franziska Augstein die „Ost-Zone“ zu einem DDR-Erinnerungsort (was sie nicht ist) erklären kann<sup>22</sup>, bleibt das westdeutsche Zonenrandgebiet als geschichtlicher Raum wider Willen vergessen.<sup>23</sup>

Im Zentrum des Interesses stehen daher die vielen kleinen Episoden vom Leben an und mit der Grenze – ihrer Funktion nach lebensweltliche Kultur in Gestalt von Geschichten und Traditionsgeschichten hinter einer sozial wie politisch veränderungsbeschleunigten Moderne.<sup>24</sup> Es gibt in der Historiographie die Tendenz, historische Grenzen und Grenzräume vor allem vom Zentrum der Macht her wahrzunehmen, aus einer primär politischen und administrativen Perspektive. „Die gelebte, erfahrene und wahrgenommene Praxis dessen, was vom Zentrum aus an Grenzen gesetzt und an Maßnahmen vorgegeben wird, wird jedoch seltener erfasst.“<sup>25</sup>

Das Projekt „Geteilte Erinnerung – Grenzerfahrungen zwischen Harz und Heide“ zielt daher auf eine enge Verzahnung von Sammlung, Forschung und Vermittlung. „Grenzräume erforschen – Grenzräume erzählen“ ist das Leitmotiv des gesamten Vorhabens, dessen erste Ergebnisse auf einer gleichnamigen Tagung im Oktober 2010 präsentiert wurden. Die systematische Erfassung und Sicherung eben jener mannigfaltigen und in aller Regel bislang nicht überlieferten Grenzerfahrungen ist Hauptbestandteil unseres Projektes. Bisher waren es vor allem engagierte und ortskundige Laien, die nach 1989 ihre Geschichte(n) und/oder die ihrer Grenzdörfer

15 Vgl. Edgar WOLFRUM: Die Mauer. In: Etienne FRANCOIS, Hagen SCHULZE (Hrsg.): Deutsche Erinnerungsorte. Eine Auswahl. Bonn 2005, S. 385–401; Marion DETJEN: Die Mauer. In: Martin SABROW (Hrsg.): Erinnerungsorte der DDR. München 2009, S. 389–402.

16 Vgl. etwa Gerhard SÄLTER: Konformität, Verweigerung und Repression in der Grenzpolizei und den Grenztruppen der DDR 1952–1965. Berlin 2009.

17 Vgl. etwa Horst JÜTTNER: Grenzalarm. Erinnerungen und Erzählungen ehemaliger Grenzsoldaten. Berlin 2007; Rudolf ZIETZ: Erlebnisse an der Grenze im Harz. Ein Zollbeamter erinnert sich. Duderstadt 2003.

18 Vgl. Constantin HOFFMANN: Ich musste raus. 13 Wege aus der DDR. Halle 2009; Peter TANNHOFF: Geflüchtet. Zu zweit in den Westen. Kiel 2006.

19 Vgl. Karl SCHLÖGEL: Generation Marienborn. Essay. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 21–22/2009, S. 3–6.

20 Vgl. Jürgen RITTER, Peter Joachim LAPP: Die Grenze. Ein deutsches Bauwerk, 7. Aufl. Berlin 2009.

21 Hans PLESCHINSKI: Ostsucht. Eine Jugend im deutsch-deutschen Grenzland. München 2003.

22 Vgl. Franziska AUGSTEIN: Die Zone. In: SABROW (wie Anm. 15), S. 450–458.

23 Zur Geschichte des Zonenrandes entsteht eine Habilitationsschrift von Michael Ploenus.

24 Vgl. MARQUARD (wie Anm. 5), S. 11.

25 Etienne FRANCOIS u. a.: Einleitung. Grenzen und Grenzräume: Erfahrungen und Konstruktionen. In: DIES. (Hrsg.): Die Grenze als Raum, Erfahrung und Konstruktion. Deutschland, Frankreich und Polen im 17. bis zum 20. Jahrhundert. Frankfurt/M, New York 2007, S. 7–29, S. 13.

und -regionen reflektierten<sup>26</sup> – darunter einige Fälle von erstaunlichem Dokumentationsseifer<sup>27</sup>. Zwar existieren auch einige wenige umfangreiche Sammlungen von Zeitzeugenberichten<sup>28</sup>, doch muss man konstatieren, dass die Einlassungen zumeist um das Leben unmittelbar *mit* der Grenze und den Grenzanlagen kreisen, weniger jedoch das alltägliche Leben mittelbar *an* der Grenze in den Blick nehmen. So bleiben gerade jene Orte und Räume, die sich nicht in Sichtweite zu den Grenzanlagen befanden, eine erfahrungsgeschichtliche *Terra incognita*. Dies gilt neben dem Sperrgebiet Ost nicht minder für das 40 Kilometer breite und rund 1500 Kilometer lange Zonenrandgebiet, das immerhin auch einen beträchtlichen Teil der Fläche Niedersachsens ausmachte. Die Stadt Braunschweig, zum Beispiel, war zwar kein unmittelbarer Grenzort, aber doch von den ökonomischen, infrastrukturellen und demographischen Verwerfungen der Grenzziehung in erheblichem Maße betroffen.<sup>29</sup>

Für den Auf- und Ausbau einer erfahrungsgeschichtlichen Plattform zur innerdeutschen Grenze – exemplarisch am Beispiel des Raumes zwischen Harz und Heide – ergeben sich aus der skizzierten Bestandsaufnahme drei konkrete Aufgaben: Zum ersten werden all jene verstreuten Materialien erfasst und verschlagwortet, die seit Ende des Zweiten Weltkrieges zum Thema „Innerdeutsche Grenze“ veröffentlicht wurden und der Kategorie „Selbstzeugnisse“ zuzuordnen sind. Zum zweiten geht es um die Überlieferung von Egodokumenten (Interviews, Tagebücher, Briefe, Fotos etc.) sowie die Erfassung diverser staatlich-administrativer Quellen (Polizei- und Stasiakten, militärische Karten<sup>30</sup> u. ä.) in Bundes-, Staats-, Landes-, Kreis- oder Stadtarchiven, in den Beständen von Heimatvereinen bzw. -museen oder direkt bei Privatpersonen. Bisher wurden mit guter Resonanz ca. 150 Archive, Museen und sonstige Institutionen im Untersuchungsraum angeschrieben, um einen Überblick

26 Vgl. etwa Cornelia RÖHLKE: Erzählungen von der deutsch-deutschen Grenze. Das geteilte Eichsfeld 1945–1990. Erfurt 2001; Wider das Vergessen. Menschen erinnern sich an die Grenze in ihrer Heimat. Hrsg. vom Förderverein Gedenkstätte Heinersdorf-Welitsch e.V., Kronach 2002; Annemarie KIRSCHKE: Zeitzeugin: Jahrgang 1922. Geboren mitten in Deutschland, inmitten deutscher Geschichte. Rechts und links der innerdeutschen Grenze und immer über sie hinweg. Niebüll 2005; Achim WALTHER: Die eisige Naht. Die innerdeutsche Grenze bei Hötenleben, Offleben und Schöningen. Halle 2010.

27 Vgl. Roman GRAFE: Die Grenze durch Deutschland. Eine Chronik von 1945 bis 1990. Berlin 2002; Gerhard SCHÄTZLEIN, Reinhold ALBERT: Grenzerfahrungen. Bayern – Thüringen 1945 bis 1971, 2. Auflage Hildburghausen 2000; DIES.: Grenzerfahrungen. Bezirk Suhl – Bayern/Hessen 1972 bis 1988, 3. Auflage Hildburghausen 2005; DIES.: Grenzerfahrungen. Bezirk Suhl – Bayern/Hessen zur Zeit der Wende. Hildburghausen 2005.

28 Vgl. Heiko STEFFENS u. a.: Lebensjahre im Schatten der deutschen Grenze. Opladen 1990; Andreas HARTMANN, Sabine KÜNSTING (Hrsg.): Grenzgeschichten. Berichte aus dem deutschen Niemandsland. Frankfurt/Main 1990; Dietmar SCHULTKE: Die Grenze, die uns teilte. Zeitzeugenberichte zur innerdeutschen Grenze. Berlin 2005.

29 Vgl. allgemein Michael OFFER: Das Zonenrandgebiet nach der deutschen Einigung. Wirtschaftliche Entwicklung und regionalpolitische Implikationen. Mainz 1991; ferner: Braunschweig als Grenzland. Hrsg. von der Industrie- und Handelskammer Braunschweig. Braunschweig 1949; Frank GLATZEL, Edeltraut HUNDERTMARK: Braunschweig, Grosstadt am Zonenrand. Braunschweig 1956. Vgl. ebenso das Beispiel Salzgitter: Salzgitter – Stadt ohne Beispiel am Zonenrand. Sonderdruck des Verlages Goslarsche Zeitung. Goslar 1967.

30 Dazu die im Projekt entstandene Masterarbeit Björn BROSIUS': Die deutsch-deutsche Grenze im Spiegel von DDR-Karten (2010).

über das vorhandene Quellenmaterial zur Grenzgeschichte zu erhalten. Zugleich konnten wir auf diese Weise auf unser Projekt aufmerksam machen und potentielle Zeitzeugen als Interviewpartner gewinnen. Vervollständigt wird die Sammlung durch einschlägige Zeitungs- und Zeitschriftenberichte.<sup>31</sup> Zum dritten wird relevantes Quellenmaterial über themenbezogene biographische Interviews gewonnen, ein entsprechendes Zeitzeugenverzeichnis gepflegt und beständig erweitert. Begleitend zur Materialsuche entsteht eine Datenbank, die in größtmöglicher Breite die relevanten wissenschaftlichen, dokumentarischen, publizistischen, literarischen und sonstigen künstlerischen Arbeiten zur innerdeutschen Grenze präsentiert, oder, wenn dem urheberrechtliche Barrieren im Weg stehen, wenigstens mit kurzer Inhaltsangabe darauf verweist. Dazu gehört eine sukzessive zu erweiternde Bibliografie, die derzeit annähernd 1000 Titel umfasst.<sup>32</sup>

Die Sammlung ist für jedwede biographische Einlassung offen, sofern sie die Rechte Dritter nicht berührt. Sie korrespondiert mit Workshops und Schreibwerkstätten eines „Lebensgeschichtlichen Archivs“ des Braunschweigischen Geschichtsvereins im Staatsarchiv Wolfenbüttel (Frau Dr. Roxane Berwinkel). Erst eine hinreichende Quantität an Selbstzeugnissen ermöglicht repräsentative erfahrungsgeschichtliche Aussagen. Diese wenigen Bemerkungen zum gegenwärtigen Sammlungsprozedere machen deutlich: Ein, auf Qualitäten und Quantitäten zielendes Unternehmen ist in sinnvoller und nachhaltiger Weise nur langfristig zu realisieren. Allerdings rechtfertigt die bisherige Erschließung investierte Energien durchaus und lässt auf weitere originelle Fundstücke hoffen, aus denen neue Fragestellungen erwachsen. „Denn man muss“, so lehrt ja Brechts Zöllner, „dem Weisen seine“ – wie hier allen potentiell *Erzählwilligen* ihre – „Weisheit erst entreißen [...]“.

### „Man kann nicht nicht über Grenzen reden“: Quellen und Narrative

Einige Beispiele, die zugleich auf die thematische und formale Bandbreite des eruierten Materials verweisen, seien stellvertretend genannt. So findet sich unter den zahlreichen Erinnerungsberichten das unveröffentlichte Romanmanuskript „Der Grenzfall“ eines Helmstedter Lehrers, das die Überwindung der deutschen Teilung als Beziehungsgeschichte zweier Familien erzählt. Aus ostdeutscher Sicht werfen Horst Mahlkes Erinnerungen über die „Die LPG-Zeit“ in Hanum, vormals ein DDR-Grenztdörfchen, helles Licht auf die Landwirtschaft im Sperrgebiet. Ein umfangreicher Bestand bisher nicht publizierter Interviews, 1990 im Eichsfeld von Göttinger Studenten unter Leitung des niedersächsischen Landesgeschichtlers Ernst Schubert (1941–2006) geführt, betrifft das Leben im Schatten der Interzonengrenze nach Kriegsende.<sup>33</sup> Die Tatsache, dass Zeitzeugen, die über die Frühzeit der Grenz-

31 Als kompetente und überaus hilfsbereite Ansprechpartner und Zeitzeugen erwiesen sich insbesondere die Ortsheimatpfleger und Betreuer kleiner Archive, Museen und Heimatstuben.

32 Im Projekt für Bibliografie und Archivkooperation verantwortlich ist Herr Marco Kunze.

33 Diesen Fund verdanken wir Frau Dr. Silke Wagener-Fimpel vom Niedersächsischen Landesarchiv – Staatsarchiv Wolfenbüttel, die einige der Interviews selbst führte. Zu Anliegen und Er-

ziehung und ihre Folgen profunde Auskunft geben können, heute kaum mehr greifbar sind, macht diesen Fund umso wertvoller. Hervorzuheben ist sodann eine beeindruckende Sammlung literarischer und künstlerischer Selbstzeugnisse von Jugendlichen aus dem sachsen-anhaltischen Grenzstädtchen Osterwieck. Nachdem 1991 aus der dortigen POS „Wilhelm Pieck“ das Fallstein-Gymnasium geworden war, initiierte der neue Schulleiter Bernd von der Heide eine Erinnerungssammlung unter seinen Schülern. Heraus kam der inzwischen in zweiter Auflage vergriffene Band „Grenzwerte“, ein Buch für Erwachsene. Von der Heide, damals ein Wessi unter lauter Osis, spürte etwas vom Schwinden der Einheitseuphorie und vom Eigensinn der mehrheitlich ostdeutschen Biografien seiner Schüler und wollte gegenhalten ohne zu bevormunden. „Die Novembertage des Jahres 1989“, so sagt er selbst zehn Jahre danach, „gerieten in Vergessenheit und Zukunftsangst machte sich breit. Da war es wichtig, die Schüler ihre Erinnerungen festhalten zu lassen.“<sup>34</sup> So entstand ein sachlich und ästhetisch überaus anspruchsvolles Dokument, das viel Anerkennung erfuhr. Wie schön wäre es, etwas Ähnliches aus der Perspektive Helmstedts, Schöningens oder Wolfenbüttels vorliegen zu haben. In den Schularchiven und Lehrerschränken schlummert da gewiss noch so Einiges. In der wunderbar bunten und kontroversen Überlieferung der *Fallsteiner* spiegelt sich das Unvergessliche des Moments, als die Dämme brachen. So berichtet ein 17jähriger plastisch von der Grenzöffnung bei Stapelburg:

Nun waren endlich Menschen zu sehen. [...] ‚Ist es wahr? Sind die Grenzen offen?‘ ‚Ja‘, antwortete der Mann, ‚Ja!‘ Sie waren in so einem Rausch von Glück und Freude, dass sie uns gleich erzählten, dass sie bei der Öffnung der Grenzen dabei waren, von der Freude und der Stimmung. Jetzt kamen wir am zweiten Zaun an, in dem etwas links ein Loch in den Stacheldraht geschnitten war. Und nun kam das Schönste für mich. Neben dem Zaun stand eine Menschentraube, alles unbekannte Menschen für mich, und diese Menschen begrüßten uns wie Freunde.[...]

Mich interessierten nun die Grenzanlagen überhaupt nicht mehr, denn ich war nun auch in diesem Freudenrausch gefangen. Es ist unbeschreiblich, man kennt in diesem Augenblick keine Probleme, man möchte nur die ganze Welt umarmen.

Und dann stand er da, der Grenzsoldat, mitten auf der Wiese, und half den Menschen, sicher zum dritten Zaun zu kommen. Er half ihnen, in den Westen zu kommen! Als ich neben ihm angekommen war, riet er mir, wohin ich die nächsten Schritte setzen sollte. In diesem Moment sah ich sein Gesicht. Es strahlte eine Ruhe aus, und es lächelte! Dieser Mann schien glücklich zu sein, endlich den Menschen helfen zu können.<sup>35</sup>

gebnissen dieses Unternehmens vgl. Ernst SCHUBERT: Von der Interzonengrenze zur Zonengrenze. Die Erfahrung der entstehenden Teilung Deutschlands im Raum Duderstadt 1945–1949. In: Bernd WEISBROD (Hrsg.): Grenzland. Beiträge zur deutsch-deutschen Grenze. Hannover 1993, S. 70–87.

34 1991–2001. 10 Jahre Fallsteingymnasium Osterwieck. Osterwieck 2001, S. 34.

35 André RAMME (Berfel): Grenzöffnung in Stapelburg. In: Bernd VON DER HEIDE (Hrsg.): Grenzwerte. Schüler des „Fallstein-Gymnasiums“ Osterwieck erzählen. Wolfenbüttel 1992, S. 47f.

Authentische Grenzöffnungsbilder wie diese werden überlagert von späteren Erfahrungen, inzwischen weitaus skeptischeren Befindlichkeiten der Jahre 1991/92. Sinnfällig wird, dass nicht allein das Ereignis in seiner unmittelbar befreienden Wirkung zählte – die es in der Tat gerade für diejenigen hatte, die im Schatten von Grenzzaun und Sperrgebiet leben mussten –, sondern dass Gegenwarts- und Zukunftsfragen die Erinnerungsarbeit lenkten. In der Historik bezeichnet man Derartiges als die Spannung zwischen „Früher und Später“, zwischen „Erfahrungsraum und Erwartungshorizont“.<sup>36</sup> Bereits die Überschriften der Schülereinlassungen zeugen von Differenz und Multiperspektivität der Wahrnehmung und Bewertung des einen Ereignisses. Neben Euphorischem: „Der Traum von der Freiheit“, „Muttis Tränen“, „Meine Gedanken schlugen Purzelbäume“ oder „Wie im Schlaraffenland“, klingt Nachdenkliches durch: „Wo man früher erschossen wurde“, „Ein Festtag, der zum Alltag wurde“ oder „Bettler auf der Straße“. Schließlich findet sich Trotzig-Bitteres und Tieftrauriges: „Die DDR gab mir alles“, oder: „Und dann kam der Neid“ – ein Gedicht, in dem es wörtlich heißt:

Die Mauer fiel,  
die Freude war groß.  
Gezogen hatten wir das große Los.  
Da sangen die Herzen,  
da fielen die Steine,  
alles war gut  
bis auf das Eine.  
Daran hatten wir nicht gedacht,  
es war das, was die Menschen unglücklich macht.  
Der Hass, das Geld, der Übermut  
Alles was den Menschen schreckliches tut.  
Da verblasste die Liebe, die Zärtlichkeit,  
die Freundschaft ging und es kam der Neid.

Das schrieb ein damals Vierzehnjähriger. Die Beiträge der „Grenzwerte“ machen übrigens Lust auf klärende Gespräche mit den Autoren und betreuenden Lehrern heute, knapp zwanzig Jahre danach.<sup>37</sup>

Schließlich förderte die dialogische Methode eine Fülle anekdotischer Verdichtungen zu Tage, in denen sich strukturell bedeutsame real- und wahrnehmungsgeschichtliche Horizonte spiegeln. So wirft die folgende Episode Licht auf zum Teil verblüffende Missverständnisse zum Grenzregime im (ferneren) Ausland:

Wie überbrückt man einen Silvestervormittag, wenn man einen chinesischen Studenten zu Gast hat, und die Hausfrau noch voll beschäftigt ist mit den Vorbereitungen zum Silvester-

<sup>36</sup> KOSELLECK (wie Anm. 2), S. 349–375.

<sup>37</sup> Das sollte ein kleines Forschungsprojekt für sich werden und vielleicht der Anhang einer künftigen dritten Auflage. Herzlich zu danken haben die Verfasser Bernd von der Heide für tätige Zu- und Mitarbeit.



essen? Für uns, die wir dicht an der innerdeutschen Grenze wohnten, war das damals, Anfang der achtziger Jahre, kein Problem. Man fuhr ein paar Dörfer weiter nach Mattierzoll und zeigte dem ausländischen Gast die Grenzanlagen zur DDR. Vom sicheren bundesrepublikanischen Gebiet aus betrachteten wir uns den Grenzzaun, zumindest das, was man vom Westen her erkennen konnte. Besonders ins Auge fielen die damals noch verwendeten Selbstschussanlagen vom Typ SM-70, deren Trichter an den Zaunpfählen montiert waren. In Verbindung mit dem trüben und kalten Winterwetter machte die ganze Sache einen etwas gruseligen Eindruck. Unser chinesischer Gast schien tief beeindruckt. Erst auf dem Heimweg stellte er uns etwa sinngemäß folgende Frage: „Warum treibt die Bundesrepublik Deutschland einen solchen Aufwand, um die Bürger der Deutschen Demokratischen Republik daran zu hindern, nach Westdeutschland zu kommen?“<sup>38</sup>

Dem Chinesen dürfte sich wohl auch die Propagandachiffre vom „antifaschistischen Schutzwall“ nur schwer erschlossen haben. Eine andere Geschichte, die das Spontane der Volksbewegung verdeutlicht und sinnfällig macht, wie die Energien von unten drängender, unwiderstehlicher werden und sich eine schwer bewachte Grenze plötzlich in einen herrschaftsfreien Kommunikationsraum verwandelt, erzählt man sich noch gern in Mattierzoll, wo am 10. November 1989, zwei Tage vor der örtlichen Grenzöffnung, ein Bauer Isensee den Schlagbaum West einfach ignorierte und schnurstracks auf die Ostseite zulief. Beamte des Bundesgrenzschutzes riefen den Mann mehrfach an: „Halt! Sie bringen sich in Gefahr!“ Alles vergeblich. Der Bauer marschierte unbeeindruckt in Richtung der DDR-Grenzer, die ihm schon von weitem zuriefen: „Haste Bier mitgebracht?“<sup>39</sup> Wie korrespondierend *von oben* liest sich dazu Richard von Weizsäckers Grenzöffnungsbericht. Als dieser am 13. November 1989 den Potsdamer Platz von West- in Richtung Ostberlin überquerte, um sich selbst ein Bild von der Lage zu machen, bemerkte er, dass man ihn aus einer Baracke der Grenzpolizei durch Ferngläser beäugte.

Als ich bis auf einige Meter herangekommen war, öffnete sich die Tür. Heraus trat ein Oberstleutnant, ging auf mich zu, machte eine Ehrenbezeugung, wie ich sie selbst als Potsdamer Rekrut vor dem Krieg nie korrekter gelernt hatte, und sagte: „Herr Bundespräsident, ich melde: keine besonderen Vorkommnisse.“ Wir gaben uns die Hand. Das war für mich ein unvorstellbarer persönlicher Vollzug der deutschen Vereinigung.<sup>40</sup>

Ganz in diesem Sinne bildeten persönliche Reflektionen zur deutschen Zweistaatlichkeit, Erinnerungen an fluchtartige oder „geordnete“ Grenzüberschreitungen sowie das Nachdenken über Möglichkeiten und Chancen des Zusammenwachsens von Ost und West den Gegenstand einer im Wintersemester 2009/2010 veranstalteten

38 Mit freundlicher Genehmigung von Prof. Wolfgang Steinhorst aus Remlingen, der diesen Text im Rahmen eines Workshops „Lebensgeschichtliches Archiv“ des Niedersächsischen Landesarchivs – Staatsarchiv Wolfenbüttel niederschrieb.

39 Die Anekdote verdanken die Verfasser Herrn Prof. Dr. Hans-Peter Harstick (Wolfenbüttel).

40 Richard VON WEIZSÄCKER: Der Weg zur Einheit. München 2009, S. 96.

Vorlesungsreihe „Geteilte Erinnerungen – deutsche Geschichten“. <sup>41</sup> Dabei kamen nicht nur Historiker, sondern auch Architekten, Politiker und Unternehmer zu Wort. Höhepunkt war der Auftritt des vormaligen VW-Vorstandsvorsitzenden Prof. Carl Hahn, der über „Die deutsche Autoindustrie und die Wiedervereinigung mit VW in der Pionierrolle“ referierte. Gelang in diesem speziellen Fall die Etablierung einer von technischem Sachverstand getragenen Ost-West-Kommunikation, so zeichnete sich die vielfach als feindliche Übernahme erfahrene Transformation der DDR-Universitäten indes eher durch eine beiderseitige Dialogverweigerung aus, deren traumatische Nachwehen und Friktionen auch zwanzig Jahre später immer noch zu spüren sind (Prof. Bernd Rebe/Prof. Ludger Kühnhardt). Von der Überwindung landschaftlicher Traumatisierungen in Folge der Grenzziehung berichtete die holländische Landschaftsarchitektin Joyce van den Berg, die das Gestaltungspotential ehemaliger Grenzstreifen auslotete. Jenseits eines konventionellen, versteinerten Gedenkmodus schlug van den Berg etwa vor, das Berliner Grenzgebiet in ein grünes Naherholungsgebiet mit ausgedehnten Fahrradwegen zu transformieren. Dabei sollten Teile der alten Grenzanlagen nicht als gewöhnliche Gedenkort wahrgenommen, sondern als potentielle Grünelemente aktiv in den Renaturierungsprozess integriert werden, wohl auch um den Preis ihres – erinnerungspolitisch subversiven – sukzessiven Verfalls. Die Idee der Fahrradwege korrespondierte eng mit der Praxis eines europäischen Radweges „Eiserner Vorhang“, aus der Michael Cramer (Europa-abgeordneter der Grünen) berichtete und diese als „(his)touristische Herausforderung“ für die Erfahrung von Politik, Kultur und Geschichte präsentierte.

### „Grenzgänge“ oder Experimente im Niemandsland

Bleiben der didaktische Aspekt und die Frage nach der Vermittlung und Popularisierung des Themas. Die Herausforderung: Zwanzig Jahre nach *Friedlicher Revolution* und Überwindung der Teilung sind die meisten sichtbaren Spuren der Grenze verschwunden, so dass es für nachwachsende Generationen immer schwieriger wird, sich die prägende Bedeutung zu vergegenwärtigen, die der Eisernen Vorhang für die Menschen beider deutscher Staaten hatte. Und es kommt schon einmal vor, dass ein ins Niemandsland zwischen Harz und Heide geratener Amerikaner verzweifelt fragt: „Wo ist denn nun eigentlich die Grenze?“ Man steht also vor einem Vermittlungsproblem, sowohl aus Sicht der historischen wie der politischen Bildung, deren offizielle und oft ermüdende Lektionen gerade Geschichtsstudenten noch aus ihrer eigenen Schulzeit kennen. <sup>42</sup>

Unser Motto heißt daher: Forschendes Lernen durch Exkursion und Experiment, kritischer und konstruktiver Umgang mit der Geschichte – und zwar nicht als ver-

41 Themen siehe unter: [www.historisches-seminar-braunschweig.de/index.php?id=1334](http://www.historisches-seminar-braunschweig.de/index.php?id=1334).

42 Im jüngsten Entwurf für ein niedersächsisches Kerncurriculum Geschichte wird „Demokratielernten“ fast nur noch am Negativbeispiel „DDR-Geschichte“ exerziert, wogegen sich die Geschichte der alten Bundesrepublik stiefmütterlich behandelt findet, von deutsch-deutschen Perspektiven ganz zu schweigen.

ordneter, *anonymer Macht*, vor der man den Rücken krümmt und den Kopf beugt.<sup>43</sup> Neben kontinuierlichen Lehrveranstaltungsangeboten etwa zur Methode der *Oral History* (Christian Sielaff), zu *deutsch-deutschen Nachkriegs- und Grenzgeschichten literarisch* (Kai Agthe) oder zum *Harz als Erinnerungsort*, verbunden mit einer Brocken-Exkursion (Ploenus/Steinbach), bot die im Wintersemester 2009/10 im Braunschweiger Haus der Wissenschaft, anschließend im Schulmuseum Steinhorst präsentierte und in studentischer Eigenverantwortung erarbeitete Ausstellung „Die Mauer fiel nicht nur in Berlin. Geschichtsbilder zur Grenzöffnung 1989 aus Schule und Gesellschaft“ (Kuratorin: Frau Dr. Heike Mätzing) eine Zusammenschau erster Forschungsergebnisse, die auf große öffentliche Resonanz stieß. Zentrales Anliegen war es auch hier wieder, auf einen in der öffentlichen Wahrnehmung und mehr noch im nationalen Bildergedächtnis von Berlin überlagerten Schauplatz deutscher Teilung und Wiedervereinigung aufmerksam zu machen. Es ging dabei um eine Perspektivenkonfrontation von subjektiv individuellen Wahrnehmungen mit geschichtspolitisch objektivierten Positionen. So wurden persönliche Briefwechsel, private Film- und Fotoaufnahmen, Gedichte, Zeitzeugenberichte, Schülerarbeiten und Zeitungsartikel den Sichtweisen deutscher, britischer, amerikanischer, französischer, russischer, polnischer und österreichischer Schulbücher gegenüber gestellt. Eine besondere archivalische *Kostbarkeit* ist jener Aufsatz, den 1964 ein 15jähriger Schüler in Thale zum Thema: „Warum müssen wir unsere Heimat verteidigen?“ zu Papier brachte [Auszug]:<sup>44</sup>

Am 13. 8. 1961 wurde in den frühen Morgenstunden der antikommunistische [gemeint war wohl „antifaschistische“, d. A.] Schutzwall errichtet. Er besteht aus einer festen Mauer, Stacheldraht, Panzersperren und Häuser werden für freies Schussfeld gesprengt. Es wurden auch schon Bombenanschläge auf die Mauer verübt. Auch gewaltsame Durchbrüche, z. B. Peter Fechter, 2. Weihnachtsfeiertag. Es endete mit dem Tode durch Erschießung. Auch flüchtete ein 14jähriger Junge, er hatte 7 Einschüsse und schwebte tagelang in Lebensgefahr. Einige Grenzwächter wurden auch erschossen, z. B. Peter Göring<sup>45</sup>, Reinhold Huhn u. a. In der DDR bezeichnet man dies als Provokation. Man sagt aber nicht, dass auf wehrlose Flüchtlinge scharf geschossen wird. Ich frage mich, hat das etwas mit Verteidigung zu tun? [...] Warum dürfen Bürger der Bundesrepublik in die DDR kommen? Aber Bürger der DDR nicht in die Bundesrepublik. Ich habe es am eigenen Körper erfahren. Meine Mutter ist seit zwei Jahren in der Bundesrepublik, sie war im März 1963 das erste Mal hier. Ich durfte nie zu ihr nach Osnabrück. Bei uns wird viel von Völkerverständigung gesprochen, aber gemerkt habe ich davon noch nicht viel. Mit anderen Völkern ist es ja so, diese Verständigung ist gut, aber sollte man es nicht mit dem eigenen Volke vorziehen? Auch unser Staat erhält dadurch viele Menschen, die mit dieser Richtlinie nicht einverstanden

43 Vgl. Friedrich NIETZSCHE: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben (1874). In: Friedrich Nietzsche, Kritische Studienausgabe. Bd. 1, 243–334, S. 309.

44 Zit. nach Saskia HANDRO (Hrsg.): Alltagsgeschichte. Alltag, Arbeit, Politik und Kultur in SBZ und DDR. 2. Aufl. Schwalbach 2006, S. 57f.

45 Bezieht sich auf den Berliner Fluchtversuch des Schülers Wilfried Tews am 23. Mai 1962, der seinen Verletzungen später erlag. Bei einem gleichzeitigen Schusswechsel zwischen DDR-Grenzsoldaten und Westberliner Polizei wurde auch Göring getötet.

sind. Ich finde, es ist keine Spur von Verteidigung dabei. [...] Man erwartete von uns in diesem Aufsatz sicherlich Phrasen, aber ich kann nicht über etwas schreiben, von dem ich nicht überzeugt bin. Ich glaube auch, dass einige Klassenkameraden so schreiben würden wie ich, sie trauen es sich nicht.

Eine Heuristik *grenzeigener* Erfahrungen hat mit einer Überlieferung zu rechnen, die nicht selten quer liegt zu den Erwartungshaltungen herrschender Politik, was möglicherweise nicht nur für Diktaturen gilt. Das Heterogene, zum Teil Gegenläufige individueller Erfahrungen, zumal im Verhältnis zu den Bewertungen der Geschichtslehrwerke, zeigte sich bereits im Erarbeitungsprozess der Ausstellung, in Gesprächen der Studierenden untereinander wie auch mit den Zeitzeugen, die auf Aufrufe in der Braunschweiger Zeitung reagiert hatten. Als belebend erwiesen sich ost- und westdeutsche Prägungen sowie diverse Migrationshintergründe der Ausstellungsmacher. Auch das war, wie die Kuratorin es sah, „geteilte Erinnerung“<sup>46</sup>. Eine mitverantwortliche Studentin fasste ihre Eindrücke so zusammen:

Mit der Konzeptionierung und Vorbereitung der Ausstellung erhielten wir als unmittelbar Beteiligte die Möglichkeit, uns bewusst mit dem eigenen DDR-Bild und mit der deutschen Teilung auseinander zu setzen und unser Geschichtsbild unter Einbezug der zu präsentierenden Dokumente weiterzuentwickeln. Persönlich habe ich mich vor allem mit dem Briefwechsel zweier Frauen aus Ost- und Westdeutschland beschäftigt, der kurz vor und nach dem Mauerfall entstand. Gerade in dieser privaten Korrespondenz werden Stimmungen deutlich, die unglaublich wertvoll und für den Nachvollzug des Zeitgeistes unersetzlich sind. Beeindruckend fand ich vor allem die Sensibilität der Briefeschreiberinnen für die Aufbruchsstimmung, die im Spätsommer und Herbst 1989 die DDR prägte. Diese Briefe, deren Verfasserinnen 1989 ungefähr so alt waren wie ich jetzt bin, haben mir nicht nur einen zeitenössischen Blick auf den Mauerfall vermittelt, sondern sind auch aus einer Perspektive geschrieben, die ich persönlich nachvollziehen kann. Diese ‚Geschichte zum Anfassen‘, die durch die persönlich gefassten Briefe entsteht, hat bei mir einen viel tieferen Eindruck hinterlassen als die ‚Geschichte zum Nachlesen‘, mit der ich in der Schule konfrontiert wurde.<sup>47</sup>

Unter der Seminarüberschrift „Von hüben nach drüben. Deutsche Nachkriegsgeschichte in Übersiedlungsprotokollen“ begannen im Wintersemester 2009/2010 Braunschweiger Studierende damit, einen größeren Bestand von Flüchtlingsakten

46 Reden und Statements zur Braunschweiger Ausstellungseröffnung (28. September 2009) erscheinen demnächst im Sammelband: „Geteilte Erinnerungen – Deutsche Geschichten“. Vortragsreihe anlässlich des 20. Jahrestages der Grenzöffnung und der Wiedervereinigung Deutschlands. Mitveranstaltende Institutionen waren das Georg-Eckert-Institut für internationale Schulbuchforschung sowie das Schulmuseum Steinhorst. Beteiligte Studierende waren Christoph Alexy, Björn Brosius, Sevinç Erturul, Helene Hagenlocher, Julia Heil, Stephanie Lönneker, Linda Lutz, Saskia Müller, André Özköklü, Kristin Otto, Michael Schnatz und Annika Wieter.

47 Statement Stephanie Lönnekers zur Ausstellungseröffnung, die ihre Erfahrungen inzwischen in einer Masterarbeit: „Die Mauer fiel nicht nur in Berlin. Konzeption, Durchführung und Reflexion einer historischen Ausstellung“ zusammengefasst hat.

des Landkreises Wolfenbüttel auszuwerten. Die Veranstaltung fand in enger Kooperation mit der Bestandsexpertin Frau Dr. Wagener-Fimpel vom Staatsarchiv Wolfenbüttel statt.<sup>48</sup> Hunderte Anträge auf Anerkennung als politisch Verfolgte und damit auf Erhalt des begehrten, besondere Hilfeleistungen garantierenden Flüchtlingsausweises „C“<sup>49</sup>, die meisten aus den Jahren 1953–1961, dokumentieren anschaulich und facettenreich die politische Situation in der SBZ/DDR und stellen damit eine interessante Quelle zur deutschen Nachkriegsgeschichte dar. Denn jeder Antragsteller war angehalten, einen ausführlichen Bericht über seine persönlichen und beruflichen Verhältnisse sowie die Motivation seiner Flucht zu verfassen. Die Gründe für die Übersiedlung reichten dabei von diversen NS-Verstrickungen, über Nachstellungen und Repressionen durch die sowjetische Besatzungsmacht, Angst vor Verschleppung und Zwangsarbeitsverpflichtungen, die Folgen der Bodenreform und der Kollektivierung der Landwirtschaft bis hin zu politischen oder religiösen Gewissenskonflikten.<sup>50</sup> Die mal gewandt, mal ungelenk verfassten autobiographischen Berichte spiegeln Erfahrungen aller gesellschaftlichen Schichten und Milieus, geben den komplexen strukturellen Nachkriegsentwicklungen in Ost wie West Namen und Gesichter – und erzählen eben verständliche, nachvollziehbare Geschichten. Das macht die Protokolle für die schulische und außerschulische Wissensvermittlung überaus relevant.

Für die Ausbildung von Geschichtslehrern unerlässlich erscheint uns eine über die Projektarbeit zu entwickelnde Kooperation zwischen Universität und Schulen der Region. So erfasst ein Teilprojekt exemplarisch und mittels offener Befragungen das Geschichtswissen von Grundschulern/innen zum Thema „deutsch-deutsche Grenze“.<sup>51</sup> Zielgruppe sind jeweils dritte und vierte Jahrgangsstufen von Grundschulen in Wolfsburg, Helmstedt, Wolfenbüttel, Salzgitter oder Oebisfelde, um nur einige Standorte zu nennen. Beginnend mit Impulsen, wie: „Ihr wart doch bestimmt schon einmal im Urlaub und seid dabei über eine Grenze gefahren?“, werden nach und nach konkrete Fragen zur deutschen Teilung und zur ehemaligen innerdeutschen Grenze aufgeworfen. So gaben Wolfsburger Schüler auf die Frage, was für sie eine Grenze sei, u. a. folgende Antworten:

S: Die chinesische Mauer ist eine Grenze.

S: Und die Berliner Mauer mit der DDR.

S: Die Grenze nach Holland.

S: Wie so ein Strich. Der teilt zwei Länder.

S: Die DDR war auch begrenzt.

S: Aber eine Grenze kann doch auch anders sein, zum Beispiel, wenn ich sauer bin und sage: „Das ist jetzt aber die Grenze!“.

48 Vgl. Silke WAGENER-FIMPEL: Die Flüchtlingsaktendes Landkreises Wolfenbüttel. In: Archiv-Nachrichten Niedersachsen 13 (2009), S. 96–102. Eine Publikation in Kooperation von Staatsarchiv und Abteilung Geschichte und Geschichtsdidaktik ist geplant.

49 Vgl. ebd., S. 96f.

50 Vgl. ebd., S. 98–101. Silke Wagener-Fimpel nennt insgesamt 16 häufig wiederkehrende Fluchtgründe.

51 Verantwortliche Bearbeiter sind Frau Anne Sienknecht und Herr Christian Sielaff.

S: Das ist da, wo die Länder aufhören. Da ist der Zoll.

S: Ich war mal in so einem Gebäude in der DDR.

S: Ich stand schon einmal auf der Grenze.

S: Die DDR hat Deutschland geteilt.

Häufig wurde das Wort „Grenze“ auch hier mit „Berliner Mauer“ gleichgesetzt. Dass die Abkürzung DDR und deren Bedeutung den Kindern eher ein Begriff war als das Kürzel BRD (wo munter drauflos geraten wurde), bekräftigt den oben genannten Befund der Vernachlässigung west- und gesamtdeutscher Perspektiven innerhalb der Zeitgeschichte. So antworteten Schüler – die Jungen zeigten sich dabei wenig überraschend aktiver als die Mädchen<sup>52</sup> – der Vorsfelder Grundschule in Wolfsburg auf die Frage „Und was war die DDR?“:

S: Ein Teil von Deutschland. Der war von Russland eingekreist oder so.

S: Die Menschen durften nicht von der Mauer weg. Zum Beispiel durften die nicht einfach so zu ihrer Oma gehen.

S: Und sie durften sich ihren Beruf nicht aussuchen.

S: Und da waren Flugzeuge aus einem anderen Land, die was runter geworfen haben.

S: Ich weiß: Die hießen Rosinenbomber. Und ich kenne noch etwas: Die Luftbrücke. Meine Oma hat das live miterlebt. Ich hab mir das gemerkt, weil die alle in einen Bunker mussten. Und die Flugzeuge, das waren viermotorige Flugzeuge der Air Force und nicht zweimotorige.

Spannend an solchen Äußerungen *trivialer* Geschichtsvergegenwärtigung<sup>53</sup> erscheint vor allem, wie bereits erworbenes und durch diverse familiäre, mediale und politische Einflüsse vermitteltes Spezialwissen zeitlich-räumlich konnotiert ist. Die Schwierigkeit konkreter Verortung des Wissens zeigte sich in den Vorstellungen zum Grenzverlauf. Trotz Deutschlandkarte, die in einigen Klassenzimmern hing und einbezogen wurde, hatten die Kinder keine wirkliche Vorstellung vom ehemaligen Verlauf der Grenze (was ja vielleicht auch dafür spricht, dass sich blamierende Ost-West-Differenzierungen im Bewusstsein dieser Generation inzwischen abzuschleifen beginnen). So wurde der Grenzverlauf beispielsweise nach Hamburg oder in die Nähe von Leipzig verlegt. In Helmstedt erwies sich die Nähe der ehemaligen innerdeutschen Grenze und deren inzwischen progressive Musealisierung<sup>54</sup> hingegen als zuträglich. So hatten Drittklässler der dortigen Lessinggrundschule, offenbar durch Impressionen vor Ort genährt, bereits sehr konkrete Vorstellungen von der „Grenze“, die als „Mauer“, „große Mauer mit Wachturm und so“, als „ein Zaun, wo man nicht rüber darf“, als „Tür“, „Stacheldraht“, „Käfig“ oder „Gitter“ gedacht

52 Vgl. Dietmar VON REEKEN: Historisches Lernen im Sachunterricht. Didaktische Grundlegungen und unterrichtspraktische Hinweise. Seelze-Velber 2000.

53 Die hier übrigens gar nicht so fern von normativen Geschichtsbildern erfolgt. Vgl. Volkhard KNIGGE: „Triviales“ Geschichtsbewusstsein und verstehender Geschichtsunterricht. Pfaffenweiler 1988.

54 Vgl. Hermann LÜBBE: Der Fortschritt und das Museum. Über den Grund unseres Vergnügens an historischen Gegenständen. London 1982.



wurde. Eher klischeehaft muten dagegen Äußerungen zur DDR an. Frage (nicht die glücklichste) „Was ist dort passiert?“:

S: Man konnte ... nicht vertrauen.

S: Man durfte nicht frei seine Meinung sagen.

S: Man durfte nicht über die Grenze reisen.

S: Wenn man über die Grenze wollte, konnte man auch erschossen werden.

Entsprechende Antworten aus Oebisfelde oder Osterwieck auf Sachsen-Anhaltinischer Seite stehen noch aus, würden aber gewiss etwas anders ausfallen.<sup>55</sup> Allen bisherigen Gesprächen gemeinsam ist jedoch, dass Wissen und Interesse der Kinder teils aus Erzählungen von Eltern und Großeltern, teils aus dem Fernsehen, oder, speziell in Helmstedt, aus Unterrichtseinheiten im Grenzmuseum und in Höten leben gespeist werden.

Schließlich läuft eine hoffentlich auch (his)touristisch folgenreiche Zusammenarbeit zwischen dem Historischen Seminar der TU, dem Wolfenbütteler Schloss sowie dem Osterwiecker Fallstein-Gymnasium im Wintersemester 2010/11 an. In einem gemeinsamen Forschungsseminar entwerfen Studierende und Schüler der Sekundarstufe II aus Niedersachsen und Sachsen-Anhalt, ausgehend vom bisherigen Forschungsvorlauf, ein Drehbuch für einen akustisch geführten Rundgang – einen so genannten *Audiowalk* – und setzen diesen anschließend selbst in Szene. Dabei geht es um ein Exempel, das als Modell auch für andere Grenzabschnitte Niedersachsens attraktiv werden könnte. Im Zentrum der „Grenzgänge“, so das übergreifende Thema, steht der Dialog zwischen Generationen und Grenzräumen. Fragen sollen formuliert und Gespräche mit Zeitzeugen initiiert werden.

Der daraus erwachsende *Audiowalk* als eine bislang zumeist auf den Schlachtfeldtourismus reduzierte Methode ist ein akustisch geführter Rundgang von ca. 30minütiger Dauer, bei dem ein relativ kleines, aber repräsentatives Stück der ehemaligen Grenze bei Stapelburg bzw. Höten leben erlaufen und mittels eindrücklicher, hörspielartiger Collagen individuell erfahrbar gemacht wird. Ausgerüstet mit einem MP3-Player samt Kopfhörer erhält der Grenzgänger – vermittelt vor allem durch authentische Gesprächssplitter, Geräusche, Kommentare – ein Gefühl für das Besondere des Ortes. Er wird informiert über Grenzanlagen und ihren Verlauf, hört Berichte von Anwohnern oder erlebt Spielszenen, etwa zum Thema Grenzkontrolle. Grenzsoldaten beider Seiten könnten im Gespräch Perspektiven und Wertungen diskutieren sowie aus ihrem Alltag berichten. Von einer Stimme geleitet, geht man vorbei an Überresten des Sperrgebietes, möglicherweise Mahnmalen oder auch Kunstobjekten, kann aber auch einem Stück Todesstreifen folgen, das als solches kaum mehr auszumachen ist. Möglich werden, wie in Schillers „Spaziergang“, Blicke in Landschaft und Geschichte gleichermaßen. Dabei sind die Erschließung

55 Zur Debatte um das unzureichende zeitgeschichtliche Wissen deutscher Schüler vgl. Monika DEUTZ-SCHROEDER, Klaus SCHROEDER: Oh, wie schön ist die DDR. Kommentare und Materialien zu den Ergebnissen einer Studie. Schwalbach 2009; DIES.: Soziales Paradies oder Stasi-Staat? Das DDR-Bild von Schülern – ein Ost-West-Vergleich. Stamsried 2008.

und die geschichtliche Vermittlung des regionalen Raumes sowie das Aufbrechen von Klischees und Stereotypen zwischen West und Ost elementare Bestandteile unseres Anliegens.<sup>56</sup> Der Grenzraum wird zu einer Art „Geschichts-Laboratorium“<sup>57</sup>, und dies über die reine Zeitgeschichte hinaus.

Grenzen als Erfahrungs- und Kommunikationsräume, so ließe sich vorläufig bilanzieren, öffnen einer *dialogischen* Heuristik, der es über Sammlung und Forschung hinaus um Vermittlung und Popularisierung geht, Tür und Tor. An der Grenze und ihren Übergängen, ganz so wie der Brechtsche Zollverwalter, Überraschendem, Eigensinnigem, ja Subversivem zu begegnen, ist das besonders Reizvolle daran. Die Aufgabe steht, dem hier anfallenden, überreichen Schatz möglicher Geschichten – wie seltenen Kostbarkeiten – gegenüber aufgeschlossen zu bleiben.

---

56 So bestätigte etwa ein Projektbeitrag der Hoffmann-von-Fallersleben-Schule zur Reihe „Erinnerungskultur“ der Stadt Braunschweig die Existenz gängiger Ost-West-Klischees bei Kindern und Jugendlichen, die die deutsche Teilung nur mehr aus Erzählungen ihrer Eltern kennen. Vgl. Junge Leute haben die Mauer noch im Kopf. In: Braunschweiger Zeitung vom 10. September 2009.

57 Vgl. Henning NOSKE: Unterricht, wo die Geschichte spricht. In: Braunschweiger Zeitung vom 9. März 2010.

# Bibliographie zur Braunschweigischen Landesgeschichte 2009 – mit Nachträgen

bearbeitet von

Ewa Schmid

## Allgemeines, Landeskunde

1. Aufbruch in die Gotik. Der Magdeburger Dom und die späte Stauferzeit. Landesausstellung Sachsen-Anhalt aus Anlass des 800. Domjubiläums, hrsg. von Matthias PUHLE. Mainz: von Zabern 2009. Bd. 1: Essays. 500 S., Abb.; Bd. 2: Katalog. 624 S., Abb.  
[Braunschweig-Bezug]
2. BAUMANN, Kathrin: Entwicklung der Moorvegetation im Nationalpark Harz. 1. Aufl. Wernigerode: Nationalparkverwaltung Harz 2009. 243 S., Abb., Kt. (Schriftenreihe aus dem Nationalpark Harz 4).
3. DRACHE, Annett: Der Harzer Grenzweg. Auf den Spuren der innerdeutschen Geschichte durch bezaubernde Naturlandschaften des Harzes. In: Der Harz. 2009. H. 10/11, S. 22–24, Abb.
4. EBELING, Bettina: Biathlon: das Oberharzer Wintermärchen geht weiter. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2010. [2009]. S. 25–26, Abb.
5. EDER, Ekkehard: 15 Jahre Städtepartnerschaft Osterode am Harz – Ostróda. In: Heimatbl. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 65. 2009. S. 151–166, Abb.
6. EHRT, Barbara: Eine kleine Geschichte des Harzes ... Harzgeschichte in Kurzform. Goslar: Ed. Ehart Art 2009. 19 S., Abb.
7. GAEVERT, Horst: Hasselfelde im Harz. Geologie, Landschaftsgeschichte, Nutzung von Natursteinen und Bodenschätzen, Besiedlung. Unter Mitarbeit von Helmut WELLER (Geologie) und Manfred ALTERMANN (Böden). In: Harz-Zs. Jg. 61. 2009. S. 45–71, 6 Abb.
8. Geheimnisvoller Harz. Kultstätten Reiseführer. Bochum: ZeitReisen 2009. Teil 1: Siegfried HERMERDING schildert ... 1 DVD-Video (PAL, 94 Min.). farb., Vollbild 4:3, Dolby digital, stereo, Ländercode 2.; Teil 2: Walter DIESING schildert ... 1 DVD-Video (PAL, 67 Min.). farb., Vollbild 4:3, Dolby digital, stereo, Ländercode 2.
9. GENRICH, Florian: Wandern im Harz. Der offizielle Wanderführer des Harzklubs. [Wanderkarte mit UTM-Gitter, alle Routen als PDF-Download] 1. Aufl. Wernigerode: Schmidt-Buch-Verl. 2009. 119 S., Abb., Kt., Beil.
10. Geopark Harz, Braunschweiger Land, Ostfalen. Die klassischen Quadratmeilen der Geologie. [Hrsg.: Geopark Harz, Braunschweiger Land, Ostfalen ... Regionalverband Harz e.V. Red.: Klaus GEORGE ...]. Königslutter; Quedlinburg 2009. 47 S., Abb. Kt.
11. GERECKE, Rudolf: Pfälzer Kolonie am Rande Gifhorns. In: Gifhorner Kreiskal. 2010. [2009]. S. 79–81, Abb.

12. Geschichte bewusst machen: Gedenkstätten und Erinnerungskultur in Niedersachsen. Konzept: Kurt BUCK, Rolf KELLER, Habbo KNOCH, Michael PECHEL, Dietmar SEDLACZEK; Red.: Michael PECHEL. Celle: Stiftung nds. Gedenkstätten 2009. 113 S., Abb.
13. Der Harz – immer ganz oben. Natur; Erlebnis Grünes Band. [Harzer Verkehrsverband]. Goslar [ca. 2009]. 27 S., Abb., Kt.
14. HODEMACHER, Jürgen: Helmstedt – der größte Kreis im Braunschweiger Land. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2010. [2009]. S. 9–14, Abb.
15. HOFFMANN, Gert: „Stärkerer Zusammenhalt ist Überlebensfrage für die Region“. In: Braunschw. Kal. 2010. [2009]. S. 26–28, 1 Abb.
16. ISIGKEIT, Horst: Grenz- und Schmuggelerlebnisse aus Wietfeld, Elend und Schierke von 1948 bis 1952. In: Unser Harz. Jg. 57. 2009. S. 176–179, 3 Abb.
17. KORTH, Marion, Gernot KORTH: Struppiges Heidekraut als Namensgeber. Südheide-Magazin Calluna steht seit zehn Jahren für Heimatverbundenheit in zeitgemäßer Form. In: Gifhorner Kreiskal. 2010. [2009]. S. 44–45, Abb.
18. KORTZFLEISCH, Albrecht von: Der Harzklub nach der Wende. Geschichte und Entwicklung. In: Der Harz. 2009. H. 10/11. S. 38–41, Abb.
19. KORTZFLEISCH, Albrecht von: Der Naturpark Harz, Stiefkind der Umweltpolitik oder Chance für die Zukunft? Neue Aufgabenstruktur bei Zusammenschluss von Regionalverband und Harzer Verkehrsverband. In: Der Harz. 2009. H. 10/11. S. 25–27, Abb.
20. KRISTIANSEN, Ole: Der Kachelfund von der Echternstrasse 18 in Peine. Zu seiner Datierung und Neuinterpretation. Mit 15 Abb. In: Nachrichten aus. Niedersachsens Urgesch. Bd. 78. 2009. S. 185–194.
21. Kurfürst, Adel, Bürger – das kurkölnische Herzogtum Westfalen (1180–1803). [erscheint zur Ausstellung Kurfürst, Adel, Bürger – das Kurkölnische Herzogtum Westfalen (1180–1803), die vom 25. Oktober 2009 bis zum 28. Februar 2010 im Sauerland-Museum des Hochsauerlandkreises in Arnsberg gezeigt wird]. Arnsberg: Becker 2009. 184 S., Abb.  
[Braunschweig-Bezug]
22. KUTSCHER, Rainer: Auf den Leim gegangen – Früher war im Harz der Vogelfang Gewohnheitsrecht. In: Heimatbl. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 65. 2009. S. 178–183, Abb.
23. KUTSCHER, Rainer: Erinnerung an Harzer Traditionen zum 100jährigen Bestehen. Zweigverein Lerbach – Garant für Fremdenverkehr, Wandertourismus und Naturschutz; Teil 1–2. In: Der Harz. 2009. H. 5. S. 12–13; 2009. H. 6. S. 12–13, Abb.
24. MEYERHOFF, Kurt: Wintersport in Goslars Beletage. Von nationalen und internationalen Bob- und Rodelmeisterschaften im Eiskanal am Bocksberg. In: Goslarer Bergkal. Jg. 391. 2009. S. 103–106, Abb.
25. MÜNNICH, Udo: Wo lebten die Ritter von Ackeburg? Zur Geschichte des Selketales. In: Harz-Zs. Jg. 61. 2009. S. 83–97, 8 Abb.
26. PRESIA, Edgar: 20 Jahre ohne Mauer. Erinnerungen eines Ostdeutschen. In: Unser Harz. Jg. 57. 2009. S. 163–167, 10 Abb.
27. REUSCHEL, Andreas: Hagenhufensiedlungen oder „Hägerhufensiedlungen“ in der Ithbörde? Ein Beitrag zur Ausdifferenzierung eines siedlungsgeographischen Terminus und Phänomens. Bonn: Verfasser 2009. 319 S.
28. REUSCHEL, Andreas: Das Wasser kommt: Überschwemmungen im Lennetal bei

- Eschershausen seit dem 18. Jahrhundert. Mit 7 Abb. In: Jb. f. d. Landkr. Holzminden. Bd. 27. 2009. S. 1–12.
29. RITTMAYER, Lutz-Peter: Altenau/Oberharz ab 1944 – aus der Sicht eines Jungen. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2010. [2009]. S. 95–97, Abb.
  30. ROCKSTEDT, Gerhard: Geschichtliche Wanderung durch die fünf Quedlinburger Feldforsten. In: Unser Harz. Jg. 57. 2009. S. 110–116, 12 Abb.
  31. ROPPEL, Hans-Peter: Thüringen zwischen Harz und Elm. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2010. [2009]. S. 85–90. Abb.
  32. SCHRADER, Mario: Kleine Kinos ganz groß. Ein Streifzug durch 100 Jahre Kinosgeschichte im Landkreis Helmstedt. Norderstedt: Books on Demand 2009. 224 S., Abb.
  33. SCHÜTZE, Albrecht: Merianstich „Osterode am Harz“ unter der Lupe. In: Heimatbl. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 65. 2009. S. 2–7, Abb.
  34. SCHWARZ, Friedemann: Der „doppelte“ Oberharz – ein Harzer Trauerspiel in fünf Akten. In: Unser Harz. Jg. 57. 2009. S. 179–181, Abb.
  35. SCHWARZ, Friedemann: Der „Drei-Länder-Stein“ am Jägerfleck. In: Goslarer Bergkal. Jg. 391. 2009. S. 45–48, Abb., Kt.
  36. SEELIGER, Matthias: Bibliographie zur Geschichte des Landkreises Holzminden, 2007/2008 (mit Nachträgen). In: Jb. f. d. Landkr. Holzminden. Bd. 27. 2009. S. 183–200.
  37. STEINBACH, Matthias: Begegnungen mit der geschichtlichen Welt. Bericht über geschichtsmethodische Überlegungen zu einer Fahrradexkursion des Historischen Seminars der TU Braunschweig in die Asse. In: Braunsch. Jb. f. Landesgesch. Bd. 90. 2009. S. 257–265, 2 Abb.
  38. Der Tetzstein. Die Hauszeitung der Waldgaststätte Tetzstein im Elm. Thomas HELDT [Hrsg.]; Jürgen MEWES [Mitarb.]. Jg. 3. 2009. Schöppenstedt: Grunenberg 2009. 23 S., Abb.
  39. Vom früheren Sperrgebiet zum Besuchermagnet. Neue Wanderwelt Harz. In: Der Harz. 2009. H. 10/11. S. 28–29, Abb., Kt.
  40. WEGENER, Uwe, Friedhart KNOLLE: Der länderübergreifende Nationalpark Harz. Wie alles begann, ein zentrales Stück Harzer Einheit. In: Der Harz. 2009. H. 10/11. S. 30–33, Abb.
  41. WEBER, Friedrich: Der Abt-Jerusalem-Preis. In: Braunsch. Kal. 2010. [2009]. S. 30–33, Abb.
  42. WILLE, Lutz: Oberharz und Hochharz – eine vergleichende Landschaftsskizze. In: Unser Harz. Jg. 57. 2009. S. 182–186, 5 Abb.
  43. WILLE, Lutz, Ilse BLEYER, Gerd BERG: Die Heimatgruppenarbeit im vereinten Harz. Entwicklung und Ausblick. In: Der Harz. 2009. H. 10/11. S. 42–45, Abb.

## Quellenkunde und Historische Hilfswissenschaften

44. ARNOLDT, Hans-Martin: Historische Quellen zur Eisenbahngeschichte im Landesarchiv. Ein Online-Inventar. In: Archiv-Nachrichten Niedersachsen. H. 13. 2009. S. 112–117.
45. BEI DER WIEDEN, Brage: 600 Jahre Staatsarchiv Wolfenbüttel? In: Archiv-Nachrichten Niedersachsen. H. 13. 2009. S. 130–131, 1 Abb.

46. BEI DER WIEDEN, Claudia: Ein ganzheitliches Archivkonzept für die HBK Braunschweig. In: Archiv-Nachrichten Niedersachsen. H. 13. 2009. S. 103–106.
47. FRÜHLING-EDER, Dagmar: Über Archive und Archivarbeit – Das Kreisarchiv Osterode am Harz. In: Heimatbl. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 65. 2009. S. 167–176.
48. MEDEFIND, Heinrich: Die *signa corporalia traditionis*. Wie aus dem Gut Bornum ein Klosterhof wurde. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2010. [2009]. S. 80–81.
49. SIEMERS, Victor-L.: Die Pfarr- und Propsteiarchive im Landeskirchlichen Archiv in Wolfenbüttel als Quelle für die Untersuchung des Dorfschulwesens im Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel nach der Landschulordnung Herzog Karls I. von 1753. In: Braunsch. Jb. f. Landesgesch. Bd. 90. 2009. S. 243–256.
50. STEINFÜHRER, Henning: Methodische Überlegungen zur zukünftigen Erschließung und Edition von mittelalterlichen Urkunden und Stadtbüchern im Stadtarchiv Braunschweig. In: Veröff. d. Archivschule Marburg. Institut für Archivwissenschaft. Nr. 48. S. 13–23.
51. TRIBIAN, Henning: Karten als Grundlage der Heimatforschung. In: Gifhorner Kreiskal. 2010. [2009]. S. 88–96, Abb.
52. WAGENER-FIMPEL, Silke: Die Flüchtlingsakten des Landkreises Wolfenbüttel. In: Archiv-Nachrichten Niedersachsen. H. 13. 2009. S. 96–102.
53. WEINGARTEN, Hendrik: Lesesaalorganisation im Niedersächsischen Landesarchiv. Transferarbeit im Rahmen des Referendariats für den höheren Archivdienst. Marburg: Verf. 2009. 39 S., Tab.  
[Braunschweig-Bezug]
54. WILLE, Lutz: Das Honsteinsche Erbzinregister von Benneckenstein anno 1580. In: Unser Harz. Jg. 57. 2009. S. 83–91, 5 Abb.

## Allgemeine Geschichte in zeitlicher Reihenfolge

55. KRIETE, Cornelia: Geochemische Untersuchungen der Rennfeuerschlacken aus dem Siedlungsgebiet der vorrömischen Eisenzeit und älteren römischen Kaiserzeit von Salzgitter-Fredenbergl im Hinblick auf die Herkunft der verwendeten Erze. Mit 5 Abb. U. 5 Tab. In: Nachrichten aus. Niedersachsens Urgesch. Bd. 78. 2009. S. 37–56.
56. FLINDT, Stefan: Gefunden an einem besonderen Ort. Die Toten aus der Lichtensteinhöhle bei Osterode am Harz. In: Archäologie in Niedersachsen. Bd. 12. 2009. S. 41–45, Abb., Kt.
57. BERNATZKY, Monika, Birthe LEHNBERG: Die mittelalterliche Siedlung am Peters- teich bei Süpplingenburg, Ldkr. Helmstedt. Vorbericht. Mit 22 Abb. In: Nachrichten aus. Niedersachsens Urgesch. Bd. 78. 2009. S. 149–173.
58. BERNATZKY, Monika: In den Fels gehauen. Kopfnischengräber in Königslutter. In: Archäologie in Niedersachsen. Bd. 12. 2009. S. 90–93, Abb.
59. WOLF, Armin: Gervasius von Tilbury, Arelatischer Marschall Kaiser Ottos IV. und die Ebsterker Weltkarte. In: Salzgitter-Jb. Bd. 29. 2009. S. 157–187, 22 Abb.
60. HUCKER, Bernd Ulrich: Eine kleine Geschichte. „Kaiser Otto IV. (1198–1218).“ Des Kaisers roter Faden. Braunschweig: Stadt Braunschweig 2009. 100 S., Abb.
61. HUCKER, Bernd Ulrich: Otto IV. – ein Welfe wird Kaiser. 2 Originalurkunden zur



- Geschichte des Herrschers: sein Speyerer Versprechen (1209) und sein Testament (1218). Braunschweig: Archiv Verlag 2009. 32 S., Abb., Anhang; 1 CD
62. Otto IV. Traum vom welfischen Kaisertum [Landesausstellung Braunschweigisches Landesmuseum – Dom St. Blasii – Burg Dankwarderode vom 8. August bis 8. November 2009]. Hrsg. v. Bernd Ulrich HUCKER, Stefanie HAHN, Hans-Jürgen DERDA, wissenschaftliche Red.: Andreas W. VETTER. Petersberg: Michael Imhof 2009. 520 S., Abb.
  63. Ottonen, Salier, Staufer: Herrscher des Mittelalters von 919 bis 1268, biografische Skizzen, hrsg. v. Susanne VOGEL. 2. überarb. Aufl. Linden-Dietramszell: Staackmann 2009. 92 S., Abb.
  64. JÖRN, Erhard, Rudolf JÖRN: Wer war Herr von Burg Osterode/Westharz zwischen 1106 und 1158? In: Harz-Zs. Jg. 61. 2009. S. 107–139.
  65. Wibald de Stavelot. Abbé d'Empire (+1158), D'or et de parchemin. Stavelot: Abbaye de Stavelot 2009 75 S., Abb.  
[Braunschweig-Bezug]
  66. BERWINKEL, Holger: Die sächsischen Kriege Heinrichs des Löwen. In: Braunschw. Jb. f. Landesgesch. Bd. 90. 2009. S. 11–44.
  67. BIEGEL, Gerd: Ohne Lothar III. kein Otto IV. König Lothars III. „Traum vom welfischen Königtum“ und der Weg der Welfen nach Sachsen. In: Braunschw. Heimat. Jg. 95, 2. 2009. S. 30–32, Abb.
  68. BIEGEL, Gerd: Der Traum vom welfischen Kaisertum. Kaiser Lothar III. – Heinrich der Löwe – Kaiser Otto IV. – Otto das Kind. In: Braunschw. Heimat. Jg. 95, 1. 2009. S. 28–29, Abb.
  69. RÖHLING, Silke: „Otto IV. – Traum vom welfischen Kaisertum“. Niedersächsische Landesausstellung 8. August bis 8. November 2009. In: Braunschw. Heimat. Jg. 95, 1. 2009. S. 4–5, Abb.
  70. FROBESE, Elke: „Otto IV. – Traum vom welfischen Kaisertum“ im Braunschweigischen Landesmuseum. In: Braunschw. Heimat. Jg. 95, 1. 2009. S. 6–8, 7 Abb.
  71. HUCKER, Bernd Ulrich: Otto IV. – ein Plantagenet auf dem Kaiserthron. In: Salzgitter-Jb. Bd. 29. 2009. S. 9–20, 3 Abb.
  72. SEIBERT, Hubertus: Kaiser Otto IV., die Welfen und das Herzogtum Bayern (1198–1212). In: Salzgitter-Jb. Bd. 29. 2009. S. 21–42, 4 Abb.
  73. MÖLLER, Gerhard: Kriegerische Verdrängung oder friedliche Ablösung? Zum Verhältnis der Grafen von Honstein zu den Grafen von Klettenberg im 13. Jahrhundert. In: Heimatbl. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 65. 2009. S. 24–36.
  74. WALDBURG-WOLFEGG, Max Graf zu: Staufische Burgen in Schwaben. In: Salzgitter-Jb. Bd. 29. 2009. S. 43–54, Abb.
  75. KRUPPE, Michael: Die Politik von Nordhausen, Mühlhausen und Goslar während der Hildesheimer Stiftsfehde. In: Harz-Zs. Jg. 61. 2009. S. 155–160, 1 Abb.
  76. KUHNBRODT, Peter: Clara von Schwarzburg. Eine geborene Herzogin von Braunschweig-Lüneburg in Heringen (Helme). Heringen-Nordhausen: Regionale-Verlag. 2009. 294, 183 S., Abb. (Friedrich-Christian-Lesser-Stiftung 20; 1–2).
  77. KÜHN, Helga-Maria: Eine „unverstorbene Witwe“. Sidonia, Herzogin zu Braunschweig-Lüneburg, geborene Herzogin zu Sachsen 1518–1575. Ein aus Archivquellen nachgezeichneter Lebensweg. Hannover: Hahn 2009. 301 S. (Veröff. d. Hist. Komm. f. Nds. u. Bremen 247).

78. JARCK, Horst-Rüdiger: Friedenswille und Ohnmacht. Braunschweig-Wolfenbüttel im Jahr der Schlacht bei Lutter am Barenberge (1626). Festschrift für Werner Arnold. Hrsg. v. Detlev HELLFAIER, Helwig SCHMIDT-GLINTZER u. Wolfgang SCHMITZ. Wiesbaden: Harrassowitz 2009. S. 383–395. (Wolfenbütteler Schriften z. Gesch. d. Buchwesens 44).
79. BOLLMEYER, Matthias: Augusta Trophaea – ein lateinisches Glückwunschgedicht an Herzog Rudolph August von Braunschweig-Lüneburg auf einem bisher unbekannten Einblattdruck anlässlich der Befreiung der Stadt Trier im Jahr 1675. In: Kurtrierisches Jb. Jg. 49. 2009. S. 229–237, 1 Abb.
80. LANGE, Karin: Mehr als 30 Jahre in Russland verbannt. Das tragische Schicksal des Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig-Lüneburg. In: Heimatbuch. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 56. 2010. [2009]. S. 153–157, Abb.
81. KOLLBACH, Claudia: Aufwachsen bei Hof. Aufklärung und fürstliche Erziehung in Hessen und Baden. Frankfurt/New York: Campus 2009. 428 S., Abb. (Campus Historische Studien 48).  
[Braunschweig-Bezug]
82. BEI DER WIEDEN, Brage, Roxane BERWINKEL, Martin FIMPEL, Silke WAGENER-FIMPEL: Durch den Tod des Herzogs Rudolf zu Braunschweig-Lüneburg (1735) ausgelöste Aktionen. Festschrift für Werner Arnold. Hrsg. v. Detlev HELLFAIER, Helwig SCHMIDT-GLINTZER u. Wolfgang SCHMITZ. Wiesbaden: Harrassowitz 2009. S. 397–424. (Wolfenbütteler Schriften z. Gesch. d. Buchwesens 44).
83. Die Gesellschaft des Fürsten. Prinz Xaver von Sachsen und seine Zeit, hrsg. f. d. Schloßbergmuseum von Uwe FIEDLER, Thomas NICKLAS und Hendrik THOSS. Chemnitz: Schloßbergmuseum 2009. 228 S., Abb.  
[Braunschweig-Bezug]
84. BARKHAUSEN, Karl-Ludwig: Die letzte Reise der Caroline von Braunschweig, Königin von England. In: Heimatkal. f. d. Lüneburger Heide. 2009. S. 30–36, Abb.
85. FEUERSTEIN-PRASSER, Karin: Caroline von Braunschweig (1768–1821). Englands ungekrönte Königin. Regensburg: Pustet 2009. 215 S., Abb.
86. Für die Freiheit – gegen Napoleon. Ferdinand von Schill, Preußen und die deutsche Nation. [Ausstellung „Für die Freiheit – gegen Napoleon. Ferdinand von Schill, Preußen und die Deutsche Nation“]. [Die Präsentation wird im Pommerschen Landesmuseum vom 13. Mai bis 09. August 2009, im Preußen-Museum NRW vom 20. September 2009 bis 31. Januar 2010 und im Städtischen Museum Braunschweig im Frühjahr 2010 zu sehen sein]. Hrsg. v. Veit VELTZKE. Köln [u. a.]: Böhlau 2009. VIII, 440 S., Abb., Kt.
87. AHLERS, Rolf: Erinnerungen an 1809 im Jahr 2009. Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg-Oels. In: Braunsch. Heimat. Jg. 95, 2. 2009. S. 17–18, 13 Abb.
88. AHLERS, Rolf: Herzog Friedrich Wilhelm und die Schwarze Schar – Das Gefecht bei Ölper am 1. August 1809. In: Braunsch. Heimat. Jg. 95, 1. 2009. S. 9–19, 11 Abb.
89. SCHNEIDER, Klaus-Dieter: Der Denkstein in Syke. In: Braunsch. Heimat. Jg. 95, 2. 2009. S. 19–20, 3 Abb.
90. PFINGSTEN, Otto: Vor 99 Jahren. Die Asienreise des Braunschweiger Regenten Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg. In: Braunsch. Heimat. Jg. 95, 1. 2009. S. 20–23, Abb.

91. Harzburger Front. Im Gleichschritt zur Diktatur. Goslar: Spurensuche Harzregion e.V. 2009. 72 S., Abb. (Spuren Harzer Gesch. SoBd. 1).
92. KUHNE, Hans: Die „Harzburger Front“. Ein politisches Zweckbündnis gegen die Republik von Weimar. In: Uhlenklippen-Spiegel. Nr. 92. 2009. S. 23–40, Abb.
93. Erntedank und „Blut und Boden“. Bückeberg/Hamel und Goslar 1933 bis 1938, NS-Rassekult und die Widerrede von Kirchengemeinden, Red.: Peter SCHYGA. Clausthal-Zellerfeld: Papierflieger 2009 49 S., Abb. (Spuren Harzer Zeitgesch. SoBd.).
94. BIEGEL, Gerd: Im Braunschweiger Land 1933: NS-Terror und Widerstand. In: Widerstand- gestern und heute: Beiträge der Konferenz vom 18.–20. April 2008 im Dokumentationszentrum Prora/Rügen. Hrsg.: Heidi BEUTIN, Wolfgang BEUTIN, Ernst HEILMANN. Frankfurt/Main: Peter Lang 2009. S. 85–101. (Bremer Beiträge z. Literatur- u. Ideengesch. 55).
95. HEINZELMANN, Martin: Die Spuren des Löwen. Zu den verschwiegenen Verbrechen der 31. Infanteriedivision der Wehrmacht. Göttingen: Cuvillier Verlag 2009. 171 S., Abb.
96. Internationale Wanderausstellung „Zwangsarbeit im Nationalsozialismus“. Ein Projekt der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora gefördert durch die Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“. Weimar-Buchenwald: Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora 2009. 7 ungez. Bl. [Braunschweig-Bezug]
97. Die Verfolgung der Zeugen Jehovas 1933 bis 1945. Das Schicksal des Hildesheimer Baumeisters Berthold Mehm. Wolfenbüttel: Gedenkstätte in der JVA 2009 16 S., Abb. (Pädagogische Materialien d. Gedenkstätte in d. JVA Wolfenbüttel 1).
98. MATWIJOW, Klaus: 1933–1945 „Spurensuche“ in Herzberg am Harz . 1. Aufl. Horb am Neckar: Geiger-Verlag 2009. 144 S., Abb.
99. GALLE, Heinz J.: Erlebte Vergangenheit und gestaltete Zukunft. Kindheit und Jugend im Kriegs- und Nachkriegsdeutschland, Erinnerungen und 25 Kurzgeschichten aus fünf Jahrzehnten. 1. Aufl. Lüneburg: Dieter von Reeken 2009. 217 S., Abb.
100. Grabe, wo Du stehst. Sieben Genossinnen und Genossen erarbeiten „persönliche Mosaiksteine“ aus der Zeit von 1945 bis 1990, ein Beitrag der Sozialdemokratischen Partei Deutschland, Bezirk Braunschweig zur Gründung der Bundesrepublik Deutschland 1949 zusammengestellt v. Gundolf ALGERMISSEN. Braunschweig: SPD-Bezirk Braunschweig 2009. [48] S.
101. GUNDLACH, Horst: Die deutsch-deutsche Grenze im Südharz. Eine Dokumentation der Ereignisse von 1945 bis 1990. 1. Aufl. Bad Sachsa: Eigenverl. 2009. 234 S., Abb., Kt.
102. OWCZARSKI, Rolf: Späte Flucht aus Beendorf. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2010. [2009]. S. 175–180, Abb.
103. OWCZARSKI, Rolf: Blick in die Vergangenheit. 1960. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2010. [2009]. S. 193–204, Abb.
104. AHRENS, Sabine: Deutsch-deutsche Geschichte im Spiegel der Deutschland-Caricade. In: Gifhorner Kreiskal. 2010. [2009]. S. 25–29, Abb.
105. DANDYK, Gerhard: Null Bock auf Schule. Ein 13-jähriger flieht in den Westen. In: Heimatbuch. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 56. 2010. [2009]. S. 44–46, 1 Abb.
106. MEYER, Bernd-Uwe: Wendezeit – Erinnerungen an die Grenzöffnung aus Ost

- und West. In: Heimatbuch. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 56. 2010. [2009]. S. 47–63, Abb.
107. DÜRHEIDE, Joachim: Grenzöffnung bei Zicherie/Böckwitz am 18.11.1989. In: Gifhorner Kreiskal. 2010. [2009]. S. 64–65, Abb.
  108. MITTMANN, Hans, Ekkehard EDER: Grenzfälle. Zeitzeugenberichte aus Stadt und Kreis Osterode am Harz zur Grenzöffnung am 9. November 1989. Osterode am Harz: Heimat- u. Geschichtsverein Osterode am Harz u. Umgebung 2009. 86 S., Abb. (Heimatblätter f. d. südwestl. Harzrand Sonderheft 13).
  109. FRÜHAUF, Wolfgang: Gute Fahrt in Niedersachsen. Probleme mit den Grenzübergängen vor 20 Jahren. In: Braunsch. Heimat. Jg. 95, 2. 2009. S. 26–27, 5 Abb.
  110. Grenzwanderung. 20 Jahre nach der Grenzöffnung. Routen-Planer für Ihre eigene Wanderung, Reportagen über Täter, Opfer und den Diktatur-Alltag, die alte Grenze aus der Luft fotografiert. Braunschweig: Braunschweiger Zeitungsverlag, 2009. 98 S., Abb. (Braunsch. Zeitung Spezial 11/2009).
  111. KONEFFKE, Ernst-Hartmut: Tage der Freude und der Anspannung. In: Heimatbuch. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 56. 2010. [2009]. S. 8–17, Abb.
  112. „Festung Harz“. Die extreme Rechte im Landkreis Goslar und der niedersächsischen Harzregion. Hrsg.: David JANZEN, Reinhard KOCH. Braunschweig: Bildungsvereinigung Arbeit und Leben Niedersachsen [2009]. 50 S., Abb. (Informationen/Arbeitsstelle Rechtsextremismus u. Gewalt).

## Rechts-, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte

113. BEHRENS, Christian: Die Wassergesetzgebung im Herzogtum Braunschweig nach Bauernbefreiung und industrieller Revolution. Zur Genese des Wasserrechts im bürgerlichen Rechtsstaat. Hamburg: Dr. Kovac 2009. 528 S. (Schriftenreihe Rechtsgeschichtliche Studien 30).
114. BLAZEK, Matthias: Herzog Heinrichs Standgericht in der Heide. In: Braunsch. Kal. 2010. [2009]. S. 99–102, Abb.
115. FRÜHAUF, Wolfgang: Die Grundsteuer im Herzogtum Braunschweig. Blick auf die Entwicklung vom mittelalterlichen Steuersystem bis zum Abschluss der Umstellung auf die neue allgemeine Grundsteuer vor 150 Jahren. In: Braunsch. Heimat. Jg. 95, 2. 2009. S. 23–25, Abb.
116. GRÜNEWALD, Arno: Ein mittelalterlicher Streitfall. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2010. [2009]. S. 181–192, Abb.
117. HOOPS, Jürgen, Heinrich RINGE: mißbraucht & verbrannt. Die Hexenprozesse im Amt Rotenburg, Bistum Verden. Stuttgart: ibidem 2009. 335 S., Abb.  
[Braunschweig-Bezug]
118. KESPER-BIERMANN, Sylvia: Einheit und Recht: Strafgesetzgebung und Kriminalrechtsexperten in Deutschland vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zum Reichsstrafgesetzbuch von 1871. Frankfurt am Main: Klostermann 2009. 501 S. (Studien z. europäischen Rechtsgesch. 245).
119. KIECKBUSCH, Klaus: Henker und Abdecker in Holzminden und an der oberen Weser (16. bis 20. Jahrhundert). Mit 2 Abb. In: Jb. f. d. Landkr. Holzminden. Bd. 27. 2009. S. 15–57.

120. KERTSCHER, Dieter: Die Vermessungsarbeiten an der DDR-Grenze. In: Heimatbuch. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 56. 2010. [2009]. S. 18–34, Abb.
121. KUTSCHER, Rainer: Vor 160 Jahren (1849). Feldjäger Schmidt aus Goslar wurde mit der Axt des Wilderers „Gelber Wagner“ erschlagen. In: Goslarer Bergkal. Jg. 391. 2009. S. 85–87, Abb.
122. Namensstreit trübt Harzer Binnenklima. „Samtgemeinde Oberharz“ kontra „Stadt Oberharz am Brocken“. In: Der Harz. 2009. H. 12. S. 14–16, Abb.
123. SARNIGHAUSEN, Hans-Cord: Kurhannoversche Amtsjuristen in Osterode und ihre Familien. In: Heimatbl. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 65. 2009. S. 71–83, Abb.
124. SCHWARZ, Ulrich: Amtsbezirke, Dörfer, Grundherren und Zehntherrn. Ein braunschweigischer Kataster aus der Zeit um 1400. In: Braunsch. Jb. f. Landesgesch. Bd. 90. 2009. S. 45–120.
125. STRAUSS, Werner: Grundzüge der Verwaltungsgeschichte des Herzogtums Braunschweig um die Zeit des Königreichs Westphalen. In: Die Braunschweigische Landschaft in der Westphalenzeit 1807–1813. [Hrsg.: Braunschweigische Landschaft e.V. Red.: Ralf HERMANN]. Braunschweig: Appelhaus 2009. S. 7–19. (Braunsch. Landschaft im Blick 6).

## Kirchengeschichte

126. ARTELT, Peter: 160 Jahre englische Benediktinermönche im Harzvorland. In: Unser Harz. Jg. 57. 2009. S. 203–206, 5 Abb.
127. CAPELLE, Thomas: Der Kanzler und die Kirche. Kanzler Ph. L. Probst von Wendhausen und das Anti-Pietisten-Edikt von 1692. In: Braunsch. Jb. f. Landesgesch. Bd. 90. 2009. S. 121–140, 1 Abb.
128. CONRAD, Jürgen, Anette THIELE: Auf den Spuren eines Reformationsfürsten. Zum 500. Geburtstag des Gifhorner Herzogs Franz von Braunschweig und Lüneburg. In: Gifhorner Kreiskal. 2010. [2009]. S. 7–17, Abb.
129. DANNOWSKI, Hans Werner: Klosterfahrten. Zwischen Harz und Heide, Weser und Leine. 2. Aufl. Hannover: Schlüter 2009. 245 S., Abb., Kt.  
[Braunschweig-Bezug]
130. FLAMMER, Thomas: Die seelsorgerliche Zusammenarbeit von deutschen und italienischen Katholiken im Großraum Braunschweig zwischen 1938 und 1945. In: Die Herausforderung der Diktaturen: Katholizismus in Deutschland und Italien 1918–1943/45, hrsg. v. Wolfram PYTA. Tübingen: Niemeyer 2009. S. 175–189. (Reihe der Villa Vigoni 21).
131. HEILMANN, Birgit: Aus Heilum wird Geschichte. Der Gandersheimer Kirchenschatz in nachreformatorischer Zeit. Regensburg: Schnell und Steiner 2009. 160 S., Abb. (Studien z. Frauenstift Gandersheim u. seinen Eigenklöstern 1).
132. HEUTGER, Nicolaus: Niedersächsische Ordenshäuser und Stifte. Geschichte und Gegenwart Vorträge und Forschungen. Hrsg. v. Viola HEUTGER. 1. Aufl. Berlin: Lukas-Verl. 2009. 346 S. (Forschungen z. nds. Ordensgesch. 7).  
[Braunschweig-Bezug]
133. Kirchenbau im Nationalsozialismus. Beispiele aus der braunschweigischen Landeskirche, hrsg. v. Dieter RAMMLER und Michael STRAUSS im Auftrag der Evange-

- lisch-lutherischen Landeskirche in Braunschweig. Wolfenbüttel: Ev.-luth. Landeskirche 2009. 109 S., Abb.
134. MAGER, Inge: „Daß zwischen der Augsbургischen Confession und Catholischen Religion kein sonderlicher Unterscheid seye...“ Der Beitrag des Helmstedter Professors Johann Fabricius zur Heiratspolitik Herzog Anton Ulrichs über die Konfessionsgrenzen hinweg. Helmstedt: Landkreis Helmstedt 2009. 31 S., Abb. (Beitr. z. Gesch. d. Landkreises und der ehemaligen Universität Helmstedt ; 22)
  135. RAMMLER, Dieter: Hinter jedem Hügel ein Kirchturm. Kleine Braunschweigische Kirchengeschichte. Hannover: Lutherisches Verlagshaus 2009. 176 S., Abb.
  136. ROST, Falko: 300 Jahre Neubau der evangelischen Kirche in Schladen – eine Gemeinde-Predigtkirche neuerer Entwicklung im Landkreis Goslar. In: Heimatbuch. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 56. 2010. [2009]. S. 158–172, 10 Abb.
  137. SCHEIB, Otto: Die Chroniken des Benediktinerklosters Huysburg bei Halberstadt. Zu Inhalt, Geschichte und Fundorten besonders der Annalen von Franz Bouvelett OSB und von Christian Franz Paulini. In: Studien u. Mitteilungen d. Benediktinerordens u. seiner Zweige. Bd. 120. 2009. S. 161–184.
  138. SCHYGA, Peter: Kirche in der NS-Volksgemeinschaft – Selbstbehauptung, Anpassung und Selbstaufgabe. Die ev.-luth. Gemeinden in Goslar, der Reichsbauernstadt des Nationalsozialismus, hrsg. v. Helmut LIERSCH im Auftrag des Propsteivorstandes Goslar. Hannover: Lutherisches Verlagshaus 2009. 372 S., Abb.
  139. TÖNSMEYER, Hans Dieter: Der Johanniter Frater Hermann, Weihbischof in Halberstadt, Münster, Osnabrück, Paderborn, Köln und Mainz (1312–1339), und die Johanniterbischöfe des 14. Jahrhunderts im Deutschen Reich. In: Jb. d. Ges. f. nds. Kirchengesch. Bd. 107. 2009. S. 7–25.  
[Braunschweig-Bezug]
  140. WRASMANN, Martin: Die katholische Kirche im Landkreis Gifhorn. In: Gifhorner Kreiskal. 2010. [2009]. S. 40–41.

## Wirtschafts- und Verkehrsgeschichte

### Bergbau, Hütten, Wasserwirtschaft

141. ARTELT, Peter: Lauterberg – der Wandel vom Bergbauort zum Kurort. In: Unser Harz. Jg. 57. 2009. S. 8–11, 6 Abb.
142. BARTELS, Christoph: Vermessungswesen, Karten und Pläne im Montanwesen an der Wende zwischen Mittelalter und Neuzeit. Kontinuitätslinien und Entwicklungstendenzen. In: Aufsicht – Ansicht – Einsicht. Neue Perspektiven auf die Kartographie an der Schwelle zur Frühen Neuzeit. Hrsg.: Tanja MICHALSKY, Felicitas SCHMIEDER, Gisela ENGEL. Berlin: trafo Wissenschaftsverl. 2009. S. 329–350, Abb. Kt. (Frankfurter kulturwissenschaftliche Beiträge 3).  
[Darin: S. 340–344: Die Entwicklung bergbaulicher Pläne und Karten im 17. Jahrhundert betr. den Harzer Bergbau]
143. Das Bergwerk Andreasberger Hoffnung und seine Vorgänger – zum Silberbergbau am Beerberg zwischen 1765 und 1928: Festschrift 20 Jahre Arbeitsgruppe Bergbau Sankt Andreasberg 2008. St. Andreasberg: Sankt Andreasberger Verein f. Gesch. u. Altertumskunde 2008. 256 S., Abb., Kt. (Beitr. z. Bergbaugesch. v. Sankt Andreasberg 5).



144. BIRTH, Manfred: Neue Wege zur Abwasserbeseitigung in der Stadt Gifhorn. Eine innovative Klärschlammbehandlungsanlage für die Zukunft. In: Gifhorner Kreis-  
kal. 2010. [2009]. S. 42–43, Abb.
145. DRESSEL, Hans-Jürgen: Schwimmbäder im „Oberharzer Wasserregal“. In: Allgem.  
Harz-Berg-Kal. 2010. [2009]. S. 82–83, Abb.
146. „Es kiht su racht hibsch“. Zum Kolloquium „175 Jahre Drahtseil“ am 22. Juli 2009  
in Clausthal-Zellerfeld, gleichzeitig 11. Montanhistorische Arbeitstagung des Harz-  
vereins für Geschichte und Altertumskunde e.V. [Vorträge aus dem Kolloquium].  
Hrsg. v. Wolfgang LAMPE & Oliver LANGEFELD. 1. Aufl. Clausthal-Zellerfeld:  
Papierflieger-Verl. 2009. 250 S., Abb.
147. GEBHARDT, Günter: Die Schulenberger Silberhütte von 1701 bis 1803. In: Unser  
Harz. Jg. 57. 2009. S. 143–146, 6 Abb.
148. GRIESS, Hans-Günther: Der Frosch, das Geleucht des Rammelsberger Bergmanns.  
In: Goslarer Bergkal. Jg. 391. 2009. S. 41–43, Abb.
149. HILLEGEIST, Hans-Heinrich: Eisen verbindet Länder. Harzer Einflüsse auf die  
Gründung und die Weiterentwicklung des Oberschlesischen Bergbaus und Hütten-  
reviers. In: Unser Harz. Jg. 57. 2009. S. 23–28, 11 Abb.
150. HUESKE, Karl-Ernst: Schacht Hedwigsburg in Neindorf: Ein vergessenes Kapitel  
örtlicher Wirtschaftsgeschichte. In: Heimatbuch. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 56.  
2010. [2009]. S. 104–109, Abb.
151. JÖRN, Erhard, Rudolf JÖRN: [...] am Hartz guet glaß [...], also das solches zu Hoff  
zu Jederzeit [...] begehret wirdet: zur Bedeutung Südharzer Glashütten für die  
Hofhaltung der Herzöge von Wolfenbüttel, Calenberg bzw. Celle in der 1. Hälfte  
des 17. Jahrhunderts... Selbstverl. d. Autoren 2007–2009. 321 S., Abb. (Widaer  
Hefte 9).
152. KLÖSSEL, Eberhard: Die Aufbereitung der Oberharzer Gangerze. In: Allgem.  
Harz-Berg-Kal. 2010. [2009]. S. 71–74, Abb.
153. KLÖSSEL, Eberhard: Die Genese der Westharzer Blei- und Zinkerzvorkommen. In:  
Goslarer Bergkal. Jg. 391. 2009. S. 35–38, Kt.
154. KRECKMANN, Ingrid: Vom Feldbrunnen, dem einstigen Gesund- und Königsbrun-  
nen, der vor 360 Jahren erstmals erwähnt wurde. In: Unser Harz. Jg. 57. 2009.  
S. 130–133, 4 Abb.
155. LAMPE, Wolfgang: Die historische Wasserversorgung der Bergstadt Zellerfeld. In:  
Allgem. Harz-Berg-Kal. 2010. [2009]. S. 77–81, Abb., Kt.
156. LEIBER, Christian: Mittelalterliche Waldglashütten im Homburgwald bei Eschers-  
hausen, Landkreis Holzminden. Mit 3 Abb. In: Jb. f. d. Landkr. Holzminden.  
Bd. 27. 2009. S. 85–92.
157. LIESSMANN, Wilfried: Eisendiebstahl war kein „Kavaliersdelikt“ – ein Beispiel von  
der Badenhausener Frischhütte anno 1847. In: Heimatbl. f. d. süd-westl. Harz-  
rand. H. 65. 2009. S. 11–23.
158. MORRISON, Tom: Erinnerungen eines englischen Bergpraktikanten im Erzbergwerk  
Rammelsberg 1973. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2010. [2009]. S. 107–111.
159. PLASTER, Harry: Einweihung vom Radau Wasserfall und dem gleichnamigen Gast-  
haus und Hotel „Radauwasserfall“. In: Uhlenklippen-Spiegel. Nr. 91. 2009. S. 13–  
20, Abb.
160. SCHMIDT, Hans: Zeugen längst vergangener Hüttenätigkeit. In: Uhlenklippen-  
Spiegel. Nr. 89/90. 2009. S. 3–8; Nr. 91. 2009. S. 3–5; Nr. 92. 2009. S. 3–6.

161. Wasserverband Mittlere Oker. 50 Jahre erfolgreicher Gewässerschutz in der Region Braunschweig/Wolfenbüttel. Braunschweig 2009. 86 S., Abb., Kt.

## Land- und Forstwirtschaft, Industrie, Handel, Handwerk

162. AHLERS, Rolf: Rübenblatt-Waschgenossenschaft Essinghausen. In: Braunschw. Heimat. Jg. 95, 2. 2009. S. 21–22, Abb.
163. ALGERMISSEN, Gundolf: Die Geschichte der Volkswagen-Aktie und die Rolle der Gewerkschaften. In: Braunschw. Kal. 2010. [2009]. S. 64–67, Abb.
164. BARTELS, Joachim: Exkursion durch Seesen auf den Spuren der Züchner-Dose und der Seesener Blechwaren- und Konservenindustrie. Teil 1–3. In: Südniedersachsen. Zs. f. Regionale Forschung u. Heimatpflege. Jg. 37. 2009. S. 21–25, S. 53–56, S. 84–91, Abb.
165. BÖNIG, Wolfgang: Zur Geschichte der chemischen Industrie in Dohnsen. Mit 7 Abb. In: Jb. f. d. Landkr. Holzminden. Bd. 27. 2009. S. 93–100.
166. BOSSE, Hartmut: Abhängige Bauern – freie Bauern. Die Lage der Bauern unter der Lehnsherrschaft und ihre Entlassung in die Unabhängigkeit. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2010. [2009]. S. 131–138, Abb.
167. EDER, Ekkehard: Die Fabrik Mariental bei Osterode. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2010. [2009]. S. 119–124, Abb.
168. FIEDLER, Peter: Einiges über die Büchsenmacherei in Herzberg. In: Heimatbll. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 65. 2009. S. 37–53, 21 Abb.
169. GANTZ, Werner, Otto STÜCKE: Strukturwandel in der Landwirtschaft. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2010. [2009]. S. 15–20, Abb.
170. GEBHARDT, Günter: Frühes Fabrikwesen im Sperrluttertal und im Wäschegrund bei St. Andreasberg. In: Unser Harz. Jg. 57. 2009. S. 210–213, 6 Abb.
171. HEIDE, Eike-Christian, Matthias DUDDE: Volkswagen Financial Services AG. 60 Jahre Bank, Leasing, Versicherung – eine Chronik. Wolfsburg: Volkswagen AG 2009. 183 S., Abb. (Historische Notate 14).
172. HEIMLICH, Bernd: Die Kreishandwerkerschaft Gifhorn zieht ins alte Gifhorner Rathaus. In: Gifhorner Kreiskal. 2010. [2009]. S. 86–87, Abb.
173. KOERBER, Hermann: Alles über Zuckerfabriken. Die Geschichte der ehemaligen Zuckerfabriken, Saftfabriken und Blättertroknungen im Landkreis Helmstedt. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2010. [2009]. S. 29–50, Abb.
174. KORTH, Eckhard: Die von Bartensleben befanden sich in Wirtschaftsnöten. In: Gifhorner Kreiskal. 2010. [2009]. S. 141–142.
175. KRECKMANN, Ingrid: Tabak. Zur Kulturgeschichte, zu -pflanzern, -fabrikanten, -spinnern und -händlern in und um Osterode. In: Heimatbll. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 65. 2009. S. 95–111, Abb.
176. KUTSCHER, Rainer: Bergwiesen wurden fürs Winterheu zweimal im Jahr gemäht. Frauen und Kinder halfen beim Heumachen. In: Goslarer Bergkal. Jg. 391. 2009. S. 59–60, Abb.
177. KUTSCHER, Rainer: Schindelmacher, Wasenbinder, Pfahlhauer und Feuerholzmeister. Alte Berufe an der Forst bei Lerbach um 1850. In: Der Harz. 2009. H. 2. S. 12–13, Abb.

178. Landwirtschaft im Braunschweiger Land. ... Modern und vielseitig. Braunschweig: Landvolkverband Braunschweig 2009. 127 S., Abb.
179. MÖLLER, Detlev: Endlagerung radioaktiver Abfälle in der Bundesrepublik Deutschland. Administrativ-politische Entscheidungsprozesse zwischen Wirtschaftlichkeit und Sicherheit, zwischen nationaler und internationaler Lösung. Frankfurt/Main; Berlin [u. a.]: Peter Lang 2009. 390 S. (Studien z. Technik-, Wirtschafts- u. Sozialgesch. 15).  
[Betr. u. a. Asse II bei Wolfenbüttel]
180. OELSCHLEGEL, Günter: Die rasante Entwicklung der Landwirtschaft im Landkreis Helmstedt in den letzten 60 Jahren. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2010. [2009]. S. 21–28, Abb.
181. PAUL, Walter: Herzoglich, landwirtschaftliche Güter im Braunschweigischen Harz. In: Braunschw. Heimat. Jg. 95, 2. 2009. S. 28–29, 6 Abb.
182. REICHELDT, Wilfried: Die Dampf-Drehmaschinen-Gesellschaft, e.G.m.u.H. zu Rötgesbüttel. In: Gifhorner Kreiskal. 2010. [2009]. S. 117–119, Abb.
183. RUPPEL, Thomas: Über die Ära der Dampfpflüge. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2010. [2009]. S. 59–79, 23 Abb.
184. SCHNEPF, Hartwig, Alfred JENTER: Die Zuckerrübe. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2010. [2009]. S. 51–58, Abb.
185. SCHRAEPLER, Harald: 175 Jahre Flurneuordnung im Braunschweigischen. Von der Herzoglichen Landesökononiekommission über das Amt für Agrarstruktur zur Behörde für Geoinformation, Landesentwicklung und Liegenschaften. In: Braunschw. Heimat. Jg. 95, 2. 2009. S. 11–15, 9 Abb.
186. SCHÜTZE, Wolfgang: Von der Abtei-Ökonomie zur Staats-Domäne in Gandersheim. In: Unser Harz. Jg. 57. 2009. S. 123–129, 13 Abb.
187. Dem „Schwarzen Loch“ entkommen. Konsequente Haushaltskonsolidierung als Kernbaustein eines Haushaltssicherungskonzeptes. Zwischenbilanz der Samtgemeinde Oberharz. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2010. [2009]. S. 31–32, Abb.
188. SPRENGER, Eberhard: Der Kalkberg, die Lehm-und Mergelgruben in Ehmen und Sülfeld. In: Gifhorner Kreiskal. 2010. [2009]. S. 128–133, Abb.
189. STÄDING, Silke: Der Wirtschaftsstandort Braunschweig. In: Braunschw. Kal. 2010. [2009]. S. 40–42, Abb.
190. TANTOW, Lutz: Die Braunschweigische Landessparkasse. In: Braunschw. Heimat. Jg. 95, 2. 2009. S. 3–8, Abb.
191. VOGES-STAUDE, Stefan: „VW verkauft nicht nur Autos, sondern auch das Geld dazu“. 1949–2009: Die Volkswagen Bank GmbH feiert 60-jähriges Jubiläum. In: Braunschw. Kal. 2010. [2009]. S. 82–84, Abb.
192. WALZ, Friedrich: Die Werkberufsschule der Volkswagenwerk GmbH im Vorwerk Braunschweig 1938–1945/6. In: Braunschw. Jb. f. Landesgesch. Bd. 90. 2009. S. 141–197.
193. WESSEL, Horst A.: 150 Jahre – Von der Ilseder Hütte zum Salzgitter-Konzern 1858–2008. In: Braunschw. Jb. f. Landesgesch. Bd. 90. 2009. S. 199–214, 6 Abb.
194. WILLUTZKI, Hans: Fichtenwälder im Harz und ihre Bedrohung. In: Braunschw. Kal. 2010. [2009]. S. 44–45, 1 Abb.

## Post, Verkehr, Tourismus

195. ARNOLDT, Hans-Martin: Historische Quellen zur Eisenbahngeschichte im Landesarchiv. Die Überlieferung des ehemaligen Herzogtums, Freistaates, Verwaltungsbeziehungsweise Regierungsbezirks Braunschweig. In: Heimatbuch. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 56. 2010. [2009]. S. 121–126, Abb.
196. LANGE, Horst: Aufstieg und Niedergang der Eisenbahn am Ostharz. In: Unser Harz. Jg. 57. 2009. S. 91–95, 7 Abb.
197. LAUERWALD, Paul: Bleicherode Ost – Herzberg (Harz). Nebenbahn zwischen Ost und West. Gernrode: Herdam 2009. 72 S., Abb. (Eisenbahn-Verkehrsgeschichte)
198. LINNEMANN, Hilko: „Zweckmäßig und Nutzen bringend für die Stadt“: der Holzmindener Weserhafen. Mit 6 Abb. In: Jb. f. d. Landkr. Holzminden. Bd. 27. 2009. S. 135–150.
199. MARTINI, Joachim [u. a.]: Beiträge zur Eisenbahngeschichte im Landkreis Gifhorn. Überarbeitete Ausgabe der Bausteine 1–5. Gifhorn: Kreisarchiv Gifhorn 2009. 164 S., Abb. (Materialien z. Archivarbeit 9).
200. PETERS, Waldemar: Die Rühener Schleife. In: Gifhorer Kreiskal. 2010. [2009]. S. 134–137, Abb.
201. SEELIGER, Matthias: Die Hafenbahn der Stadt Holzminden. Mit 24 Abb. In: Jb. f. d. Landkr. Holzminden. Bd. 27. 2009. S. 101–134.
202. ZAUNER, Ernst-Joachim: Mit 75 Jahren fit für neue Aufgaben [Braunschweiger Flughafen]. In: Braunschw. Kal. 2010. [2009]. S. 34–35, Abb.

## Geschichte des geistigen und kulturellen Lebens

### Universitäten, Schulen

203. 100 Jahre Landschulheim am Solling 1909–2009. Festschrift [hrsg. von der Stiftung Landschulheim am Solling. Red.-Leitung: Martin WORTMANN]. Holzminden: Mitzkat 2009. 279 S., Abb.
204. ENGELER, Knut: Geschichtsunterricht und Reformpädagogik. Eine Untersuchung zur Praxis des Geschichtsunterrichts an höheren Schulen der Weimarer Republik. Berlin: LIT 2009. 407 S. (Geschichtsdidaktik in Vergangenheit und Gegenwart 7).  
[Braunschweig-Bezug]
205. ERNST, Christian: Ein Bekenntnis für den Universitätsstandort: an der TU Clausthal werden rund 15 Millionen Euro ins Bauen investiert. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2010. [2009]. S. 27–28, Abb.
206. FRASSL, Joachim: Die Jacobson-Schule in Seesen mit Tempel und Alumnat. Jüdische Architektur als Ausdruck von Emanzipation und Assimilierung im 19. Jahrhundert. Hildesheim [u. a.]: Olms 2009. VIII, 328 S., Abb., Kt. (Studien z. Kunstgesch. 176).
207. FÜRER, Gotthard: Bergstudenten, Bergreferendare, Bergjuristen. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2010. [2009]. S. 68–70.
208. GIERMANN, Joachim: Als Helmstedt grün war. Landwirtschaftliche Schule Marienberg. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2010. [2009]. S. 97–108, Abb.
209. GIESE, Simone: Studenten aus Mitternacht. Bildungsideal und *peregrinatio academi-*

- mica* des schwedischen Adels im Zeichen von Humanismus und Konfessionalisierung. Stuttgart: Steiner 2009. 826 S. (Contubernium. Tübinger Beiträge z. Universitäts- u. Wissenschaftsgesch. 68).  
[Darin u. a.: Universität Helmstedt]
210. Gymnasium Große Schule. Schulchronik 2008/2009. Red.: Klaus HANTELMANN. Wolfenbüttel: Gymnasium Große Schule 2009. 135 S., Abb.
  211. JAHNS, Werner: Von der Weimarer Republik ins Dritte Reich. Zur Geschichte des Holzmindener Gymnasiums. In: Jb. f. d. Landkr. Holzminden. Bd. 27. 2009. S. 151–176.
  212. Jahrbuch der Rudolf-Dießel-Schule 2008/2009. Königslutter: Rudolf-Dießel-Schule 2009. 43 S., Abb.
  213. KIECKBUSCH, Klaus: Von der Lateinschule im Kloster Amelungsborn seit 1569 und ihrem Weiterleben in Holzminden ab 1760. Mit Darstellung eines Schülerauftritts im Jahre 1783, im Anhang eine Liste mit Namen von Klosterschülern. Holzminden: Mitzkat 2009. 207 S., Abb.
  214. KIRWAN, Richard: Empowerment and representation at the university in early modern Germany. Helmstedt and Würzburg, 1576 – 1634. Wiesbaden: Harrassowitz 2009. 362 S., Abb. (Wolfenbütteler Arbeiten z. Barockforschung 46).
  215. KRÜGER, Matthias: Vor 80 Jahren: Schulkampf in Helmstedt. In: Altstadt-Kurier. Jg. 14. 2009. H. 2. S. 17–21, 6 Abb.
  216. LARINK, Otto: Arbeiten aus dem Zoologischen Institut der Technischen Universität Braunschweig in den 30 Jahrgängen der Braunschweiger Naturkundlichen Schriften 1980–2009. In: Braunschw. naturkundliche Schriften. Bd. 8/2. 2009. S. 477–493.
  217. OPPELT, Erika: Die Landfrauenschule in Helmstedt. Tagebuchaufzeichnungen (1937). In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2010. [2009]. S. 111–130, Abb.
  218. PIEPER, Wilhelm: Niedersächsische Schulreformen im Luftflottenkommando. Von der Niedersächsischen Erziehungsstätte zur IGS Franzisches Feld. Bad Heilbrunn: Klinkhardt 2009. 314 S., 1 Abb.
  219. PÖTZSCH, Hansjörg: Heimgeschichte(n). Heimerziehung im AWO-Bezirksverband Braunschweig von der Nachkriegszeit bis heute. Braunschweig: Arbeiterwohlfahrt Bezirksverband Braunschweig 2009. 160 S., Abb.
  220. RASCHE, Ulrich: Seit wann und warum gibt es Vorlesungsverzeichnisse an den deutschen Universitäten? In: Zs. f. hist. Forschung. Bd. 36. 2009. S. 445–478, 2 Abb.  
[Betr. u. a. die Universität Helmstedt]
  221. STERLY, Marita: Zwei ungleiche Professoren am Abend der Universität Helmstedt. Zum 200. Todestag der Professoren Henke und Beireis. In: Altstadt-Kurier. Jg. 14. 2009. H. 2. S. 7–9, 2 Abb.
  222. Theodor-Heuss-Gymnasium Wolfenbüttel. Festschrift zum 125-jährigen Jubiläum. Wolfenbüttel: Theodor-Heuss-Gymnasium 2009. 156 S., Abb.

## Architektur, Kunstgeschichte und Denkmalpflege

223. Andrea Piep – aus der Nähe. [dieser Katalog erscheint anlässlich der Stipendiatenausstellung in der Torhaus-Galerie des BBK Braunschweig]. [Essay: Marianne WINTER]. Braunschweig 2009. 83 S., Abb.

224. ARNHOLD, Elmar: Die Braunschweiger Kemenate. Steinwerke des 12. bis 14. Jahrhunderts in Braunschweig, mit einem Beitrag zu archäologischen Befunden von Götz ALPER. Braunschweig: Meyer 2009. 104 S., Abb. (Braunschweiger Werkstücke 111).
225. Braunschweig reloaded. Schüler treffen Hans Steffens. [30. Juli–30. August 2009, eine Ausstellung im Museum für Photographie Braunschweig]. Hrsg. v. Agnes HEINE. [Braunschweig]: Appelhans 2009. 80 S., Abb.
226. Epochal. Meisterwerke des Herzog Anton Ulrich-Museums von der Antike bis zur Gegenwart; 11. Dezember 2009 bis Mitte 2012, Burg Dankwarderode, Braunschweig. Begleitheft zur Ausstellung. [Text bearb. von: Maren PETERS [u. a.] Braunschweig: Herzog Anton Ulrich-Museum 2009. [132] S., graph. Darst.
227. GROBIS, Heike: „... oben am Rulberg...“ Die Geschichte der „Rollberg-Strasse“. In: Heimatbl. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 65. 2009. S. 124–143, Abb.
228. GROBIS, Heike: Kornmarkt Nr. 20 – Das älteste Haus in Osterode. In: Heimatbl. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 65. 2009. S. 144–150, Abb.
229. HEI|MAT – kein Plural. 09. Oktober–08. November 2009, Jahresausstellung des BBK Braunschweig, Ausstellung in der Torhaus-Galerie des BBK Braunschweig und im Torhaus des Botanischen Gartens der TU Braunschweig. [Bund Bildender Künstlerinnen und Künstler Braunschweig. Red.: Karl-Heinz ADAMSKI, Edith GRUMBACH-RAASCH, u. a.]. Braunschweig: Bund Bildender Künstlerinnen und Künstler Braunschweig 2009. 100 S., Abb.
230. HENZE, Ingrid: Zum 1200. Todestag des hl. Ludger. Ein Schatz in Essen-Werden: der so genannte Ludgerkelch aus Helmstedt. In: Altstadt-Kurier. Jg. 14. 2009. H. 2. S. 1–3, 5 Abb.
231. Karolingische und Ottonische Kunst, hrsg. v. Bruno REUDENBACH. München: Prestel 2009. 623 S., Abb. (Gesch. d. bildenden Kunst in Deutschland 1).
232. KLEIN, Kerstin: Die Restaurierung der Gifhorner Schlosskapelle im Jahr 2008. In: Berichte z. Denkmalpflege in Nds. Jg. 29. 2009. S. 93–96, 6 Abb.
233. KRECKMANN, Ingrid: Ein Pokal aus Osterode begeistert Historiker und Kunstsammler. In: Heimatbl. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 65. 2009. S. 8–10, 1 Abb.
234. Kunstaussstellung Natur – Mensch. 15. Kunstaussstellung Natur – Mensch 2009. Im Nationalpark Harz in Sankt Andreasberg vom 20.09.2009 bis 10.10.2009. St. Andreasberg 2009. 97 S., überw. Abb.
235. KUTSCHER, Rainer: Vom „Hohen Tritt“ das Leben auf der Dorfstraße von Lerbach beobachtet. Alte Bauweise vom Bergdorf Lerbach im Ortsbild erhalten. In: Heimatbl. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 65. 2009. S. 62–70, Abb.
236. LÜNEBURG, Andrea: 20 Jahre des Kulturvereins Meinersen & Umgebung e.V. In: Gifhorner Kreiskal. 2010. [2009]. S. 57–58.
237. Magnus Kleine-Tebbe. Bildhauer und Künstler in Braunschweig/Jakob-Kemenate. Bramsche: Rasch [2009]. 70 S., Abb.
238. MOHRENBERG, Achim: Der kleine Braunschweig-Rückblick. Mit Texten und Karikaturen aus dem Braunschweig-Jahr 2009. Braunschweig: Selbstverl. 2009. 45 S., Abb.
239. NAUHAUS, Julia M.: Die Gemäldesammlung des Städtischen Museums Braunschweig. Vollständiges Bestandsverzeichnis und Verlustdokumentation. Mit Beitr. von Justus LANGE. Hildesheim [u. a.]: Olms 2009. 847 S., Abb.



240. RODLOFF, Rüdiger: Das Künstlerhaus in Meinersen – eine Chance für den Landkreis. In: Gifhorner Kreiskal. 2010. [2009]. S. 32–39, Abb.
241. SCHAFFRATH, Helga, Rainer SCHAFFRATH: Das karge war nicht ärmlich... In: Gifhorner Kreiskal. 2010. [2009]. S. 114–116, Abb.
242. STAUFENBIEL, Ralf: Von der Wallburg zum Renaissance- und Residenzschloss Gröningen. Ein Traum in Gold – für nur kurze Zeit. Gröningen: Verf. 2009. 281 S., Abb.  
[Braunschweig-Bezug]
243. Die Türme von Sankt Andreas zu Braunschweig. [Hrsg.]: Peter ALBRECHT u. Henning STEINFÜHRER. Hannover: Hahnsche Buchh. 2009. 386 S., Abb. (Braunschw. Werkstücke 112).
244. Wenn du sprechen könntest: literarische Betrachtungen zu Kunstwerken. Hrsg. von der Arbeitsgruppe Literatur der Braunschweigischen Landschaft e.V. Braunschweig: Appelhaus 2009. 144 S.
245. WUNDERLING-WEILBIER, Matthias: Einmalige Schätze ans Licht gebracht. In: Braunschw. Kal. 2010. [2009]. S. 68–69, Abb.
246. ZITTLAU, Reiner: Rückblick auf das Jahr 2008 in der niedersächsischen Bau- und Kunstdenkmalflege. In: Berichte z. Denkmalpflege in Nds. Jg. 29. 2009. S. 46–62, Abb.  
[Braunschweig-Bezug]

## Literatur, Buchwesen

247. Anton Ulrich, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg. Die römische Octavia, vierter Band, erster Teil. Bearb. v. Maria MUNDING. Stuttgart: Hiersemann 2009. S. 1–235. (Anton Ulrich. Werke. Historisch-kritische Ausgabe 6,1); (Römische Octavia 4,1).
248. Anton Ulrich, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg. Die römische Octavia, vierter Band, zweiter Teil. Bearb. v. Maria MUNDING. Stuttgart: Hiersemann 2009. S. 236–638. (Anton Ulrich. Werke. Historisch-kritische Ausgabe 6,2); (Römische Octavia 4,2).
249. BEPLER, Jill: Die fürstliche Witwe als Büchersammlerin. Spuren weiblicher Lektüre in der Frühen Neuzeit. In: Der wissenschaftliche Bibliothekar. Festschrift für Werner Arnold. Hrsg. v. Detlev HELLFAIER, Helwig SCHMIDT-GLINTZER u. Wolfgang SCHMITZ. Wiesbaden: Harrassowitz 2009. S. 19–40, 4 Abb. (Wolfenbütteler Schriften z. Gesch. d. Buchwesens 44).  
[Braunschweig-Bezug]
250. BESSELMANN, Karl-Ferdinand: (Nicht nur) Dem Buch verbunden. Bücher aus einer Helmstedter Werkstatt und ihre Besitzer. Festschrift für Werner Arnold. Hrsg. v. Detlev HELLFAIER, Helwig SCHMIDT-GLINTZER u. Wolfgang SCHMITZ. Wiesbaden: Harrassowitz 2009. S. 41–65 S., Abb. (Wolfenbütteler Schriften z. Gesch. d. Buchwesens 44).
251. BIEGEL, Gerd: Von Eschershausen bis Braunschweig: Wilhelm Raabes Leben und Werke. In: Braunschw. Kal. 2010. [2009]. S. 18–25, Abb.
252. BLUME, Herbert: Literarisch transformierte Realität. Wolfenbüttel in Wilhelm Raabes Roman „Stopfkuchen“. In: Soeren R. FAUTH, Rolf PARR, Eberhard ROHSE

- (Hrsg.): „Die besten bisßen vom Kuchen“. Wilhelm Raabes Erzählwerk: Kontexte, Subtexte, Anschlüsse. Göttingen: Wallstein 2009. S. 241–282.
253. CAMPE, Asche von: Schicksal einer Gutsbibliothek. Der Bücherschatz der Familie von Campe aus Deensen. Mit 4 Abb. In: Jb. f. d. Landkr. Holzminden. Bd. 27. 2009. S. 177–182.
254. FRÜHSORGE, Gotthardt: Die Bibliothek des Grafen Konrad Detlev von Dehn. Ein Auktionskatalog als Spiegel der Adelskultur des 18. Jahrhunderts. Festschrift für Werner Arnold. Hrsg. v. Detlev HELLFAIER, Helwig SCHMIDT-GLINTZER u. Wolfgang SCHMITZ. Wiesbaden: Harrassowitz 2009. S. 67–77. (Wolfenbütteler Schriften z. Gesch. d. Buchwesens 44).
255. HUNDHAUSEN, Felicitas: Bestandserhaltung in Niedersachsen. Die Arbeitsgruppe für Konservierungs- und Restaurierungsfragen des Niedersächsischen Beirats: Rückblick auf zwei Jahrzehnte ihres Wirkens. Festschrift für Werner Arnold. Hrsg. v. Detlev HELLFAIER, Helwig SCHMIDT-GLINTZER u. Wolfgang SCHMITZ. Wiesbaden: Harrassowitz 2009. S. 113–142. (Wolfenbütteler Schriften z. Gesch. d. Buchwesens 44).  
[Braunschweig-Bezug]
256. IVANOVIC, Nada: Literatur und Wirklichkeit. Hieronymus Carl Friedrich Freiherr von Münchhausen und die Geschichte des letzten deutschen Volksbuches. Berlin: Verf. 2009. 56 S.
257. Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft. Jg. 50. 2008. Hrsg.: Ulf-Michael SCHNEIDER, Dirk GÖTTSCHE. Tübingen: Niemeyer 2009. 243 S.
258. Kaisergedenken. 13 literarische Annäherungen an Otto IV. Hrsg. v. d. Arbeitsgruppe Literatur der Braunschweigischen Landschaft e.V. [Projektleitung: Lutz TANTOW]. Braunschweig: Appelhaus 2009. 178 S.
259. KORTH, Gernot, Rudi ZÜLCH: Verlage interessieren sich wieder für das Werk des Weltreisenden. Die A. E. Johann-Gesellschaft engagiert sich für die Bewahrung und Verbreitung der Bücher von A. E. Johann. In: Gifhorner Kreiskal. 2010. [2009]. S. 48–50, Abb.
260. SCHWARZ, Alexander: Eulenspiegel: 500 Jahre aktuell. Zum ältesten Druck des Eulenspiegelbuches. In: Braunschw. Kal. 2010. [2009]. S. 52–54, 1 Abb.

## Theater, Musik

261. GABRISCH, Johanna: 10 Jahre Rock- und Popschule in Gifhorn. In: Gifhorner Kreiskal. 2010. [2009]. S. 51–52, Abb.
262. JUNGE, Stefanie, Wolfgang GROPPER: Noch einmal alles. Ein Rundflug über den Spielplan 09:10 des Schauspiels. In: Braunschw. Kal. 2010. [2009]. S. 36–37, Abb.
263. KIEHL, Ernst: Die Jodlergruppe des Luftkurortes Ilsenburg. Der Beitrag Rudolf Bollmanns zum Harzjodler. In: Unser Harz. Jg. 57. 2009. S. 63–71, 15 Abb.
264. SPATZ, Reinhold: De Gifhorner Danzlue. 10 Jahre Tanz- und Trachtengruppe e.V. In: Gifhorner Kreiskal. 2010. [2009]. S. 53–55, Abb.

## Volkskunde, Sprachgeschichte, Namenkunde

265. BLUME, Herbert: „Wernigeröder“ oder „Wernigeroder“? Entstehung, Gebrauch und Bewertung konkurrierender Adjektivbildungen zu Ortsnamen auf *-rode*. In: Harz-Zs. Jg. 61. 2009. S. 73–81.
266. GELBKE, Claus-Dieter: Sitten und Gebräuche am Rande des Südharzes in den vierziger und fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. In: Heimatbl. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 65. 2009. S. 54–61, Abb
267. KRUSE, Ulrike: Schätze im Berg: Gefahr und Verlockung. Venezianersagen aus dem Gebiet des Harzes. In: Schauplätze und Themen der Umweltgeschichte. Umwelthistorische Miszellen aus dem Graduiertenkolleg; Werkstattbericht. Hrsg.: Bernd HERRMANN u. Urte STOBBE. Göttingen: Univ.-Verl. Göttingen 2009. S. 145–156.
268. STERNAL, Bernd, Lisa BERG: Sagen, Mythen und Legenden aus dem Harz. Teil I. 1. Aufl. Norderstedt: Books on Demand 2009. ca. 148 S., 59 Abb.
269. Teufelsmühle und Heiligenberg. Sagen aus dem Kreis Holzminden. Ges. v. August TEIWES. Ill. V. Karl COHNEN. [Bearb. und Red.: Kathrin SCHUBERT]. Holzminden: Mitzkat 2009. 205 S., Abb.

## Natur, Umweltschutz

270. Aktuelle Beiträge zur Spechtforschung. Jahrestagung 2008, Projektgruppe Spechte der Deutschen Ornithologen-Gesellschaft und Nationalpark Harz, [04.–06. April 2008 in Sankt Andreasberg]. 1. Aufl. Wernigerode 2009. 89 S., Abb. (Schriftenreihe aus dem Nationalpark Harz 3).
271. ARNOLDT, Hans-Martin: Die Gebirgsstelze (*Motacilla cinera*) als Brutvogel im Braunschweiger Stadtgebiet und in der näheren Umgebung. In: Milvus Braunschweig. Jg. 27. 2009. S. 57–60, 2 Abb.
272. Avifaunistischer Jahresrückblick auf 2008 für die Umgebung Braunschweigs. In: Milvus Braunschweig. Jg. 27. 2009. S. 9–30, 15 Abb.
273. DEMUTH, Lothar: Monitoring häufiger Brutvögel in der Normallandschaft am Beispiel einer Probefläche im und am Meerdorfer Holz (Krs. Peine). In: Milvus Braunschweig. Jg. 27. 2009. S. 53–56.
274. DIERSCHKE, Hartmut, Cord PEPLER-LISBACH: Erhaltung und Wiederherstellung der Struktur und floristischen Biodiversität von Bergwiesen. 15 Jahre wissenschaftliche Begleitung von Pflegemaßnahmen im Harz. In: Tuexenia. Mitteilungen d. Floristisch-soziologischen Arbeitsgem. Neue Serie. Nr. 29. 2009. S. 145–179, Abb., Tab.
275. DUDEK, Micha: Neue Wildnis Deutschland. Wolf, Luchs und Biber kehren zurück. Ostfildern: Thorbecke 2009. 159 S., Abb.
276. FISCHER, Matthias, Michael Gasse, Andreas Klein, Martin Steinmann: Spechtvorkommen in Braunschweiger Wäldern nach einem Gutachten der BIODATA GbR 2006. In: Milvus Braunschweig. Jg. 27. 2009. S. 31–43, 7 Abb.
277. GAYGER, Joseph [u.a.]: Der Eisvogel (*Alcedo atthis* L.) – Jahresvogel 2009. In: Gifhorner Kreiskal. 2010. [2009]. S. 165–168, Abb.
278. HERMENAUE, Bernd: Beringungen von Zwergschnepfen *Lymnocyptes minimus* und Bekassinen *Gallinago gallinago* im Braunschweiger Hügelland und im Raum Wolfsburg. In: Milvus Braunschweig. Jg. 27. 2009. S. 45–52, 8 Abb.

279. HEUER, Jürgen: Zwei neue Brutplätze der Nilgans *Alopochen aegyptiaca* im nördlichen Harzvorland (Niedersachsen). In: Milvus Braunschweig. Jg. 27. 2009. S. 65–66, Abb.
280. HÖRMANN, Dieter: Die Flechte *Pyrenula nitida* bei Sievershagen, Landkreis Holzminden. Mit 2 Abb. In: Jb. f. d. Landkr. Holzminden. Bd. 27. 2009. S. 13–14.
281. JÜRGENS, Rolf: Der Eisvogel ist Vogel des Jahres 2009. Schutz und Hilfe für den fliegenden Edelstein. In: Heimatbuch. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 56. 2010. [2009]. S. 190–192, Abb.
282. JÜRGENS, Rolf: Schellenten balzen im Wasservogelreservat Schöppenstedter Teiche. In: Milvus Braunschweig. Jg. 27. 2009. S. 63–64, 2 Abb.
283. JÜRGENS, Rolf: Die Vögel im Wasservogelreservat Schöppenstedter Teiche: Der Feldsperling – ein Sorgenkind des Naturschutzes. In: Milvus Braunschweig. Jg. 27. 2009. S. 61–62, Abb.
284. KRAFFT, Hans Werner: Der schöne Schwarze aus dem Erlenbruch. In: Gifhorner Kreiskal. 2010. [2009]. S. 170–172, Abb.
285. KUKLIK, Liselotte, Friedmund MELCHERT, Ulrich WELK: 100 Jahre Gruppe Braunschweig im Bund für Vogelschutz/Naturschutzbund Deutschland. Eine kurze Vereinsgeschichte in drei Abschnitten. In: Milvus Braunschweig. Jg. 27. 2009. S. 1–6.
286. MANN, Tim Eric: Vegetationsökologisches Monitoring im Nationalpark Harz unter besonderer Berücksichtigung des Schalenwild-Einflusses und der Waldstruktur. Göttingen: Cuvillier 2009. V, 201 S, Abb., Kt., 1 CD-ROM.
287. PANNACH, Günter: Ergebnisse 50jähriger Wasser[vogel]zählungen der Stadt Braunschweig. Teil 4: Dokumentation und Auswertung der Jahre 1997 bis 2007 unter Berücksichtigung der Watvögel und Möwen. In: Vogelkundl. Berichte zwischen Küste u. Binnenland unter Berücksichtigung d. Artenschutzes. Bd. 8. 2009. S. 115–150, Abb., Tab.
288. RACKOW, Wolfgang: 25 Jahre Fledermausschutz und -forschung im Landkreis Osterode am Harz. In: Heimatbl. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 65. 2009. S. 197–200.
289. Die Vögel Niedersachsens und des Landes Bremen: Rabenvögel bis Ammern, hrsg. v. Herwig ZANG, Hartmut HECKENROTH und Peter SÜDBECK, mit Beitr. v. Petra BERNARDY, Jochen DIERSCHKE, Jörg GRÜTZMANN, Gerhard KOOIKER, Thorsten KRÜGER, Wilhelm MEIER-PEITHMANN, Joachim SEITZ u. Wolfgang WINKEL. Im Auftrag der Niedersächsischen Ornithologischen Vereinigung .Hannover: Nds. Landesbetrieb f. Wasserwirtschaft, Küsten- u. Naturschutz 2009. 510 S., Abb. (Naturschutz u. Landschaftspflege in Nds. SoR.B.2,11).
290. Zukunft der Wildkatze in Deutschland. Ergebnisse des Internationalen Wildkatzen-Symposiums 2008 in Wiesenfelden. Hrsg.: Wolfgang FREMUTH. Berlin: Schmidt 2009. VII, 236 S., Abb., Kt., 1 CD-ROM. (Initiativen zum Umweltschutz 75).  
[Darin S. 21–30: Wildkatzenpopulation im Harz; S. 37–41: Die Europäische Wildkatze im Soling]

## Geschichte einzelner Orte

291. NABERT, Thomas: *ALLRODE*. Aus der Geschichte eines alten Harzdorfes. Allrode und Leipzig: Harzklub-Zweigverein Allrode e.V. 2009 336 S., Abb.  
*AMELUNGSBORN* s. Nr. 213.

292. LILGE, Andreas: 1609 errichtet, 1974 abgerissen. Die Geschichte der alten Kirche in ARHOLZEN. Mit 6 Abb. In: Jb. f. d. Landkr. Holzminden. Bd. 27. 2009. S. 59–70.
293. BIEGEL, Gerd: 1309–2009, 700 Jahre BARNSTORF und Waldhof. Geschichte eines Dorfes in der Stadt Wolfsburg. Mit Beitr. v. Waldemar LÜCK und Heinz RODE, unter Mitarbeit von Klaus DUNKEL sowie den Bürgerinnen und Bürgern aus Barnstorf und Waldhof. Braunschweig: IBR 2009. 216 S., Abb.
- BORNUM s. Nr. 48.
- BRAUNSCHWEIG s. auch Nr. 46, 50, 189, 202, 216, 218, 219, 223, 224, 225, 226, 229, 237, 238, 239, 243, 271, 272, 276, 285, 287.
294. 39. Wendener Volksfest 2009, 26. bis 28. Juni 2009. 135 Jahre Freiwillige Feuerwehr Wenden, 70 Jahre Musikzug der Ortsfeuerwehr Wenden. Wenden: Selbstverl. 2009. 124 S., Abb.
295. Braunschweigs Zerstörung im Zweiten Weltkrieg. Eckhard SCHIMPF: Die Feuer-nacht, als Braunschweig das Gesicht verlor. Red.: Sabine SENDNER. Braunschweig: Archiv Verlag 2009. 28 S., Abb., 5 Bl. Faks., 1 DVD. (Meine Stadt – Braunschweig 6).
296. BUCHLER, Thomas W.: 150 Jahre Chininfabrik Braunschweig und die Geschichte der Unternehmungen Hermann Buchlers bis in die dritte Generation seiner Nachkommen. Braunschweig: Ruth 2009. 235 S., Abb.
297. BUDDÉE, Gisela, Jutta BRÜDERN: Braunschweig. Hamburg: Ellert & Richter 2009. 88 S., Abb.
298. Der Butterberg. „Ein vergangenes botanisches Kleinod“ im Stadtbezirk der Schunteraue. [Hrsg.]: Walter RIEGER, Susanne LABUS und Helmut MEYER. Braunschweig: Kultur- und Heimatpflegeverein Schunteraue von 1982 e. V. 2009. 39 S., Abb.
299. Denkmal mit Garten. Von der Gerloffschen Villa zum Haus der Braunschweigischen Stiftungen. Braunschweig: Stiftung Braunschweigischer Kulturbesitz 2009. 168 S., Abb.
300. GAWIN, Izabella, Dieter SCHULZE: Braunschweig und Wolfenbüttel [entdecken & erleben]. Ein illustriertes Reisehandbuch. 2., vollst. überarb. u. aktual. Aufl. Bremen: Ed. Temmen 2009. 116 S., Abb., Kt.
301. GROTE, Hans-Henning: Kaiser Ottos IV. kleines Gotteshaus. Die St. Nikolai-Kirche in Braunschweig-Melverode. Petersberg: Imhof Verlag 2009. 47 S., Abb.
302. GROTE, Hans-Henning: Die Nikolauskapelle in Braunschweig-Melverode. Giebelsturzportal, Rautenfenster und hängender Schlussstein. In: Salzgitter-Jb. Bd. 29. 2009. S. 74–87, 12 Abb.
303. HAARS, Günther: Aufgewachsen in Braunschweig in den 40er und 50er Jahren. 1. Aufl. Gudensberg-Gleichen: Wartberg Verlag 2009. 63 S., Abb.
304. HODEMACHER, Jürgen: Uneinnehmbar: Braunschweigs Befestigungsanlagen. In: Braunschw. Kal. 2010. [2009]. S. 95–98, Abb.
305. HOFFMANN, Klaus: Braunschweiger Stadtgeschichte, historische Gaststätten. Ein Rundgang im Westlichen Ringgebiet. Braunschweig: Verf. 2009. 82 S., Abb.
306. HOFFMEISTER, Kurt: 150 Jahre Kleiderseller. Vor, mit und nach Wilhelm Raabe, überarb. und erw. Neuauf. Braunschweig: Books on Demand 2009. 148 S., Abb.
307. HUMMEL, Dietrich, Karl KÖSSLER: 1910 – die Luftfahrt kommt nach Braunschweig. In: Braunschw. Kal. 2010. [2009]. S. 103–105, Abb.

308. KLEINSCHMIDT, Eberhard: Die Jakobkemenate. Eine balladeske Chronik in alter Manier. Braunschweig: jakob-kemenate 2009. 156 S., Abb.
309. KRAFT, Michael: 170 Jahre Botanischer Garten der Technischen Universität Braunschweig. In: Braunsch. Kal. 2010. [2009]. S. 70–74, Abb.
310. Märkte und Plätze. Braunschweig aus der Luft fotografiert. Braunschweig: Braunsch. Zeitungsverl. 2009. 85, 31 S., Abb. (Braunsch. Zeitung. Spezial 2009,8).
311. MEIBEYER, Wolfgang: Des Kaisers kleines Gotteshaus. Die St. Nikolai-Kirche in Braunschweig-Melverode. Historische und siedlungskundliche Hintergründe des Sakralbaues. In: Salzgitter-Jb. Bd. 29. 2009. S. 55–73, 9 Abb.
312. PRIEM, Torsten: Die Geschichte der Maria-Magdalenen-Kapelle in Braunschweig vom Mittelalter bis zu ihrem Abbruch im Jahre 1955. In: Braunsch. Jb. f. Landesgesch. Bd. 90. 2009. S. 215–241, 1 Abb.
313. RADKAU-GARCIA, Verena: Von der „Entgiftung“ von Schulbüchern zur internationalen Bildungsmedienforschung. Die Arbeit des Georg-Eckert-Instituts für internationale Schulbuchforschung. In: Braunsch. Kal. 2010. [2009]. S. 48–51, Abb.
314. RIEGER, Dirk: Zum Forschungsstand der Mittelalterarchäologie in Braunschweig. Mit 3 Abb. In: Nachrichten aus. Niedersachsens Urgesch. Bd. 78. 2009. S. 175–184.
315. SIEBERT, Rolf: Der Borwall. Eine mittelalterliche Turmhügelburg in der Gemarkung Querum, Stadt Braunschweig. In: Braunsch. Heimat. Jg. 95, 1. 2009. S. 24–26, 4 Abb.
316. SIKATZKI, Sven: Mitdenken, mitreden, mitmachen! Das Haus der Wissenschaft als Schaufenster der Wissenschaft. In: Braunsch. Kal. 2010. [2009]. S. 58–61, Abb.
317. Software der Erinnerung. Künstlerischer Wettbewerb zur Markierung von Orten in Braunschweig mit nationalsozialistischer Vergangenheit. Mit Beitr. von: Arnold DREYBLATT [u. a.]. Braunschweig: Appelhaus 2009. 79 S., Abb. (Braunsch. kulturwissenschaftliche Studien 3).
318. Die städtische Gemäldegalerie in Braunschweig. Ein Beispiel bürgerlicher Sammelkultur vom 19. Jahrhundert bis heute. Mit Beitr. v. Julia M. NAUHAUS, Justus LANGE, Gilbert HOLZGANG, Erika ESCHEBACH. Hildesheim: Olms 2009. 352 S., Anh., 73 Abb.
319. STREILINGER, Irina: Marktbummel in Braunschweig. Von jungem Gemüse und alten Traditionen in der Löwenstadt. 1. Aufl. Essen: Klartext Verlag 2009. 107 S., Abb. (Edition Braunsch. Zeitungsverlag 1).
320. UCKERMANN, Rainer, Wulf MÖNNICH: Die Braunschweiger Fahrradwerke A.-G. In: Braunsch. Kal. 2010. [2009]. S. 78–81, Abb.
321. WAGNER-KYORA, Georg: Schloss ohne Geschichte. Der Braunschweiger Wiederaufbau- Konflikt 1950–2007. Berlin: vorwärts buch 2009. 288 S., Abb.
322. WEBER, Jörg: „Es lebe der Zentralfriedhof ...“ Untersuchungen auf einem germanischen Brandgräberfeld im Süden der Stadt Braunschweig. In: Archäologie in Niedersachsen. Bd. 12. 2009. S. 59–62.
323. SCHMID, Joachim: *BÜDDENSTEDT*. Geschichte einer Bergbaugemeinde und ihrer Ortsteile Büddenstedt, Offleben und Reinsdorf-Hohnsleben. Büddenstedt: Gemeinde Büddenstedt 2006. 475 S.  
[Masch.schr.vervielf.]



324. PLASTER, Harry: Ehemaliges Hotel und Gasthaus Weißes Ross, jetzt Penny Markt [BÜNDHEIM]. In: Uhlenklippen-Spiegel. Nr. 92. 2009. S. 13–17, Abb.  
CLAUSTHAL-ZELLERFELD s. auch Nr. 155, 205.
325. HILDEBRANDT, Werner: Zur Entstehung des Jugendheims und Gemeindehauses zu Buntenbock [Ortsteil von Clausthal-Zellerfeld]. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2010. [2009]. S. 104–106, Abb.
326. IGONINA, Lioudmila: Glocken der St.-Salvatoris-Kirche: eine bewegende Geschichte: „Glocken sind etwas, was über uns hinausgeht“ (Pastor Christian Kühne). In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2010. [2009]. S. 20–23, Abb.
327. SACHSE, Mirjam: 25 Jahre Kraftzwerg e.V. in Silbernaal. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2010. [2009]. S. 29–30, Abb.  
[Betr.: Jugendbildungsstätte im ehemaligen Zechenhaus der Grube „Bergwerkswohlfahrt“ Clausthal-Zellerfeld]
328. TREKNER, Jürgen: Zwei freiwillige Feuerwehren in Zellerfeld. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2010. [2009]. S. 75–76, Abb.
329. STOCKMANN, Ute: Seniorenkreis CREMLINGEN – der älteste im Landkreis Wolfenbüttel? In: Heimatbuch. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 56. 2010. [2009]. S. 198–200, Abb.
330. WEBER, Jörg: Eine „Burg“ in Cremlingen. In: Heimatbuch. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 56. 2010. [2009]. S. 182–184, Abb.
331. Klein DENKTE in Bildern: Kalender 2007, 2008, 2009 [von Horst VÖLKER]. Klein Denkte: Verf. 2007–2009. ungez. Bl.
332. POGAN, Jörg-Eckehardt: Flucht und Vertreibung aus Weidenhof (Niederschlesien) – DESTEDT wird zur neuen Heimat. In: Heimatbuch. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 56. 2010. [2009]. S. 110–120, Abb.
- DOHNSEN s. Nr. 165.
333. KAMINSKI, Gerhard: Eine Hofgeschichte. Der Museumshof EMMERSTEDT. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2010. [2009]. S. 91–96, Abb.
- GANDERSHEIM s. Nr. 131.
- GOSLAR s. auch Nr. 24, 93, 121, 138.
334. BAIKER, Hans-Joachim: Der lange Weg zum ersten Krankenhaus. In: Goslarer Bergkal. Jg. 391. 2009. S. 61–73, Abb.
335. GEORGE, Klaus: Weil das Herz stets in Goslar weilte. Natur- und Geoparkgemeinden von A bis Z. In: Der Harz. 2009. H. 8, S. 6–8, Abb.
336. GIESE, Martina: Goslars legendäre Gründung durch Gundelcarl. Eine neue Textversion nach der verlorenen Sächsischen Kaiserchronik? In: Dt. Archiv f. Erforschung d. Mittelalters. Jg. 65. 2009. S. 547–564.
337. HOFFMANN, Birgit: Von der Privatresidenz zum Tagungszentrum. Die Geschichte von Haus Hessenkopf in Goslar, 1909–2009. Wolfenbüttel: Landeskirchenamt Wolfenbüttel 2009. 112 S., Abb. (Quellen u. Forschungen z. Gesch. d. Ev.-luth. Landeskirche in Braunschweig 19).
- HARZ s. Nr. 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 13, 19, 22, 23, 40, 42, 43, 142, 143, 145, 151, 152, 153, 194, 234, 268, 270, 286.
338. PLASTER, Harry: Die Geschichte der legendären Grasbahnrennen [Bad HARZBURG]. In: Uhlenklippen-Spiegel. Nr. 89/90. 2009. S. 14–20, Abb.

339. SCHUH, Ingrid: Rückblick auf 18 Jahre Musikfahrten des Vereins. In: Uhlenklippen-Spiegel. Nr. 89/90. 2009. S. 21–23.
- HELMSTEDT s. auch Nr. 208, 209, 214, 215, 217, 220, 221, 230.
340. BITTÓ, Melsene: Das Leben im Königreich Westphalen in der Region Braunschweig am Beispiel der Stadt Helmstedt. In: Die Braunschweigische Landschaft in der Westphalenzzeit 1807 – 1813. [Hrsg.: Braunschweigische Landschaft e.V., Red.: Ralf HERMANN]. Braunschweig: Appelhaus 2009. S. 53–66. (Braunschw. Landschaft im Blick 6).
341. BITTÓ, Melsene: Helmstedter Zeitungsgeschichte. In: Altstadt-Kurier. Jg. 14. 2009. H. 2. S. 4–6, 4 Abb.
342. GIERMANN, Joachim: Treppen – kein Witz. In: Altstadt-Kurier. Jg. 14. 2009. H. 2. S. 14–16, 10 Abb.
343. ISERMANN, Edgar: Erinnerungen an die Domäne St. Ludgeri in Helmstedt. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2010. [2009]. S. 151–174, Abb.
344. KLEIN, Kerstin: Zur Restaurierung der Turmkapellen in der evangelischen Kirche St. Marienberg in Helmstedt. In: Berichte z. Denkmalpflege in Nds. Jg. 29. 2009. S. 31–32, 2 Abb.
345. SCHRADER, Mario: Helmstedter Kinos – Tore in eine andere Welt. In: Altstadt-Kurier. Jg. 14. 2009. H. 2. S. 11–13, 5 Abb.
- HOLZMINDEN s. auch Nr. 119, 198, 201, 211.
346. LENTZ, Sebastian: Jugendarbeit im HGV Holzminden. Junge Archäologen stellen ihr Hobby vor. In: Die Kunde. Bd. 60. 2009. S. 127–132, 5 Abb.
347. LINNEMANN, Hilko: „So weiß, weißer geht’s nicht“. Bleiche und Bleichegraben in Holzminden – ein Kulturdenkmal. Mit 4 Abb. In: Jb. f. d. Landkr. Holzminden. Bd. 27. 2009. S. 71–84.
348. Mittwochs, wenn es dämmt ... 75 Jahre Kantorei Luthergemeinde Holzminden; Jubiläum 2009. [Hrsg.: Ev.-Luth. Kirchengemeinde Luther Holzminden]. Holzminden 2009. 62 S., Abb.
349. Urkunde von 1299 ist die älteste bis 2009 gefundene Urkunde von *HORDORF*. Urkunde von 1318, die Siegelung ist das Wappen „von Brunsrode“, ist identisch mit dem Wappen der „von Vorsfelde“. [bearb. v. H. SCHAMUHN.] Hordorf: [Verf.] 2009. 209 S.
350. HEISE, Sibylle: Apothecker, Medici und Bader – 400 Jahre Apotheke in *HORN-BURG*. In: Heimatbuch. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 56. 2010. [2009]. S. 127–148, Abb.
351. HEISE, Sibylle: Hornburg – eine Stadt an der Grenze. In: Heimatbuch. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 56. 2010. [2009]. S. 35–42, Abb.
- KÖNIGSLUTTER s. auch Nr. 58, 212.
352. FUNKE, Norbert H.: 2010 – ein besonderes Jahr für den Kaiserdom in Königslutter. In: Braunschw. Kal. 2010. [2009]. S. 46–47, Abb.
353. HEINE, Hans-Wilhelm: Das Kaisergrab im Dom zu Königslutter. In: Archäologie in Niedersachsen. Bd. 12. 2009. S. 85–89, Abb.
354. HÜNER, Heinz: Kaiser Lothar III. Ein Domführer erzählt. Norderstedt: Books on Demand 2009. 56 S., Abb.
355. KURDUM, Jens: Flurnamen der Gemarkung *OPPERHAUSEN*. Flur-, Forst-, Gewässer-

- und Wegenamen als Teil der Ortsgeschichte. Kreiensen: Verfasser 2009. 119 S., Abb.
356. KRAUS, Wilfried: Das Rittergut *ROTTORF* in der Einheitsgemeinde Königslutter am Elm – ein Gutshof im Wandel der Zeiten. In: Landkr. Helmstedt. Kreisbuch 2010. [2009]. S. 139–148, Abb.
357. *RÜHME* 1007–2007. Die Geschichte eines Dorfes zwischen Schunter und Oker – von einer Siedlung im Schilf zum Industrie- und Bankenort Braunschweigs. Rühme: Arbeitsgemeinschaft Rühmer Vereine 2007. 384 S., Abb.
358. SCHMID, Joachim: Aus der Geschichte des Dorfes *RÜMMER*. In: Chronik zur 700-Jahr-Feier. Rümmer: Gemeinde Groß Twülpstedt 2009. S. 13–52, Abb.
- SALZGITTER* s. auch Nr. 193.
359. CHRISTIANSEN, Broder-Heinrich [u. a.]: Zwischen Reformation und Republik. Salzgitter von 1600 – 1933. Salzgitter: Städt. Museum Schloß Salder 2009. 90 S., Abb. (Veröff. d. Städt. Museums Schloß Salder 4).
360. Vom Dorf zum Stadtzentrum. Die Entwicklung Lebenstedts im 20. Jahrhundert. Red.: Ursula WOLFF, Jörg LEUSCHNER, Sigrid LUX. Salzgitter: Stadt Salzgitter 2009. 433 S., Abb. (Beiträge zur Stadtgesch. 23).
361. FISCHER, Hermann: Meine Kindheit in *SCHANDELAH*. In: Heimatbuch. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 56. 2010. [2009]. S. 193/197, Abb.
362. Unsere Heimat. Mitteilungsbl. d. Heimatvereins *SCHÖNINGEN* u. Umgebung. (Schriftl.: Georg MUCH). Jg. 58, Nr 1-4. (Schöningen) 2009. [Kopft.].
- SEESSEN* s. auch Nr. 164, 206.
363. KAPP, Maria: Die katholische Kirche Maria Königin in Seesen. Gemeindeentwicklung, Kirchenbau und Kirchengestaltung im 20. Jahrhundert. In: Harz-Zs. Jg. 61. 2009. S. 177–188, 8 Abb.
- WALDHOF* s. Nr. 293.
364. CHAUVIN, Benoît: Die zweite Abteikirche von Morimond im Licht von *WALKENRIED II* – Hypothesen und neue Ergebnisse (1990–2003). Aus dem Französischen übersetzt von Peter VOLK. Clausthal-Zellerfeld: Papierflieger 2009. 34 S., Abb. (Schriftenreihe d. Vereins f. Heimatgesch. Walkenried/Bad Sachsa u. Umgebung e.V. 27).
- WOLFENBÜTTEL* s. auch Nr. 44, 45, 210, 222.
365. ARNOLD, Marina: Kiste I-V. Die Weltausstellung 1893 in Chicago, die deutsche Beteiligung und die Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel. Festschrift für Werner Arnold. Hrsg. v. Detlev HELLFAIER, Helwig SCHMIDT-GLINTZER u. Wolfgang SCHMITZ. Wiesbaden: Harrassowitz 2009. S. 257–291, 4 Abb. (Wolfenbütteler Schriften z. Gesch. d. Buchwesens 44).
366. BERNING, Klaus, Horst BITTNER: Chronik der Verkehrswacht Wolfenbüttel e.V. 1. Fortsetzung (2004–2008). Wolfenbüttel: Verfasser 2009. 123 S., Abb.
367. COTT, Georg Oswald: Goethe besucht das Schloss Salzdahlum. In: Braunschw. Kal. 2010. [2009]. S. 56–57, Abb.
368. DONNER, Sandra: Aufgewachsen in Wolfenbüttel in den 50er und 60er Jahren. Gudensberg-Gleichen: Wartberg Verlag 2009. 63 S., Abb.
369. DONNER, Sandra, Dietmar DOLLE: Wolfenbütteler Kinos. In: Heimatbuch. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 56. 2010. [2009]. S. 73–77, Abb.

370. DREWES, Gabriele [u. a.]: Adlige und bürgerliche Frauen in Wolfenbüttel. Braunschweig: Joh. Heinr. Meyer Verlag 2009. 255 S., Abb.
  371. FEUERSTEIN-HERZ, Petra: *Encyclopaedia medica* – Medizinische Drucke in der Herzog August Bibliothek. Festschrift für Werner Arnold. Hrsg. v. Detlev HELLFAIER, Helwig SCHMIDT-GLINTZER u. Wolfgang SCHMITZ. Wiesbaden: Harrassowitz 2009. S. 201–220, 1 Abb. (Wolfenbütteler Schriften z. Gesch. d. Buchwesens 44).
  372. FLOTHO, Marianne: Bücherschätze der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel. Ein Begleiter für junge Besucher. Wiesbaden: Harrassowitz 2009. 82 S., Abb., Kt. (Wolfenbütteler Hefte 24).
  373. Die Freiheit. Ein Wolfenbütteler Stadtviertel zwischen Schlossplatz und Stadtmarkt. Konzeption, Texte: Hans-Henning GROTE. Wolfenbüttel: Museum im Schloss 2009. 19 S., Abb.
  374. GROTE, Hans-Henning: Schloß Wolfenbüttel. Das neue Herzogappartement. Wolfenbüttel: Museum im Schloß 2009. 28 S., Abb.
  375. GROTE, Hans-Henning: Die Befestigungsanlagen der Wolfenbütteler Dammfeste. In: Heimatbuch. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 56. 2010. [2009]. S. 65–72, Abb.
  376. HÄRTEL, Helmar: Zwei Kodizes der ehemaligen Von Wallenberg-Fenderlin'schen Bibliothek aus dem schlesischen Landeshut in der Herzog August Bibliothek zu Wolfenbüttel. Notizen zu ihrer Entstehung, ihren Schicksalen und ihrer Erschließung. Festschrift für Werner Arnold. Hrsg. v. Detlev HELLFAIER, Helwig SCHMIDT-GLINTZER u. Wolfgang SCHMITZ. Wiesbaden: Harrassowitz 2009. S. 311–336. (Wolfenbütteler Schriften z. Gesch. d. Buchwesens 44).
  377. HEITZMANN, Christian: Manche überleben das Original... Die Faksimilesammlung der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel. In: Braunsch. Kal. 2010. [2009]. S. 108–110, 3 Abb.
  378. HILLER VON GAERTRINGEN, Julia: Diese Bibliothek ist zu nichts verpflichtet außer zu sich selbst. Erhart Kästner als Direktor der Herzog August Bibliothek 1950–1968. Wiesbaden: Harrassowitz 2009. 378 S., Abb. (Wolfenbütteler Hefte 23).
  379. Hochzeit von Bild und Buch. Anfänge der Druckgraphik, 1420–1515 aus den Beständen der Herzog August Bibliothek. [Ausstellung der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, im Kabinett vom 23. Oktober 2009 bis 31. Januar 2010]. Wiesbaden: Harrassowitz 2009. 48 S., Abb. (Wolfenbütteler Hefte 26).
  380. LINNE, Wilhelm Friedrich: Chronik der Franz-Löhr-Sottmar-Stiftung Wolfenbüttel 1956–2006. 50 Jahre. Sottmar: Verf. 2006. 46 S., Abb.
  381. SCHACHT, Ralf: Leichtathletik 1945–1960. Dokumentation des MTV Wolfenbüttel e.V. Wolfenbüttel: MTV Wolfenbüttel 2009. getr. Seitenzählung.
  382. Wolfenbüttel um 1900. Ein Blick auf das Wolfenbüttel zur Zeit der Jahrhundertwende. Wolfenbüttel: Aktionsgemeinschaft Altstadt Wolfenbüttel e.V. 2008. 67 S., Abb. (Spurensuche 7).
- WOLFSBURG s. auch Nr. 191, 192.
383. GRIEGER, Manfred: „und läuft und läuft und läuft“ – Arbeit im Volkswagenwerk. In: Hauptsache Arbeit. Wandel der Arbeitswelt nach 1945. Begleitbuch zur Ausstellung im Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bonn, 2. Dez. 2009 bis 5. Apr. 2010, im Zeitgeschichtlichen Forum Leipzig der Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, 15. Dez. 2010 bis 8. Mai 2011. Bielefeld: Kerber Verl. 2009. S. 38–47, Abb.

- 384. GRIEGER, Manfred: Zuwanderung und junge Industriestadt: Wolfsburg und die Migranten seit 1938. In: Nds. Jb. f. Landesgesch. Bd. 81. 2009. S. 177–210.
- 385. JANK, Ann-Kristin, Mandy SMRCEK: Konzept zur Innenstadtentwicklung Wolfsburg. Die Autostadt im stadtplanerischen Umbruch. Hamburg: Diplomica-Verl. 2009. 73 S., Abb., Kt.
- 386. Mit dem Käfer zum Golf. Eine Reise durch 10 Jahre Volkswagengeschichte, mit Karla MEHRTENS, Kathrin REINHARDT, Jürgen BECK-REBHOLZ, Dramaturgie, Regie: Gilbert HOLZGANG. Wolfsburg: Volkswagen AG 2009. 2 CDs + Beil. [Hörbuch]
- 387. Städtische Galerie Wolfsburg. Neuerwerbungen 1989/93 bis 2008. [anlässlich des 35-jährigen Jubiläums der Städtischen Galerie Wolfsburg und der Ausstellung „Bestandsaufnahme III – open exchange“]. [Katalogkonzeption: Anne GONDA]. Wolfsburg: Städtische Galerie 2009. 190 S., Abb.
- 388. Towards mobility. Varieties of automobilism in East and West. Wolfsburg: Volkswagen AG 2009. 219 S. (Forschungen, Positionen, Dokumente 3).
- 389. WOLFSHAGEN im Harz. Spezielle Beiträge zur Kulturgeschichte des Dorfes und seiner Umgebung, hrsg. vom Harzklub-Zweigverein Wolfshagen. Wolfshagen [2009]. 163 S., Abb., Kt.

## Bevölkerungs- und Personengeschichte

- 390. BEIN, Reinhard: Sie lebten in Braunschweig. Biographische Notizen zu den in Braunschweig bestatteten Juden (1797 bis 1983). Braunschweig: Döring 2009. 616 S., 1 DVD. (Mitteilungen aus dem Stadtarchiv Braunschweig 1).
- 391. EDER, Ekkehard: Die jüdischen Einwohner in Osterode am Harz (1933–1942). In: Heimatbl. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 65. 2009. S. 112–123.
- 392. KUMLEHN, Jürgen: Jüdische Familien in Wolfenbüttel, Spuren und Schicksale. Ein dokumentarisches Lesebuch. Braunschweig: Appelhaus Verlag 2009. 480 S., Abb.
- 393. RADDAY, Helmut: Adolf *ACHENBACH* und Dr.-Ing. Wilhelm Bornhardt. Leben und Wirken von zwei um den Oberharz verdienten Berghauptleuten. In: Unser Harz. Jg. 57. 2009. S. 103–109, 9 Abb.
- 394. WOJAK, Irmtrud: Fritz *BAUER* 1903–1968. Eine Biographie. München: Beck 2009. 638 S., 24 Abb.
- 395. THIELE-MESSOW, Helga: Professor *BEIREIS* oder der Wundermann. In: Altstadt-Kurier. Jg. 14. 2009. H. 2. S. 9–10, Abb.
- 396. FRICKE, Rudolf G. A.: Karl *BERGWITZ* (1875–1958) und Friedrich Harms (1876–1946). Zwei Wolfenbütteler erlangten als Physiker und Lehrer Berühmtheit. In: Heimatbuch. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 56. 2010. [2009]. S. 78–87, Abb.
- 397. BOLDHAUS, Fritz: Heimatforscher Werner *BLANKE*. Die Geschichte des Ortes Brome und seiner Umgebung. In: Gifhorner Kreiskal. 2010. [2009]. S. 46–47, Abb.
- 398. HOFFMANN, Albrecht: Albert *BOEHM* (1877–1957), Clausthals letzter Berghauptmann. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2010. [2009]. S. 41–43, Abb.
- 399. BOETERS, Heinrich Ernst: Die *BOETERS* und ihre Papiermühlen. Seevetal: Boeters

2009. 97 S., Abb., Kt. [Die Familie stammt aus Avendorf/Elbe; Papiermühlen u. a. in Dorste, Delligsen, Bilderlahe, Abbenrode]
400. WITTE, Dietrich: Familiengeschichte *BÖTTGER* (Böttiger), Dietrich und Saake. In: Heimatbl. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 65. 2009. S. 84–94, Abb.
401. BLUME, Herbert: Hermann *BOTE*. Braunschweiger Stadtschreiber und Literat. Studien zu seinem Leben und Werk. Bielefeld: Verl. f. Regionalgesch. 2009. 368 S., Abb. (Braunsch. Beiträge z. deutschen Sprache u. Litaratur 15).
402. MEYERHOFF, Kurt: Bernhard Christoph *BREITKOPF*. Gründer des heute weltweit ältesten Musikverlages in Clausthal geboren. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2010. [2009]. S. 63–67, Abb.
403. ROCKSTEDT, Gerhard: Ein Thalenser Wehrmachts-offizier im Widerstand gegen Hitler [Axel von dem *BUSCHE*]. In: Unser Harz. Jg. 57. 2009. S. 96–98, 4 Abb.
404. LORENZ, Dieter: Jacques *CARAT* – Sein Leben für die deutsch-französische Freundschaft. In: Heimatbuch. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 56. 2010. [2009]. S. 174–180, Abb.
405. PRESIA, Edgar: Zur Erinnerung an den langjährigen UH-Schriftleiter Dr. Rolf *DE-NECKE*. In: Unser Harz. Jg. 57. 2009. S. 3–8, 9 Abb.
- DIETRICH* (Familie) s. Nr. 400.
406. SCHMIDT, Kurt: „Ich war ein recht schlechter Schüler ...“ Geständnis des Harzer Schriftstellers Paul *ERNST*. In: Goslarer Bergkal. Jg. 391. 2009. S. 117–124, Abb.
407. HODEMACHER, Jürgen: Till *EULENSPIEGEL*. Auf den Spuren eines Schalks aus Kneitlingen. In: Heimatbuch. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 56. 2010. [2009]. S. 149–152, Abb.
408. BUSCHAU, Klaus D.: Ich, August *EY*. Eine Würdigung zum 200. Geburtstag des Lehrers, Volkskundlers und Schriftstellers. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2010. [2009]. S. 60–62, Abb.
409. LÜLLEMANN, Irmgard: Aus dem Leben der Osteroder Hebammen Caroline *FRIEDRICH*s geb. Mönchmeier und Frina Stemme geb. Friedrichs, deren Tochter. In: Heimatbl. f. d. süd-westl. Harzrand. H. 65. 2009. S. 187–193, Abb.
410. RÜPKE, Anke: Landbaukunst. Leben und Leistung des Amtszimmermeisters Burghard *GLANDER* (1818–1879) in Thedinghausen. Lilienthal: Interessengemeinschaft Bauernhaus e.V. 2009. 162 S., Abb.
411. IMMENROTH, Horst: Die Ritter von der *GOWISCHE*. Eine Dokumentation über Aufstieg und Untergang der Ritter aus Wolfshagen im Harz, Bergvögte im Harz, Reichsvögte in Goslar, Bergmeister in Goslar am Rammelsberg, Gründer des Klosters Frankenberg in Goslar, Begründer von Bergbau und Hüttenwesen im Erzgebirge und Domherren in Goslar und Hildesheim. Goslar: Verl. Goslarsche Zeitung 2009. 335 S., Abb., Kt.
412. HAECKER, Gerda: Der Porträtmaler Adolf *GROTEFEND* (\* Clausthal 1812, † Florenz 1847). In: Allgem. Harz-Berz-Kal. 2010. [2009]. S. 55–59, Abb.
413. HOFFMANN, Dierk: Otto *GROTEWOHL* (1894–1964). Eine politische Biographie, Veröffentlichungen zur SBZ-/DDR-Forschung im Institut für Zeitgeschichte. München: Oldenbourg 2009. 721 S. (Quellen u. Darstellungen z. Zeitgesch. 74).
414. BIEGEL, Gerd: Dr. Rolf *HAGEN*, der langjährige Direktor des Braunschweigischen Landesmuseums, ist im Alter von 87 Jahren verstorben. In: Braunsch. Heimat. Jg. 95, 2. 2009. S. 9–10.



HARMS, Friedrich s. Nr. 396.

415. NOHR, Rolf F., Stefan BÖHME: Johann C. L. *HELLWIG* und das Braunschweiger Kriegsspiel. Die Auftritte des Krieges sinnlich machen. Unter Mitarbeit von Gunnar SANDKÜHLER. Braunschweig: Appelhans Verlag 2009. 63 S., Abb.
  416. BRANDES, Dietmar: Dank an Dr. Jürgen *HEVERS* für die langjährige Schriftleitung der Braunschweiger Naturkundlichen Schriften. In: Braunschw. naturkundliche Schriften. Bd. 8/2. 2009. S. 355–358, Abb.
  417. GRUBERT, Martin: Heinrich *JASPER* (1875–1945). Anwalt der Demokratie ; ein politisches Leben in Braunschweig. Mit einem Beitr. von Horst-Rüdiger JARCK: Spurensuche. Braunschweig: Meyer 2009. – 528 S., Abb.
  418. HARTEN, Eva: Robert *KOCH* im Spiegel der Öffentlichen Anzeigen. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2010. [2009]. S. 45–54, Abb.
  419. PINGEL, Norman-Mathias: Friedrich *KOLDEWEY* – ein bedeutender Braunschweiger Pädagoge und Historiker. In: Braunschw. Kal. 2010. [2009]. S. 75–77, Abb.
  420. LEHMANN, Walter: Der Lebensweg des General-Superintendenten Elieser Gottlieb *KÜSTER* (\*1732 in Watzum, +1799 in Braunschweig). In: Heimatbuch. Landkr. Wolfenbüttel. Jg. 56. 2010. [2009]. S. 88–103, Abb.
  421. DEWITZ, Lennard: Anna *LANDMANN*, Todesurteil für Nächstenliebe. Helden verehrt, verkannt, vergessen am Beispiel der Anna Landmann aus Osterode, 1597 als Hexe in Hornburg (Landkreis Wolfenbüttel) verbrannt. Osterode: Verf., 2009 44 S., Abb.
  422. KAUS, Eberhard: *LEYSER* (Lyser), Polykarp (IV.), Philologe, Historiker: \* 4.9.1690 Wunstorf b. Hannover, † 7.4.1728 Helmstedt (luth.). In: Biographisch-bibliographisches Kirchenlexikon. Begr. u. hrsg. v. Friedrich Wilhelm BAUTZ. Fortgef. von Traugott BAUTZ. Hamm (Westf.): Bautz. Bd. 30. 2009. Sp. 899–902.
  423. ROST, Falko: Oberbaurat Carl *LIEBAU* (1780–1842). Der Architekt klassizistischer Kirchen zur Wirkungszeit Peter Joseph Krahes in Braunschweig 1803–1837. In: Harz-Zs. Jg. 61. 2009. S. 161–176, 12 Abb.
  424. BIEGEL, Gerd: Amalie *LÖBBECKE* – ein Leben für die Wohltätigkeit. In: Braunschw. Heimat. Jg. 95, 1. 2009. S. 3.
  425. EHRHARDT, Frank: Zwischen familiärer Tradition und beruflicher Ambition – die Konversion des Mediziners David *MANSFELD* aus Braunschweig 1836. In: Konversionen von Juden zum Christentum in Nordwestdeutschland, hrsg. v. Werner Meiners. Hannover: Hahn 2009. S. 169–182. (Veröff. d. Hist. Komm. f. Nds. u. Bremen 246).
  426. TANTOW, Lutz: Mit *MÜNCHHAUSEN* nach Bodenwerder. In: Braunschw. Kal. 2010. [2009]. S. 90–94, Abb.
  427. PIETSCH, Helmut: Friedrich *OPITZ* – ein Verbrecher aus Leidenschaft. Norderstedt: Books on Demand 2009. 115 S.
- PROBST*, Philipp Ludwig s. Nr. 127.
428. WIEBEL, Bernhard, Ursula GFELLER: Rudolf Erich *RASPE* als Geologe – Vom „vulkanischen Mordbrenner“ zum Zweifler am Vulkanismus. Ein unveröffentlichter autobiographischer Brief des Münchhausen-Autors über Theorien der Geologie. In: Philippia Bd. 14/1. 2009. S. 9–56.
  429. RÖDENBECK, Martin: Reise in die Vergangenheit und anderes, an das ich auch noch denken musste. Die andere Stamm- und Ahnenliste *RÖ/OEDENBECK*, Band 2, H. 5. 1. Aufl. Leipzig: Verf. 2009. 160 S., Abb., Anlagen.

SAAKE (Familie) s. Nr. 400.

430. STEINKE, Ursula: Auf den Spuren von Wilhelm *SAGEBIEL* in Berlin und Umgebung- einem vergessenen Bildhauer aus Braunschweig. In: Braunsch. Kal. 2010. [2009]. S. 85–89, Abb.
431. WEIHMANN, Susanne: Konversionen von Angehörigen der Helmstedter Familie *SALOMON*-Ornstein im 19. Jahrhundert. In: Konversionen von Juden zum Christentum in Nordwestdeutschland, hrsg. v. Werner Meiners. Hannover: Hahn 2009. S. 183–199. (Veröff. d. Hist. Komm. f. Nds. u. Bremen 246).
432. SIEBENEICHER, Karl-Heinz: Kurt *SCHMIDT* wird nicht nur in St. Andreasberg unvergessen bleiben. Der heimattreue Schlesier, der ein Oberharzer wurde. Mit 97 Jahren mitten aus seiner Arbeit heraus gerissen. In: Allgem. Harz-Berg-Kal. 2010. [2009]. S. 17–18, Abb.
433. SENDEN, Friedrich Freiherr v.: Geschichte der Freiherrn von *SENDEN* und Freiherrn Schuler von Senden. 1. Aufl. Berlin: Pro Business 2009. 503 S., Abb., Kt.  
[Braunschweig-Bezug]
- STEMME, Frina s. Nr. 409.
434. STRUCK, Hermann: Bewegte Jahrzehnte 1928–2008. Erinnerungen und Gedanken des Pommern Hermann *STRUCK*. Braunschweig: Appelhans 2009. 205 S., Abb. (Salzgitter-Sichten 2).
435. BLOCH, Max: Albert *SÜDEKUM* (1871–1944). Ein deutscher Sozialdemokrat zwischen Kaiserreich und Diktatur, eine politische Biographie. Düsseldorf: Droste 2009. 357 S., Abb.  
[Braunschweig-Bezug]
436. ZAUNER, Ernst-Johann: Wo ist das Grab von Heinrich *WERNER* – und wer ist das? In: Braunsch. Kal. 2010. [2009]. S. 106–107, 1 Abb.
437. MICHAEL, Eckhard: Wittorf, Welt und Wolfenbüttel. Ein lüneburgischer Hofmann in braunschweigischen Diensten. Festschrift für Werner Arnold. Hrsg. v. Detlev HELLFAIER, Helwig SCHMIDT-GLINTZER u. Wolfgang SCHMITZ. Wiesbaden: Harrassowitz 2009. S. 358–382, 2 Abb. (Wolfenbütteler Schriften z. Gesch. d. Buchwesens 44).  
[Otto Johann von *WITTORF*]

## Rezensionen und Anzeigen

Die Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Braunschweigischen Landes vom Mittelalter bis zur Gegenwart, hrsg. v. Claudia Märkl, Karl Heinrich Kaufhold und Jörg Leuschner unter Mitarbeit von Barbara Klössel-Luckhardt und Tanja Stramiello. Bd. 1: Mittelalter, Bd. 2: Frühneuzeit, Bd. 3: Neuzeit. Hildesheim: Georg Olms Verlag 2008, insges. 2732 S., geb. 128,00 €

Innerhalb von wenigen Jahren sind vier wissenschaftliche Großprojekte des Braunschweiger Landes erfolgreich abgeschlossen worden. Die Braunschweigische Landesgeschichte, das Braunschweigische-Biographische Lexikon, jüngst die Braunschweigische Kirchengeschichte und 2008 die hier anzuzeigende Wirtschafts- und Sozialgeschichte. Die Erwartungen an eine solche Gesellschafts- und Wirtschaftsgeschichte sind sehr hoch. Es geht um keine geringere Frage als die, wovon und wie die Menschen wirklich im Braunschweiger Land in einem Zeitraum von nicht weniger als 1200 Jahren lebten. Diese Frage hinreichend zu beantworten, ist eine Herkulesaufgabe, die nur mit Pragmatismus, Kompromissbereitschaft und Verteilung auf viele Schultern gelöst werden kann. Die Herausgeber Jörg Leuschner (Kulturamt Salzgitter), Claudia Märkl (TU Braunschweig, jetzt Universität München) und Karl Heinrich Kaufhold (Universität Göttingen) haben das über 2700 Seiten starke Werk mit fast dreißig anderen Wissenschaftlern realisiert. Das Werk ist in drei Bänden erschienen. Der erste behandelt die Zeit von der Ersterwähnung braunschweigischer Orte (Schöningen und Ohrum 747/48 im Zusammenhang mit einem fränkischen Feldzug) bis zum Ende des Mittelalters, der zweite die Frühe Neuzeit von 1500 bis 1800 und der dritte das 19. und 20. Jahrhundert. Wirtschafts- und Sozialgeschichte in einem so langen Zeitraum zu erfassen, ist auch dann enorm schwierig, wenn sie sich auf einen recht überschaubaren Raum wie das alte Land Braunschweig beschränkt. Für das frühe Mittelalter kommt die Schwierigkeit hinzu, diesen Raum erst definieren zu müssen, weil es das Land Braunschweig im Sinne eines fest begrenzten Territoriums ja noch gar nicht gab. Als Konsequenz aus diesen Schwierigkeiten wird dieser zu beschreibende Raum erfreulich weitgefasst, so dass mehr oder weniger die gesamte Fläche des ehemaligen Regierungsbezirks Braunschweig von Gifhorn bis Göttingen in den Blick kommt. Beschrieben wird die frühmittelalterliche Entwicklung zunächst anhand der nachweisbaren Aufenthalte der Karolinger, dann der einzelnen Könige. Dazu gibt es auch wertvolle Übersichtslisten. Auch die Königsurkunden zugunsten kirchlicher Einrichtungen werden in Tabellen erstmals übersichtlich erfasst, ebenso die Bistums-, Kloster- und Stiftsgründungen in der Region. Zweifellos profitiert die Mittelalterforschung im Vergleich zur Frühen Neuzeit oder Zeitgeschichte von einer seit dem 19. Jahrhundert sehr intensiven Edition der Quellen. Das erleichtert sehr vieles. Zudem liegen bei den ungedruckten Urkunden häufig wenigstens ausführliche Regesten vor. Man kann die Mediävisten um ihre Aufgabe dennoch kaum beneiden, wenn es um die Aufgabe einer auch lesbaren Geschichtsschreibung geht. Da die Urkunden oft nur nüchtern Besitztitel und sonstige Rechtsgeschäfte auflisten, muss man um Zusammenhänge kämpfen. Über innovative theoretische und lesenswerte Zugänge gelingt es dem Band, hier viel Licht ins Dunkel zu bringen. Die Entscheidung, sich im Spätmittelalter-Kapitel auf die Städte zu konzentrieren, ist verständlich, zumal hier die Forschungslage schon zusammenfassende Abschnitte eher erlaubte als über den ländlichen Raum. Dieser wird aber immerhin unter dem Aspekt der spätmittelalterlichen Wüstungen behandelt.

Es ist überraschend, wie groß die Zahl der Wüstungen tatsächlich war. Zumindest in manchen Teilen sind offensichtlich über die Hälfte aller Dörfer im Laufe des Mittelalters wüst gefallen. Beiträge über Salzgewinnung und Währungsgeschichte runden den Band ab. Vielleicht wäre noch eine stärkere Berücksichtigung von archäologischen Funden möglich gewesen, um Aussagen über sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Zusammenhänge des Mittelalters darzustellen. Schade und rätselhaft ist, dass der vom Rang her zumindest dritten Stadt im alten Land Braunschweig, Helmstedt, im Gegensatz zu den anderen Städten kein eigenes Kapitel gewidmet wird – ohne dies zu begründen. Auch die Bildqualität des Mittelalter-Bandes ist nicht immer optimal.

Die stärkste Rechtfertigung für die Ansetzung der Jahre um 1500 als Epochengrenze zwischen Mittelalter und Neuzeit geben nicht Kolumbus oder die Reformation, sondern die Nutzung des Papiers und die damit explodierende Schriftlichkeit. Das zeigt sich auch hier sehr deutlich. Die seit dem 15. Jahrhundert möglich gewordene massenhafte Verwendung des billigeren Papiers führte zu einer enormen Ausdehnung der Schriftlichkeit in den Verwaltungen und entsprechend zu einer viel dichteren Überlieferung. Nun kommen auch Bürger, Bauern und untere Schichten verstärkt in den Blick. Es ist schwierig, in einer Rezension ein Werk in drei Bänden von über 2000 Seiten zu besprechen und all seinen Facetten gerecht zu werden. Vor allem kann man nicht die Arbeit jedes einzelnen Autors hervorheben. Deshalb stellvertretend für alle anderen: Walter Achilles schuf in seiner letzten großen Arbeit vor seinem Tod mit seiner Darstellung der frühneuzeitlichen Agrargeschichte die Mitte des Gesamtwerks. Diese Mitte steht auch symbolisch für die überragende Bedeutung der Landwirtschaft vom Frühmittelalter bis ins 20. Jahrhundert hinein. Achilles erklärt landwirtschaftliche Phänomene mit einem beeindruckenden Tiefgang, sowohl der wirtschaftlichen als auch der sozialen Aspekte. Dennoch ist am Frühneuzeitband das deutliche Zurücktreten der Sozialgeschichte hinter der Darstellung der Wirtschaft auffällig. In der Gliederung kommen sozialgeschichtliche Aspekte gar nicht vor. Natürlich hätte sich hier angeboten, die Ständegesellschaft oder auch die Wolfenbütteler Hofgesellschaft in ihrer Differenzierung auch in eigenen Kapiteln darzustellen. Neue Thesen, wie die des doch überraschend geringen Einflusses der „Obrigkeit“ auf das Dorfleben, hätten eventuell auch stärker reflektiert werden können. Allerdings stießen die Herausgeber hier auf enge Grenzen, weil Forschungen und Experten nicht greifbar waren, so wie beispielsweise explizit für die Forstgeschichte.

Deutlich wird in den Bänden auch der riesige Sprung zwischen Früher Neuzeit und 19. Jahrhundert. Gehöfte, Mühlen, Handwerksbetriebe, Einzelhändler und wenige Manufakturen prägten das Wirtschaftsleben über lange Jahrhunderte hinweg. Privilegien, Zwänge, Orientierungen am Eigenbedarf schränkten die wirtschaftlichen Horizonte doch enorm ein und führten auch zu einem relativ gemächlichen Tempo des Wirtschaftslebens. Diese Welt als statisch zu beschreiben wäre verfehlt, doch war sie tatsächlich weit entfernt von der Dynamik der Zeit nach 1850. Damals begann die Industrialisierung – eng verknüpft mit der braunschweigischen Landwirtschaft, welche zumindest Ende des 19. Jahrhunderts die ertragreichste in Deutschland war. Zucker- und Konservenindustrie etablierten sich als erste große industrielle Arbeitgeber, denen bald andere folgen sollten bis zu den großen Gründungen des Volkswagenwerks und der Reichswerke Hermann Göring in der Zeit des Nationalsozialismus. Diese Zusammenhänge werden im dritten Band sehr anschaulich und detailreich beschrieben. Dabei gelingt es, besondere braunschweigische Entwicklungen mit der „großen“ Geschichte zu verweben und erst durch diese Verknüpfung verständlich zu machen. Das gilt hier auch und insbesondere für die Darstellung des Dritten Reiches.

Angesichts der Fülle der zu beschreibenden Entwicklungen sind der zweite und dritte Band auch ein Plädoyer dafür, die beiden Bereiche Sozial- und Wirtschaftsgeschichte in Zukunft getrennt voneinander zu behandeln. Einerseits sind beide Bereiche natürlich vielfach miteinander verwoben. Andererseits gibt es in beiden Bereichen komplexe Zusammenhänge, die man noch raumgreifender beschreiben sollte – wie z. B. Entwicklung einzelner Unternehmen oder eben auch bestimmte soziale Schichten und Milieus. Auch eine epochenübergreifende Gliederung wäre dann anzudenken. Beispielsweise würde sich die Agrargeschichte anbieten, um in einem eigenen ganzen Großkapitel vom Mittelalter bis in die Gegenwart mit Kontinuitäten und Innovationen beschrieben zu werden. Das sind aber Wünsche und Ideen für die Zukunft, die nur auf dem Fundament erwachsen können, welches dieses hervorragende Werk gelegt hat. Im Vorwort des dritten Bandes wird beklagt, dass Unternehmensarchive in der Region für die Forschung kaum nutzbar sind. Das ist leider richtig. Durch die Gründung des mit dem Staatsarchiv Wolfenbüttel verbundenen Niedersächsischen Wirtschaftsarchiv haben sich die Möglichkeiten hier aber in jüngster Zeit schon verbessert. Tausende von Archivalien sind inzwischen schon erschlossen und es ist zu hoffen, dass weitere Unternehmen in der Region wichtige Unterlagen dort vor dem Untergang bewahren werden. Leider fehlt im Register des dritten Bandes eine Auflistung der behandelten Firmen, die damit nur sehr umständlich über das Ortsverzeichnis verifizierbar sind.

Es ist wohlthuend, dass hier ein wissenschaftliches Werk erschienen ist, das diesen Namen verdient. In den Lokalmedien werden Arbeiten von Laien oft mehr beachtet als wissenschaftliche Werke. „Schwer und dickleibig“ sind noch die sympathischsten Attribute, welche Journalisten einfallen, um diese zu „würdigen“. Der Braunschweigischen Landschaft und den Sponsoren ist herzlich dafür zu danken, dass sie diesen gravierenden Unterschied erkannt haben. Denn das interessierte Publikum will nicht nur Anekdoten, sondern wissen, wie es wirklich gewesen ist – lesbar dargestellt, aber auf einem wissenschaftlichen Fundament, das allein Exaktheit garantiert. Den Herausgebern, die zugleich auch selbst wichtige Teile der Bände selbst verfasst haben, ist es mit den vielen anderen Autoren gelungen, diese Leistung zu erbringen. Ein Glücksfall für die Region und zugleich allgemein für die niedersächsische und deutsche Landesgeschichte.

Martin Fimpel, Wolfenbüttel

Caspar Ehlers, *Die Integration Sachsens in das fränkische Reich (751–1024)* (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 231). Vandenhoeck & Ruprecht: Göttingen 2007, 687 S. u. Abb., 94,00 €

Seit einigen Jahren erfreut sich die Beschäftigung mit historischen Räumen, Raumkonzepten oder Raumerfassung und Raumdurchdringung einer wachsenden Beliebtheit in der mediävistischen Forschung. Diesem spatial turn ist auch die Würzburger Habilitationsschrift von Caspar Ehlers verpflichtet, in der es um die Integration einer räumlichen Einheit – Sachsen – in eine übergeordnete politische Größe – das fränkische Karolingerreich bzw. dessen ostfränkisches Nachfolgereich unter den Herrschern aus dem sächsischen Haus der Ottonen – geht.

Ziel der Studie ist es, die Entstehung einer sächsischen Infrastruktur unter dem Einfluss weltlicher und kirchlicher Ordnungsvorstellungen zu beschreiben. Dabei wird davon ausgegangen, dass es Unterschiede bei den weltlichen und kirchlichen Formen und Konzepten von Raumgliederung und Raumorganisation gegeben hat. Während die Kirche beim Aufbau von Diözesen im Frühmittelalter in Übernahme spätantiker Verwaltungskonzepte den Raum als Fläche geordnet habe, sei das weltliche Ordnungsschema der

Gaue sehr viel undeutlicher und stärker an Gruppenbindungen und personellen Verflechtungen orientiert gewesen. Im Mittelpunkt der Arbeit stehen somit immer die Gründung und Organisation von Kirchen und Klöstern in Sachsen während und nach der fränkischen Eroberung auf der einen Seite sowie die komplizierte Frage nach der sächsischen Oberschicht und den Beziehungen der Angehörigen dieser Gruppe untereinander und zum fränkischen Adel auf der anderen Seite.

Seinen Fragestellungen geht der Verfasser in drei Schritten, die auch den Hauptteilen des Buches entsprechen, nach: Im ersten und kürzesten Teil werden zentrale Begriffe und das methodische Vorgehen erörtert (S. 15–41). Der zweite Teil ist den „Ordnungsvorstellungen“ gewidmet, das heißt den Konzepten vom Raum und seiner Organisation, die sich für das frühe Mittelalter rekonstruieren lassen und die dabei mit modernen Kriterien konfrontiert werden (S. 43–267). Im dritten Teil schließlich geht es um die historischen „Abläufe“, hier werden die auf den Raum bezogenen Vorstellungen und Konzeptionen in einen zeitlichen Zusammenhang gestellt, um Entwicklungen und Integrationsprozesse zu verdeutlichen. Auf die Darstellung der Ergebnisse (S. 383–406) folgt in insgesamt sieben Anhängen Datenmaterial zur Studie (S. 407–585), das weitgehend die Grundlage für die knapp 100 Textabbildungen nachliefert und das auch noch einmal als pdf-Datei auf einer dem Buch beigelegten CD-ROM enthalten ist.

Die Ergebnisse der Studie sind vielfältig und dürften teilweise in Zukunft noch zu Diskussionen einladen. Bei der Frage nach der Entstehung der kirchlichen Raumstruktur betrachtet Ehlers die Gründung von Klöstern und Konventen im Verhältnis zur Fläche der Bistümer, in denen sie liegen. Dabei zeigt sich, dass von Karl dem Großen 777 zunächst die Räume der Diözesen und anschließend die Bischofssitze festgelegt wurden. Die Klöster nun verteilten sich meistens am Rand der Bistümer und legten somit deren Grenzen fest. Quer durch Sachsen macht Ehlers eine „Linie der Reichsabteien“ aus, die an den Nord- bzw. Südgrenzen der einzelnen Diözesen lagen und jeweils eine Tagesreise voneinander entfernt waren.

Die chronologische Perspektive der Erfassung und Erschließung des Raumes entwickelt Ehlers anhand einer Analyse der Herrschaftspraxis, für deren Intensität er Itinerare, Herrscherurkunden für sächsische Empfänger, Klostergründungen sowie Reliquientranslationen als Indikatoren ansieht. Dabei ergeben sich von der fränkischen Eroberung bis ins frühe 11. Jahrhundert mehrere unterschiedliche Phasen des Integrationsprozesses. Einer intensiven Phase unter Karl dem Großen bis hin vor allem zu Ludwig dem Deutschen, unter dessen Herrschaft auch der Adel begann, geistliche Gemeinschaften zu gründen und damit zur inneren Stabilisierung des Reiches beizutragen, folgte eine längere Zeit der Stagnation, die unter Otto dem Großen durch eine gewaltige Verstärkung der genannten Indikatoren beendet wurde. Die Erfassung und Durchdringung des Raumes sieht der Verfasser unter Heinrich II., der keine neuen Bistümer gründete oder Maßnahmen zur Veränderung der kirchlichen Strukturen vornahm, als abgeschlossen an.

Thomas Scharff, Wolfenbüttel

Otto IV. – Traum vom welfischen Kaisertum – Katalog, hrsg. vom Braunschweigischen Landesmuseum, Bernd Ulrich H u c k e r, Stefanie H a h n, Hans-Jürgen D e r d a. Petersberg: Michael Imhof Verlag 2009, 512 S., ca. 300 Farbbabb., 39,95 €

In Braunschweig liegt ein Kaiser begraben, Otto IV., und er hielt sich auch zu Lebzeiten oft in der Stadt auf. Allerdings ist dieser Kaiser weder in der deutschen Geschichtswissenschaft noch im historischen Bewusstsein sonderlich fest verankert. Zwischen den bedeutenden Staufern Heinrich VI. und Friedrich II. herrschend, zudem im Kampf um



die Königskrone Konkurrent eines weiteren Staufers, Philipps von Schwaben, erfuhr der einzige Welfe, der je auf dem deutschen Thron saß, von Historikern wie von allen Deutschen kaum je angemessene Beachtung. Aus gutem Grund wurde daher diesem Herrscher eine Ausstellung gewidmet. Zum Anlass nahm man die 800. Wiederkehr seiner Kaiserkrönung, während bei anderen Herrschern des Mittelalters eher runder Todestage gedacht wird. Bis 2018 aber wollte man wohl nicht warten – und der höchst gelungene Band zur Ausstellung lässt solche Räsonnements ohnehin kleinlich erscheinen.

Schon auf den ersten Blick überzeugt dieser Band durch eine opulente Ausstattung sowie ein wohlüberlegtes, ästhetisches Layout. Auf 520 großformatigen Seiten vereint er einen Katalog der ausgestellten Stücke mit nicht weniger als 29 Aufsätzen zur Geschichte Ottos IV.

Den Auftakt macht ein Beitrag über das Leben des Kaisers aus der Feder Bernd-Ulrich Huckers, des zweifellos besten Fachmanns für dieses Thema. Es folgt ein Aufsatz von Gerd Biegel über Lothar III., den Kaiser aus dem Haus Süpplingenburg, dessen Schwiegersohn als erster Welfe Herzog von Sachsen wurde. Die weiteren Beiträge behandeln einzelne Aspekte der Politik des Herrschers, die Stiftung des Kölner Dreikönigsschreins, unterschiedlichste Aspekte der Kultur im Umkreis des Kaiser, seine Ehefrauen, sein Verhältnis zur Stadt Braunschweig sowie Krieg und Kriegstechnik, schließlich Ottos IV. Tod und Nachleben.

Leben und Wirken des Kaisers sowie sein politisches und kulturelles Umfeld werden also umfassend gewürdigt – so umfassend, dass hier nicht jedem einzelnen Beitrag Gerechtigkeit widerfahren kann. So seien einige herausgegriffen, die durch ungewöhnliche Themen oder Herangehensweisen auffallen. Michael Rothmann widmet sich einem Werk des aus England stammenden Gervasius von Tilbury, das gemeinhin mit dem Titel „*Otia imperialia*“ (ungefähr: „Kaiserlicher Zeitvertreib“) bezeichnet wird. Der gelehrte Autor sammelte Wissen aus unterschiedlichsten Gebieten, damit es am kaiserlichen Hof an kalten (und man muss wohl ergänzen: langweiligen) Winterabenden vorgelesen werden konnte. Dieses ungewöhnliche Werk ermöglicht es also zu ermitteln, was man am Hof Ottos IV. überhaupt wissen konnte und wissen wollte. Wolfgang Leschhorn verknüpft in instruktiver Weise die ausgestellten Münzen mit der Münzpolitik Ottos IV. Tod und Testament des Kaisers behandelt Claudia Lydorf; dabei gewährt sie interessante Einblicke in den Umgang mit dem Tod sowie in die Sorge um das Seelenheil und die Sorge für die Verwandten und Getreuen. Zwei Aufsätze untersuchen das Bild Ottos IV. in der Geschichtsschreibung; Thomas Scharff wendet sich dem 13. Jahrhundert zu, Brage Bei der Wieden und Gerhard Diehl behandeln die Frühe Neuzeit. Beide Aufsätze zeigen sehr anschaulich, wie sehr man sich für den welfischen Kaiser auch nach seinem Ableben noch interessierte und wie sich seine Darstellung je nach den Interessen der Autoren wandelte.

Der Katalogteil besticht durch anschaulich dargebotene Informationen zu den ausgestellten Stücken. Die Artikel zu den Grabinsignien, die im Grab Kaiser Lothars III. gefunden wurden (S. 327–329), beschreiben z. B. nicht nur die Stücke und die Fundumstände, sondern lassen in Ansätzen auch erkennen, wie Herrschaft im 12. Jahrhundert in Szene gesetzt wurde. Im Artikel über den Ptolemäer-Kameo (S. 344 f.) findet sich gar eine Kriminalgeschichte über einen Kirchenraub im 16. Jahrhundert, bei dem dieses Schmuckstück für einige Jahre verschwand. Positiv fallen auch die Artikel zu den ausgestellten Büchern und Urkunden auf, denn sie machen dem Leser verständlich, worin die Bedeutung dieses Texts liegt. Dies ist bei ausgestellten Schriftstücken aller Arten besonders wichtig, weil diese für Laien in vielen Fällen auf den ersten Blick (und womöglich auch auf den zweiten) recht beliebig aussehen. Lobend hervorzuheben verdient ferner,

dass die Abbildungen der Bücher und Urkunden stets ein angemessenes Format haben und scharf sind. Auf diese Weise erkennt man die Schrift, kann sie (zumindest wenn man über etwas entsprechende Erfahrung verfügt) sogar lesen und auf jeden Fall das Buch oder die Urkunde ästhetisch würdigen.

Überhaupt überzeugt die Bebilderung des Buchs durch die hervorragende technische Qualität. Dies ist zum Teil sicherlich der technischen Entwicklung zu verdanken, doch haben Herausgeber und Verlag diese Möglichkeiten auch entschlossen genutzt. Es ist z. B. zweifellos eine Konsequenz aus wohlbegründeten Überlegungen, wenn die Gründungsurkunde Heinrichs des Löwen für das Kloster Riddagshausen (S. 424) eine ganze Seite füllt. Denn auf diese Weise wird den Betrachtern die Einsicht vermittelt, dass eine hochmittelalterliche Urkunde nicht nur wegen ihres Inhalts wichtig war, sondern dass sie auch versuchte, die Bedeutung dieses Inhalts und den Rang ihres Ausstellers gleichsam sichtbar zu machen.

Viele der Abbildungen sind nicht nur informativ, sondern ausgesprochen schön. Details vom Kölner Dreikönigs-Schrein (S. 101–109, 123f.), der Ptolemäer-Kameo (S. 344), der Einband eines Evangeliums (S. 387), die Bilder aus dem Kopenhagener Psalter (S. 413–417) und die doppelseitige Abbildung der Gewölbmalerei in St. Blasius (S. 496f.) dürften noch so manchen, der diesen Band eigentlich rein wissenschaftlich benutzen will, von seiner Arbeit ablenken.

So verbindet dieser Band in gelungener Weise zuverlässige Information und ästhetischen Reiz. Hoffentlich findet man in Braunschweig bald wieder ein Jubiläum, dass man auf solche Art feiern kann.

Malte Prielzel, Konstanz

Gervasius von Tilbury, *Kaiserliche Mußestunden – Otia imperialia*. Eingeleitet, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Heinz Erich Stiene, 2 Halbbände (Bibliothek der Mittellateinischen Literatur Bd. 6–7). Stuttgart: Anton Hiersemann KG 2009, LIII u. 530 S., Pappbde., 138,00 €

„Im ersten Buch haben wir die Erschaffung des Himmels und der Erde sowie ihre Anordnung und Ausschmückung geschildert. Im zweiten Buch haben wir die dreigeteilte Welt nach den einzelnen Ländern und Provinzen geschieden und dabei dargestellt, wie die Königreiche in ihren jeweiligen Gebieten und Epochen aufeinanderfolgten.“ Das dritte Buch der ‚Otia imperialia‘ sollte „wählerischen Ohren wundersame Erscheinungen in den einzelnen Provinzen“ bieten und Otto IV. ermöglichen, „sich von seiner geistigen Anspannung mit einem unterhaltsamen Gegenstand“ zu erholen, so erklärt Gervasius seinem Adressaten die Dreiteilung des Werkes (S. 308), von dem 30 mittelalterliche Handschriften erhalten blieben und dessen drittes Buch schon 1287 und um 1331/40 ins Französische übersetzt worden war. An den Welfen Otto (1175–†1218) ist auch die Einleitung in Gestalt eines Briefes gerichtet; den Epilog des Werks bildet ein Widmungsbrief des Gervasius an den kaiserlichen Kleriker Johannes Marcus, Propst von Hildesheim (S. 454f.). Sowohl Kaiser Otto IV. als auch sein Kanzlist und Hofgeistlicher Johannes Marcus sind für die braunschweigische Geschichte bedeutsam: Otto, der dritte Sohn Heinrichs des Löwen, war seine gesamten Herrscherjahre als König und Kaiser über Stadtherr von Braunschweig. Aufgrund der jüngsten Forschungen ist auch zunehmend deutlich geworden, dass er zudem als Territorialherr seines Braunschweiger Erbesitzes eine nicht unwichtige Rolle gespielt hat. Johannes Marcus (ca. 1177–1234), wohl ein Spross der braunschweigischen Edelfamilie von Dorstadt, verkörperte die engen personellen Bindungen, die in jenen Jahren zwischen dem Welfenhof und dem Hildes-

heimer Klerus bestanden haben. Der Magister, von dem eigene literarische Werke nicht überliefert sind, verfasste als Mitglied der kaiserlichen Kanzlei beispielsweise das Harzburger Testament Ottos IV.

Die ‚Mußestunden‘ tragen enzyklopädischen Charakter, entfalten ein detailliertes Geschichtsbild, beschreiben die damals bekannte Welt und enthalten darüberhinaus zahlreiche Wunderhistorien. Das Werk ist wichtig nicht nur für die Geschichte Ottos IV., auch über den „allerfrömmsten“ Kaiser Lothar III. wird an drei Stellen gehandelt. Der habe als erster Lehnsgesetze (*lex feodorum*) erlassen und seine Kaiserherrschaft sei wegen der Folgsamkeit gegenüber dem Papst vorbildlich. Wie er von einem „heiligsten Papst Innozenz“ zum Kaiser gekrönt wurde, ist „die Kaiserwürde“ Otto IV. „ganz genau so“ von einem „heiligsten Innozenz wiederverliehen“ worden (S. 252 f. u. 258 f.). Die damit verbundenen und auch an anderen Stellen eingefügten Mahnungen des Autors verleihen dem Werk Züge eines Fürstenspiegels.

Die Bereitstellung eines deutschen Textes des kompletten Werkes ist eine überaus verdienstvolle Leistung. Die im Dienste der Welfen stehenden Gelehrten Joachim Johann Mader (1626–†1680) in Schöningen und Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–†1716) in Hannover haben den lateinischen Text der ‚Otia imperialia‘ veröffentlicht, Mader (Teildruck: Helmstedt 1673). Leibniz’ Edition von 1707 (Ergänzungen 1710) war fast 300 Jahre die einzige Grundlage für die Forschung, bis die englischen Philologen Shelag E. Banks und James W. Binns 2002 den Text samt einer Übertragung ins Englische sorgfältig neu herausgaben. Lediglich das dritte Buch wurde 1992 von Annie Duchesne ins Französische übersetzt und der Anfang des ersten Buches sowie die *praefatio* existierte als Vechtaer Staatsexamensarbeit von 1992 in deutscher Übersetzung von Hans Zimmermann<sup>1</sup>, so dass die vorliegende erste Verdeutschung des Gesamtwerkes einem großen Bedürfnis entgegenkommt. Außer den oben beschriebenen drei Büchern (*decisiones*) bietet Stienes Ausgabe die Appendices zur zweiten *decisio* (S. 454–497). Gervasius hat in „rastlosem Kompilatorenfleiß“ vor allem des Petrus Comestor ‚Historia scholastica‘ ausgeschrieben, doch nutzte er auch viele andere historische und geographische Werke des 12. Jahrhunderts und der Antike sowie insbesondere für seine Wundergeschichten die mündliche Überlieferung und die eigene Anschauung (S. XXIX–XXXIX).

Der zwischen 1150 und 1165 geborene Autor entstammte einer Adelsfamilie, die mit den Grafen von Salisbury entfernt verwandt war. Er wurde am englischen Königshof gemeinsam mit dem „jungen König“ Heinrich (\*1155–†1183), dem ältesten Sohn Heinrichs II., des Großvaters Ottos IV., erzogen. Es „folgte ein wechselvolles, von Studien und Reisen, von Lehtätigkeit und richterlichen Amtshandlungen bewegtes Leben“ (S. X). Er studierte in Bologna kanonisches Recht und schloss mit dem Magister artium ab. Es folgte eine Lehtätigkeit an derselben Universität, Dienste an den Höfen des Erzbischofs von Reims und des Königs Wilhelm II. von Sizilien. Dieser überließ ihm in Nola ein Haus als Sommersitz. Spätestens 1198 lässt Gervasius sich in Arles, der Kapitale des zum Kaiserreich gehörenden burgundischen Königreichs nieder, wo er eine Verwandte des dortigen Erzbischofs Humbert von Eyguières (1191–1202) heiratet, was ihn „in den höchsten Kreisen der provençalischen Gesellschaft etablierte“ (Banks/Binns). So verkehrten in seinem Stadtpalast zu Zeiten seiner Schwiegermutter König Alfons von Aragon II., der katalonische Troubadour Giraud de Cabrera und „viele vornehme Leute“ (*proceres* S. 407). Gervasius selbst nennt einen Mann „aus provençalischen Adel“ seinen Verwandten (S. 56). Das Arelat und die Provence lernt Gervasius jetzt in richterlichen Funktionen ausgiebig kennen, was seinen Niederschlag

1) Prolog und Decisio I, c. 1–9; gedruckt ‚Mediaevistik‘ 15 (2002) S. 51–183.

in den Histörchen des dritten Buches findet. 1209 ernennt Otto IV. ihn zum Marschall des kaiserlichen Hofes für das arelatische Reich; außerdem erkennt das kaiserliche Hofgericht ihm das (offenbar bestrittene) Eigentum an dem *palatio* in Arles zu – dank des „Großmuts“ und der „Huld“ Ottos, des *princeps excellentissime*, wie Gervasius selbst bezeugt (III,92 – S. 407). Noch 1216/17 amtiert er als Richter des Grafen von Provence und ist in Arles zuletzt 1222 bezeugt. In seinen späteren Jahren gehört er – was Stiene nicht berücksichtigt – dem Prämonstratenserorden an, dessen Kapitel in Marseille er ein weiteres Werk, einen Vaterunserkommentar, widmet. H. G. Richardson sowie Banks und Binns vermuten, das Kapitel, dem Gervasius angehört, sei das zu Beeleigh in England; Armin Wolf und ich selbst vermögen hingegen durchaus nicht die Hinweise, die für das Prämonstratenserstift Ebstorf im Lüneburgischen sprechen, zu ignorieren. Hier erscheint ein Propst Gervasius ab 1223 (und zuletzt 1234/37); das verlorene ‚Chronicon Ebstorfiense‘ (wohl ein Kopiar) erweist dessen zuvor für die welfische Familie geleisteten „Dienste“.<sup>2</sup> Dieser Beleg erlaubt es mindestens, den Notar Gervasius, der 1215 in Gegenwart Ottos IV. zu Helmstedt eine Urkunde des minderjährigen Otto von Lüneburg ausfertigt, mit dem Propst zu identifizieren. Die Studie, die Hans Martin Schaller über die Urkunde, ihre Schrift und die der Ebstorkarte publiziert hat, ist Stiene nicht bekannt. Ohnehin setzt er sich mit der naheliegenden Gleichsetzung des Notars/Propstes mit dem *Tilburiensis* nicht auseinander. Der Hinweis, ein Propst, wenn er einen Magisterabschluss habe, müsse in Zeugenerwähnung zwingend mit dem Magistertitel geführt werden (S. XIII f.), ist irrelevant. Auch Johannes Marcus wird in seinen urkundlichen Bezeugungen nicht zugleich als Propst und Magister geführt – Benedikt XVI. hat schon als Kardinal keinen Gebrauch mehr von seinen akademischen Titeln gemacht! Ein besonderes Kapitel widmet der Autor dagegen der älteren These, Gervasius von Tilbury sei der Urheber der Ebstorfer Weltkarte (S. XIII–XV). Eine Auseinandersetzung mit den bisher vorgebrachten Argumenten fehlt. Stiene referiert drei Postulate Hartmut Kuglers, des Editors der Karte: stilistische Anhaltspunkte sprächen für die Regierungszeit des Welfenherzogs Ottos des Strengen (1287–1330), nicht eine Handschrift der ‚Otia‘ enthalte eine Weltkarte und die Benutzung der ‚Otia‘ und ihrer Quellen in den Texten der Ebstorkarte weise nur geringe Schnittstellen auf. (S. XIV f.). Das schwächste dieser Argumente ist der Hinweis auf das Fehlen einer kartographischen Beilage in den Otia-Handschriften. Indem Gervasius auf seine in ihnen gar nicht vorhandene Weltkarte (*mappa mundi*) Bezug nimmt, liegt doch gerade nahe, dass diese als Großobjekt neben dem Buch existierte und konzipiert war. Wenn Gervasius absichtlich keiner seiner Handschriften eine Karte beigelegt hat, wäre das ohne die Existenz der Ebstorkarte und die Annahme eines Zusammenhanges unerklärlich – Kartenskizzen beizufügen wäre leicht gewesen. Armin Wolf ist dem Stilargument in seinen jüngsten Studien mit gewichtigen Beispielen entgegengetreten; und immer noch sind die ‚Otia‘ die jüngste Bezugsstelle der Kartentexte. Wolf macht darauf aufmerksam, dass Quellen aus dem Zeitraum zwischen ca. 1215 und 1330 vom Kartenautor nicht benutzt sind. Die völlige Negierung der wissenschaftlichen Gegenpositionen erfolgt zum Schaden des Werkes: dadurch hat sich der Herausgeber der Möglichkeit begeben, die reichen Informationen der Ebstorkarte für seine Textkommentierung zu nutzen.

Die Textkommentare in den Fußnoten fallen sehr spärlich aus (vgl. beispielsweise S. 423–425, 479–485). Und das unter Hinweis darauf, dass Banks und Binns sowie Zimmermann umso reichhaltigere Erläuterungen böten. Auch die Einleitung bietet keinen Ersatz. Manches bleibt unklar, denn was meint der Autor damit, wenn er den Kaiser

2) Wolf, Die „Ebstorfer Karte“, in: Otto IV. – Traum vom welfischen Kaisertum, hg. von B. U. Hucker u. a., Petersberg 2009, S. 195–206, dort S. 195.

anredet: „Damit das bunte Gewand Josephs noch gefälliger wirkt, vernimm, geheiligter Fürst, eine gelungene Antwort“? (S. 437). Auch sind zwar die Lebensdaten von Pons de Capdeuil angegeben, aber nicht, dass es sich bei diesem *nobilis vir* um den bekannten Troubadour handelt (S. 448). Wichtige Zeitbezüge bleiben unerörtert. So verdient Johannes Marcus als Adressat des Werks gewiss mehr als zwei knappe Fußnotensätze (S. 454). Zu den methodischen Überlegungen, die Gervasius zur Schreibweise von Städtenamen anstellt (S. 291 f.) und die tatsächlich auf der Ebstorkarte zur Anwendung kommen, gibt es keinerlei erläuternde Bemerkungen. Manches ist auch wenig sachgerecht behandelt: Die von Gervasius erwähnten „erbärmliche[n] Heimsuchungen“ des Grafen von Toulouse und die „Vernichtung“ der Albigenser – Ereignisse von weltgeschichtlicher Bedeutung (S. 269 u. 429), sollten eigentlich nicht mit Schweigen übergangen werden. Das wenige, was dazu bemerkt wird, ist zudem schief: die Albigenser wurden mitnichten in „gemeinsame[n] Anstrengungen“ von Kaiser und Papst besiegt (S. 21), und es ist wenig gelungen, den Usurpator Simon von Montfort „an die Stelle“ des Grafen von Toulouse „gerückt“ sein zu lassen (S. 433 Anm. 231). Der S. 272 genannte *Guillelmus Longa Spata* ist Wilhelm von Lüneburg und kein Sohn Gottfrieds von Anjou (S. 530). Diese wenigen Beispiele zeigen, dass Stienes Arbeit die lateinisch-englische Edition von Banks und Binns nicht ersetzt – diese ist auch künftig für den Leser, der umfassend informiert werden möchte, unverzichtbar.

Nach welchen Kriterien mit dem lateinischen Text umgegangen wird, bleibt unklar (z.B. mutiert das skandinavische Volk der *Scriptobonis* zu den „Scritobinern“ – weder der eine noch der andere Name ist erklärt, S. 476 – im Register nur: „sagenhaftes Volk“). Ein weiterer Mangel ist, dass alternative Übersetzungsmöglichkeiten nicht diskutiert werden. So erfahren wir aus mittellateinischen Wörterbüchern, nicht aber von Stiene, dass der fabelerzählende *mimus* nicht nur als „Schauspieler“ sondern auch als „Spielmann“ oder „Gaukler“ – und so vermutlich treffender – übersetzt werden kann. Manches ist sogar komisch: der neapolitanische *magister militum* in Buch III c. 112, den Banks und Binns sachgerecht als „military commander“ der Stadt deuten, gerät hier zum „Rittmeister“ (S. 443).

Die farbigen Einbandillustrationen sind je einem spätmittelalterlichen Melusinen-Druck und einer Handschrift der Naturkunde des Thomas de Camtimpré aus der Zeit um 1300 entnommen – man hätte sich stattdessen die Zeichnungen von Gervasius' eigener Hand im Manuskript *Vat. Lat. 933* gewünscht (vgl. Abb. Banks/Binns S. XCVII). Das Werk hätte durch Karten mit den bei Gervasius erwähnten geographischen Namen sehr gewonnen – Duchesne hat ihrer Übersetzung zwei solche, wenn auch sehr schlichte Kärtchen beigegeben. Ein Orts-, Personen- und Sachregister (S. 494 ff.) hilft den Text erschließen, ist aber, wie Stichproben ergeben, lückenhaft (z.B. fehlen Straßburg, Hildesheim, Verden S. 158; Lothringen S. 292; Weltkarte=*mappa mundi* S. 289); so dass auch das Register der Edition von Banks und Binns unentbehrlich bleibt. Wünschenswert wäre ein wenigstens annähernd vollständiges Literaturverzeichnis gewesen (S. XLVI–LIII). Insbesondere ist nicht rechtfertigen, warum nur zwei der Studien Hans Martin Schallers und Armin Wolfs benutzt sind. Demgegenüber führt Stiene allein drei, aus ein und demselben Jahr stammende Aufsätze Rothmanns an, obwohl er selbst feststellt, dass sie „über weite Teile identisch“ seien (S. LII Anm. 1).

Bernd Ulrich Hucker, Vechta

Urkundenbuch des Klosters Walkenried, Bd. 2: Von 1301 bis 1500, bearb. von Josef Dölle unter Benutzung von Vorarbeiten von Walter Baumann (Veröffentlichungen



der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen 241 = Quellen und Forschungen zur Braunschweigischen Landesgeschichte Bd. 45). Hannover: Verlag Hahn-sche Buchhandlung 2008, 851 S., 69,00 €

Im Jahr 2002 erschien der erste von Josef Dolle bearbeitete Band der Urkunden des Klosters Walkenried. Die anerkennende Besprechung durch Annette von Boetticher im Jahrbuch 2003, S. 262f., endete mit der dort ausgedrückten Erwartung auf das für die Landesgeschichte und die Zisterzienserforschung wichtige Erscheinen des angekündigten zweiten Bandes. Das ganze Projekt war aus einer von Pastor Walter Baumann seit 1975 begonnenen wissenschaftlichen Arbeit zur Geschichte des 1127 von Adelheid von Klettenberg gestifteten und mit Mönchen aus Altenkamp am Niederrhein besetzten Zisterzienser Klosters hervorgegangen. Die wechselvolle Geschichte des Walkenrieder Urkundenbestands, der erst 1843 und in Teilen 1883 von Hannover in das Archiv nach Wolfenbüttel abgegeben wurde, machten eine intensive Erschließung der Urkunden dringlich. Die Herausgabe der Walkenrieder Urkunden bis zum Jahr 1323 sollte deshalb für Walter Baumann ein Nebenprodukt seiner entstehenden, von Professor Hans Patze betreuten und in Teilen schon fertigen Dissertation werden. Nach dessen Tode 1990 hatte ein erster Versuch der „Historischen Kommission“ zur Urkundenherausgabe aus dessen Nachlass zu keinem befriedigenden Ergebnis geführt. Josef Dolle, mit Pastor Baumann aus gemeinsamer Arbeit am Göttinger Seminar verbunden, nahm sich dann auf Wunsch des Staatsarchivs in Wolfenbüttel des sehr schwer überschaubaren Urkundenbestandes an. Diese Arbeit erforderte wegen der Vielfalt der Quellen, der verschiedenen Überlieferungsstufen, zahlreich vorhandener ab 1473 beginnender Urkundenbearbeitungen und wegen der herausragenden Bedeutung dieses Zisterzienser Klosters ganz besondere Sorgfalt und einen erfahrenen Bearbeiter.

Im ersten Band (2002) sind auf 781 Seiten die Urkunden von den Anfängen bis 1300 mit insgesamt 729 Nummern veröffentlicht worden. Ausführlich sind dort die Geschichte des Archivs, frühere Bearbeitungen des Urkundenbestandes und ein Verzeichnis der Quellen erschlossen. Die Edition lehnt sich formal an die von Dieter Brosius für das Urkundenbuch Scharnebeck (1979) aufgestellten und von anderen Editoren weiterentwickelten Kriterien an. Es wird kein reines Fondsprinzip zugrunde gelegt, da erhebliche Verluste an Originalen zu verzeichnen sind, und berücksichtigt die vom Kloster empfangenen und in seinem Archiv verwahrten Urkunden sowie alle Stücke, die einstmalen ihren legitimen Platz im Klosterarchiv hatten.

Der jetzt erschienene noch leicht umfangreichere zweite Band stellt die Nummern 730 bis 1470 vor und in einem Anhang S. 683ff. noch Kurzregesten von Schuldbriefen, Verzichtsbriefen und Pfandurkunden [Ende 15./Anfang 16. Jh.]. Angesichts des großen auch überregionalen Grundbesitzes, den das Kloster im Harz und bis weit nach Thüringen hinein besaß, und auch der vielen herausragenden Stifter und Fördererfamilien bietet der sorgfältig gearbeitete zweispaltige Index der Personen- und Ortsnamen von 120 Seiten für die Forschung vielfältige Hilfestellung. Herzöge von Braunschweig, Landgrafen von Thüringen, Markgrafen von Meißen, Grafen von Blankenburg und Regenstein, Grafen von Mansfeld können da ebenso als Beispiele für interessante Zugänge angeführt werden wie die Ortsnamen Osterode, Quedlinburg, Gandersheim oder der Rammelsberg, unter dessen Oberbegriff fünf einzelne Gruben stehen. Gerade durch den Besitz von Gruben und Hüttenwerken hatte das Kloster eine bedeutende Stellung im Harzer Bergbau und war eines der mächtigsten Klöster Norddeutschlands. Vor diesem Hintergrund verdient der „Index ausgewählter Sachen und Wörter“ besondere Aufmerksamkeit, da er über die Begriffe aus kirchlicher Funktion und über die intensiv betriebene Land- und Viehwirtschaft, über Weinanbau und Fischerei weiterführt in die Sozial- und Wirtschaftsge-



schichte. Vor dem neu errungenen Status der Harzer Wasserwerke als Weltkulturerbe bekommen häufiger belegte Urkundenstichworte wie *aqua*, *aqueductus*, *berg bedrogen*, *berges recht*, *bergwergk*, *brucke*, *canalis*, *decursus aque*, *ertze*, *fluerscheydung*, *graben*, *kunst* etc. für den Urkundenzugang Gewicht.

Der erste Band hatte noch ein Siegelverzeichnis, das die vorhandenen Siegel mit dem Siegelführer, mit Angaben zur Größe und Beschaffenheit und zu vorhandenen Abbildungen aufführte. Bei nicht durch Abbildungen erschlossenen Siegeln wurde eine knappe Siegelbeschreibung und die Siegelumschrift vorgestellt. Im zweiten Band ist diese Siegelschließung verkürzt auf den Nachweis vorhandener Siegel und Notariatszeichen. Während der Erschließungsarbeiten Dolles am ersten Band ist aus der Anregung seiner Beschäftigung mit den Siegeln der Plan erwachsen, in einer neuen wissenschaftlichen Reihe ein eigenes *Corpus sigillorum* zu publizieren, dessen erster Band für die Urkundenfonds Marienberg und Mariental 2006 erschienen ist. Der Band mit den Siegeln des Walkenrieder Urkundenbestandes ist zur Zeit in Bearbeitung.

Das Projekt der Herausgabe des Walkenrieder Urkundenbuches bis 1500 war nach dem Tod von Pastor Baumann eine große Aufgabe und ist nach zwei Jahrzehnten in überzeugender Bearbeitung und in bewährter Zuverlässigkeit erfolgreich zum Abschluss gebracht worden.

Horst-Rüdiger Jarck, Wolfenbüttel

Die Inschriften des Doms zu Halberstadt, gesammelt und bearbeitet von Hans Fuhrmann unter Nutzung der Vorarbeiten von Karin Iffert und Peter Ramm. Geleitwort von Ernst Schubert. Mit 209 Abbildungen, einer Tafel der Steinmetzzeichen und einem Grundriss des Halberstädter Doms mit einem Lageplan der Inschriftenträger (Die Deutschen Inschriften 75. Leipziger Reihe 3). Wiesbaden: Dr. Ludwig Reichert Verlag 2009, LIX, 453 S., Abb., 98,00 €

Im Rahmen der Editionsreihe „Die Deutschen Inschriften“ erschien im Jahr 2003 der große Band über die Stadt Hildesheim (Die Inschriften der Stadt Hildesheim, gesammelt und bearb. von Christine Wulf 1–2 [Die Deutschen Inschriften 58], Wiesbaden 2003). Darin ist der Dom als wichtigster Überlieferungsort mit 164 Inschriften vertreten (dazu kommen noch, wenn ich recht sehe, rund 60 Inschriften aus dem Dommuseum). Für die alte Bischofsstadt Halberstadt wird jetzt von Hans Fuhrmann ein Teilband vorgelegt, der allein die Dominschriften beinhaltet. Es sind 281 Inschriften an Zahl mit besonders dichter Überlieferung für das 15. und 16. Jahrhundert. Ein zweiter Band mit den sonstigen Inschriften der wie Hildesheim vom Zweiten Weltkrieg schwer gezeichneten Stadt wird folgen (vom gleichen Bearbeiter). Betreuer ist die Inschriftenkommission an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften in Leipzig.

Bis auf 25 Inschriften sind alle Halberstädter Dominschriften im Original überliefert. Der Kontrast zur Hildesheimer Kathedrale könnte nicht größer sein, denn dort übersteigt die Zahl ausschließlich kopial überlieferter Inschriften die Zahl der im Original bewahrten bei weitem. An Findigkeit hat der Bearbeiter Halberstadts es bei der abschriftlichen Überlieferung nicht fehlen lassen. Hier sei nur auf die inschriftliche Bezeugung einer Orgel von 1361 im 1619 publizierten *Syntagma musicum* des Michael Prätorius hingewiesen (für die Stiftskirche St. Blasius in Braunschweig überliefert das Werk des Prätorius zwei Orgelinschriften von 1499 und um 1560, die im Inschriftencorpus der Stadt Braunschweig nachzutragen wären). Die Halberstädter Manuskripte der Hechtschen Sammlung im Hauptstaatsarchiv Hannover (Dep. 76) haben offenbar nichts ergeben, sonst hätte sie der Bearb. in der Einleitung erwähnt. Die eigentliche Erfolgs-

bilanz liegt im Aufspüren von originalen Inschriften. Der Bearbeitungsraum der erfassten Inschriften reicht vom (7.) 9. Jahrhundert bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts. Nahezu die Hälfte der behandelten Inschriften sind erstmalig ediert.

In der wohlformulierten Einleitung, die bereits einen Eindruck von der hohen Kenner-schaft vermittelt, die sich der Bearb. im Lauf der Jahre erworben hat, wird unter anderem ein Überblick über die Inschriftenträger nach Gattungen gegeben. Unter der Bezeichnung „Inschriften des Totengedenkens“ fasst Fuhrmann Grabplatten, Epitaphien, Gedenksteine zusammen. Abgesehen von dem Sarkophag Bischof Bernhards aus dem 10. Jahrhundert (Nr. 3) sind keine inschriftentragende Grabplatten von Bischöfen des Mittelalters erhalten, was mit dem Umbau des romanischen zum gotischen Dom zusammenhängt (man bedeckte ältere Gräber mit inschriftenlosen roten Marmorplatten). Grabplatten von Stiftsgeistlichen mit Metallapplikationen sind seit dem 15. Jahrhundert erhalten. Seit dem 16. Jahrhundert haben wir es mit steinernen Grabplatten und Epitaphien zu tun.

Glockeninschriften fehlen nicht, insgesamt können acht nachgewiesen werden, darunter drei Chorglocken vom Ende des 13. Jahrhunderts. Die „Gebäudeinschriften“, 17 an der Zahl, geben vom großen Teil Jahreszahlen wieder, die Rückschlüsse auf den Baufortschritt des gotischen Doms zulassen. In den Inschriften zum Bildprogramm des Nordportals um 1440 (Nr. 87) wurden liturgische Texte verwendet, was auch sonst bei Halberstädter Dominschriften zu beobachten ist. Die Bildbeischriften in 16 farbigen Glasmalereien aus der Mitte des 14. Jahrhunderts und aus dem ersten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts, die 2003 in einem eigenen Band des *Corpus Vitrearum Medii Aevi* wissenschaftlich bearbeitet wurden, finden selbstverständlich Berücksichtigung und erfahren verbesserte Lesungen. Unter den „Ausstattungsstücken“ des Doms zählt Fuhrmann 30 Inschriftenträger – von der Triumphkreuzgruppe des romanischen Doms um 1220 bis zur Kanzel von 1592. In dieser Gruppe sind vor allem die steinernen Standbilder zahlreich (seit 1427) und hierher gehören auch die vom Dompropst Balthasar von Neuenstadt (+ 1516) gestifteten Gusswerke, die Lichterkrone für die Marienkapelle im Kreuzgang und der Radleuchter im Langhaus (Nr. 118, 183).

Als größte Gruppe der Dominschriften fallen schließlich die Stücke des berühmten Domschatzes ins Gewicht. Fuhrmann zählt als Inschriftenträger 51 Textilien (10 Bildteppiche und 41 Gewänder und Paramente), 31 Goldschmiede- und Elfenbeinarbeiten, 11 Holzarbeiten (darunter der aus der Liebfrauenkirche stammende sog. Halberstädter Schrank von 1245/50) und 27 Altarretabel und Gemälde. Gerade in diesem Teil des Inschriftencorpus sind die Anforderungen an den Bearbeiter immens, galt es doch, sehr heterogene Kunstwerke und Raritäten in den Griff zu bekommen – bis hin zu Stücken byzantinischer Provenienz aus sehr früher Zeit mit griechischen Aufschriften (Nr. 1, 2, 5–8, 17). Die Stücke des Domschatzes sind bekanntlich in großer Zahl seit April 2009 in einer Neuaufstellung in den Domgebäuden der Öffentlichkeit zugänglich. Eine Situation, wie man sie sich für Braunschweig nur erträumen kann: Man stelle sich vor, der Stiftsschatz von St. Blasius („Welfenschatz“) wäre am Ort (und nicht in Berlin oder Cleveland/Ohio)! Unter den Reliquiaren, Tragaltären, Monstranzen etc. des Welfenschatzes wurden übrigens 36 Inschriftenträger gezählt und beschrieben (Die Inschriften der Stadt Braunschweig bis 1528, bearb. von Andrea Boockmann [Die Deutschen Inschriften 35], Wiesbaden 1993, S. XXIII–XXIX). Sie zeigen ihr eigenes Profil und finden in Halberstadt nur selten eine Entsprechung.

Als letzte Gruppe nennt Fuhrmann 20 „Kritzelinschriften“ aus dem Zeitraum von 1462 bis 1650, die sich eingeritzt oder aufgemalt an unterschiedlichen Orten des Doms, in der Neuenstädter Kapelle und im Neuen Kapitelsaal befinden.

In den einzelnen chronologisch angeordneten Artikeln setzt sich der Bearb. immer wieder mit der reichen Forschungsliteratur auseinander und stellt die Inschriften, soweit möglich, in ihren historischen Kontext. Der an Details interessierte Benutzer des Bandes (gleich welcher Fachdisziplin) wird aus den Kommentaren vielfachen Nutzen ziehen und vor Irrwegen der Deutung gewarnt. Viele Objekte sind schwer zu datieren. Hier kann z. B. der Schriftvergleich helfen. So ist für die Agnus-Dei-Schale aus Holz aus dem Domschatz (Nr. 56) aufgrund der Übereinstimmung mit den Inschriften auf den Chorschrankentüren (Nr. 51) eine Entstehung in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts wahrscheinlich zu machen. Es war für den Bearb. eine Selbstverständlichkeit, Hilfe von Spezialisten in Anspruch zu nehmen. So gelang es, die griechische Inschrift auf einem Reliquienknochen (Nr. 59) zu entziffern und sie auf den als Rhetor und Märtyrer verehrten Hl. Menas aus Konstantinopel, „den Schönrauschenden“, zu beziehen. Damit gehört der Knochen zu denjenigen Stücken des Domschatzes, die von Kreuzzugsteilnehmern nach Halberstadt gebracht worden sein müssen. Wo Personen identifiziert werden können, geizt der Bearb. nicht mit Angaben. Verbindungen zum Braunschweigischen ergeben sich gelegentlich auf verschiedenen Ebenen, bei Bischöfen (Albrecht von Rikmerstorp [wohl Rickensdorf, Lkrs. Helmstedt], Heinrich und Burchard von Warberg), bei sonstigen hohen Amtsträgern wie dem Domdekan Huner von Samleben und dem Oberhauptmann Matthias von Veltheim sowie bei den Metallgießern Hans Meisner und Hans Wilkens aus Braunschweig. Vom Halberstädter Dompropst Ludolf Quirre (+1463), dessen Wappen über dem Eingang der von ihm gestifteten gotischen Nordhalle von St. Blasius in Braunschweig prangt, hat sich zwar in Halberstadt keine Grabplatte oder Inschrift erhalten, aber zwei Wappensteine mit Rosenschapel und Propsteiadler, die Fuhrmann erwähnt. Ein weiterer Wappenstein, der nur den Rosenschapel, das Familienwappen der Quirre, zeigt, könnte nach Fuhrmann auch auf Ludolfs Verwandten, den Halberstädter Domdekan Johann Quirre, zu beziehen sein (Nr. 82 Anm. 23).

Der Band bietet die in der Reihe üblichen, ausgefeilten Register. Der Abbildungsteil mit 209 Schwarz-Weiß-Abbildungen auf 81 Tafeln in hervorragender Qualität lädt abgesehen vom gezielten Aufschlagen auch zum Verweilen ein. Soviel Gegenständlichkeit ist faszinierend und anregend!

Ulrich Schwarz, Wolfenbüttel

Elmar Arnold, *Die Braunschweiger Kemenate. Steinwerke des 12. bis 14. Jahrhunderts in Braunschweig. Mit einem Beitrag zu den archäologischen Befunden von Götz Alper (Braunschweiger Werkstücke Reihe A 52, Der ganzen Reihe Band 111). Braunschweig: Joh. Heinr. Meyer Verlag, 2009, 104 S., 90 Abb., 12,80 €*

Kemenaten als innerstädtische Gebäude sind von der Öffentlichkeit zumeist unbemerkte Steinwerke, die als feuersichere „Hinterhäuser“ verborgen bleiben hinter den oftmals prunkvoll gestalteten repräsentativen Bürgerhäusern an den vorderen Straßenfronten. So war das auch in Braunschweig, wo von den insgesamt etwa 150 nun nachgewiesenen Kemenaten bis zum II. Weltkrieg überhaupt nur 84 durch P. J. Meiers und K. Steinackers Forschungen bekannt waren. Nach den schweren Bombenschäden in der Stadt 1944 und Brandzerstörung der Fachwerk-Vorderhäuser wurden die Stein-Kemenaten vorübergehend sichtbar, um bald danach mit der Trümmerbeseitigung endgültig zu verschwinden. Nur 9 mehr oder weniger gut im Bestand erhaltene Kemenaten legen heute noch Zeugnis ab von diesem eigentümlichen unscheinbaren mittelalterlichen Gebäudetyp in der alten Braunschweiger Stadtlandschaft.

Es ist dem Verfasser als verdienstvoll anzurechnen, dass er eben diesen wenigen verbliebenen Braunschweiger Kemenaten mit dem vorliegenden kleinen Band besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat. Eingehend und mit einer sorgfältig erarbeiteten Dokumentation von Fotos, Bildern und Zeichnungen versehen, werden diese einzeln vorgestellt und beschrieben. Dabei liegt zu Recht besonderes Schwergewicht auf jenem wohl nicht nur am besten erhaltenen (und rekonstruierten), sondern auch hinsichtlich sowohl seiner baulichen Entwicklung als auch seiner Einbindung in das städtische Ensemble nach besonders eingehend untersuchten Gebäude am Eiermarkt 1a. An zweiter Stelle findet die ihr zukommende Beachtung auch die weitaus mehr bekannte, seit dem Krieg frei stehende Kemenate an der Hagenbrücke.

Über die Verteilung bzw. die räumliche Lage von Kemenaten, aber auch von anderen Massivbauten, im historischen Stadtgebiet in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts orientiert trefflich eine Übersichtskarte (Abb. 3). Angesichts der daraus deutlich hervorgehenden – durchaus auch gar nicht anders zu erwartenden – Unterschiedlichkeiten der Vorkommen in den einzelnen Weichbildern sowie dort wieder in einzelnen Straßenzügen hätte der Versuch einer Interpretation dieser räumlichen Disparitäten etwa mit Bezug auf die sozialtopographischen Verhältnisse durchaus nahe gelegen. Diese Gelegenheit wurde leider nicht wahrgenommen.

Flankiert wird der auf die erhaltenen Gebäude angelegte Hauptteil des Bandes von allgemeineren Darlegungen zur Charakteristik der Kemenaten (stets rückwärtige Lage hinter einem Vorderhaus, 2-geschossiger, meist heizbarer und unterkellter Steinbau von annähernd quadratischem Grundriss aus der Zeit des 12. bis 14. Jahrhunderts), vor allem zu ihrem baulichen Erscheinungsbild, ihrer Ausführung und Ausstattung. Darüber hinaus kommen auch die Zusammenhänge mit der sonstigen Bebauung der Grundstücke in Betracht sowie die Verbreitung von Steinwerken in anderen Städten Norddeutschlands.

Nicht zu überzeugen vermag dagegen der (von der Thematik des Bandes her eigentlich entbehrliche) Abschnitt „Überblick zur mittelalterlichen Stadtentwicklung“. Mit einem Textumfang von nur zweieinhalb Seiten kann eine solche Bemühung nicht anders als nur unzulässig verkürzt geraten und ist darüber hinaus wegen Ungenauigkeiten in Text und Abbildungen als nicht zufriedenstellender Versuch eher zu bedauern. Wesentlich beeinträchtigt wird der auch von zwei Braunschweiger Stiftungen dankenswert geförderte Band dadurch jedoch gewiss nicht.

Begrüßenswert schließlich noch der von Götz Alper seitens der Archäologie geleistete – allerdings nur 10 Seiten (mit Abb.) umfassende – Beitrag mit wertvollen Ergebnissen vor allem zu Alter und Entstehung von Braunschweiger Kemenaten auf Grund der Grabungen Turnierstraße/Eiermarkt, Güldenstraße, Echternstraße, Hagenbrücke, Aegidienmarkt und Ritterstraße.

Wolfgang Meibeyer, Braunschweig

Herbert Blum e, Hermann Bote. Braunschweiger Stadtschreiber und Literat. Studien zu seinem Leben und Werk (Braunschweiger Beiträge zur deutschen Sprache und Literatur 15), Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 2009, 368 S., 16 Abb., z. T. farbig, 24,00 €

Um es vorweg zu nehmen: Das anzuzeigende Buch setzt einen vielversprechenden und gewinnbringenden Ansatz auf überzeugende Weise um. Der Verfasser setzt sich mit ausgewählten eigenen Aufsätzen bzw. Beiträgen zu Hermann Bote und dessen Werken kritisch auseinander, aktualisiert oder überarbeitet sie entsprechend dem gegenwärtigen

Erkenntnisstand und führt sie – erweitert um zwei bzw. mit der Einleitung drei neue Kapitel – zu einer Art Einführungsmonographie zum Thema Leben und Werk Hermann Botes zusammen (die ausgewählten Beiträge entstammen den Jahren 1985 bis 2000). Die Art und der Umfang der jeweiligen Aktualisierung bzw. Überarbeitung ist in der ausführlichen Einleitung (die zugleich als Kapitel 1 des vorliegenden Buches gezählt ist) gründlich dargelegt (ab S. 11).

Die enthaltenen Beiträge, die auf frühere Versionen zurückgehen, können im folgenden nur kurz aufgelistet werden: Kap. 2 „Hermann Bote – Leben und Werk. Ein Überblick“ (S. 19–42), Kap. 4 „Das *Schichtbuch*: Am Beispiel des *Aufbruchs wegen zweifacher Steuer*“ (S. 53–105), Kap. 5 „Das Weiterleben des *Schichtbuchs* in der Braunschweiger Stadtchronistik der frühen Neuzeit“ (S. 107–124), Kap. 6 „Eine bislang unbekannte mittelniederdeutsche *Schichtbuch*-Handschrift und ihr Ort in der Überlieferung“ (S. 125–139), Kap. 7 „Von Hermann Bote zu Christoph Gerke. Perspektivenwechsel in der frühneuzeitlichen Stadtchronistik Braunschweigs“ (S. 141–160), Kap. 8 „Hermann Botes *Ludeke-Holland-Lieder* und ihre Überlieferung“ (S. 161–186), Kap. 9 „‚Tollenschriver‘ in Braunschweig und ‚Hogrefe‘ im Papenteich? Beobachtungen zu Botes Leben anhand seines *Zollbuchs*“ (S. 187–210), Kap. 10 „Hermann Bote – Autor des *Eulenspiegelbuchs*? Zum Stand der Forschung“ (S. 211–235), Kap. 11 „Zu vermeintlichen Ostfalisimen im *Eulenspiegelbuch* und zum Problem einer niederdeutschen Vorlage der Straßburger Drucke“ (S. 237–263), Kap. 12 „Koldingen, Rosenthal, Peine. Zur Topographie der 16. Historie des *Eulenspiegelbuchs*“ (S. 265–279), Kap. 14 „Till Eulenspiegel, niederdeutsch“ (S. 307–324) und schließlich Kap. 15 „Von Straßburg nach Göteborg. Texterosion und kulturelle Transposition im ältesten schwedischen *Ulspegel*-Druck von 1661“ (S. 325–353).

An diesen letzten Beitrag des Buches schließt sich ein hilfreiches Personenregister an (S. 355–364), auf das der bibliographische Nachweis der den nicht neuen Beiträgen zugrunde liegenden Publikationen folgt.

Aus Platzgründen kann der Blick hier nur auf die beiden eigens für das vorliegende Buch verfassten Beiträge gerichtet werden. Das Kap. 3, „Hermann Bote, nicht Hermen“, geht nicht der Frage nach, welches die authentische, historisch korrekte Rufnamen-Form des Braunschweiger Zollschrreibers und Autors ist, sondern macht unter anderem durch entsprechende Parallelbeispiele plausibel, dass die gängige moderne Form des Namens, nämlich *Hermann*, die sinnvollerweise zu verwendende ist. Festzustellen ist, dass sich Bote einzig in seinem *Zollbuch* (wohl einer Auftragsarbeit) in einem Kolophon beim Namen nennt: „hermen bote me fecit“. Hinzu kommt die Namensnennung mittels eines Achrostichons im *Radbuch*, die dieselbe Form (Hermen) verwendet. In anderer Variante erscheint der Name hingegen im von Peter Honegger entdeckten Achrostichon des *Eulenspiegel*-Buches, nämlich als „ERMANB“.

Die lautgesetzlich begründete Variante *Harmen* (Senkung des *e* zu *a* vor *r*; wie bei *Berg* > *Barg*) werde von Bote zwar seltener verwendet, erscheine aber beispielsweise in den Braunschweiger Kämmereregistern im Zusammenhang mit Zahlungen an den städtischen Bediensteten Bote und werde von diesem, wenn auch in geringerem Umfang, auch in seinen Werken verwendet.

Alle drei Namensvarianten (*Hermen*, *Hermann*/*Herman*, *Harmen*) kommen im Zusammenhang mit dem Braunschweiger Zollschrreiber vor und sind auch für seine Person belegt. Welcher dieser aus zeitgenössischer Sicht offenbar gleichrangigen Varianten der Vorzug zu geben sei, welche gar die von Bote bevorzugte war, gehört bei der Quellenlage in den Bereich der Spekulation. Sich aus diesem Grunde von der Frage nach der

„richtigen“ Variante zu lösen und durchgängig die heute übliche Variante *Hermann* zu verwenden, scheint folgerichtig.

Das eigentliche Hauptargument des Verf. für ein solches Vorgehen ist jedoch: Bei anderen historischen Personen, sei es beispielsweise im Falle des Markgrafen *Hermann Billung*, des Magdeburger Erzbischofs *Wichmann* oder auch des Seeräubers *Klaus* (statt zeitgenössischen *Clawes* o. ä.) *Störtebeker* wird ebenfalls so verfahren (S. 49–50); die Namen mittelalterlicher Dichter werden gleichfalls in einer „neuzeitlichen Namensform“ verwendet. Im wissenschaftlichen Diskurs wie auch im öffentlichen Gespräch wird eine Namensform gewählt, die entsprechend der sprachlichen Entwicklung die heute übliche ist. Eine „Exotisierung“ und damit eine unnötige Distanz zu den Dichtern bzw. Persönlichkeiten vergangener Zeiten werde so vermieden; eine Art „kulturelles Kontinuum“ zur Gegenwart hin wird – besonders im Falle der Literaten – gewahrt (S. 50–51). Dieses Argument ist m. E. schwerlich zu widerlegen.

Das andere für das vorliegende Buch neu geschriebene Kap. hat eine der in jüngerer Zeit in den Auswahl-Ausgaben des *Eulenspiegel*-Buches kaummehr vertretene Historie zum Gegenstand. Diese 88. Historie, die wegen mutmaßlich heute nicht mehr vorauszusetzender Textkenntnis am Beginn des Beitrages in der Textfassung von 1515 wiedergegeben wird (nach der Ausgabe von Werner Wunderlich, Göttingen 1982), schildert, wie Eulenspiegel einem Bauern, der ihn auf seinem Karren in die Stadt Einbeck mitnimmt, erheblichen Schaden zufügt, indem er die transportierten Pflaumen mit seinen Exkrementen verunreinigt.

Es gelingt dem Verf. in akribischer Kleinarbeit zum einen, herauszuarbeiten und wahrscheinlich zu machen, um welchen Ort es sich bei dem im Straßburger Druck fälschlich *Oldenburg* genannten handeln muss (nämlich um den 1939 nach Markoldendorf eingemeindete Ortsteil Oldendorf). Zum anderen wird die Historie unter der, in der Forschung mehrfach auf das gesamte *Eulenspiegel*-Buch angewandten Frage einer moralischen Leitlinie untersucht (Abschnitt 2 „Das Fehlverhalten des Bauern – Habgier oder Ordo-Verstoß?“). Schließlich verdichtet der Verf. die gewonnenen Erkenntnisse auf die Frage hin, ob das *Eulenspiegel*-Buch auf eine niederdeutsche Vorlage aus Norddeutschland, wohl Braunschweig, zurückgehe, oder ob das Buch gar als eine Art „Kunstprodukt“ oberdeutscher Literaten und Intellektueller entstanden sei.

Nur schwerlich kann man nach der Lektüre ernsthaft zweifeln, dass es in hohem Maße wahrscheinlich ist, dass dem – soweit wir wissen – erstmals 1510/1511 in Straßburg gedruckten *Eulenspiegel*-Buch eine niederdeutsche Vorlage zugrunde liegt, dessen Urheber mit ebenso hoher Wahrscheinlichkeit der Braunschweiger Hermann Bote ist.

Fazit: Dem vorliegenden Buch ist eine weite Verbreitung zu wünschen; es ist sehr geeignet, sich einen fundierten Zugang zu Hermann Botes Leben und Werk zu verschaffen.

Maik Lehmberg, Göttingen

Tim Lorentzen, Johannes Bugenhagen als Reformator der öffentlichen Fürsorge (Spätmittelalter, Humanismus, Reformation. Studies in the Late Middle Ages, Humanism and the Reformation 44). Tübingen: Mohr Siebeck 2008, 536 S., 109,00 €

„Aus dezidiert theologischer Richtung“ (S. 8) widmet sich Tim Lorentzen in seiner 2007 an der Münchener Ludwig-Maximilian-Universität angenommenen Dissertation den Leistungen des Reformators Johannes Bugenhagen für die Umgestaltung der öffentlichen Fürsorge. Damit greift er einen Perspektivenwechsel in der jüngeren diakoniegeschichtlichen Forschung auf, durch den der Gegenstand der frühneuzeitlichen Armenfürsorge



wieder stärker unter konfessionsspezifischen Gesichtspunkten in den Blick geraten ist. In betonter Abwendung von einem auf Gerhard Oestreich zurückgehenden Konzept der absolutistischen Sozialdisziplinierung, welches im staatlichen auch die kirchliche Theorie und Praxis einschließenden Kontroll- und Sanktionierungsinteresse das entscheidende Motiv für die Entwicklung öffentlicher Fürsorgemodelle sah, wendet Lorentzen sich einer vor allem theologiebezogenen Analyse der Kirchenordnungen und zahlreicher weiterer Schriften des Reformators zu. Um ältere stereotype Erklärungsmodelle vom Verfall der christlichen Nächstenliebe im Spätmittelalter zur reformatorischen Neubelebung der freien Hilfsbereitschaft aus ‚christlicher Liebe‘ zu vermeiden und dennoch die Innovationsleistung der Reformatoren verdeutlichen zu können, setzt Lorentzens Untersuchung weit vor der Reformation an. Sie stellt zunächst verschiedene Möglichkeiten der mittelalterlichen „Jenseitsvorsorge“ (Peter Jezler) und ihre Rezeption in der Volksfrömmigkeit vor und erläutert sodann das Dilemma, in welches das eigentlich florierende mittelalterliche Almosen- und Stiftungswesen in vorreformatorischer Zeit gelangt war. Chaotische institutionelle Zustände und unzulängliche obrigkeitliche Regelungsversuche, die vor allem auf die Reduzierung des Zustroms auswärtiger Bettler und die Regulierung der Arbeitsmärkte zielten, sowie ein wachsendes Misstrauen gegenüber betrügerischer Inanspruchnahme der Mittel hatte es bereits im 15. Jahrhundert in die Kritik geraten lassen. Ergänzend verdeutlicht Lorentzen die Entwicklung der Almosenlehre und -praxis vom Mittelalter bis in die Reformationszeit anhand der überkommenen Sammelgeräte und kann dabei zeigen, dass sich zwar zunächst wenig an der Form und Gestaltung der Almosenbretter, Klingelbeutel und Opferstöcke änderte, die durch Darstellung bestimmter Heiliger an die „eschatologische Alternative zwischen der Bestrafung des Hartherzigen und der Belohnung des Barmherzigen“ erinnerten (S. 76). Die Hinzufügung der Darstellung des Armen Lazarus zu den überkommenen Heiligenfiguren machte jedoch auch optisch die mit der Reformation verbundene Wende deutlich: Lazarus kann keine Fürsprache für den im Höllenfeuer schmachenden Hartherzigen einlegen. Der Möglichkeit, das eigene Dasein im Jenseits zu beeinflussen und sein Heil durch kompensatorische Leistungen zu sichern, wird hier eine deutliche Absage erteilt. Der Schwerpunkt der Arbeit Lorentzens liegt im folgenden auf der Darlegung der religiösen Begründungen für die öffentliche Fürsorge, mit welchen erst die Reformatoren die dilemmatische Situation in der Almosentheorie aufzulösen vermochten. Dabei zwang sie gerade das reformatorische Kernthema, die Rechtfertigung des Sünders allein aus Gottes Gnade, eine Neubestimmung der Guten Werke zu finden, wie Lorentzen eindrucksvoll anhand der theologischen Entwicklung Johannes Bugenhagens nachzeichnet. Dieser gelangte über eine von Erasmus von Rotterdam beeinflusste Bibel- und Christuszentrierung zunächst zu einer „Relativierung der tatsächlich im Leben vollbrachten Taten“ (S. 118), da Jesus Christus bereits das eifrige Bemühen anerkenne, gab jedoch den Gedanken von der Heilsbedeutung Guter Werke erst unter dem Eindruck von Luthers Schriften „De captivitate Babylonica Ecclesiae praeludium“ (1520) und „De libertate christiana“ (1520) auf und vollzog die entscheidende Wende: Die Werke, die Gott und dem Nächsten wohlgefallen, folgen aus dem Glauben eines Christenmenschen. Nicht der Gesetzescharakter, sondern die Liebe ist hierbei das entscheidende Motiv. „Der gescheiterte, wieder aufgerichtete und erlöste Sünder,“ (S. 436) kann jetzt auch wahrhaft gute Werke tun. In welcher Weise diese Grundposition in den Kasten- und Diakonatornungen verschiedener Kirchenordnungen und Flugschriften über Bugenhagens Sendbrief an die Hamburger (1526) bis zur Braunschweig-Wolfenbütteler Kirchenordnung (1543) ihre praktische Auslegung fand, stellt Lorentzen ausführlich dar. Er konturiert die Vorschläge des pommerschen Reformators durch die ergänzende Schilderung gegnerischer Positionen (Johannes Chochlaeus

und Thomas Morus) und paralleler stärker gesetzorientierter Ordnungsentwürfe Martin Bucers für einige oberdeutsche Städte. Der theologischen Schriftenanalyse folgt in einem zweiten Hauptteil die in eine überaus positive Bilanz mündende Überprüfung der Leistungsfähigkeit der Bugenhagenschen Fürsorge-Theologie anhand der exemplarischen Auswertung verschiedener Armen- und Spitalrechnungen sowie in der Analyse der konkreten Umsetzung der in seinem Modell vorgesehenen Dienste an den verschiedenen Zielgruppen der Fürsorge. Die Auswahl versucht, dem variierenden Bezugsrahmen der von Bugenhagen entworfenen oder begutachteten Ordnungen für Städte und fürstliche Territorien gerecht zu werden. Lorentzens Auswahl ist besonders für die Stadtgeschichte Braunschweigs von höchstem Interesse. Er kann belegen, dass es schon 1528 für alle fünf Weichbilde funktionierende Gemeine Kästen gab (S. 302), welche situationsabhängig nach unterschiedlichen Handlungsgrundsätzen teilweise bis ins 20. Jahrhundert verwaltet wurden. Die Arbeit Lorentzens breitet ein differenziertes Bild theologischer Deutungs- und Erklärungsmodelle reformatorischer Fürsorgeansätze aus, das einerseits weit über die Bugenhagensche Gedankenwelt hinausreicht, andererseits dessen weitreichende Zielvorstellungen verdeutlicht. Von besonderem Interesse ist hierbei unter anderem die Herausarbeitung des Bugenhagenschen Bestrebens, frauenspezifische Notwendigkeiten einer öffentlichen Fürsorge zu formulieren. Mit dem Fürsorge-Konzept, wie Bugenhagen es verstanden und entwickelt habe, sei dezidiert eine Angelegenheit des ganzen christlichen Gemeinwesens, der ganzen „Öffentlichkeit“ gemeint. In diesem Sinne begreift der Autor den von Bugenhagen ausgehenden Prozess der Neuordnung der öffentlichen Fürsorge weniger als Säkularisierung der Armen- und Krankenfürsorge, der Seelsorge und anderer in diesen Kontext gehörender Dienste, als vielmehr als eine „Sakralisierung des ganzen Gemeinwesens“ im Sinne einer Einheit von Theologie und Ordnung. Ein wenig scheint es, als habe sich der Autor am Ende von dem theologischen Optimismus, dem er dem pommerschen Reformator attestierte, mitreißen lassen. Eine Aufgabe künftiger Studien könnte es sein, den von ihm vorbeschriebenen Weg der Leistungsüberprüfung des Bugenhagenschen Fürsorge-Modells durch weitere Quellenstudien zu verfolgen, um diese positive Bilanz zu erhärten.

Birgit Hoffmann, Wolfenbüttel

Peter Albrecht/Henning Steinführer (Hg.), Die Türme von Sankt Andreas zu Braunschweig (Braunschweiger Werkstücke Reihe A, Band 53, Der ganzen Reihe Band 112). Hannover: Hahn 2009, 386 S., 1 Faltkarte, 28,80 €

Die Türme der St. Andreaskirche gehören auch im beginnenden 21. Jahrhundert zum festen Bestandteil des Braunschweiger Stadtbilds, das sich im Laufe der Jahrhunderte, vor allem aber im Zweiten Weltkrieg durch massive Kriegszerstörungen verändert hat. Anlässlich der Sanierung der Türme erschien in der Reihe der durch die Stadt Braunschweig herausgegebenen „Braunschweiger Werkstücke“ eine multidisziplinär angelegte, aus 20 Aufsätzen bestehende Publikation, die nach den Intentionen der Herausgeber Peter Albrecht und Henning Steinführer die Türme „aus möglichst vielen Perspektiven in den Blick nimmt“ (Vorwort S. 5) und die vielfältigen Bezüge zur Stadt verdeutlicht.

Johannes Zahlten und Reinhold Wex untersuchen in getrennten baugeschichtlichen Aufsätzen die Entstehung der beiden Türme der Pfarrkirche des Weichbilds Neustadt, wobei nur der Südturm in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts im geplanten Umfang als damals einer der höchsten Kirchtürme Europas mit einer Gesamthöhe von ca. 122 Metern vollendet wurde. Wie jeder Turm formulierte er „– weithin sichtbar – Anwesenheit und Ansprüche“ (Wex, S. 53). Seine Entstehung vollzog sich im Mittelalter

parallel zur politischen Emanzipation der Stadtbürgerschaft von ihrem Stadtherrn. Die politische Funktion des Turms verdeutlicht sich durch die Entstehungsbedingungen der 1544 vollendeten Turmspitze vor dem Hintergrund der kriegerischen Auseinandersetzung zwischen dem katholischen Stadtherrn Herzog Heinrich dem Jüngeren von Braunschweig-Lüneburg und der Stadt, die den evangelischen Glauben angenommen hatte und Mitglied des Schmalkaldischen Bundes war. Damals galt die St. Andreaskirche und vor allem der Südturm, der alle Braunschweiger Pfarrkirchen überragte, als Symbol der Stadtfreiheit, was sich nicht zuletzt in der überragenden Positionierung auf der bekannten Stadtansicht von Peter Spitzer von 1547 niederschlägt.

Verdienstvoll ist die von Henning Steinführer besorgte Edition von zwei Berichten des 16. Jahrhunderts über den Turmbau. Neben einem anonymen undatierten Bericht wird ein niederdeutscher Text des Turmbaumeisters Barward Tafelmaker (1487–1566) zugänglich gemacht. Tafelmaker war maßgeblich an der in den Jahren 1518 bis 1532 erfolgten Vollendung des Südturms mit Ausnahme der Spitze beteiligt. Bereits im Januar 1551 wurde die Turmspitze von 1544 Opfer eines Wintersturms. Tafelmaker erhielt den Auftrag zu der im Jahr 1559 beendeten Neuaufrichtung der nun um 14 Meter niedrigeren Turmspitze. Tafelmakers Darstellung, die mehrere Jahrhunderte im Turmknopf überdauerte, wird auch in neuhochdeutscher Übersetzung vorgelegt.

Seit 1741/42 trägt der Südturm ein achteckig gebogenes Kuppeldach, wie Mark Opalka in seinem Beitrag über die Baugeschichte des Turms nach dem Brand von 1680 ausführt. Die Turmhöhe verringerte sich dadurch auf ca. 91 Meter, doch tat dies der Beliebtheit des Bauwerks keinen Abbruch, wie die von Pastor Wolfgang A. Jünke zusammengestellte und kommentierte Auflistung von Abbildungen der St. Andreaskirche belegt. Vor allem im 19. und 20. Jahrhundert entstanden zahlreiche Abbildungen in naturgemäß unterschiedlicher künstlerischer Qualität, die verdeutlichen, wie die Kirche und vor allem der Südturm in der Wahrnehmung der einheimischen Bevölkerung und zunehmend auch bei den als Touristen die Stadt besuchenden Fremden (vgl. die beiden Aufsätze von Romy Meyer) einen emotional fest verankerten Platz einnahmen. Offenbar referierte Erich Schulz ohne Übertreibung ein weit verbreitetes Gefühl, als er in seinem um 1950 erschienenen Erinnerungsbuch „So sahen wir Braunschweig“ über den „Langen Andreas“ schrieb: „Wer ihn, nach längerer Abwesenheit zurückkehrend, zum erstenmal wieder sah, der fühlte sich wundersam geborgen ...“ (S. 103).

Die beteiligten Autoren nähern sich dem Thema von verschiedenen Seiten. Wolfgang Leschhorn nimmt in einem historischen Überblick seit dem Frühen Mittelalter Kirchtürme auf Münzen und Medaillen in den Blick und beschäftigt sich in einem Exkurs mit den um die Mitte des 17. Jahrhunderts durch Herzog August den Jüngeren von Braunschweig-Lüneburg initiierten Glockentalern von Wolfenbüttel. Sabrina Martin und Jens Bange stellen die im Jahr 1775 erfolgte wissenschaftliche Bestimmung der Turmhöhe vor. Hartmut Nickel beschäftigt sich in zwei Aufsätzen mit Turmbränden, Feuerlöschgerätschaften und vorbeugendem Brandschutz sowie mit Turmwachen. 1835/37 erfolgte der Einbau einer Blitzableiteranlage. Im Zuge der Gründung der städtischen Berufsfeuerwehr 1875 wurde im Südturm eine ständige Turmwache eingerichtet, die jedoch bereits im Frühjahr 1900 aufgrund der zunehmenden Zahl öffentlicher und privater Feuermelder eingestellt wurde. Sebastian Wamsiedler beschreibt detailliert die Geschichte der Glocken zu St. Andreas. Die älteste datierte Glocke wurde 1410 gegossen. Die Glockenenteignungen im Zweiten Weltkrieg überstand nur eine undatierte, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gegossene Glocke aus der Gießerei Kurtz in Stuttgart. 1987 und 1989 erhielt die Gemeinde ein neues, aus sieben Glocken bestehendes Geläut. Ein Opfer der Kriegszerstörungen wurde auch die Turmuhr an der Westseite des

Südturms. Wie Peter Albrecht in seinem Beitrag ausführt, spiegeln sich in der Geschichte der Turmuhrn die „über Jahrhunderte dauernden Bemühungen um die genaue Zeit“ (S. 301). Allgemein dürfte nicht bekannt sein, dass am 1. April 1893 die Braunschweiger Ortszeit durch die Mitteleuropäische Zeit (MEZ) ersetzt wurde.

Helmut Müller berichtet über bauliche Maßnahmen an beiden Türmen im 20. und 21. Jahrhundert, wobei es nach 1945 galt, die erheblichen Kriegsschäden zu beheben. Das Kriegsgeschehen spiegelt sich in dem kurzen, eindringlichen Bericht des verstorbenen Pfarrers Paul Barg, als 1944 der Nordturm vielen Menschen Zuflucht vor Bomben bot. Eine Jugenderinnerung des verstorbenen Braunschweiger Tierfotografen Hermann Fischer, eine 1929 erschienene Betrachtung des Pädagogen Ernst Bode über die Aussicht vom Südturm sowie eine Reihe von Michael Klatt gefertigter farbiger Fotoabbildungen der im Nordturm in luftiger Höhe domizilierten Falken runden den Reigen der Beiträge ab.

Sehr sinnreich werden die Beiträge durch zwei theologische Texte gerahmt. Am Anfang steht eine Betrachtung von Landesbischof Friedrich Weber über Türme, den biblischen Turmbau zu Babel und Freiheit und Grenzen menschlicher Forschung. Pfarrer Peter Kapp weist schließlich in seiner Predigt zum Fest der Turmeinweihung darauf hin, dass die Andreaskirche „keine Ausstellungshalle mit mittelalterlichem Ambiente“ (S. 365) sei, sondern nach fast 800 Jahren noch immer als Gotteshaus dient.

Alle Beteiligten haben zu einer interessanten, quellennah erarbeiteten, fundierten und gut lesbaren Veröffentlichung beigetragen. Ein Literaturverzeichnis sowie ein Namens- und Ortsregister erleichtern den Zugang zu einem bekannten Braunschweiger Bauwerk, dessen wechselhafte Geschichte in dieser Ausführlichkeit erstmals dargestellt wurde.

Norman-Mathias Pingel, Braunschweig

Klaus Kieckbusch, Von der Lateinschule im Kloster Amelungsborn seit 1569 und ihrem Weiterleben in Holzminden ab 1760; mit Darstellung eines Schüleraufzugs im Jahre 1783; im Anhang eine Liste mit Namen von Klosterschülern. Holzminden: Verlag Mitzkat, 2009, 208 S., 43 Abb., 14,80 €

Bildung ist in Deutschland ein hochemotionales Thema, nicht zuletzt wenn in Zeiten sinkender Schülerzahlen über Schulzusammenlegungen und Schulschließungen diskutiert wird, was in nahezu jeder Kommune zu großen öffentlichen Debatten führt. Für historisch interessierte Leser ist es daher umso spannender, die Entstehungsgeschichte einer höheren Schule nachvollziehen zu können, die sich überdies in einem der strukturschwächsten Landkreise der Bundesrepublik, dem Landkreis Holzminden bzw. dem früheren Weserdistrikt des Herzogtums Braunschweig befindet: das heutige Campe-Gymnasium in Holzminden. Dass sich aus der Lektüre auch der forschenden Zunft neue Impulse und Fragestellungen ergeben, ist das Verdienst der hier vorzustellenden Studie von Klaus Kieckbusch. Der Autor, selbst ehemaliger Lehrer des Campe-Gymnasiums, ist als profunder Kenner der Regionalgeschichte bekannt und in den vergangenen Jahren bereits durch teils groß angelegte, quellengesättigte und anerkannte Studien zur Geschichte der Juden in Holzminden und zur allgemeinen frühneuzeitlichen Stadtgeschichte Holzmindens hervorgetreten.

Einschränkend muss jedoch darauf hingewiesen werden, dass hier keine in sich geschlossene, breit angelegte Gesamtdarstellung der Schulgeschichte des Holzmindener Gymnasiums von den Anfängen bis zur Gegenwart vorliegt; Kieckbusch geht es in erster Linie darum, die Ursprünge des Gymnasiums aus der Amelungsborner Klosterschule

von 1569 und ihren Übergang zur Holzmindener Stadtschule herauszuarbeiten, so dass die Studie ausgangs des 18. Jahrhunderts endet.

Zwar gab es bereits einige Vorstudien zur Geschichte des Holzmindener Gymnasiums, doch schon die üblichen Jubiläumsschriften zu runden Geburtstagen des Lehrinstituts zeigen, wie unsicher Autoren wie Lehrerschaft über das eigentliche Alter der Schule waren. Kieckbusch hat nun eindeutig klargestellt, dass das Campe-Gymnasium zu Holzminden in der Nachfolge der 1569 im Kloster Amelungsborn eingerichteten Lateinschule steht, nachdem diese Mitte des 18. Jahrhunderts nach Holzminden verlegt worden war, und dass nicht erst die Eröffnung der neuen Stadtschule am 15. Januar 1760 als Gründungsdatum der höheren Lehranstalt gelten kann. Das Campe-Gymnasium zählt damit zu den zehn ältesten Gymnasien in Niedersachsen. Doch geht es hier nicht einfach nur um eine der gelegentlich ermüdenden Diskussionen, vor allem bei Ortsjubiläen, wer zuerst da war. Aus der Frage nach Kontinuität oder Bruch ergeben sich wesentliche Erkenntnisse zur Genese der praktischen Bildungspolitik der Aufklärungszeit, für die im Braunschweigischen nicht zuletzt der heutige Namenspatron (seit 1990) des Gymnasiums, Johann Heinrich Campe, steht.

Sorgfältig und erschöpfend hat Kieckbusch die Quellen des Staatsarchivs und des Landeskirchenarchivs in Wolfenbüttel, des Stadtarchivs Holzminden und vor allem die des Schularchivs des Campe-Gymnasiums sowie die ältere, regionale Literatur ausgewertet; dem Literaturverzeichnis zufolge wurden übergeordnete Forschungen zur allgemeinen Bildungsgeschichte nicht herangezogen. Der Chronologie folgend strukturiert Kieckbusch seinen Stoff in fünf Kapitel: Seinem Ansatz entsprechend ist das der Einleitung folgende erste, die Amelungsborner Klosterschule behandelnde Kapitel das umfangreichste (62 S.). Es folgt ein kurzes Zwischenkapitel mit „Anmerkungen zur Holzmindener Stadtschule zwischen 1570 und 1760“ (10 S.), das den „Wegzug aus dem Kloster und die erneuerte Schule in Holzminden“ vorbereitet (29 S.). Den Abschluss bildet die Erzählung eines Aufruhrs in der Stadt Holzminden, den Schüler der höheren Schule im Jahre 1783 angezettelt hatten (65 S.). Es folgt ein Verzeichnis der in den Quellen aufgefundenen etwa 230 Schüler der Amelungsborner Klosterschule sowie Literatur- und Personenregister, schließlich die Einzelnachweise in den Anmerkungen.

Die Klosterschule Amelungsborn ist eine reformatorische Gründung. Mit der (zweiten) protestantischen Reformation unter Herzog Julius wurde die Notwendigkeit der Ausbildung guter Kirchendiener für das Herzogtum nach der von Martin Chemnitz und Jacob Andreae entworfenen braunschweigischen Kirchen- und Klosterordnung dringend. Die Klosterschulen in Amelungsborn, Marienthal und Riddagshausen, zeitweilig auch solche in Riechenberg, Ringelheim, Grauhof und Walkenried, sollten nach der Elementarschulbildung junge begabte Knaben von 12 bis 14 Jahren aus unbemittelten Familien auf das Studium an der neuen Universität in Helmstedt vorbereiten, wobei Amelungsborn für die rund 12 bis 15 Obligati nur die erste Stufe des Ausbildungsganges war. Wie nicht anders zu erwarten, ist dieser Aufbau nur mehr idealtypisch zu sehen, und Kieckbusch zeigt an vielen Beispielen, wie unterschiedlich die Bildungsbiographien der Knaben waren; lediglich der spätere Amelungsborner Abt Berckelmann absolvierte seine Ausbildung nach dem angestrebten Muster (s. a. Brschwg. Biograph. Lex. 1).

Im weiteren schildert Kieckbusch detailreich – so weit wie es die Quellen zulassen – die innere und äußere Organisation des Schulbetriebes, die Frage nach den Schülerzahlen – neben den zumeist 10–15 Obligati gab es auch freie Schüler, die gegen Schulgeld unterrichtet wurden – und ihrer geographischen wie sozialen Herkunft (ganz und gar nicht allein aus unbemittelten Familien!), den Schulalltag – nur eine späte Schulordnung von 1707 ließ sich finden –, die Ausstattung der Schüler und die Räumlichkeiten, auch



die (seltenen) Beurteilungen; wo möglich werden auch einzelne Familien und Schulkarrieren dargestellt – Kieckbusch entwirft über knapp 200 Jahre hinweg einen wahren Mikrokosmos dieser Schule, ihrer Schüler, Lehrer und Obrigkeiten, zu dem bspw. auch die Kurzbiographien der Äbte zählt. Anekdotische Erzählungen aus dem Schulalltag, etwa über rauchende, raufende und Alkohol trinkende Jünglinge, lockern den Lesestrom auf, doch „Feuerzangenbowlen-Seligkeit“ wird hier keineswegs zelebriert. Bekanntlich sind oft genug nur solche Störungen des regulären Betriebs aktenkundig geworden und spiegeln so im Negativ die allzu seltenen Einblicke in den (Schul-) Alltag.

Ein besonderes Kapitel ist gewiss die teils abenteuerliche Geschichte der Bestände der Schulbibliothek (nicht die ‚alte‘, mittelalterliche Amelungsborner Klosterbibliothek!), deren durchaus beachtliche Reste heute teils unter der Obhut des Heimat- und Geschichtsvereins Holzminden in der Regionalbibliothek des Landkreises im Schloss Bevern von Kieckbusch und Werner Jahns erschlossen zur Verfügung stehen (s. Jb. Lkr. Holzm. 28, 2007), teils sich in der sog. Burckhardschen Bibliothek in der Nieders. Landesbibliothek befindet. Sie ermöglicht tiefere Einblicke in das durchaus zeitgemäße geistige Leben dieser kleinen Schule in der ‚Provinz‘.

Lediglich Vermutungen können angestellt werden darüber, ob es in Holzminden ab der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts eine städtische Schule „2. Ordnung“, eine Lateinschule gegeben hat; nachweisbar sind Schule und tatsächlicher Unterricht erst ab 1650, nach dem Dreißigjährigen Krieg, der auch in Amelungsborn seine Spuren hinterlassen hatte. Dort drohte die Schule in den 1730/40er Jahren langsam durch Vernachlässigung auszudörren, nachdem zaghafte Modernisierungsversuche um 1690/1700 im Sande verlaufen waren. Die Klosterschulen waren nicht mehr zeitgemäß. Das Aus stand groß geschrieben, als 1748 der letzte Lehrer verstarb, auch der Kantor und damit zweite „Präzeptor“ war mit 81 Jahren hochbetagt. Doch auch hier half die vorausschauende Politik des Landesvaters Herzog Carl I., dem der ‚Fürstliche Landesausbau‘ bekanntlich sehr am Herzen lag, wozu auch das Bildungswesen gehörte. Völlig zurecht weist Kieckbusch auf diesen Zusammenhang hin: Nicht mehr die Universität Helmstedt stand im Vordergrund, sondern Abt Jerusalems Konzept vom Collegium Carolinum. Zwar dauerte es, bedingt auch durch den Ausbruch des Siebenjährigen Krieges, rund zwölf Jahre, bis die neue Schule – noch in Kriegszeiten! – in der Stadt Holzminden eröffnet wurde. Nicht zuletzt das auch heute nicht unbekannte Gezerre zwischen Kommunalverwaltung und Obrigkeit um Bauplätze, Kosten, Berufungen und allgemein um Einflüsse taten ihr übriges. Doch bei all den von Kieckbusch akribisch nacherzählten Schwierigkeiten wurde auch die Kombination von kleiner Klosterschule mit kleiner Stadtschule „zu einem guten Stand“ gebracht. – „Nun danket alle Gott“ sang man 1760 sicherlich mit Inbrunst am Ende der Eröffnungsfeier (110).

Hier war ein weiterer Stein ins Mosaik der gerade im ‚Weserdistrict‘ intensiv mit Forstwirtschaft, Manufaktur- und Hüttengründungen, Straßenbau und anderen Infrastrukturmaßnahmen betriebenen herzoglichen ‚Standortpolitik‘ gesetzt worden. Noch 1796 wurde in der herzoglichen Kanzlei davon berichtet, man habe seinerzeit die Zusammenlegung beider Institute betrieben „... teils um selbige daselbst zweckmäßiger einzurichten, teils aber [...] um der Stadt Holzminden etwas aufzuhelfen, und derselben mehr Nahrung zu verschaffen“ (85). Bezeichnenderweise verdankte die erste Buchdruckerei der Stadt ihr Entstehen der neuen Lehranstalt, und auch die Familien der zahlreichen neu hinzugezogenen Hüttenbeamten und Fabrikanten profitierten von diesem Bildungsangebot.

In seinem letzten Kapitel greift Kieckbusch eine besonders interessante Überlieferung aus dem Schularchiv auf, ein Aktenkonvolut über eine Unruhe in der Stadt, die von Schülern der „Stadt- und Klosterschule“ ausgelöst wurde. Sie hatten nach einigem



Schnapskonsum einen Bäcker provoziert und eine Prügelei verursacht, was natürlich einen gehörigen Rattenschwanz an glücklicherweise erhaltenen Schriftstücken nach sich zog. Diese Akten geben nun ein anders kaum so eindrücklich überliefertes Bild vom Alltagsleben in der kleinen Stadt, von Umgangsformen, vom Dünkel der besser gestellten, sich gern studentisch gebenden Schüler, vom Stadtreiment, von Rechtsprechung und Sanktionen vom Verhältnis zwischen der letztlich doch fürstlichen Lateinschule zur Stadt und ihrer ca. 2500 Köpfe zählenden Bevölkerung wie vom Einfluss des Landesvaters. Der Verfasser lässt die Quellen weitgehend selbst zu Wort kommen, lediglich durch gut strukturierte Kommentare unterbrochen. Kieckbusch gelingt dadurch ein unterhaltsames Kabinettstück erzählter Alltagsgeschichte, das zwar weniger mit Strukturanalyse, Organisationsbeschreibung oder Bildungstheorie zu tun hat, dafür aber eine wahre Fundgrube an Material bietet für allgemeine Analysen zur Alltags-, Mentalitäts-, Sozial- und Kulturgeschichte.

Das kurze Schlusskapitel lässt die unausgesprochene Hoffnung des Autors durchscheinen, dass sich ‚seine‘ Schule und ihr Träger heute doch noch dieser langen und wechselvollen Geschichte mit ihren Archivalien und Bibliotheksschätzen besinnen möge, wie er sie hier so souverän vorgestellt hat.

Eine wertvolle Ergänzung für alle auf biographische Daten beruhenden Untersuchungen zur Braunschweigischen Landesgeschichte ist schließlich die „Liste der bisher gefundenen 230 Schüler der Klosterschule Amelungsborn“ im Anhang. Der Bildungsgang vieler späterer Helmstedter Studenten, Kirchendiener und anderer Personen aus dem Braunschweigischen und benachbarter Territorien, die in ihrem späteren Leben zu Amt und Würden gekommen sind, mag hier seinen ersten Niederschlag gefunden haben.

Es konnte dem Verfasser bei seinem quellenzentrierten Ansatz sicherlich keine vollständig geschlossene Darstellung gelingen, weil die Nachrichten, die er akribisch aus den überlieferten Quellen extrahieren musste, allzu heterogen sind. So erinnern die einzelnen Kapitel des Buches gelegentlich eher an unverbundene Aufsätze. Aber dennoch hat Kieckbusch eine gut lesbare, quellennahe Studie erstellt, die eine gute Basis für weitere Forschungen zum frühneuzeitlichen Bildungswesen im Herzogtum Braunschweig gibt, etwa zu den anderen früheren Klosterschulen im Herzogtum und ihrer Schülerschaft oder auch zum Verbleib der Schulbibliotheken, aber auch zu einer Beschäftigung mit der jüngeren Geschichte der Schule anreizt, die auf der Basis von Kieckbuschs Arbeit in einer tatsächlichen Gesamtdarstellung münden kann: 2019 feiert das Campe-Gymnasium Holzminden sein 450. Gründungsjubiläum!

Thomas Krueger, Alfeld

Karin Feuerstein-Praßer, Caroline von Braunschweig. Englands ungekrönte Königin. Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2009, 216 S., 16 S. Bildteil, 22,00 €

Unter den zahlreichen Särgen von Mitgliedern des welfischen Herzogshauses in der Gruft des Braunschweiger Doms befindet sich auch ein auffällig geformter rotsamter Sarg, geschmückt mit einer Krone. Wie die Inschrift ausweist, ruht hier eine englische Königin, auch wenn sie die ihr zustehende Krone nie tragen durfte. Caroline, die 1768 geborene zweite Tochter des Herzogs Carl Wilhelm Ferdinand, wurde 1795 mit ihrem Vetter, dem englischen Thronfolger George verheiratet. Von Anfang an stand die Ehe unter keinem guten Stern. Der Prinz von Wales, der nur auf väterlichen Druck zu dieser Ehe bereit gewesen und heimlich an eine andere Frau gebunden war, zeigte von Anfang an seine Abneigung gegenüber Caroline. Nach der Geburt der Tochter Charlotte nur neun Monate später ging das Paar getrennte Wege. Caroline lebte fortan in einem Londoner Vorort,

wo sie sich von den Fesseln des höfischen Protokolls befreite und nach eigenen Vorstellungen lebte. Vergeblich versuchte Georg, die ersehnte Scheidung zu erreichen, indem er Caroline Ehebruch unterstellte, immerhin gab es allerlei Gerüchte um einen kleinen Jungen aus armen Verhältnissen, den sie adoptiert hatte, nachdem ihr ein enger Kontakt mit der eigenen Tochter verwehrt wurde. Bewiesen werden konnte allerdings nichts.

Als Georg anstelle seines erkrankten Vaters die Regentschaft übernahm, zog Caroline es vor, das Land zu verlassen und auf Reisen zu gehen. Sie lebte einige Zeit in Italien und lernte bei einer mehrmonatigen Reise um das Mittelmeer den Orient kennen. Erst als Georg IV. 1820 nach dem Tod seines Vaters den Thron bestieg, kehrte Caroline nach England zurück, um ihre Rechte als Königin einzufordern. Der aufgebrachte König setzte erneut ein Verfahren gegen sie in Gang, bei dem ihr Ehebruch mit ihrem italienischen Kammerherrn vorgeworfen wurde. Obwohl Caroline auch dieses Mal rehabilitiert aus dem Verfahren hervorging, verweigerte Georg IV. ihr am Krönungstag den Zutritt zur Westminster Abbey. Nur kurze Zeit später starb sie im Alter von 53 Jahren und wurde auf ausdrücklichen Wunsch in Braunschweig beigesetzt.

Das unglückliche Schicksal der Prinzessin, die bei der englischen Bevölkerung äußerst beliebt war – im Gegensatz zu Georg IV. – hat schon die Zeitgenossen sehr bewegt und fasziniert. Und auch an moderner englischsprachiger Literatur über Georg IV. und Caroline herrscht kein Mangel.

Nun gibt es erstmals auch eine Monographie in deutscher Sprache. Die Autorin, vom Verlag als „freie Historikerin und Sachbuchautorin“ vorgestellt, ist bereits mit diversen populärwissenschaftlichen Frauenbiographien in Erscheinung getreten. Wer diese kennt, weiß, was er auch bei dem vorliegenden Buch erwarten darf: Eine anschauliche Darstellung des Lebens der Prinzessin, flott und spannend geschrieben, mit Anekdoten und Zitaten gewürzt, die sich an interessierte Laien wendet und ebenso unterhalten wie informieren will. Das ist der Autorin auch gelungen.

Dass hier kein wissenschaftliches Neuland betreten wird, liegt an der Konzeption des Buches, ist aber dennoch schade. Insbesondere im Zusammenhang mit den Hetzkampagnen gegen Caroline am Ende ihres Lebens, dem Scheidungsverfahren, der verweigerten Krönung und schließlich ihrem Tod sind zahlreiche zeitgenössische Schriften im Druck erschienen, die eine Auswertung lohnen würden. So sei nicht verschwiegen, dass die Basis der verwendeten Literatur recht dünn ist und keinen Ersatz für den fehlenden Anmerkungsapparat bieten kann, zumal sich auch populärwissenschaftliche Literatur und Kompilationen älterer Werke darunter befinden.

Mehrere Kapitel orientieren sich überwiegend an jeweils einer – gedruckten – Quelle. Hervorzuheben sind hier für die Brautzeit insbesondere die Erinnerungen des Diplomaten Lord Malmesbury, der den Auftrag hatte, die Braut nach England zu begleiten und sie auf ihre künftige Rolle als Gemahlin des Thronfolgers vorzubereiten, eine schwierige Mission angesichts der ihr zuteil gewordenen mangelhaften Erziehung. Für die Orientreise Carolines zieht die Autorin neben den Erinnerungen ihres italienischen Kammerherrn und mutmaßlichen Liebhabers Pergami vor allem die gedruckten Scheidungsakten heran.

Wer eine moderne, auch wissenschaftlichen Kriterien genügende Biographie lesen möchte, wird weiterhin nach englischer Literatur greifen müssen. Die 1999 erschienene Biographie von Flora Fraser beispielsweise zeigt, dass wissenschaftliche Belege im Anhang den Lesefluss keineswegs stören müssen.

Dennoch: Feuerstein-Praßers Buch gelingt es, Interesse und auch Verständnis für eine hierzulande noch wenig beachtete Welfin zu wecken. Ähnlich wie Prinzessin Diana von Wales 200 Jahre später sei sie für die Zeitgenossen eine „Königin der Herzen“ ge-

wesen. Interessanter Aspekt am Rande: Ohne den frühen Tod der im Kindbett verstorbenen Kronprinzessin Charlotte hätte Carolines Tochter und nicht Queen Victoria 1837 den englischen Thron bestiegen.

Für eine mögliche Neuauflage sollten zwei kleine Fehler in dem ansonsten sehr nützlichen Anhang mit Zeittafel und Stammtafeln verbessert werden: S. 204: Georg wurde 1762 geboren, nicht 1782, S. 205 Augusta von Hannover wurde 1737 geboren, nicht 1767.

Silke Wagener-Fimpel, Wolfenbüttel

Detlev Richter, Stobwasser. Lackkunst aus Braunschweig und Berlin, 2 Bde. im Schubert. Bd. I: Mit einem Beitrag v. Susanne Schroeder, 328 S. mit 43 s/w- u. 346 Farbabb., Bd. 2: Historische Dokumente, mit einem Beitrag von Reimar F. Lacher, 128 S. mit 139 s/w- u. 23 Farbabb. (Braunschweigisches Kunsthandwerk, hrsg. v. d. Richard Borek Stiftung u. d. Stiftung Nord/LB Öffentliche, Bd. 2.1, 2.2.). München, Berlin, New York: Prestel 2005, 99,00 €

Der vorzüglich illustrierte Katalog begleitete eine Ausstellung, die 2005/2006 im Museum für Lackkunst in Münster, im Städtischen Museum Braunschweig, in der Stiftung Weimarer Klassik und Kunstsammlungen sowie im Deutschen Historischen Museum Berlin gezeigt wurde. Der erste Band stellt zunächst auf breiter Quellenbasis mit Johann Heinrich (1740–1829), Christian Heinrich (1780–1849) und Gustav Stobwasser (1816–ca. 1898) die Familien- und Firmengeschichte dar. 1763 lud Herzog Karl I. von Braunschweig-Lüneburg Unternehmensgründer in sein Herzogtum ein. Seinem Aufruf folgten auch Georg Siegmund Eustachius Stobwasser, ein Kleinwarenhändler aus Lobenstein in Thüringen, und sein Sohn Johann Heinrich, der dort seit 1758 eine kleine Lackwarenmanufaktur betrieb. Die Neugründung der Firma in Braunschweig wurde ein Erfolg, schätzten doch das Herzogshaus, der Adel, gut situierte Kaufleute, Offiziere und das Bürgertum schnell das von Luxusgütern bis zur Massenware reichende Angebot hochwertiger Lackarbeiten v.a. auf Holz, Blech und Papiermaché: Möbel, Aufbewahrungskästen jeder Größe, Etuis, Kaffeeservices, Tablett, Vasen, Leuchter, Gemälde, sogar lackierte Lederhüte, Gewehrschäfte, Patronentaschen und Flintenriemen für das Militär, besonders mannigfaltig aber Schnupftabaksdosen und Pfeifenköpfe für alle Gesellschaftsschichten. Auch aus dem Ausland war die Nachfrage groß, Konkurrenten in Deutschland, Russland und Japan konnten Stobwassers Qualität nicht erreichen.

1772 entstand eine schnell an Bedeutung wachsende Niederlassung in Berlin, die auch die preußische Königsfamilie belieferte. Christian Heinrich Eustachius Stobwasser verlagerte 1818 den Hauptsitz des Unternehmens dorthin und verkaufte 1831 das Braunschweiger Stammhaus (nun Meyer & Wried). Den Berliner Betrieb übernahm 1848 sein Sohn Gustav, der 1863 zum 100jährigen Firmenjubiläum auch von Herzog Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg mit Auszeichnungen bedacht wurde. Bereits zu jener Zeit hatte sich das Sortiment von handwerklich hergestellter angewandter Kunst zu massenhaft industriell gefertigten Gebrauchsgütern gewandelt: 1867 war Gustav Stobwasser „größter deutscher Lampenfabrikant“ (Bd. I, S. 66). Ab 1873 ist die weitere Unternehmensentwicklung merkwürdigerweise nicht mehr archivaliengestützt nachzuverfolgen: Bis 1927, als „auch die letzte mittelbare Nachfolgefirma“ aufgab (Bd. I, S. 67), belegen nur noch einige Drucksachen die wechselnden neuen Eigner.

Besonders die detailreichen Einzelbeiträge, die kunstwissenschaftliche Fragestellungen aus diesem historischen Überblick aufgreifen und dabei keineswegs nur die titelgebende Manufaktur Stobwasser in den Blick nehmen, verleihen dem Katalog über

das Ausstellungsende hinaus seinen dauerhaften Wert. Breiten Raum nimmt dabei die Malerei ein: Johann Heinrich Stobwasser gründete in Braunschweig und Berlin Malerschulen und sammelte Gemälde und Grafiken als Vorlagen (Bilderverzeichnis: Bd. II, S. 117–123). Die Lackmalerei zeigt mythologische Inhalte, Landschaften, Stadtansichten, Genreszenen, Porträts, außerdem zeitgeschichtliche Darstellungen (v. a. aus den Befreiungskriegen) sowie – versteckt als doppelter Boden in Schnupftabaksdosen! – unerwartet drastische erotische Szenen. Nützlich ist die von Reimar F. Lacher erstellte, mit Quellen- und Literaturhinweisen versehene Künstlerliste mit ca. 120 Namen (Bd. II, S. 91–115). Unter den Malern, die für Stobwasser oder die anderen Manufakturen in Braunschweig und Berlin gearbeitet haben, finden wir Heinrich Brandes, Carl Schröder, Johann Christian Ludwig Tunica, Pascha Johann Friedrich Weitsch und Friedrich Georg Weitsch. Genannt werden aber auch Architekten wie Peter Joseph Krahe als Zeuge für Johann Heinrich Stobwassers Testament und Karl Friedrich Schinkel, der Möbel entwarf, vielleicht auch für ihn malte. Susanne Schroeder recherchiert den Verbleib der von Herzogin Anna Amalia, einer Tochter Herzog Karls. I., und ihrer Familie in Weimar erworbenen Einrichtungsgegenstände aus der Manufaktur Stobwasser. Auch die Produktionstechniken werden erklärt. Einen großen Teil des ersten Bandes umfassen 288 Exponatbeschreibungen. Aus dem Anhang sind die Anmerkungen zu den Textbeiträgen sowie ein Register (nur Personen- und Firmennamen) zu erwähnen. Beide Bände enthalten eigene Bibliografien und Fotonachweise.

Ist der bisher vorgestellte Themenkanon durchaus in einer Begleitpublikation zu einer kunstwissenschaftlichen Ausstellung zu erwarten, überrascht im zweiten Band der Abdruck einer Auswahl von 84 Archivalien zur Firmen- und Familiengeschichte in Abschrift und vielfach als SW-Reproduktion. Für den hiesigen Raum interessieren besonders „Niederlassung und Etablierung in Braunschweig“ und „Konkurrenzkampf/Konzessionierung“. Dokumentiert werden außerdem „Niederlassung und Etablierung in Berlin“, „Warenangebot/Kundschaft/Belegschaft“, „Ehrentitel/Firmenjubiläum“, „Persönliches/Familiäres“ sowie Druckschriften von Christian Heinrich und Gustav Stobwasser.

Diese Edition soll, wie Detlev Richter erläutert, diejenigen Quellen, die „handschrieben und in einer der Zeit entsprechenden Sprache verfasst sind, die heute nur schwer verständlich ist“, durch die Übertragung „in unsere gebräuchliche Schreibweise“ lesbar machen (Bd. II, S. 7). Die Texte werden buchstabengetreu, tatsächlich aber ohne Modernisierung der Schreibweise oder textkritische Anmerkungen dargeboten. Mögen viele der nicht aufgelösten Abkürzungen (wie die meisten Titulaturen) für die Aussage vielleicht verzichtbar sein, so können andere unter Umständen das Verständnis erschweren: Rez. bezweifelt z.B., dass jeder Leser in Nr. 19 „2/m Rt“ ohne Zögern als „2000 (2 milia) Reichstaler“ deuten kann. Hier hätten die Berater in den zahlreich besuchten Archiven gewiss gern auf Nachfrage Empfehlungen gegeben, wie man bewährte Editionsgrundsätze (auch vereinfacht) anwenden und unpräzise Wortwahl (wie „Brief“ für amtliche Schreiben, sogar für Gesuche, oder „Original“ für „Ausfertigung“) vermeiden kann.

Unsichere Lesungen sind als solche gekennzeichnet, z.B. in Nr. 18: „[intern?]“ (richtig: „etwa“); in Nr. 19: „in S[einer] Cammer“ (= „in F[ürstlicher] Cammer“, das Amt „Someraschenburg [?]“ sollte als Sommerschenburg bekannt sein, der als „unleserlich“ bezeichnete Vorname lautet „Christoph“ Boehme. Die Wiedergabe von Nr. 7, einem Berichtsentwurf mit Streichungen und Einschüben über den Zeilen und am Rande, enthält leider gleich eine Reihe von teilweise sinnverwirrenden Irrtümern: „bemeldte“ meint „vermelde“, es fehlen Worte („gnädigste“ in „durch das gnädigste Reskript“), sogar

ganze Satzteile (nach „Guerin“ folgt noch „der Antrag geschehen sey“), in „noch keiner niemahlen jemand“ ist „keiner“ zuviel, usw. Auch finden sich Flüchtigkeitsfehler, z. B. in Nr. 18 „übelassen“ für „überlassen“ oder in Nr. 20 „3000 Rthlr“ für „3000 Fr(ancs)“. Wer mit denjenigen Texten, deren Vorlagen hier nicht im Faksimile reproduziert sind (wie o. g. Nrn. 7 und 19), wissenschaftlich weiterarbeiten möchte, sollte zusätzlich in die Archivalien selbst Einblick nehmen. Doch ungeachtet dieser Kritik ist es verdienstvoll, dass Richter und Lacher (zu seiner Mitwirkung: Bd. II, S. 7) die Quellen einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht haben.

Abschließend sei festgehalten: Der prächtig ausgestattete, großzügig gestaltete Katalog ist eine Augenweide und bietet reiche Informationen gleichermaßen über die Manufaktur Stobwasser wie insgesamt über die Lackkunst als Zweig des Kunsthandwerks in ihrer Blütezeit. Schade, dass die gediegene Publikation inzwischen vergriffen ist.

Ulrike Strauß, Braunschweig

Michael Kottulla (Hg.), Deutsches Verfassungsrecht 1806–1918: eine Dokumentensammlung nebst Einführungen, Bd. 3: Berg und Braunschweig. Berlin/Heidelberg u. a.: Springer 2010, 2081 S., 279,00 €

Anzuzeigen ist der dritte Band einer (auf zwölf Bände angelegten) Quellenedition zum deutschen Verfassungsrecht vom Ende des Alten Reiches 1806 bis zum Ende des Kaiserreiches 1918. Die (mit einem kräftigen Schuss understatement als solche bezeichnete) Dokumentensammlung geht quantitativ und qualitativ über alle bisherigen einschlägigen Veröffentlichungen hinaus. In der Edition sollen „alle das geltende Verfassungsrecht betreffenden Dokumente des Zeitraumes zwischen 1803/06 und 1918 authentisch erfaßt und systematisch zusammengestellt“ werden, so der Verfasser im 2006 erschienenen Bd. 1, S. 4 (auf diesen Band wird im folgenden wegen grundsätzlicher Fragen der Edition noch mehrfach Bezug genommen). Berücksichtigt werden überwiegend in amtlichen Verkündungsblättern oder sonstwie publizierten Texte, aber auch vereinzelt bisher nicht veröffentlichte, nur in Archiven überlieferte Dokumente, da die Publikation von Rechtsnormen in vorkonstitutioneller Zeit nicht in jedem Fall Voraussetzung für deren Wirksamkeit war, beispielsweise wurde im Herzogtum Braunschweig erst am 4. Januar 1814 *die Anlegung einer Verordnungs-Sammlung* angeordnet (Nr. 550).

Die Edition umfasst nicht nur Verfassungstexte im engeren Sinne einer rechtlichen Grundordnung der einzelnen Staaten, sondern auch vergleichbare, etwa völkerrechtliche Vereinbarungen, wie (im Band 1) die Grundlagen der Staatenbünde in Deutschland im 19. Jahrhundert (also Deutscher Bund, Deutscher Zollverein), ferner bi- oder multilaterale Vereinbarungen, die für den verfassungsrechtlichen Rahmen des jeweiligen Deutschlands oder einzelner Staaten wichtig sind (beispielsweise die militärischen und/oder politischen Verträge zwischen einzelnen Staaten mit Preußen in den Befreiungskriegen oder 1866 und später im Vorfeld der Reichseinigung). Bei den Verfassungen im engeren Sinne ist es für deren Berücksichtigung übrigens nicht von Belang, ob es sich in der Frühzeit etwa um sogenannte „altständische Verfassungen“ oder um die dann zunehmend üblichen Repräsentativverfassungen der konstitutionell verfassten Staaten handelt. Grundlegend für die Qualifizierung als Verfassungsrecht bleibt die „vom ‚Normgeber‘ bezweckte formelle Zuordnung der jeweiligen Regelungen zum geltenden Staatsgrundlagenrecht“ (Bd. 1, S. 5). Dies kann im Einzelfall dazu führen, dass vom heutigen Verfassungsrechtsverständnis abweichende Materien (etwa Beamtenrecht) erfasst werden, andererseits heute als Staatsgrundlagenrecht verstandene Regelungen (etwa Wahlgesetze) ausgespart bleiben.

Zeitlich wird die Dokumentation von den Jahren 1806 und 1918 begrenzt, da dieser Zeitraum nach Kotulla „eine in sich abgeschlossene verfassungsgeschichtliche Epoche“ (Bd. 1, S. 5) darstellt. Im Einzelfall werden jedoch zum besseren Verständnis auch frühere Dokumente einbezogen (so im vorliegenden Band S. 597 ein *Serenissimi Edict* des Herzogs von Braunschweig aus dem Jahre 1794). Territorial beziehen sich die Verfassungsrechtsdokumente „allesamt auf das zeitgenössische Deutschland“ (Bd. 1, S. 6). Konkret meint dies den Gebietsumfang des Deutschen Bundes von 1815, unter ausdrücklichem Einschluss von Österreich, Liechtenstein und Luxemburg. Die Verfassungsentwicklung in diesen Staaten soll übrigens auch für die Zeit nach deren Ausscheiden aus dem Deutschen Bund bis zum Ende des Erfassungszeitraums (1918) berücksichtigt werden. Auch die kurzlebigen napoleonischen Satellitenstaaten aus der Rheinbundzeit werden erfasst, neben dem Großherzogtum Berg (im vorliegenden Band) auch noch das Königreich Westfalen und das Großherzogtum Würzburg (für Bd. 12 vorgesehen).

Die Edition ist thematisch zweigeteilt: der 1. Abschnitt umfasst (in Band 1) die „Gesamtdeutsche Verfassungsentwicklung“ (1803/06–1918) und ist abgeschlossen. Der 2. Abschnitt „Verfassungsdokumente der deutschen Einzelstaaten (1806–1918)“ beginnt ebenfalls in Band 1 und wird die restlichen Bände der Edition bestreiten. Die einzelnen Kapitel (in der Edition als §§ gekennzeichnet), die Absatznummern der einzelnen Absätze in den historischen Einführungen und die Dokumente werden ab Band 1 durchnummeriert, so dass im vorliegenden Band das Großherzogtum Berg bereits § 14 und das Herzogtum Braunschweig § 15 ist, die Absatznummern mit der Nummer 1696 und die Dokumente mit der Nummer 490 beginnen.

Die erfassten Dokumente werden im Grundsatz ungekürzt und in ihrer Originalschreibweise mit buchstaben- und zeichengetreuer Übernahme der Vorlage wiedergegeben. Auf den ersten Blick ungewohnt bei der Edition neuzeitlicher (zudem noch größtenteils auf gedruckten Texten fußenden) Quellen ist die fast diplomatisch anmutende Praxis, Spalten-, Blatt- bzw. Seitenumbrüche und sogar noch Zeilenumbrüche durchgängig zu kennzeichnen. Kotulla begründet diese, von den üblichen „Richtlinien für die äußere Textgestaltung bei Herausgabe von Quellen zur neueren deutschen Geschichte“ (Blätter für deutsche Landesgeschichte 102 [1966], S. 1–10; neuerdings <http://www.ahf-muenchen.de/Arbeitskreise/empfehlungen.shtml>) bewusst abweichende Praxis überzeugend damit, „daß diese in einer darstellungstechnischen Kernfrage zu massiver Kritik Anlaß gäben, und zwar in der dort „anempfohlene[n] modernisierte[n] Darstellungsweise der Texte, die den wissenschaftlichen Anforderungen für eine solide Quellenarbeit nur bedingt gerecht werden kann“. So fragt Kotulla völlig zu recht, ob die „modernisierten“ Quellentexte angesichts einer sich weiter entwickelnden Sprache in 50 oder 100 Jahren nicht erneut modernisiert werden müßten“ (Bd. 1, S. 9). Ein weiterer Aspekt sollte nicht außer Acht gelassen werden: Mit den hier edierten Quellen haben Interessenten teils aus der heutigen, bestimmt aber aus den künftigen Generationen, denen die Lektüre der Fraktur nicht mehr vermittelt wird/wurde, die Texte in originaler Fassung, aber in zeitgemäßer Schrifttype zur Hand.

Der eigentlichen Dokumentenedition vorangestellt sind für jeden Staat gesonderte umfangreiche „Historische Einführungen“, die eine an den publizierten Dokumenten orientierte rechtliche, zeitlich wie territorial übergreifende entwicklungsgeschichtliche Darstellung beinhalten. Auch wenn hiermit „eine erschöpfende Darstellung aller verfassungsgeschichtlich bedeutsamen Aspekte“ nicht beabsichtigt ist (Bd. 1, S. 9), so darf man dem Herausgeber bereits jetzt bescheinigen, dass er mit seinen Einführungen zu den einzelnen Staaten durchaus überaus profunde Darstellungen vorgelegt hat, die weitaus mehr als einen knappen ersten Einblick bieten. Erschlossen werden die edierten Texte



pro Band durch eine an der Zeitfolge orientierte (jedoch im Einzelfall durch unmittelbar folgende zugehörige Texte, wie Änderungsgesetze und dergleichen, systematisierte) Übersicht für jeden Staat, ferner durch ein strikt chronologisches Gesamtverzeichnis, so dass man auch ohne Register, die mutmaßlich erst zum Abschluss der Edition vorgesehen sein dürften, ein gesuchtes Dokument recht problemlos finden bzw. sich rasch einen Überblick verschaffen kann.

Der anzuzeigende dritte Band deckt das Großherzogtum Berg (§ 14) und das Herzogtum Braunschweig (§ 15) ab. Die „historische Einführung“ in das Herzogtum Braunschweig (S. 49–225), die die Verfassungsentwicklung darstellen will, schildert diese in dreizehn, vom Umfang her höchst unterschiedlichen, im Grundsatz an den Regierungszeiten der Herrscher oder sonstigen historischen Zäsuren orientierten Kapiteln: I. Ausgangslage (tatsächliche Gegebenheiten und verfassungsmäßige Voraussetzungen) (S. 49 ff.); II. Das Herzogtum unter Karl Wilhelm Ferdinand (S. 51 ff.); III. Die braunschweigischen Lande im Königreich Westphalen (1807–1813) (S. 53 f.); IV. Neuanfang des Herzogtums Braunschweig (1813–1815) (S. 54–63); V. Braunschweigs Stellung als Mitgliedsstaat im Deutschen Bund (S. 63); VI. Das Herzogtum unter Regentschaft (1815–1823) (S. 63–79); VII. Die Regierungszeit Karls II. (1823–1830) (S. 79–96); VIII. Die Regierungszeit Herzog Wilhelms [1830–1884] S. 96–216); IX. Herzog Wilhelms Tod und die Thronfolgefrage 1884/85 (S. 216–219); X. Die Regentschaft des Prinzen Albrecht von Preußen (1885–1906) (S. 219 ff.); XI. Wiederaufleben der Thronfolgefrage nach dem Tode Prinz Albrechts (1906) und die Regentschaft des Prinzen Johann Albrecht von Mecklenburg (1906–1913) (S. 221 f.); XII. Thronübernahme durch Herzog Ernst August (S. 222 f.); XIII. Der Erste Weltkrieg und das Ende der Monarchie (S. 223 f.)

Die Verfassungsdokumente zum Herzogtum Braunschweig umfassen etwa 300 Texte (S. 233–2081), beginnend mit *Serenissimi Edict, die gegenwärtigen und künftigen Fürstlichen Kammerschulden betreffend*, vom 1. Mai 1794 (Nr. 541). Die Texte dokumentieren eingehend die Errichtung der zentralen und örtlichen Justiz- und Verwaltungsbehörden, exemplarisch die *Verordnung, die einer provisorischen Justiz- und Polizeiverfassung betreffend* vom 15. Januar 1814 (Nr. 552) mit vier weiteren Vorschriften zur Justiz- und Polizeiorganisation zwischen 1814 und 1838 (Nr. 552/1 bis 4) oder die *Verordnungen, die Auflösung der provisorisch angesetzten Regierungs-Commission und die Errichtung eines Geheimeraths-Collegiums betreffend* vom 1. März 1814 (Nr. 558) und *die dem bisherigen Geheimen-Raths-Collegio beigelegte Benennung eines Staats-Ministerii betreffend* vom 31. Mai 1827 (Nr. 558/1). Das zentrale Dokument des Verfassungslebens ab 1832, die *Neue Landschaftsordnung für das Herzogthum Braunschweig* vom 12. Oktober 1832, findet sich mit allen Änderungen, einschließlich der letzten vom 20. Juni 1919 (Nr. 591 bis 591/17); die förmliche Aufhebung der Landschaftsordnung durch die braunschweigische Verfassung vom 6. Januar 1922 sei der Vollständigkeit halber noch erwähnt.

Weiter umfangreich dokumentiert werden etwa das Wegerecht (Nr. 575 bis 575/17) oder die (staatsrechtlich und dynastisch teils komplexen) Vorgänge beim Übergang der Herrschaft in Braunschweig auf Herzog Wilhelm im Jahre 1830 (Nr. 587 bis 587/10) oder die Errichtung einer Regentschaft 1884 (Nr. 674 bis 674/2, 676 f., 679) und 1906/07 (Nr. 693 ff.) und beim Herrschaftsantritt des Herzogs Ernst August 1913 (Nr. 700). Breiten Raum nimmt auch die Dokumentation der wahlrechtlichen Vorschriften ein: vom *Wahlgesetz* vom 12. Oktober 1832 (Nr. 593 bis 593/3), über das *Provisorische Wahlgesetz* vom 11. September 1848 (Nr. 634 bis 634/2), das *Gesetz, die Wahl der Abgeordneten zum Volkshause betreffend* vom 27. November 1849 (Nr. 638

bis 638/2) bis zu den Wahlgesetzen vom 23. November 1851 (Nr. 651 bis 651/3) und vom 6. Mai 1899 (Nr. 690 bis 690/7) mit den ergänzenden und ändernden Vorschriften findet sich eine kompakte Darstellung der Entwicklung des Wahlrechts im Herzogtum Braunschweig für die zentralen und kommunalen Repräsentativorgane. Natürlich fehlen auch nicht die Wahlgesetze zum Reichstag des Norddeutschen Bundes von 1866/67 mit ihren landesrechtlichen Durchführungsvorschriften (Nr. 662 bis 662/5), wodurch Braunschweig erstmals mit einem allgemeinen Wahlrecht konfrontiert wurde. Zahlreiche weitere thematische Aspekte können hier aus Platzgründen nicht weiter geschildert werden, es sind aber offenbar alle verfassungsrechtlich (im weiteren Sinne) relevanten Texte berücksichtigt. Die letzten Dokumente der Edition sind die *Abdankungserklärung des Herzogs Ernst August* vom 8. November 1918 (Nr. 704) und die *Vorläufige Verfassung für den Freistaat Braunschweig* vom 27. Februar/1. März 1919 (Nr. 705). – Vier Dokumente, Nummern 621, 638a, 638a/1 und 704, fußen auf Archivalien aus dem Niedersächsischen Landesarchiv, Staatsarchiv Wolfenbüttel.

Dass innerhalb von gut drei Jahren bereits drei Bände der Edition vorliegen, lässt auf eine rasche Fortführung des äußerst verdienstvollen Editionsprojekts zum deutschen Verfassungsrecht hoffen. Laut Verlagsankündigung sollen die Folgebände im Jahresrhythmus erscheinen. Der Edition sind zahlreiche Leser und Nutzer (und in ihrer Folge neue Impulse zur Erforschung der Verfassungsgeschichte in Deutschland und der deutschen Staaten) zu wünschen.

Nachzutragen ist noch, dass neuerdings auch einzelne Teile der Edition online als eBook gekauft werden können, beispielsweise die Braunschweiger Verfassungsdokumente unter <http://www.springerlink.com/content/978-3-540-29496-2> für nur 25 US\$.

Joachim Lilla, Krefeld

Christian Behrens, Die Wassergesetzgebung im Herzogtum Braunschweig nach Bauernbefreiung und industrieller Revolution. Zur Genese des Wasserrechts im bürgerlichen Rechtsstaat. Hamburg: Verlag Dr. Kovač 2009, 528 S., 128,00 €

Die Geschichte des Wasserrechts ist die Geschichte zunehmender öffentlich-rechtlicher Beschränkungen einer zunehmend privatrechtlich verstandenen Nutzungsbefugnis. Diese globale These, vor einigen Jahren in einem Kommentar zum Wasserrecht publiziert, lässt sich im Ergebnis auch für das Herzogtum Braunschweig im 19. Jahrhundert bestätigen, wie Behrens' Arbeit zeigt. Das Buch ist eine bei Jörg Wolff an der Universität Lüneburg entstandene Dissertation und beginnt mit Skizzen zur Verfassungsgeschichte und zur Industrialisierung im Herzogtum Braunschweig im frühen 19. Jahrhundert; dann aber kommt der Autor bei beiden Themen schnell zur Verknüpfung mit dem Wasserrecht. Vor allem die Abwässer aus braunschweigischen und preußischen Zuckerfabriken erzeugten bereits seit der Mitte des 19. Jahrhunderts im Herzogtum Braunschweig einen Regelungsbedarf, der später in einem der ersten Umweltromane, Wilhelm Raabes „Pflisters Mühle“ (1884), auch literarisch verarbeitet wurde.

Das bisherige Regelungsinstrumentarium (grundsätzliche Gemeinfreiheit des Wassers plus einzelne Regalrechte des Herrschers zum Beispiel für Mühlen und Fischerei) war, wie Behrens mit vielen zeitgenössischen Quellen belegt, schon vor dem Beginn der Industriellen Revolution im Herzogtum Braunschweig überholt. Hinzu kam die – wie auch in anderen Rechtsgebieten – Unübersichtlichkeit der zeitgenössischen Rechtsquellen: Das rezipierte römische Recht und partikuläre Normen, oftmals Einzelfallregelungen, boten häufig divergierende Antworten, „eine systematische, umfassende Wassergesetzgebung dagegen war noch nicht ersichtlich“ (S. 109).

Wie auch viele andere Rechtsgebiete, so wurde auch das braunschweigische Wasserrecht vom „politischen Impuls“ von 1849“ erreicht (S. 112), und die Regierung legte schon 1851 einen Entwurf für ein braunschweigisches Wassergesetz mit über 100 Paragraphen vor (S. 135). Behrens schildert ausführlich die Beratung des Gesetzeswerks in den zuständigen Gremien und zeigt, wie das „Stadtpatriziat“ relativ konfliktfrei und zügig die Beratungen abschließen konnte – außerhalb von Braunschweig in der nachrevolutionären Stimmung von 1851 alles andere als eine Selbstverständlichkeit. Die Modernisierung der wasserrechtlichen Rechtsdogmatik bereitete den Juristen, die in Braunschweig ohne die Beratung durch Juraprofessoren handeln mussten, in etlichen Details Schwierigkeiten, wie Behrens darlegt. Im Ergebnis aber war, so Behrens, „das Wasserrecht des Herzogtums für wichtige Anwendungsbereiche zeitgemäß geregelt worden“ (S. 220).

Im folgenden geht Behrens aber leider nicht auf die Umsetzung des neuen Rechts ein; die entsprechenden Ausführungen zur Rechtspraxis am Anfang seines Buches werden nicht fortgeführt. Offen bleibt daher zum Beispiel, ob Behrens' These von einer „Stärkung der Verwaltung des Herzogtums“ bei wasserrechtlichen Fragen (S. 217) belegbar ist, ob die Justiz im Wasserrecht entmachtet wurde (Behrens vermutet dies ebd.) und welche Auswirkungen das neue Recht z.B. für die Trinkwasserqualität hatte.

Behrens springt stattdessen gleich zur Genese des Wassergesetzes von 1876 (S. 227 ff.). Weil Behrens dabei nur auf die Beratungen in Braunschweig eingeht, bleibt unerwähnt, dass eine solche nach wie vor partikuläre Regelung nur diskutiert werden konnte, weil Bestrebungen, auf Reichsebene nach 1871 ein einheitliches Wasserrecht zu schaffen, gescheitert waren und weil die Reichsverfassung keine reichsrechtliche Gesetzgebungskompetenz für das Wasserrecht vorsah. Stattdessen gab es seit der Mitte der 1870er Jahre eine große Welle von partikularen wasserrechtlichen Regelungswerken, wobei Braunschweig – anders als in anderen Rechtsgebieten – zeitlich gesehen eine der ersten Regelungen erließ. Hatte das braunschweigische Recht daher eine Vorbildrolle? Behrens' Blick ist hier aber zu sehr auf die lokale Gesetzesberatung konzentriert, um diese größeren Zusammenhänge zu thematisieren.

Behrens belegt, wie das Wassergesetz von 1876 entstand, in vielen Details das bisherige Recht verbesserte und wie nun ein dezidiert „öffentlich-rechtliches Wassergesetz“ (S. 313) vorlag. Selbst ein so technisches Regelungswerk wie das Wasserrecht reagierte damit auf die nachrevolutionäre Ausgestaltung des (nur) formalen Rechtsstaats und seine scharfe Trennung zwischen einer privaten und einer öffentlichen Sphäre. Privatautonomie und individuelle, unpolitisch verstandene Abwehrrechte konnten aber nicht zu besserem Trinkwasser führen (S. 313). Die Genese auch des Gesetzes von 1876 belegt im übrigen nochmals die relativ konfliktfreie Zusammenarbeit der lokalen Rechtspraktiker bei der Erstellung von Gesetzen.

Behrens' Buch schließt mit einer kurzen Zusammenfassung (S. 317 ff.) und einer fast 200seitigen Zusammenstellung von Materialien aus der Entstehung der diskutierten Gesetzeswerke.

Insgesamt liegt eine detailreiche, gut formulierte Gesetzgebungsgeschichte zum braunschweigischen Wasserrecht im 19. Jahrhundert vor, geschrieben aus einer lokalgeschichtlichen Perspektive. Zur Einordnung des braunschweigischen Wasserrechts in die allgemeine Rechtsgeschichte und zu den Auswirkungen der Normen auf die Rechtspraxis besteht weiterhin Forschungsbedarf. Und Raabes Roman bleibt für die Geschichte des Wasserrechts nach wie vor eine wichtige Quelle.

Thomas Henne, Frankfurt/M.

Reinhard Bein, *Sie lebten in Braunschweig. Biografische Notizen zu den in Braunschweig bestatteten Juden (1797 bis 1983)* (Mitteilungen aus dem Stadtarchiv Braunschweig 1), Braunschweig: Döring Druck 2009, 616 S., 1 DVD mit Bilddokumenten, 39,90 Euro

Reinhard Bein kann als einer der besten Kenner der jüdischen Geschichte in Stadt und Land Braunschweig gelten und hat bereits eine Reihe von Publikationen zu diesem Thema vorgelegt; zuletzt 2004 über die jüdischen Friedhöfe im Lande Braunschweig. Mit dem hier vorzustellenden umfangreichen Werk nun werden die in jahrelanger Forschungsarbeit zusammengetragenen Ergebnisse in beeindruckender Weise zusammengefasst; das Buch bildet zugleich den ersten Band einer neuen Veröffentlichungsreihe des Stadtarchivs Braunschweig.

Konzipiert ist das Buch als biographisches Nachschlagewerk, das sich in chronologischer Reihenfolge an den Bestattungen auf den beiden jüdischen Friedhöfen in Braunschweig orientiert. Seit 1797 gab es einen Friedhof an der Hamburger Straße. Nachdem dieser vollständig belegt war, wurde ab 1917 der neue Friedhof an der Helmstedter Straße genutzt. 1983 erfolgte dort die letzte Bestattung eines noch vor 1945 in Braunschweig geborenen Juden, wodurch sich der zeitliche Rahmen des Buches ergibt.

Dabei geht das Buch über eine reine Auflistung von Lebensdaten und Inschriften weit hinaus, hat der Autor doch versucht, möglichst viele Angaben zu den einzelnen Personen und ihrem jeweiligen Umfeld zu ermitteln und diese in ausführlichen Quellenzitaten vorzustellen. „Wo immer es möglich war, wurden Zeugnisse aus dem Leben dieser Personen ausführlich im Original verwendet. So spricht nicht der Verfasser, sondern der Betroffene selbst, die Behörde, mit der er es zu tun hatte, ein Gericht, ein Mitglied einer Berufs- bzw. Standesorganisation, einer Kirche oder der jüdischen Gemeinde. [...] Im Idealfall entsteht aus der biografischen Skizze über eine Person ein Mosaikstein für ein Zeitbild, das sich aus mehreren derartigen Skizzen ergibt.“ (S. 10)

Genannt werden Namen (weltliche und ggf. religiöse), Grabinschriften, Lebensdaten, Angaben zu Eltern, Ehepartnern und Kindern, manchmal gar Enkeln und Urenkeln, sowie der beruflichen Tätigkeit. Falls möglich, folgen weitere Quellen, etwa Traueranzeigen aus Zeitungen, aber auch Gesuche um Schutzbriefe und GewerbeKonzessionen. Prozesse werden vorgestellt, Geschäftsgründungen, soziales und politisches Engagement, Familienanekdoten und Schicksalsschläge. Beispiele für Konversionen zum Christentum finden sich insbesondere ab dem 19. Jahrhundert, auch Ehen zwischen christlichen und jüdischen Brautleuten. Immer wieder gibt es Bezüge zu auswärtigen jüdischen Gemeinden, so dass der Nutzen des Buches über den engeren Braunschweiger Raum hinausreicht. Die jüngeren Biographien zeugen von den Schrecken des Holocaust, aber auch von Emigration, Überleben und Neuanfängen einzelner Familienmitglieder. Über manche Personen weiß man nicht mehr als auf den Grabsteinen steht, in andern Fällen umfassen die Biographien einige Seiten.

Beeindruckend ist die Fülle des gesichteten Materials. Herangezogen wurden Akten, des Stadtarchivs Braunschweig, des Staatsarchivs Wolfenbüttel und der Jüdischen Gemeinde Braunschweig. Auch persönliche Erinnerungen von Familienangehörigen sind eingeflossen. Während bei früheren Publikationen des Autors die Herkunftsangabe der Quellen nicht immer in wünschenswerter Vollständigkeit und Genauigkeit vorhanden waren, sind die Belegstellen nun für weitergehende Recherchen korrekt nachgewiesen; einige Signaturen des Staatsarchivs sollten bei einer eventuellen Neuauflage noch überarbeitet und vereinheitlicht werden.

Im Einleitungs- und Schlussabschnitt finden sich zusätzliche Erläuterungen und Auflistungen. So werden die beiden braunschweigischen Friedhöfe näher vorgestellt, aber

auch auswärtige jüdische Friedhöfe mit Bezug zu jüdischen Familien in Braunschweig. Rund 30 Seiten umfassen „Erläuterungen von A bis Z“ von höchst unterschiedlichem Umfang.

Viele dieser Artikel befassen sich mit den Themen Tod, Beerdigungsgebräuchen und Religion, beispielsweise Grabsteinen, aber auch mit dem jüdischen Kalender und Datierungsfragen. Eine weitere Artikelgruppe betrifft die Stellung der Juden in der Gesellschaft, zum Beispiel Verleihung von Bürgerrechten, Teilnahme an Wahlen, Kriegseinsatz im Ersten Weltkrieg mit Gefallenliste, Mitgliederliste des Großen Clubs, eines Geselligkeitsvereins. Über das interne Gemeindeleben erfährt man etwas in Artikeln zu Gemeindeverwaltung und -steuern, Gemeindevorsteher und Schächtlemeister, Zuwanderung von Juden aus dem Osten. Die Zeit des Nationalsozialismus betreffen Artikel zu Deportationen und Emigration (mit Namensliste), statistische Angaben zu den Juden in Braunschweig im Jahre 1933, „Judenhäuser“, Judenvermögensabgabe und die sogenannte „Polenaktion“ 1938. Zwischendurch finden sich auch Artikel zu editorischen Fragen und Forschungsproblemen.

Der Leser findet in diesen Artikeln viele nützliche Informationen, die als Hintergrund zum Verständnis der biographischen Notizen herangezogen werden können. Eine systematische Gesamtdarstellung der Geschichte der Juden in Braunschweig hat der Autor von vornherein nicht beabsichtigt, sondern präsentiert sein reiches Material in einer Form, die ein wenig an einen „Zettelkasten“ erinnert und dadurch manchmal etwas beliebig wirkt. Das Thema „Königreich Westphalen und Restauration“ etwa wird lediglich anhand eines 1843 entstandenen Textes aus der Feder des Magistratsdirektors Bode vorgestellt. Beim Stichwort Tod finden sich lediglich drei Zeilen zu Umschreibungen dieses Begriffes auf den Grabsteinen. Das soll aber die Verdienste der Arbeit nicht schmälern, zumal sicher viele Leser den schnellen Zugriff auf ein einzelnes Stichwort zu schätzen wissen werden.

Den Abschluss des Buches bildet eine von 1812–1901 reichende Auflistung der Säuglinge und Kleinkinder bis 9 Jahren, die in der Hauptauflistung fehlen, weil sie traditionell keine Grabsteine erhielten. Nützlich ist ferner eine Auflistung der im Synagogenbuch zwischen 1812–1867 verzeichneten Geburten sowie der Braunschweiger Gemeindevorsteher von 1793 bis in die Gegenwart. Schließlich folgen noch drei Berichte von Selmar Solmitz, Victor Heymann und Walter Solmitz, u.a. über die Einweihung der neuen Synagoge in Braunschweig und die KZ-Haft in Dachau. Eine alphabetische Suche in den Biographien ermöglicht ein Personenregister.

Eine wahre Fundgrube stellt die dem Buch beigelegte DVD mit rund 680 Abbildungen dar, deren Publikation in herkömmlicher Buchform gar nicht zu leisten gewesen wäre. Mit jahrelangem Sammlerfleiß hat der Autor hier Bildmaterial aus Archiven, vor allem aber auch aus Privatbesitz zusammengetragen. Neben Porträts und Familienfotos finden sich auch Geschäftsannoncen, Wohn- und Geschäftshäuser einst und heute. Zusammen mit den Lebensdaten entsteht so ein anschauliches Bild der jeweiligen Personen; im Buch wird bei den Einträgen auf eventuell vorhandene Bilder hingewiesen.

Damit hat Bein ein vielseitig auswertbares Standardwerk vorgelegt, dem ein großer Benutzerkreis zu wünschen ist.

Silke Wagener-Fimpel, Wolfenbüttel

Martin Grubert, Heinrich Jasper (1875–1945). Anwalt der Demokratie. Ein politisches Leben in Braunschweig. Mit einem Beitrag von Horst-Rüdiger Jarck: Spurensuche (Braunschweigische Biographien 2). Braunschweig: Joh. Heinr. Meyer Verlag Braunschweig 2009, 528 S., 24,00 €



Mit seiner Studie über Heinrich Jasper hat Martin Grubert die erste, längst überfällige, wissenschaftliche Biographie dieses bedeutenden Braunschweigers vorgelegt und damit eine lange vorhandene Lücke in der Erforschung der Braunschweigischen Regionalgeschichte geschlossen.

Heinrich Jasper gehört als bedeutender Bürger und Politiker sicherlich zu den entscheidenden Personen des politischen Lebens im Braunschweig der Weimarer Republik. Sein ergreifendes Verfolgungsschicksal kann dabei durchaus als exemplarisch für die Verhältnisse im Land Braunschweig und den rigorosen Terror der Nationalsozialisten gegen jeden politischen Gegner während der Jahre 1930–1945 angesehen werden.

Martin Grubert zeichnet anhand von insgesamt sechs Kapiteln, die sich an biographischen Stationen in Jaspers Leben und an Ereignissen der Braunschweigischen Geschichte orientieren, vor allem den politischen Lebensweg des ehemaligen Ministerpräsidenten nach: beginnend mit den frühen Jahren zwischen Jaspers Geburt 1875 und dem Studienende 1902/3 beschreibt der Autor anschließend in einem Kapitel über die Braunschweiger Sozialdemokratie die Lage der Partei bis zum Ersten Weltkrieg. Die ersten Abschnitte sind dabei der Frage nach Jaspers Weg in die Sozialdemokratie gewidmet.

Anschließend steht im dritten Kapitel die Zeit zwischen 1915 und 1922 im Vordergrund, also einerseits die Wehrdienstzeit Jaspers (1915–1918) und andererseits Jaspers politisches Wirken und seine Regierungs- und Oppositionstätigkeit in den Jahren zwischen 1919 und 1922. Das vierte Kapitel widmet sich hauptsächlich den Koalitionsregierungen unter Führung Jaspers als Ministerpräsident in den Jahren zwischen 1922/1924 und 1927/1930, sowie der dazwischenliegenden Oppositionszeit. Auch hier geht der Autor immer wieder auf die Entwicklung des politischen Lebens und insbesondere der SPD in Braunschweig ein. Ebenfalls spielt wie auch im darauffolgenden Kapitel der drohende Aufstieg des Nationalsozialismus eine Rolle. Im fünften Abschnitt schließlich stehen die Ereignisse seit Ende 1930 im Vordergrund: Absetzung Jaspers als Ministerpräsident, Schikanen der Nationalsozialisten, seine Verhaftung im März 1933. Jaspers dreijährige Haft im KZ Dachau, seine Entlassung 1938 und die erneute Verhaftung im Jahre 1944 sowie der Tod Jaspers am 19. Februar 1945 im KZ Bergen-Belsen.

Im letzten Kapitel gibt Martin Gruber zum Abschluss einen Überblick über das Gedenken an die Person Jaspers nach 1945.

Abgerundet wird die Biographie von einem Beitrag Horst-Rüdiger Jarcks, der sich unter dem Titel „Spurensuche“ mit einzelnen Aspekten des familiären Umfelds Jaspers auseinandersetzt.

Martin Grubert ist es gelungen, eine sehr ausführliche und angemessene Biographie Heinrich Jaspers zu verfassen; so wurden umfangreiche Fakten vor allem zu Heinrich Jasper selbst zusammengetragen. Überzeugend ist auch der damit verbundene Detailreichtum des Bandes. Gerade aber in diesem Umstand liegt auch ein wesentliches Problem des Werkes insgesamt. Schon in den Vorbemerkungen bringt Grubert die teilweise unübersichtliche und vor allem lückenhafte Quellenlage – so hatten nach 1933 die Nationalsozialisten wesentliche Teile von Jaspers persönlichen Dokumenten vernichtet – zur Sprache. Dieser Umstand und die Tatsache, dass Heinrich Jasper offenbar kein Tagebuch geführt hat, bringen für die Abfassung einer biographischen Studie naturgemäß einige Schwierigkeiten mit sich. So muss sich Grubert zwangsläufig mit der Schilderung der historischen Zusammenhänge behelfen.

Weite Passagen behandeln mehr die politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen im Herzogtum/Freistaat Braunschweig der Jahre zwischen 1880 und 1945 als dass sie nähere Einblicke in die Persönlichkeit Heinrich Jaspers bringen. So erfährt der Leser in einem detailreichen Kapitel einiges über die Organisationsgeschichte der Braunschwei-



gischen Sozialdemokratie des späten Kaiserreiches und über die allgemeine politische Geschichte des Herzogtums. In späteren Kapiteln zeichnet der Verfasser die Entwicklungen in der Weimarer Republik mit dem Aufstieg des Nationalsozialismus und die seit der Machtbeteiligung der NSDAP Ende 1930 einsetzende Terrorherrschaft gegen politische Gegner, darunter auch die Braunschweiger Sozialdemokratie und Heinrich Jasper.

Der überwiegende Teil dieser hier zusammengetragenen Ereignisse ist bereits weitgehend durch ältere Studien zur Geschichte Braunschweigs in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bekannt. Im vorliegenden Fall wird die ausführliche Zusammenfassung der Ereignisse zwar um den Blickwinkel auf die Person Heinrich Jaspers ergänzt, dennoch bleibt seine Person leider seltsam blass und nur schwer zu fassen. Es gelingt dem Autor nur ansatzweise, dem Leser die Person Heinrich Jasper näherzubringen. Dies ist natürlich nicht zuletzt, wie oben angedeutet, der schwierigen Quellenlage zuzuschreiben. Aber auch einzelne sehr ausführlich und detailverliebt wirkende Passagen und eine teilweise schwerfällige Schreibweise erschweren die Lektüre des Bandes. Ebenso fällt unangenehm auf, dass der Biographie kein gesondertes Quellenverzeichnis beigelegt ist, so dass der interessierte Leser die Quellenangaben mit einiger Mühe aus dem Anmerkungsapparat herausfiltern muss. Für eine so dringend vermisste Biographie eines bedeutenden Braunschweiger Politikers durchaus ein Manko, die eine Verwendung des Werkes als Nachschlagewerk zu Leben und Zeit Heinrich Jaspers sicherlich unnötig erschwert.

Dennoch bleibt trotz der geäußerten Kritikpunkte festzuhalten, dass Martin Grubert mit der vorliegenden Studie der Verdienst zukommt, die lange überfällige Biographie des bedeutenden Demokraten Heinrich Jasper vorgelegt zu haben. Damit schließt der Autor eine Lücke in der Erforschung der Geschichte des Herzogtum Braunschweig im späten 19. Und frühen 20. Jahrhundert. Sicherlich, so ist zu erwarten – und zu hoffen –, wird Gruberts Studie zu weiterführenden Forschungen anregen.

Thomas Kubetzky, Braunschweig

Dieter R a m m l e r und Michael S t r a u ß (Hg.), Kirchenbau im Nationalsozialismus. Beispiele aus der braunschweigischen Landeskirche. [Publikation zum Braunschweiger Teil der Ausstellung „Christenkreuz und Hakenkreuz“ vom 28. Mai bis 31. Juli 2009 in der Braunschweiger Brüdernkirche und zu zentralen Beiträgen des Begleitprogramms]. Wolfenbüttel: Ev.-luth. Landeskirche in Braunschweig 2009, 109 S., 97 Abb. (darunter Pläne und Archivalien), 9,80 €

Eine äußerst interessante und aufschlussreiche Schrift mit Beiträgen von neun Autoren (zahlreichen Abbildungen, größtenteils historischen Fotos), die sich anhand von Beispielen aus der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche in Braunschweig mit den Kirchbauten zwischen 1933 und 1945 beschäftigt. Einen Grund dafür, dass die Landeskirche diesen Teil der Vergangenheit bisher nicht systematisch aufgearbeitet hat, vermutet Landesbischof Prof. Dr. Friedrich Weber, einer der Autoren, in der Existenz von lebenden Beteiligten. Innerhalb der baugeschichtlichen Forschung zum nationalsozialistischen Siedlungsbau dagegen wurden Sakralbauten dieser Zeit andernorts und auch diese Gebäude zwar bereits wissenschaftlich behandelt, doch es ist wichtig, dass die Kirche selbst dieses Thema aufgreift und wie hier in einem weiten Feld der unterschiedlichen Fragestellungen betrachtet. Warum durften während des Zeit des „Dritten Reiches“ Kirchen überhaupt entstehen und wie wurden sie gestaltet?

Gemeinhin denkt man beim Bauen im Nationalsozialismus zunächst an die monumentalistischen, an neoklassizistische Formen erinnernden Architekturen oder an traditionalistische Bauten wie Siedlungshäuser, „HJ-Heime“ und Jugendherbergen mit bodenständigen

Bauweisen und bevorzugt „heimischen“ Baumaterialien, sicher aber nicht an Kirchen. Doch auch sie entstanden in dieser Zeit, sechs davon im Braunschweiger Land. So konnte in einer der größten geschlossenen vorstädtischen Kleinsiedlungen des „Dritten Reichs“, „Gemeinschaftssiedlung“ Braunschweig-Lehndorf (Hauptumfang 1934–1936), zunächst noch eine repräsentative Kirche mit hohem Turm im Siedlungszentrum geplant werden. Errichtet wurde dann jedoch ein vom Zentrum weg gerückter, unauffälliger Kirchbau mit dem Erscheinungsbild eines Siedlungshauses und einem kleineren Dachreiter. Trotz aller Widerstände und Schwierigkeiten erhielt dieser Sakralbau 1938 eine überraschende Baugenehmigung. Gleichzeitig konnte in der bedeutsamsten realisierten Großsiedlung der Nationalsozialisten, der „DAF-Mustersiedlung Braunschweig-Mascherode“, keine Kirche mehr entstehen. Das Siedlungszentrum bildet dort dennoch eine Art „Pseudokirche“ mit grober Natursteinfassade als „NSDAP-Gemeinschaftshaus“, die zu den neuheidnischen Religiositätsformen den gebauten Hintergrund lieferte, um diese wirkungsvoll zu verbildlichen und den Anschein einer tausendjährigen Tradition zu erwecken.

Die im damaligen Staat Braunschweig errichteten evangelischen Kirchen dagegen bekamen Außengestaltungen mit schlichten Putzfassaden, die sich an der traditionell bodenständigen Architektur der Wohnhäuser orientierten und selbst moderne Anklänge zuließen.

Die vorliegende Schrift umfasst neben Artikeln zu konkreten Bauprojekten wie zum Beispiel auch dem in nationalsozialistischer Zeit zum „Staatsdom“ umgestalteten Braunschweiger Dom Beiträge, die weiteren Fragen nachgehen.

So behandelt der Landesbischof in seinem Artikel die Wechselwirkung von Bauen und Bekennen oder Beate Rossié den Einfluss der NS-Ideologie auf den Kirchbau. Außerdem findet sich ein Gespräch zwischen dem Magdeburger Oberkirchenrat i. R. Dr. Harald Schulze und Pfarrer i. R. Dietrich Kuessner über das Thema „Bauen und Widerstehen“.

Das Suchen von Spuren, Sammeln, Beschreiben und das sorgfältige Dokumentieren sind Voraussetzungen zum Verstehen und Erkennen. Die Schrift leistet dazu auf einer breiten Materialbasis, räumlich und zeitlich klar umrissen, ihren Beitrag.

Markus Mittmann, Braunschweig

Bernhard K i e k e n a p, SS-Junkerschule, SA und SS in Braunschweig. Braunschweig: Appelhaus Verlag 2008. 254 S., 85 s/w-Abb., 14,80 €

Im Zuge der Diskussionen um die Rekonstruktion des Braunschweiger Schlosses wird vielen wieder stärker ins Bewusstsein getreten sein, dass dieses Gebäude während des Dritten Reiches auch eine Ausbildungsstätte der SS beherbergt hat. Seit 1935 hatte hier die – nach jener in Bad Tölz – zweite SS-Junkerschule im Reich ihren Sitz. Im April 1944 wurde sie wegen der alliierten Luftangriffe auf Braunschweig nach Treskau bei Posen verlegt. Die Quellenlage zur SS-Junkerschule in Braunschweig ist desolat. (Immerhin erfährt man S. 154, dass im Bundesarchiv, Abteilung Militärarchiv, noch 15 Ordner zu Lehrinhalten und Prüfungen aufbewahrt werden). Niemandem wäre anzuraten gewesen, dieses Thema z. B. für eine akademische Qualifikationsarbeit zu bearbeiten. Bernhard Kiekenap hat sich davon nicht abschrecken lassen und versucht, die Geschichte der Junkerschule im Rahmen der Geschichte von SA und SS im Lande Braunschweig und der reichsweiten Entwicklungen darzustellen.

Eine wesentliche Stärke des Buches besteht in der Auswertung von Erinnerungsliteratur und Zeitzeugenbefragungen. Das Interview etwa mit dem früheren SS-Offizier, späteren Bankmanager Rudolf von Ribbentrop bewahrt Einschätzungen und Informa-

tionen, die zu einem beliebigen Zeitpunkt in der Zukunft nicht mehr zu erheben sein werden. Da die Zeitzeugen ihre Erinnerungen allerdings naturgemäß immer neu den eigenen und fremden Erwartungen angepasst haben, gerät die Erzählung zum Instrument einer Behandlung der Schuldfrage: Wieweit war der einzelne persönlich, wieweit die SS, namentlich die Waffen-SS als kämpfende Truppe, in die Verbrechen des NS-Staats verstrickt? Diese Frage kann juristisch, moralisch oder psychologisch behandelt werden; die Debatten lassen sich auch historisieren. Für die braunschweigische Landesgeschichte ergeben sich daraus keine neuen Einsichten.

Dennoch: Das Buch füllt eine Lücke in der Aufarbeitung der regionalen NS-Geschichte. Die Darstellung ist routiniert und anschaulich. Das Register der Personennamen kann positiv vermerkt werden. Ärgerlich ist der unzulängliche Nachweis von Internetressourcen: ohne Angabe der URL und des Aufruf-Datums.

Brage Bei der Wieden, Wolfenbüttel

Dierck Hoffmann, Otto Grotewohl (1894–1964). Eine politische Biographie. Veröffentlichungen zur SBZ-/DDR Forschung im Institut für Zeitgeschichte (Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte 74). München: R. Oldenbourg Verlag 2009, 721 S., 69,80 €

Dierck Hoffmann widmet sich in seiner 2009 erschienen Studie einer Persönlichkeit, die für die Nachwelt untrennbar mit jenem symbolischen Händedruck verbunden ist, der zugleich propagandistisches Sinnbild der Zwangsvereinigung von KPD und SPD in der Sowjetischen Besatzungszone zur Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands (SED) geworden ist, dem Vorsitzenden des Zentralausschusses der SPD 1945/46 und späteren Ministerpräsidenten der DDR Otto Grotewohl.

Hoffmann entscheidet sich bewusst für einen biografischen Ansatz, der „als hermeneutischer Rahmen“ dazu beitragen soll, die Geschichte der DDR manifestiert in der „Einheit eines politischen Lebens in die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts einzubetten“ (S. 12) und damit das „Spannungsverhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft“ als „methodologisches Problem“ zu thematisieren und fruchtbar zu machen (S. 13). Grotewohl kommt für die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung eine Schlüsselrolle zu, die am deutlichsten in jenem „Vereinigungsparteitag“ im Berliner Admiralspalast 1946 ihren Ausdruck findet. Hoffmann sieht in der Biografie die Möglichkeit, verschiedene Forschungsansätze zu verbinden und damit den Zugang zu seinem Protagonisten methodisch zu erweitern. Begriffe und Methoden aus Politik- und Sozialwissenschaft wie „Netzwerkanalyse“ und „politische Generation“ sollen helfen, die Stellung Grotewohls und sein politisches Handeln vor dem Hintergrund seiner Verankerung in den Strukturen der Sozialdemokratie bis 1945 zu analysieren und zu bewerten. Die Biografie Grotewohls ist für Hoffmann ein Teil der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, und so beschreibt er gleichzeitig mit der Geschichte Grotewohls auch die historische Entwicklung der Sozialdemokratie in der Weimarer Republik und der unmittelbaren Nachkriegszeit. Dass sich der Autor in erster Linie auf den Politiker Grotewohl konzentriert, begründet er nachvollziehbar mit der Quellenlage, denn persönliche Aufzeichnungen oder Stellungnahmen Grotewohls sind kaum überliefert.

Die Arbeit ist in sechs Abschnitte gegliedert, die jeweils die Stationen von Grotewohls politischem Wirken umreißen: die Weimarer Republik, das Dritte Reich als Zeit der Verfolgung und der Inneren Emigration, die unmittelbare Nachkriegszeit und die Gründung der DDR, die er als Ministerpräsident und Repräsentant im Ausland vertrat.

1894 als Sohn eines ungelernten Arbeiters in Braunschweig geboren, wuchs Grotewohl in einem stark sozialdemokratisch geprägten Milieu auf. Politisch liegen hier seine Wurzeln. Anhand überwiegend archivischer Quellen arbeitet Hoffmann Grotewohls politischen Werdegang in den Jahren der Revolution und der relativen Stabilisierung der Verhältnisse in den 1920er Jahren heraus. 1920 wurde Grotewohl Abgeordneter im Landtag des Freistaats Braunschweig und 1921 Volksbildungsminister und damit einer der jüngsten Minister der Weimarer Republik. Grotewohl profilierte sich vor allem als Sozial und Finanzpolitiker. 1926 gelang ihm der Einzug in den Reichstag. 1924 übernahm er den Vorsitz des SPD-Bezirks Braunschweig und blieb auch während seiner Zeit in Berlin der Landespolitik verbunden. Aus Landtags- und Fraktionsprotokollen extrahiert der Autor Grotewohls politisches Handeln, dabei konzentriert er sich vor allem auf Grotewohls umstrittenen Schulerlass von 1921 und die durch ihn als Justizminister 1924 zu Ende geführte Kommunalreform. Hoffmann analysiert Grotewohls Auftritte im Landtag, seine Reden und Zwischenrufe, die nicht allein Aufschluss über den Landespolitiker, sondern auch über den Parteipolitiker und seine Beziehungen, so z. B. zu Sepp Oerter oder Heinrich Jasper, geben. In Berlin betritt Grotewohl parteipolitisch die gesamtdeutsche Bühne und auch hier bemüht sich Hoffmann, Grotewohls Standort zu analysieren und weist auf einen sich aufbauenden Gegensatz zu dem beinahe gleichaltrigen Kurt Schumacher hin. Auch das durch den Braunschweigischen Innenminister Dietrich Klagges (NSDAP) gegen Grotewohl als Leiter der Landesversicherungsanstalt (seit 1928) 1932 angestrebte Verfahren sowie den 1938/39 gegen ihn eingeleiteten Hochverratsprozess arbeitet Hoffmann anhand der einschlägigen Überlieferung umfassend auf. Kritisch setzt er sich vor allem mit der DDR-Geschichtsschreibung, namentlich dem Grotewohl Biografen Heinz Voßke, auseinander und verdeutlicht mehr als einmal dessen fehlende Quellenbasis insbesondere im Blick auf die frühen Jahre Grotewohls in Braunschweig. Der ganzheitliche Ansatz, den Hoffmann verfolgt, d. h. die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung in der Biografie Grotewohl zu konzentrieren, kommt dem die Braunschweiger Zeit betreffenden Kapitel durchaus zu Gute. Die Geschichte des jungen Freistaats in seiner innenpolitischen Entwicklung und deren entscheidende Protagonisten werden ausführlich und quellenah referiert und im Hinblick auf Grotewohls Rolle analysiert.

Über die Verfolgungs- und Bedrohungssituation der 1930er Jahre arbeitet sich Hoffmann weiter vor bis in die Nachkriegszeit, in der er die Metamorphose des Sozialisten Grotewohls zum Funktionär des SED-Regimes schrittweise herauskristallisiert. Aber es bleiben auch Kontinuitäten, die auf die Braunschweiger Zeit verweisen. Es sind Personen, wie Erich W. Gniffke, die zunächst den Weg in die Zwangsvereinigung mit ihm gehen und es sind Themen, wie die Trennung von Staat und Kirche – eines der Hauptanliegen des Schulerlasses von 1921, die beispielsweise seine Stellung gegenüber den Kirchen in der DDR bestimmen. Für Hoffmann bleibt jedoch die Frage zentral, „wie ... aus dem Demokraten und Republikaner“ Grotewohl „ein ranghoher Repräsentant der zweiten Diktatur auf deutschem Boden“ werden konnte (S.653)“. Er konstatiert abschließend, dass mit der von Grotewohl nach 1945 gewählten „Anpassungsstrategie“ ein „schleichender Realitätsverlust“, vor allem in der Deutschlandfrage, einhergegangen sei. In den politischen Verstrickungen der Nachkriegszeit, in denen Grotewohl schließlich zu seiner zweiten Karriere fand, sieht Hoffmann auch persönliches Versagen seines Protagonisten, der sich offenbar allzu bereit fand, sozialdemokratische Kernpositionen ebenso wie alte Parteifreunde aufzugeben und sich in vorauseilendem Gehorsam der neuen Sozialistischen Einheitspartei rhetorisch und inhaltlich gleichförmig machte. Hoffmanns Gesamturteil ist vorsichtig abwägend, aber in der letzten Konsequenz vernichtend, wenn er resümiert: „offenbar“ konnte Grotewohl „nicht der Verlockung widerstehen, führen-

de Ämter in der SED und im SED-Regierungsapparat einzunehmen“ (S. 666). Das Bild Grotewohls bleibt zwiespältig. Der große Bruch von 1945 scheint kaum Platz für eine ausgewogene Würdigung zu lassen. Das überwiegende Fehlen von privaten Äußerungen, Reflexionen oder anderen Aufzeichnungen erschwert eine umfassende Würdigung der Person Grotewohls auch als Politiker. Vor diesem Hintergrund erscheint es besonders schwierig, die vom Autor aufgeworfene Frage nach Grotewohl als tragischer Figur zu beantworten oder auch ein eindeutiges persönliches Versagen festzustellen. Hoffmann hat unbestritten mit seiner biografischen Studie einen entscheidenden Beitrag dazu geleistet, diese umstrittene Persönlichkeit in ihrem Kontext und ihrer politischen Entwicklung zu erfassen. Auf der Grundlage profunder Quellenkenntnis hat Hoffmann die biografische Methode für die DDR-Forschung fruchtbar machen können. Das ausführliche Personenregister ist hilfreich und erschließt zudem systematisch das personale Netzwerk Grotewohls. Auf jeden Fall aber ist Hoffmanns Studie nicht nur gewinnbringend für die Analyse der Strukturen und Handlungsmuster der DDR-Nomenklatur heranzuziehen, sondern bietet darüber hinaus auch ein plastisches und fundiertes Bild des politischen Braunschweigs der 1920er und beginnenden 1930er Jahre.

Roxane Berwinkel, Braunschweig

Irmtrud W o j a k, Fritz Bauer. Eine Biographie. München: C. H. Beck 2009, 638 S., Abb., 34,00 €

Er beeinflusste das Bewusstsein der deutschen Öffentlichkeit über Verbrechen und Gewaltherrschaft des Dritten Reiches wie kaum ein anderer Jurist der Nachkriegszeit, wurde bewusst oder unbewusst missverstanden, angefeindet, bedroht und beschimpft, ohne in seiner Mission jemals wankend zu werden: Fritz Bauer, promovierter Jurist aus „Freiheitssinn“, Mitgründer des Republikanischen Richterbundes, Sozialdemokrat, Jude, KZ-Häftling und Emigrant. Ohne ihn hätte es die Verfahren gegen die früheren NS-Sonderrichter und den Auschwitz-Prozess nie gegeben, wäre der Organisator des Holocaust Adolf Eichmann womöglich in Argentinien unentdeckt geblieben. Die Dokumentarfilmerin Ilona Ziok („Fritz Bauer – Tod auf Raten“) nennt ihn „den wohl profiliertesten Staatsanwalt Deutschlands“, die Wochenzeitung „Die Zeit“ zählt ihn unter der Überschrift „Vordenker, Vorbilder, Visionäre“ zu den „50 Deutschen von gestern für die Welt von morgen“. Bauer war, „vergleichbar Robert Kempner in Nürnberg, der Ankläger seiner Epoche“ (Michael Stolleis im Geleitwort).

Eine Lebensbeschreibung dieses mutigen Kämpfers gegen das Verdrängen der Nazi-Verbrechen gab es bisher nicht. Diese längst überfällige Biographie wird nun von der Historikerin Irmtrud Wojak, Gründungsdirektorin des künftigen NS-Dokumentationszentrums in München und ausgewiesene Expertin für Verfolgung und Emigration in der NS-Zeit, mit ihrer Habilitationsschrift in Buchfassung vorgelegt. Eine zehnjährige aufwändige Spurensuche führte die Autorin u. a. nach Dänemark, Schweden und Israel, in zahllose Archive, Behörden und andere Einrichtungen. Gespräche mit Freunden, Weggefährten und Verwandten Bauers im In- und Ausland schlossen Lücken in seiner Biographie. So schildert Wojak seine glückliche Jugend in Tübingen und Stuttgart, seinen durch das Erlebnis des ersten Weltkriegs bestimmten Weg zur Sozialdemokratie, sein Jurastudium in Heidelberg, München und Tübingen mit dem glänzenden Examen, seine Promotion bei Karl Geiler (dem ersten hessischen Ministerpräsidenten nach 1945), seine Mitgliedschaft im Republikanischen Richterbund und im Reichsbanner. Dann der Beginn einer viel versprechenden juristischen Karriere: Mit 23 Jahren war er bereits Richter am Landgericht Stuttgart, vier Jahre später der jüngste Amtsrichter Deutschlands. 1933

der abrupte Abbruch der Erfolgslinie. Bauer wurde verhaftet, kam ins Konzentrationslager und floh nach seiner Freilassung 1935 nach Dänemark, dann nach Schweden, wo er das Leben eines politischen Aktivisten führte. Gemeinsam mit Willy Brandt gab er die „Sozialistische Tribüne“ heraus und publizierte 1944 das Buch „Kriegsverbrecher vor Gericht“, das die politischen und strafrechtlichen Probleme der Kriegsverbrechen zum Thema hatte. Diese Schrift, in der er sich vorbehaltlos zu einem neuen Deutschland bekannte, sollte später in den Nürnberger Prozessen verwendet werden. Nach Kriegsende bemühte sich Bauer um die Rückkehr nach Deutschland, wo er eine Stellung in der Justiz oder einem Ministerium anstrebte. Im April 1949 trat er die Stelle eines Landgerichtsdirektors in Braunschweig an. „Ich bin zurückgekehrt, weil ich glaubte, etwas von dem Optimismus und der Gläubigkeit der jungen Demokraten in der Weimarer Republik, etwas vom Widerstandsgeist und Widerstandswillen der Emigranten im Kampf gegen staatliches Unrecht mitbringen zu können“, bekannte er später. „Schon einmal war die deutsche Demokratie zugrunde gegangen, weil sie keine Demokraten besaß. Ich wollte einer sein. Schon einmal hatte die Justiz, als es galt, die Demokratie zu verteidigen, ihre Macht missbraucht, und im Unrechtsstaat der Jahre 1933 bis 1945 war der staatlichen Verbrechen kein Ende. Ich wollte ein Jurist sein, der dem Gesetz und Recht, der Menschlichkeit und dem Frieden nicht nur Lippendienst leistet.“ Fortan sah er seine Lebensaufgabe darin, die oft gelegneten Verbrechen der Nationalsozialisten ans Licht zu bringen, den Opfern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und bei den Menschen eine innere Wandlung zu erreichen. Gerade hier, im „hiesigen Nest“, wie er Braunschweig einmal nannte, wo der Nationalsozialismus früher als in allen anderen deutschen Ländern Fuß gefasst hatte, schien ihm eine exemplarische Entnazifizierung besonders erforderlich.

Auf mehr als fünfzig Seiten beschreibt Wojak ausführlich Bauers Braunschweiger Zeit als Generalstaatsanwalt beim Oberlandesgericht bis zu seinem Weggang im Jahre 1956. Im Mittelpunkt der Schilderung steht der spektakuläre Prozess gegen Otto Ernst Remer, der als Kommandeur des Berliner Wachbataillons „Großdeutschland“ maßgeblich an der Vereitelung des Staatsstreichs vom 20. Juli 1944 beteiligt gewesen war und nun als Redner der rechtsextremen Sozialistischen Reichspartei (SRP) im Landtagswahlkampf die Widerstandskämpfer als Landesverräter verleumdete. Bauer zog den Fall an sich und brachte 1952 ein Strafverfahren gegen Remer in Gang, wobei es ihm vorrangig um die Rehabilitierung der Männer des 20. Juli ging. Auf seine Initiative hin traten Angehörige der ermordeten Widerstandskämpfer als Nebenkläger auf; Sachverständige wurden angehört, die mit militärstrafrechtlichen und moraltheologischen Gutachten das Recht zum Widerstand in einem Unrechtsstaat belegten. Am letzten Prozesstag hielt Bauer sein wegweisendes Plädoyer, das landesweit Aufsehen erregte und den Prozess zu einem öffentlichen Lehrstück werden ließ. Wojak: „Über eine Stunde dauerte das Plädoyer, in dem Bauer Freunde wie Gegner in seinen Bann schlug. Es war eine Verteidigungsrede für die Demokratie gegen die Nachhut des Nationalsozialismus.“ Das Gericht schloss sich der Auffassung des Anklagevertreters bis in die Wortwahl hinein an und verhängte gegen Remer eine dreimonatige Gefängnisstrafe. Mit dem Braunschweiger Urteil hatte erstmals ein deutsches Gericht acht Jahre nach den Geschehnissen den Aufstand des 20. Juli 1944 angemessen gewürdigt und so die entscheidende Grundlage für dessen Verankerung im Geschichtsbewusstsein der Bundesrepublik geschaffen. Als Generalstaatsanwalt in Frankfurt am Main initiierte Bauer NS-Prozesse und begab sich auf die dramatische Spurensuche nach den Nazi-Tätern Eichmann, Bormann und Mengele. Viele Jahre hat er auch als Publizist gearbeitet, zahllose Artikel geschrieben und Vorträge gehalten, traumatisiert durch den „Zivilisationsbruch des Nationalsozialismus“ (Stolleis).



Für weite Kreise wurde er so zur Symbolfigur für den Kampf gegen Nationalsozialismus und Rechtsextremismus, stand aber auch in dem Ruf eines leidenschaftlichen Befürworters eines humaneren Strafrechts. 1963 dann nach fünfjähriger Ermittlungsarbeit der Auschwitz-Prozess, der wichtigste und größte Strafprozess der Nachkriegsgeschichte mit 22 Angeklagten und Hunderten Zeugen, der das politische Klima des Stillschweigens und Wegsehens in Deutschland beendete. „Sein primäres Ziel war nicht die Bestrafung der Täter“, so Wojak, „sondern die Aufklärung der Gesellschaft darüber, dass es sich auch beim kleinsten Mitwirkenden an der Mordmaschinerie um einen Täter handelte. (...) Der Sinn der NS-Prozesse bestand für Fritz Bauer in der Wiederherstellung des Rechts und somit in der Anerkennung des Leids und Martyriums der Opfer der Gewalt-herrschaft. Dies konnte nur durch das Aufdecken der Verbrechen geschehen. Zudem hoffte er, dass die Prozesse dazu beitragen könnten, die vielfältigen sozialen Mechanismen und Denkweisen aufzuklären, die zu der Eskalation der Gewalt und der Verbrechen geführt hatten.“ Nach den Auschwitz-Prozessen wollte Fritz Bauer die Verantwortlichen der Euthanasie auf die Anklagebank bringen; durch seinen überraschenden Tod 1968 kam es dazu aber nie. Als sichtbares Vermächtnis hat er den Braunschweigern die Justitia-Bronzefigur am Neubau der Staatsanwaltschaft hinterlassen, die statt der Waagschalen zwei Menschen wie schützend auf den Händen wägt, sowie den Schriftzug am Oberlandesgericht: „Die Würde des Menschen ist unantastbar.“ Irmtrud Wojak hat ein exzellentes Buch über eine der interessantesten Persönlichkeiten der deutschen Nachkriegsgeschichte geschrieben.

Joachim Schmid, Groß Biewende



# Chronik des Braunschweigischen Geschichtsvereins

September 2009 bis Oktober 2010

von

Johannes Angel

## 1. Allgemeines

Die Mitgliederversammlung am 29. April 2010 im Roten Saal des Kulturinstituts Braunschweig (Schloss) wurde von 30 Mitgliedern und Gästen besucht. Der Vorsitzende stellte die Beschlussfähigkeit fest und gedachte der seit der letzten Jahreshauptversammlung verstorbenen Mitglieder. Er teilte mit, dass das Protokoll der Mitgliederversammlung vom 30. April 2009 mit dem Kassenbericht von 2008 zur Einsichtnahme ausliegt.

Dann informierte der Vorsitzende über das Braunschweigische Jahrbuch Band 90/2009 und über die Vorträge des Winterhalbjahres 2009/2010, die ausnahmsweise bereits im September begannen. Anschließend teilte er mit, dass Frau Dr. Boldt-Stülzebach das Vortragsreferat wegen beruflicher Überlastung niederlegt. Der Vorsitzende bedankte sich für 12 Jahre ehrenamtlicher Arbeit mit der Organisation von über 80 Vorträgen. Frau Dr. Boldt-Stülzebach habe neue Ideen eingebracht und mit den Vortragsthemen immer einen weiten Bogen gespannt. In Erinnerung blieben auch völlig überfüllte Vorträge. Dankenswerterweise habe sich Herr Dr. Steinführer bereit erklärt, die Aufgabe des Vortragsreferates zu übernehmen.

Der Vorsitzende berichtete dann über die Studienfahrten/Führungen des Sommerhalbjahres 2009, über die geplanten Exkursionen des Sommerhalbjahres 2010 und über die wissenschaftliche Erfassung der mittelalterlichen Siegel des Klosters Walkenried als seit 2003 laufendes Vorhaben. Die in der letzten Mitgliederversammlung angekündigte Tagung zur Landesgeschichte habe vom 26. bis 27. November 2009 im Hause der Wissenschaft stattgefunden.

Der Schatzmeister Herr Köckeritz legte den Abschluss per 31. Dezember 2009 vor und erläuterte die Einnahmen und Ausgaben. Der Kassenbestand betrug am Jahresende 11 380,79 €. Herr Dr. Albrecht berichtete dann über die Rechnungsprüfung durch ihn und Herrn Dr. Siemers am 18. Februar 2010. Diese erstreckte sich auch darauf, ob sämtliche Ausgaben sinnvoll waren. Es wurden keinerlei Fehler gefunden. Auf Antrag von Herrn Dr. Albrecht wurde dem Vorstand einstimmig Entlastung erteilt. Die Vorstandsmitglieder enthielten sich der Stimme.

Unter dem Tagesordnungspunkt Verschiedenes berichtete der Vorsitzende über eine „Biographie Herzog Ferdinands zu Braunschweig-Lüneburg (1721–1792)“ als mit dem Historischen Verein für Niedersachsen geplante gemeinsame Veröffentlichung, über das Projekt „Das Lebensgeschichtliche Archiv des Landes

Braunschweig“, über ein angedachtes Projekt „Croneken der Sassen“ und über den Fragebogen zur Braunschweigischen Landesgeschichte.

Der Gesamtvorstand trat am 01. März und 09. August 2010 zu Sitzungen zusammen. Die Mitgliederzahl betrug im April 2010: 531 Personen und Institutionen.

## 2. Veröffentlichungen

- Braunschweigisches Jahrbuch für Landesgeschichte Band 90, 2009  
Es umfasst 350 Seiten (im Vorjahr 256 Seiten) und enthält sechs Aufsätze, zwei kleinere Beiträge, die Bibliographie zur Braunschweigischen Landesgeschichte 2008, Rezensionen und Anzeigen, die Chronik des Vereins von Oktober 2008 bis November 2009 und einen Bericht über die Initiative unseres Vereins „Wir sammeln Lebensgeschichten aus dem Braunschweiger Land“.

## 3. Vorträge

Donnerstag, 3. September 2009, *Herzog August Bibliothek*  
Prof. Dr. Thomas Scharff, Braunschweig  
„Europa und die Welt in der Zeit Ottos IV.“

Donnerstag, 8. Oktober 2009, Roter Saal, Schlossplatz 1  
Prof. Dr. Thomas Haye,  
„Die Entstehung und Entwicklung mittelalterlicher Literatur im (nieder-)sächsischen Raum“

Donnerstag, 26. November 2009, *Haus der Wissenschaft*,  
Prof. Dr. Enno Bünz, Leipzig  
„Landesgeschichte heute. Stand und Perspektiven“  
(Auftakt zur Tagung „Gegenstände und Perspektiven der Landesgeschichte“)

Donnerstag, 10. Dezember 2009, Roter Saal, Schlossplatz 1  
Privatdozent Dr. Bernd Schütte, Jena  
„Die Herrschaft Ottos IV. im Spiegel zeitgenössischer Quellen“

Donnerstag, 21. Januar 2010, Roter Saal, Schlossplatz 1  
Dr. Dieter Lent, Wolfenbüttel  
„Was ist germanisch am ‚Deutschum‘? Varusschlacht und Germanenideologie in den Ansichten niedersächsischer Autoren“

Donnerstag, 25. Februar 2010, Roter Saal, Schlossplatz 1  
Dr. Michael Geschwinde, Braunschweig

„Roms vergessener Feldzug. Kaiser Maximinus Thrax' Kampf um das Harzhorn im Jahr 236 n. Chr. – Die Entdeckung eines antiken Schlachtfeldes in Niedersachsen.“

Donnerstag, 18. März 2010, Roter Saal, Schlossplatz 1  
Dr. Henning Steinführer, Braunschweig  
„Der Braunschweiger Wappenbrief von 1438“

Donnerstag, 29. April 2010, Roter Saal, Schlossplatz 1 (mit Jahreshauptversammlung von 19:30 bis 20:30 Uhr), Prof. Dr. Wolfgang Milde, Wolfenbüttel  
„Glanzlichter der abendländischen Malerei im Mittelalter“

#### *4. Studienfahrten/Führungen*

Donnerstag, 15. April 2010  
Tagesfahrt nach Berlin: Kunstgewerbemuseum (Welfenschatz), Archiv des auswärtigen Amtes, Kreuzbergdenkmal  
Leitung: Herr Lambacher, Herr Dr. Berwinkel, Herr Dr. Lippelt  
Der Vormittag gehörte dem Kunstgewerbemuseum mit besonderem Augenmerk auf den hier verwahrten bedeutenden Teil des Reliquienschatzes des Klosters St. Blasius (sog. Welfenschatz). Am Nachmittag folgte eine Führung im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes, das einzigartige Quellen zur Geschichte der deutschen Außenpolitik seit der Reichsgründung 1870 verwahrt. Den Abschluss bildete ein Besuch des von Karl Friedrich Schinkel entworfenen Nationaldenkmals auf dem Kreuzberg.

Sonnabend, 08. Mai 2010  
Tagesfahrt „Bergbau am Rammelsberg“  
Leitung: Herr Dettmer, Frau Riedel, Herr Dr. Klappauf, Herr Dr. Lippelt  
Mit einem ausgedehnten Spaziergang vom Bergedorf über den Kommunion-Steinbruch und das Alte Lager wurde die alte Tradition des dortigen Erzbergbaus vorgestellt. Nachmittags folgte ein Besuch des früheren Erzbergwerks mit einer Befahrung des Roeder-Stollens, einem Gespräch über die Weiterentwicklung des Weltkulturerbes Rammelsberg und einer Erkundung der musealen Räume.

Sonnabend, 05. Juni 2010  
Tagesfahrt „Barock im Weserbergland“  
Leitung: Herr Krueger  
Nach einem Besuch des Rittergutes Bisperode bei Hameln und der zugehörigen Saalkirche führte die Fahrt zum Bückeberg bei Hastenbeck zur Erinnerung an den 100. Todestag Wilhelm Raabes und seinen letzten Roman „Hastenbeck“, aber auch an die Reichsbauerntreffen der NS-Zeit. Am Nachmittag folgte ein Besuch von Kloster und Schloss Corvey.

Dienstag, 06. Juli 2010

Führung in der Herzog August Bibliothek

Leitung: Herr Dr. Heitzmann

Nach einer Vorstellung des Hauses lag der Schwerpunkt der Führung auf sechs mittelalterlichen Handschriften aus der Bibliothek des Klosters Corvey.

Dienstag, 03. August, Dienstag, 10. August, Dienstag 17. August 2010

Führung durch den Erweiterungsbau des Herzog Anton Ulrich Museums

Leitung: Herr Prof. Dr. Luckhardt

Die Führungen gewährten Einblicke in den Erweiterungsbau, in dem die Restaurierungswerkstätten, die Magazine, die Bibliothek, das Kupferstichkabinett, die Museumspädagogik und die Verwaltung untergebracht werden. Dieses Gebäude ermöglicht auch die Generalsanierung und Neueinrichtung des Altgebäudes bis zum Jahre 2013.

Sonnabend, 28. August 2010

Tagesfahrt „Vernachlässigte Schätze im Nördlichen Harzvorland“: Gleimhaus Halberstadt, Schlosspark Langenstein, Mahndorf

Leitung: Herr Dr. Lippelt, Herr Blessinger, Herr Lehmer, Herr Prof. Dr. Rimpau, Frau Unger

Das ehemalige Wohnhaus des Dichters und Sammlers Johann Wilhelm Ludwig Gleim (1719–1803) beherbergt unter anderem die größte Portraitsammlung deutscher Dichter und Gelehrter des 18. Jahrhunderts, die historische Bibliothek Gleims, das Handschriftenarchiv mit rund 10000 Briefen und zahlreichen Manuskripten sowie eine Graphiksammlung. Nach dem Besuch dieses Hauses und der Betrachtung des Riesen-Weinfasses im Jagdschloss Spiegelsberge erfolgte die Besichtigung der Parkanlagen des Schlosses Langenstein und abschließend der Gemäldesammlung Rimpau in Mahndorf.

Sonnabend, 11. September 2010

Tagesfahrt nach Berlin: Ausstellung „Burg und Herrschaft im Mittelalter“ im Deutschen Historischen Museum, Besuch der Burg Ziesar

Leitung: Herr Dr. Lippelt

Mit dieser Fahrt wurde das Augenmerk auf die herausgehobene Rolle der Burg als Herrschaftssitz und politisches Zentrum im Verlauf des Mittelalters gelenkt. Die Ausstellung mit über 400 Exponaten führte ein in eine vermeintlich untergegangene Welt, die aber bis heute fortwirkt. Einen gelungenen Abschluss während der Rückfahrt bildete der Besuch der Burg Ziesar.

Sonnabend, 02. Oktober 2010

Tagesfahrt „Eiserner Harz“

Leitung: Herr Dr. Lippelt

Besucht wurden die Ausstellungen im Schloss Wernigerode mit dem Schwerpunkt „Kunstguss des Jugendstils“ und der Königshütte in Bad Lauterberg. In Königshütte



wurden Gussteile für den täglichen Gebrauch und den Ofenbau sowie der erste vollplastische Eisenkunstguss im Harz hergestellt.

Freitag, 29. Oktober bis Sonntag, 31. Oktober 2010

3-Tages-Fahrt „Auf den Spuren der Staufer in Mannheim und der Kurpfalz“

Leitung: Herr Dr. Lippelt, Frau Dr. Güthert, Herr Prof. Dr. Schneidmüller, Frau Dr. Trabold, Herr Olaf Wagener

Den Auftakt bildete die Besichtigung der Burg Münzenberg mit ihrer eindrucksvollen Doppelturmanlage in der Ebene der Wetterau. Am gleichen Tage wurde das Institut für Deutsche Sprache in Mannheim besucht. Dieses Institut beherbergt mit dem „Rat für deutsche Rechtschreibung“ auch das Gremium, das mit der Beobachtung und Weiterentwicklung der deutschen Rechtschreibung beauftragt wurde. Am nächsten Tag stand zunächst die Kaiserstadt Bad Wimpfen auf dem Programm. Begründer dieser größten Kaiserpfalz nördlich der Alpen mit dem „Blauen Turm“ war Kaiser Friedrich I. Der anschließende Weg nach Heidelberg führte über die Burg Steinsberg. In Heidelberg wurde nach einer kurzen Stadtführung die Ausstellung „Der Codex Manesse und die Entdeckung der Liebe“ in der Universitätsbibliothek besucht. Am dritten Tag stand schließlich der Besuch der Ausstellung „Die Staufer und Italien“ im Reiss-Engelhorn-Museum Mannheim auf dem Programm. Den Abschluss bildete ein Besuch der Stadt Oppenheim mitsamt der Burgruine Landskron und einer Führung durch das Oppenheimer Kellerlabyrinth. Bei diesem einzigartigen Kulturdenkmal handelt es sich um ein weit verzweigtes System aus zahllosen Gängen und miteinander verbundenen, sich teilweise auch in mehreren Stockwerken überlagernden Kellern von ca. 6 000 m<sup>2</sup> Fläche.

## Verstorbene Mitglieder

deren Namen seit dem Erscheinen des letzten Jahrbuchs 2009  
der Redaktion bekannt wurden

Frau Martha Heibel, Braunschweig  
Herr Günter Kunisch, Detmerode  
Herr Dr. Heiko Leerhoff, Hannover  
Herr Dr. Richard Moderhack, Braunschweig  
Herr Prof. Dr. Johannes Zahlten, Braunschweig

# „Gegenstände und Perspektiven der Landesgeschichte“.

Tagungsbericht

von

Brage Bei der Wieden

Eine Tagung zum Thema „Gegenstände und Perspektiven der Landesgeschichte“ veranstalteten vom 26.–27.11.2009 der Braunschweigische Geschichtsverein, die Historische Kommission für Sachsen-Anhalt und das Institut für Braunschweigische Regionalgeschichte an der TU Braunschweig.

Ablauf:

1. Tag

Abendvortrag

Prof. Dr. Enno Bünz, Dresden: Landesgeschichte heute. Stand und Perspektiven

2. Tag

Begrüßung

Prof. Dr. Gerd Biegel

Einführung

Dr. Brage Bei der Wieden

1. Sektion: Universitäten

Prof. Dr. Arnd Reitemeier (Universität Göttingen)

Prof. Dr. Werner Freitag (Universität Münster)

Moderation: Dr. Henning Steinführer

2. Sektion: Historische Kommissionen

Dr. Ulrike Höroldt (Historische Kommission für Sachsen-Anhalt)

Prof. Dr. Thomas Vogtherr (Historische Kommission für Niedersachsen und Bremen)

Moderation: Dr. Horst-Rüdiger Jarck

3. Sektion: Historische Vereine

Dr. Manfred von Boetticher (Historischer Verein für Niedersachsen)

Dr. Christof Römer (Harzverein für Geschichte und Altertumskunde)

Prof. Dr. Hermann Seeber (Verein für Anhaltische Landeskunde)

Moderation: Prof. Dr. Matthias Steinbach

4. Sektion: Blick von außen

PD Dr. Steen Bo Frandsen (Syddansk Universitet i Sønderborg)

**Bericht:**

In die neuere Diskussion einführend, legte Enno BÜNZ (Leipzig) die Genese der Landesgeschichte und die Entwicklung der landesgeschichtlichen Institutionen – Vereine, Kommissionen, Institute – dar. Anders als zuweilen vorgeschlagen, betrachtet er Landesgeschichte nicht als Methode, sondern als Disziplin der Geschichtswissenschaft. Landes- und Regionalgeschichte scheinen sich für ihn – nach Überwindung der Kontroversen des 20. Jahrhunderts – nur nach der Größe der behandelten Räume zu unterscheiden. Im Falle des Landes Braunschweig kommen Land und Region zur Deckung. Die aktuelle landeshistorische Forschungslandschaft ist lebendig und bunt, was er am Beispiel Sachsens, seines Lehrstuhls für Sächsische Geschichte sowie des Instituts für Sächsische Geschichte und Volkskunde, verdeutlichte. Die institutionelle Zukunft der Landesgeschichte könnte in der Gründung außeruniversitärer Institute liegen.

Am andern Tag begrüßte Gerd BIEGEL (Braunschweig) die Gäste im 2009 neu errichteten Institut für Braunschweigische Regionalgeschichte. Diese Gründung verdankte sich besonderen Konstellationen im Braunschweigischen, deren Hintergründe er andeutete, nicht zuletzt der öffentlichen Auseinandersetzung um die inhaltliche Ausrichtung des Braunschweigischen Landesmuseums. Brage BEI DER WIEDEN (Wolfenbüttel) erläuterte dann den Ansatz und gab die nähere Begründung für die Tagung. Es gehe nicht um das seit Jahrzehnten hinreichend diskutierte Verhältnis von Landes- und Regionalgeschichte, sondern um das konkrete Agieren landeshistorisch arbeitender Institutionen: die Gegenstände ihres Handelns und ihre Perspektiven. Von ihren Vertretern sei zu hören und von ihnen zu lernen, wie Landesgeschichte heute verstanden wird und welche Inhalte dieses Etikett bezeichnet.

Zu Beginn der Sektion „Universitätseinrichtungen“ stellte Arnd REITEMEIER (Göttingen) das Institut für Historische Landesforschung der Universität Göttingen vor, das seit 1958 der Aufgabe dient, auf Niedersachsen bezogene Forschungsvorhaben zu koordinieren. Auch wenn „Niedersachsen“ als Konstrukt im Wandel zu begreifen ist, behält der Auftrag seine Aktualität. Das Institut betreibt Grundlagenforschung wie die Neubearbeitung des Atlases zur Geschichte Niedersachsens, die Historisch-landeskundliche Regionalkarte (früher Exkursionskarte) – beides georeferenziert und auf digitaler Basis –, das Niedersächsische Wörterbuch und das Niedersächsische Ortsnamenbuch. Mittelfristig angelegte Projekte sind das Niedersächsische Klosterbuch, Forschungen zur Reformation als Fundamentalprozess, zur hannoversch-britischen Personalunion 1714–1837, das Repertorium der umweltschichtlichen Quellen. Reitemeier geht es dabei nicht um Besonderheiten eines Raumes, sondern um übergreifende Themenbildung im europäischen Kontext.

Werner FREITAG (Münster) beschrieb seine landeshistorische Lehr- und Forschungstätigkeit als Wissenschaftsmanagement. Nach seiner Einschätzung müssten aber aus den Universitäten die wissenschaftlichen Innovationen kommen, die von Einrichtungen wie den Historischen Vereinen aufzunehmen seien, wenn sie nicht der Heimattümelei verfallen wollten. In Halle, wo er bis 2004 Landesgeschichte gelehrt hatte, ist dieses Fach seit seinem Weggang nicht mehr vertreten; im historischen Seminar der Universität Münster hingegen bildet sein Lehrstuhl eine voll eingerich-

tete Eckinstitution. Überhaupt existiert in Westfalen eine differenzierte Landschaft landeshistorischer Einrichtungen: das Institut für Regionalgeschichte mit seiner Ausrichtung auf die Geschichte der Neuzeit, das freilich keine Schnittstelle zwischen Universität und Land sein kann, die Historische Kommission, die die ehrenamtliche wissenschaftliche Tätigkeit koordiniert, schließlich die Historischen Vereine.

Die Arbeit an den Universitäten bestimmten die Zwänge der gegenwärtigen Rahmenbedingungen. Die Jagd nach Drittmitteln richtet Freitag auf Forschungsverbände aus: auf Sonderforschungsbereiche und Exzellenzcluster. Das Projekt „Kirchhöfe als Orte und Räume symbolischer Kommunikation in der ländlichen Gesellschaft Westfalens“ beschäftigt 1 ½ Personen, das Projekt „Politische Herrschaft in spätmittelalterlichen und neuzeitlichen Stadtprozessionen“ bietet vier Stellen für Nachwuchswissenschaftler. Durch diese Einbindung und die neuen Studiengänge geht andererseits den Studierenden die Freiheit, Themen und Veranstaltungen nach eigenen Interesse zu wählen, verloren. Die Lehrenden, die sich den aktuellen Trends der Wissenschaftsförderung geschmeidig anpassen, um Ressourcen einzuwerben, zahlen dafür den Preis, die eigene wissenschaftlicher Produktion einschränken zu müssen.

Die sich an diesen Vortrag entzündende Diskussion kreiste um die Themen Historische Geografie, Lehramtsstudium, Zeitgeschichte und die Konstitution von Räumen.

In der zweiten Sektion, der der Historischen Kommissionen, charakterisierte Ulrike HÖROLDT (Magdeburg) diese Organisationsform landesgeschichtlicher Arbeit und beschrieb sie als wissenschaftlich arbeitend, out-put-orientiert und auf Netzwerkbildung angelegt. Anhand dieser Merkmale behandelte sie die Frage, ob Historische Kommissionen als Schöpfungen der Zeit um 1900 heute noch zeitgemäß seien. Einen Schwerpunkt der Arbeit heute wie früher erblickte sie in der Quellenpublikation, der sie angesichts der dezentralen Quellenlandschaft in Deutschland erhebliche Bedeutung beimaß. Diese Tätigkeit müsse unbedingt fortgesetzt werden, allerdings unter Ausnutzung der Möglichkeiten, die die neuen Medien bieten, und um die dadurch gestiegenen Erwartungen zu bedienen. Ferner haben Historische Kommissionen nach wie vor die Aufgabe, historische Aspekte von übergeordneter Bedeutung in landeshistorischer Perspektive zu untersuchen. Und schließlich sollen sie dem Austausch zwischen den Forschern und der Verknüpfung der Forschungen dienen, wozu etwa das Jahrbuch „Sachsen und Anhalt“ mit seinen Berichten wieder vermehrt einen Plattform bieten soll. Die Historische Kommission für Sachsen-Anhalt, als Gründung des Jahres 1876 die älteste Historische Kommission in Deutschland, muss versuchen, diese Anforderungen zu bewältigen, obwohl sie seit 2004 vom Land Sachsen-Anhalt (das im selben Jahr auch den einzigen landesgeschichtlichen Lehrstuhl, den in Halle, gestrichen hatte) nicht mehr institutionell gefördert wird. Aktuelle Projekte, wie die Herausgabe des Bandes 5 des Halberstädter Urkundenbuchs, werden über Projektmittel finanziert.

Auch bei der Förderpolitik des Landes häufig andere Aspekte der historischen Kulturarbeit im Vordergrund stehen, so ändert das keineswegs an der Notwendig-

keit historischer Grundlagenforschung, die auf bestimmten Gebieten am zweckmäßigsten historische Kommissionen leisten.

Thomas VOGTHERR (Osnabrück) kontrastierte die Verhältnisse in Sachsen-Anhalt mit denen in Niedersachsen. Die Arbeit der Historische Kommission für Niedersachsen und Bremen, 1910 gegründet, wurde deutlich von ihren langjährig wirkenden Vorsitzenden geprägt. Auch wenn, wie für Kommission charakteristisch, das Kooptationsprinzip gilt, handelt es sich doch um eine Mitgliederkommission, der 280 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler angehören. Die Arbeitsvorhaben beschließt der gewählte Ausschuss; die Leitung des Vereins liegt bei einem dreiköpfigen Vorstand. Da die Kommission staatliche Aufgaben der Wissenschaftskoordination und -förderung wahrnimmt, wird sie von den Ländern Niedersachsen und Bremen institutionell gefördert. 80 % der Einnahmen verwendet sie auf Publikationen, nur 20 % auf Tagungen, Verwaltung und Personal (eine halbe Stelle), so dass im Schnitt der letzten Jahre sechs bis sieben Bücher erscheinen konnten. Die Veröffentlichungen lassen sich in Quellenpublikationen und Monografien teilen. Langfristige Vorhaben sind das Handbuch der Geschichte Niedersachsens, das Handbuch der niedersächsischen Landtags- und Ständegeschichte, die Publikation der mittelalterlichen Urkundenfonds. Aktuell beschäftigen die Kommission Projekte zur Biografie der niedersächsischen Landtagsabgeordneten in der NS-Zeit (ein Auftrag des Landtages), das eigene Jubiläumsjahr 2010 und die Erforschung der hanoversch-britischen Personalunion 1714–1837. Ein Forschungsplan darüber hinaus existiert nicht, da die Kommission auf ehrenamtliches Engagement rechnen muss und die Vorhaben so durch das Angebot bestimmt werden. Die durch den Vortrag ausgelöste Diskussion thematisierte besonders den Umgang mit Jubiläen gegenwärtiger und historischer Länder.

Die dritte Sektion galt den historischen Vereinen. Als Vorsitzender des Historischen Vereins für Niedersachsen erklärte Manfred VON BOETTICHER (Hannover) die Grundlagen, auf der dieser Verein seine Aktivitäten entfaltet. Zunächst zwar auf das Königreich Hannover und das Herzogtum Braunschweig bezogen, wählte man bei der Gründung 1835 zur Beschreibung des Bezugsraums doch den Begriff „Niedersachsen“, der in den Phasen der weiteren Entwicklung unterschiedlich konzeptionalisiert wurde. Der Verein verfolgte nicht das Ziel einer Identitätsstiftung für das Fürstentum Calenberg, die Provinz Hannover oder das Land Niedersachsen. Er will weitesten Kreisen geschichtliche Kenntnisse vermitteln, hält sich aus politischen Streitfragen heraus und bietet in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung den Protagonisten sämtlicher Positionen Platz. Wenn die Veröffentlichungen sich auch auf niedersächsische Themen beschränken, so ist der Inhalt der öffentlichen Vorträge weit bunter und reicht bis zur regelmäßigen Vorstellung der Geschichte von Musikinstrumenten. Die Exkursionen führten schon früher mit bis zu drei Bussen auf das Gebiet der DDR; im vergangenen Jahr war Sankt Petersburg das Ziel, im kommenden Jahr geht die Reise nach Siebenbürgen. Von Boetticher betonte die gesellschaftlichen Aspekte dieses mitgliederstarken Vereins (800 Mitglieder), der, wie dargelegt, auf allgemeines historisches Interesse rekurriert.



Das Beispiel eines länderübergreifenden Vereins stellte der Vorsitzende des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde, Christof RÖMER (Braunschweig), vor. Das Arbeitsgebiet des 1868 gegründeten Harzvereins verteilt sich auf die Bundesländer Niedersachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen. Die interessierten Mitglieder engagieren sich in den Arbeitskreisen Archäologie, Montangeschichte, Landesgeschichte (unter Einbeziehung der Stadtgeschichte und Numismatik), Rechtsgeschichte, Kirchen- und Klostergeschichte. Neben [200] persönlichen Mitgliedern zählt der Harzverein 46 fördernde Mitglieder wie Kommunen und Institutionen. Der Verein unterhält eine gut eingeführte Zeitschrift und eine Monografienreihe, die Harzforschungen, in der zuletzt Sammelbände zur Abtei Ilsenburg, zu Rolanden und Stadtgeschichte, zum Kloster Drübeck und – gerade eben – eine Geschichte des Post- und Fernmeldewesens in Wernigerode erschienen sind. Die Ziele des Vereins siedelt Römer im Spannungsfeld zwischen Forschung und Vermittlung an.

Der Vorläufer des Vereins für Anhaltische Landeskunde, den dessen Vorsitzender, Hermann SEEBER (Dessau), dem Publikum näher brachte, war der Verein für anhaltische Geschichte und Altertumskunde von 1875. Als Zweck des Vereins betrachtete man damals, Denkmäler askanischer Herrschaft zu sichern und wissenschaftlich zu bearbeiten. Der VAGA und verschiedene Lokalvereine wurden 1890 im Verein für anhaltische Landeskunde zusammengeführt. Der 1990 nach der DDR-Zeit wieder begründete Verein mit heute 260 Mitgliedern will den Gedanken des Landes Anhalt als historischer und kultureller Einheit bewahren. Die Tradition der Lokalvereine lebt in Regionalgruppen mit je eigenem Vorstand – in Bernburg, Dessau und Köthen – fort. Der Öffentlichkeit präsentiert sich der Verein durch Publikationen wie Sonderbänden zur anhaltischen Geschichte, Kolloquien und Ausstellungen. Er bezieht auch in politischen Auseinandersetzungen, die seinen Tätigkeitsbereich berühren, fachlich begründete Stellung, so in der Diskussion um den Erhalt des Regierungsbezirks Dessau und die Kreisreform in Sachsen-Anhalt. Derzeit bereiten Vorstand und Mitglieder Veranstaltungen zum 800. Jubiläum der Ersterwähnung des Landes Anhalt im Jahre 2012 vor. Von den Heimatvereinen im Land hebt der Verein für Anhaltische Landeskunde sich durch die wissenschaftlicher Fundierung seiner Aktivitäten ab. Seeber beklagte, dass der Verein trotz vielfältiger Tätigkeit auf dem platten Land wenig bekannt sei.

Der abschließende Vortrag von Steen Bo FRANDSEN (Sønderborg/Hannover) sollte dazu anleiten, die deutsche Landesgeschichte aus einem anderen Blickwinkel zu betrachten. Frandsen bemerkte, dass in anderen, eher zentralistischen Staaten der Regionalgeschichte eine subversive Kraft zugemessen werde. Er führte im Folgenden die Situationen in Italien und in Dänemark vor Augen. Italien wurde nach dem 2. Weltkrieg in 20 Verwaltungseinheiten gegliedert. Historisch kannte das Land keine Regionen, sondern nur Städte und ihre Rivalitäten (Land der 100 Städte). Regionalgeschichte, die sich auf die genannten Verwaltungseinheiten bezieht, muss die Geschichte der Städte überwinden. Einen solchen Versuch unternahm die Reihe der Regionalgeschichten aus dem Turiner Verlag Einaudi, die sich, ganz unterschiedlich in Aufbau und Erkenntnisinteresse, um Konstruktion der Regionen bemüht. Im seit dem 17. Jahrhundert zentralistisch regierten Königreich Dänemark gibt es ebenfalls

keine Provinzen, an denen sich regionale Identitäten festmachen können. Eine Ausnahme bildet allein Sønderjylland (Nordschleswig), wo sich durch die nationalen Auseinandersetzungen seit Mitte des 19. Jahrhunderts besondere Traditionen eines geschichtlichen Bewusstseins herausgebildet haben. Seit 2008 stellt Sønderjylland allerdings keine Verwaltungseinheit im Königreich mehr dar. Frandsen warf auch einen Blick auf das mit Schleswig seit dem Spätmittelalter verbundene Herzogtum Holstein, das in der Schnittmenge zwischen dänischer Monarchie und Römischem Reich lag. Den dortigen Verhältnissen werde man am ehesten im Vergleich mit anderen Regionen, in denen sich unterschiedliche Einflüsse überschneiden, wie z. B. dem Elsass gerecht. Eine wichtige Aufgabe zukünftiger Forschungen sei es, Positionen und Auffassung, die durch die Nationalisierung des 19. Jahrhunderts geprägt worden seien, zu überwinden.

Die Vorträge fanden in der Aula des Hauses der Wissenschaft bzw. – am Freitag – im Institut für Braunschweigische Regionalgeschichte vor einem interessierten Publikum von 50–60 Zuhörern statt. Die Beiträge sollen publiziert werden. Eine Fortsetzung im kommenden Jahr, die sich mit Archiven, Museen und Denkmalpflegebehörden beschäftigen könnte, erscheint sinnvoll.

# Richard Moderhack (1907–2010)

mit Schriftenverzeichnis der Jahre 1982–2008<sup>1</sup>

von

Manfred Garzmann



*Abb. 1: Dr. Richard Moderhack*

Die großen historischen Vereine sind existenziell auf jene Mitglieder angewiesen, die das Vereinsgeschehen sowohl durch langjährige treue Mitgliedschaft wie durch aktive Mitarbeit kontinuierlich gestalten. Zweifellos gehört zu diesen vorbildlichen Vertretern der langjährige Direktor des Stadtarchives Braunschweig, Dr. Richard Moderhack, der am 14. Juli 2010 in Braunschweig im hohen Alter von fast 103 Jahren verstorben ist.

Richard Moderhack, der alteingesessenen brandenburgischen Handwerkerfamilien entstammte, wurde am 14. Oktober 1907 in Berlin geboren. An der 1810 zu Berlin gegründeten Friedrich-Wilhelms-Universität (der heutigen Humboldt-Universität) studierte er die Fächer Geschichte, Ger-

manistik, Anglistik und Philosophie und wurde im Sommersemester 1932 mit einer stadthistorischen Untersuchung über „Die ältere Geschichte der Stadt Calau in der Niederlausitz“ zum Doktor der Philosophie (Dr. phil.) promoviert. Der Promotion schlossen sich verschiedene Tätigkeiten an, die seinen zukünftigen Berufsweg aufs Nachhaltigste gefördert haben.

Seine archivarisches Fachausbildung erfolgte 1936 bis 1938 am renommierten Institut für Archivwissenschaft und geschichtswissenschaftliche Fortbildung (IfA) beim Preußischen Geheimen Staatsarchiv in Berlin-Dahlem. Anschließend trat er in

---

1 Das Schriftenverzeichnis von Richard Moderhack von 1932–1982 erschien erstmals in der Festgabe zu seinem 75. Geburtstag im Jahre 1982. Das gesamte Verzeichnis kann auf der Webseite des Braunschweigischen Geschichtsvereins eingesehen werden: <http://www.braunschweigischer-geschichtsverein.de/wp-content/uploads/2010/09/ModerhackSchriftenverzeichnis.pdf>. Verbindlicher Dank gebührt Dipl.-Bibl. Britta Berg und Prof. Dr. Dietrich Moderhack für die Bereitstellung dieses Schriftenverzeichnisses für 1982–2008.

den preußischen Archivdienst ein, wurde jedoch von 1940 bis 1945 zur Wehrmacht mit verschiedenen Verwendungen an der Ost- und Westfront eingezogen.

Eine neue Schaffensperiode begann für Richard Moderhack am 1. November 1945 mit seiner im Nachhinein als sanfte Fügung des Schicksals empfundenen Berufung an das Stadtarchiv Braunschweig, das zu den beständereichsten deutschen Kommunalarchiven zählt. Mit bemerkenswertem Elan hat er sich für einen beschleunigten und organisatorisch durchdachten Wiederaufbau des Stadtarchives und der ihm angeschlossenen wissenschaftlichen Stadtbibliothek eingesetzt: für eine baldige Rückführung der wertvollen Archivalien aus den kriegsbedingten Auslagerungsstätten und für die notwendige Neuordnung der umfangreichen Bestände sowie deren leichteren Zugang für Benutzerinnen und Benutzer. Diese Initiativen (seit 1956 als Nachfolger von Professor Dr. Dr. Werner Spieß im Amte des Direktors) prägten fast ein volles Vierteljahrhundert die gesamte Dienstzeit Richard Moderhacks. Er veröffentlichte eine beneidenswert lange Reihe stilistisch eleganter, wissenschaftlich fundierter Beiträge (sein Schriftenverzeichnis umfasst mehr als 200 Einzeltitel), von denen hier lediglich die facettenreiche Publikation „Hundert Jahre Stadtarchiv und Stadtbibliothek Braunschweig 1861–1961“ (1961) sowie die für viele andere deutsche Städte vorbildlich gewordene Redaktion der „Brunsvicensia Judaica. Gedenkbuch für die jüdischen Mitbürger der Stadt Braunschweig 1933–1945“ (1966) erwähnt werden. Während seines Direktorates hat der Jubilar 24 Bände der seit 1902 erscheinenden und mittlerweile auf 112 Nummern angewachsenen Serie „Braunschweiger Werkstücke“ herausgegeben. Überdies entfaltete er eine thematisch ungewöhnlich weitgespannte Rezensionstätigkeit, vorzugsweise in dem Niedersächsischen und Braunschweigischen Jahrbuch für Landesgeschichte sowie in vielen weiteren einschlägigen historischen und fachwissenschaftlichen Zeitschriften.

Auch nach seiner Versetzung in den Ruhestand im Jahre 1970 hat sich Richard Moderhack an einer Erforschung der Stadtgeschichte Braunschweigs maßgeblich beteiligt. So schrieb er einen Abriss der älteren Stadtgeschichte für den großen Atlas „Die Geschichte der Stadt Braunschweig in Karten, Plänen und Ansichten“ (1981), verfasste mehrere informative Beiträge für die Festschrift zur Ausstellung „Brunswiek 1031–Braunschweig 1981“ (1981) und fungierte als Herausgeber des stattlichen Sammelbandes „Braunschweigische Landesgeschichte im Überblick“ (3 Auflagen: 1976, 1977 und 1979). Neben der erstmals 1985 für den ersten Band der Publikation „Braunschweig. Das Bild der Stadt in 900 Jahren. Geschichte und Ansichten“ (hrsg. von Gerd Spies) veröffentlichten „Braunschweiger Stadtgeschichte“ hat Richard Moderhack im Jahre 1997 eine überarbeitete und bis 1995 fortgeführte Neuauflage herausgebracht. Schon 1992 hatte er die jahrzehntelange Frucht emsiger Sammlungstätigkeit mit seinem Buch „Besucher im alten Braunschweig. 1438–1913“ vorgelegt, das eine illustre Schar von 130 Gästen mit deren literarischen Zeugnissen samt kurzen Kommentaren und Nachweisen enthält und große Resonanz erfahren hat.

Auch überregional war der Verstorbene in leitenden Positionen unermüdlich tätig. Schon 1946 gehörte er dem Gründungsvorstand des Vereins deutscher Archivare (VdA) an, dessen 1. Vorsitzender der aus Braunschweig gebürtige und

viele Jahre als Staatsarchivdirektor in Düsseldorf amtierende Dr. Bernhard Vollmer (1886–1958) war. Außerdem unterhielt Richard Moderhack im Stadtarchiv Braunschweig eine Auskunft- und Vermittlungsstelle für die aus dem Zweiten Weltkrieg heimkehrenden Archivare. Im Oktober 1948 wurde er von der Niedersächsischen Archivverwaltung zum ehrenamtlichen Archivpfleger für die Stadt Braunschweig bestellt. Im Jahre 1963 gründete er die Arbeitsgemeinschaft niedersächsischer Kommunalarchivare (ANKA), die von ihm bis zu seiner Pensionierung (1970) geleitet wurde.

Bedeutsame Ehrungen sind Richard Moderhack in den vergangenen Jahrzehnten zuteil geworden. Bereits 1947 ernannte ihn die Historische Kommission für Niedersachsen und Bremen zu ihrem Mitglied wie ebenfalls die Familienkundliche Kommission für Niedersachsen und Bremen sowie angrenzende ostfälische Gebiete im Jahre 1964. Der Braunschweigische Geschichtsverein, dem er 17 Jahre als Schrift- bzw. Geschäftsführer ehrenamtlich gedient hatte, berief ihn 1973 zu seinem Ehrenmitglied und widmete ihm zu seinem 70. Geburtstag das Braunschweigische Jahrbuch für Landesgeschichte Band 58 (1977). 1970 verlieh ihm der Niedersächsische Ministerpräsident Dr. Georg Diederichs das Verdienstkreuz erster Klasse des Niedersächsischen Verdienstordens; 1988 erfolgte die Verleihung der Bürgermedaille für besondere kulturelle Verdienste durch die Stadt Braunschweig, die anlässlich des 100. Geburtstages des Jubilars im Jahre 2007 ein wissenschaftliches Kolloquium veranstaltete.

Mit seiner ausdauernden Hingabe an wichtige Aufgaben, seiner preußischen Pflichterfüllung und seiner offenkundigen Freude an der wissenschaftlichen Arbeit hat Richard Moderhack die bürgerliche Lebensform unnachahmlich vorgelebt, die selbst nur dann überdauern wird, sofern sie sich den notwendigen Erfordernissen der Moderne mit rechtem Maße anpasst. Als überzeugter Humanist hat Richard Moderhack, der kurz vor seinem Ableben noch das seltene Fest der 78. Wiederkehr seines Promotionstages begehen konnte, die antiken Grundtugenden der Klugheit, Gerechtigkeit, des Maßhaltens und der Tapferkeit stets beachtet und zu verwirklichen getrachtet. Gemeinsam mit seinem Sohn Professor Dr. Dietrich Moderhack errichtete Richard Moderhack im Jahre 2002 eine Stiftung, die zur Erforschung der niedersächsischen Landesgeschichte vor 1815 dienen und der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen zugute kommen soll.

Richard Moderhacks eiserne Disziplin, seine tapfer und geduldig ertragenen körperlichen Beschwerden des biblischen Alters, seine bis in die letzten Tage seines langen Lebens bewiesene wache Präsenz und stete Anteilnahme am aktuellen Geschehen in dem von ihm bis in seine letzten Lebenstage hochgeachteten Braunschweigischen Geschichtsverein, dem er viele Jahrzehnte als zuverlässige Stütze der landesgeschichtlichen Forschung diente, bleibt für uns Jüngere ein nachahmenswertes Vorbild. Allen, die ihm begegneten und mit ihm zusammenarbeiteten, bleibt Richard Moderhack als ein vorbildlicher Wissenschaftler in bester Erinnerung. Der Braunschweigische Geschichtsverein wird sich seines jahrzehntelangen treuen Mitgliedes und seines langjährigen ehrenamtlichen Geschäftsführers Dr. Richard Moderhack stets dankbar erinnern und sein Andenken in hohen Ehren halten.

## 1982

- 162 [Besprechung] Erbregister des Amtes Schöningen von 1570. Bearb. von Werner Alletwelt. Hildesheim 1981. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen. XXXIV. Bd. 8.) In: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte. Bd. 54. 1982. S. 413–414.

## 1983

- 163 Ernst Sander zum Gedenken <1898–1976>. Braunschweig 1983. 28 S. (Stadtarchiv und Stadtbibliothek Braunschweig. Kleine Schriften. 9.)
- 164 Die Sammlung Ernst Sander im Stadtarchiv und in der Stadtbibliothek Braunschweig. In: Sprachkunst und Übersetzung. Gedenkschrift für Ernst Sander. Hrsg. von Hans-Albrecht Koch. Bern, Frankfurt a. M., New York 1983. S. 153–168.

## 1984

- 165 [Nachruf] Dr. Gerhard Bothe verstorben. In: Braunschweigische Wirtschaft. Jg. 1984. April. S. 39–40.
- 166 [Nachruf] Zum Gedenken an Gerhard Bothe 1901–1984. In: Braunschweigische Heimat. Jg. 70. 1984. H. 1. S. 37–38.
- 167 [Nachruf] Rudolf Lehmann zum Gedächtnis. In: Blätter für deutsche Landesgeschichte. Bd. 120. 1984. S. 469–472.
- 168 [Besprechung] Die Matrikel des Collegium Carolinum und der Technischen Hochschule Carolo-Wilhelmina zu Braunschweig 1745–1900. Bearb. von Peter Düsterdieck. Hildesheim 1983. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen. 9. Abt. 5.) In: Braunschweigische Heimat. Jg. 70. 1984. H. 1. S. 43–44.
- 169 [Besprechung] Christiani, Franz-Josef: Schloß Richmond. Braunschweig 1984. (Arbeitsberichte aus dem Städtischen Museum Braunschweig. 45.) In: Braunschweigische Heimat. Jg. 70. 1984. H. 4. S. 127.

## 1985

- 170 Braunschweigs Stadtgeschichte. Braunschweig 1985. 233 S. (Braunschweig. Das Bild der Stadt in 900 Jahren. Bd. 1.)
- 171 [Nachruf] Rudolf Lehmann †, geb. Staßfurt 16.09.1891, gest. Marburg 14.01.1984. In: Der Archivar. Jg. 38. 1985. Sp. 373–374.
- 172 [Besprechung] Aerdig Leven – Thyl Ulenspiegel. Nach dem Genter Druck van Paemels von etwa 1580 hrsg. von Wolfgang Virmond. Berlin 1981. (Narragonia. 1.) In: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte. Bd. 57. 1985. S. 377.



- 173 [Besprechung] Häuserchronik der Stadt Bad Gandersheim. Bearb. von Kurt Kronenberg. Hildesheim 1983. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen. XXXIV. Bd. 10.) In: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte. Bd. 57. 1985. S. 392–393.
- 174 [Besprechung] Mack, Dietrich: Braunschweiger Bürgergeschlechter im 16. und 17. Jahrhundert. Genealogien von Stiftern der 3 Bildzyklen in der Brüdern-Kirche zu Braunschweig <1596–1638>. Bd. 1. Braunschweig 1985. (Beiträge zu Genealogien Braunschweiger Familien. 2.) In: Braunschweiger Zeitung vom 9.11.1985.
- 175 [Besprechung] Puhle, Matthias: Die Politik der Stadt Braunschweig innerhalb des Sächsischen Städtebundes und der Hanse im späten Mittelalter. Braunschweig 1985. (Braunschweiger Werkstücke. 63.) In: Braunschweiger Zeitung vom 18.4.1985.
- 176 [Besprechung] Röhr, Heinz: Geschichte der Stadt Königsutter am Elm. Braunschweig 1981. In: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte. Bd. 57. 1985. S. 412–413.
- 177 [Besprechung] Virmond, Wolfgang: Eulenspiegel und seine Interpreten. Berlin 1981. (Facetiae. 2.) In: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte. Bd. 57. 1985. S. 376.
- 178 [Besprechung] Zechel, Artur: Die Geschichte der Stadt Peine. Bd. 3. Vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Hannover 1982. In: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte. Bd. 57. 1985. S. 418–419.

## 1986

- 179 [Besprechung] Mack, Dietrich: Braunschweiger Bürgergeschlechter im 16. und 17. Jahrhundert. Genealogien von Stiftern der 3 Bildzyklen in der Brüdern-Kirche zu Braunschweig <1596–1638>. Bd. 1. Braunschweig 1985. (Beiträge zu Genealogien Braunschweiger Familien. 2.) In: Braunschweigische Heimat. Jg. 72. 1986. H. 1. S. 31.
- 180 [Besprechung] Spier, Heinrich: Die Geschichte der Harzburg. Ihr wechselndes Verhältnis zur Pfalz und Reichsstadt Goslar und zu den welfischen Herzögen von 1065 bis 1651. Goslar 1985. (Beiträge zur Harzgeschichte. 1.) In: Braunschweigische Heimat. Jg. 72. 1986. H. 2. S. 61–62.

## 1987

- 181 [Besprechung] Mack, Dietrich: Braunschweiger Bürgergeschlechter im 16. und 17. Jahrhundert. Genealogien von Stiftern der 3 Bildzyklen in der Brüdern-Kirche zu Braunschweig <1596–1638>. Bd. 1–3. Braunschweig 1985. (Beiträge zu Genealogien Braunschweiger Familien. 2.) In: Braunschweiger Zeitung vom 3.7.1987.
- 182 [Besprechung] Rat und Verfassung im mittelalterlichen Braunschweig. Festschrift zum 600jährigen Bestehen der Ratsverfassung 1386–1986. Braunschweig 1986. (Braunschweiger Werkstücke. 64.) In: Alt-Hildesheim. Bd. 58. 1987. S. 159–160.
- 183 [Besprechung] Mack, Dietrich: Braunschweiger Bürgergeschlechter im 16. und 17. Jahrhundert. Genealogien von Stiftern der 3 Bildzyklen in der Brüdern-Kirche zu

Braunschweig <1596–1638>. Bd. 1–3. Göttingen 1985. (Beiträge zu Genealogien Braunschweiger Familien. 2.) In: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte. Bd. 59. 1987. S. 403–404.

## 1988

- 184 [Nachruf] Nachruf auf Hans Wiswe <18. Februar 1906 – 13. Januar 1987>. In: Braunschweigisches Jahrbuch. Bd. 69. 1988. S. 153–154.
- 185 [Besprechung] Grefe, Ernst-Hermann: Gefährdung monarchischer Autorität im Zeitalter der Restauration. Der braunschweigische Umsturz von 1830 und die zeitgenössische Publizistik. Braunschweig 1987. (Quellen und Forschungen zur Braunschweigischen Geschichte. 27.) In: Braunschweiger Zeitung vom 27.1.1988.

## 1992

- 186 Besucher im alten Braunschweig. Braunschweig 1992. 279 S.
- 187 Essen und Trinken im alten Braunschweig. In: Braunschweigisches und Ostfälisches. Gedenkschrift für Werner Flehsig. Braunschweig 1992. S. 157–164.

## 1994

- 188 Impressionen eines Reisenden im Jahre 1798. In: Braunschweigischer Kalender. 1994. S. 45.

## 1995

- 189 Lovis Corinth besucht das Herzogliche Museum. Lob für Simplizissimus-Zeichner Rudolf Wilke. In: Braunschweigischer Kalender. 1995. S. 87–90.
- 190 Die Ordnung der Realschule im Waisenhaus von 1754. In: 750 Jahre Stiftung Großes Waisenhaus BMV. Braunschweig 1995. S. 37–43.
- 191 [Nachruf] Hans Götting †; 21. Januar 1911–27. Dezember 1994. In: Braunschweigisches Jahrbuch. Bd. 76. 1995. S. 177–180.

## 1996

- 192 Detlev von Liliencron begegnet Wilhelm Raabe in „Herbst's Weinstuben“. In: Braunschweigischer Kalender. 1996. S. 77–79.

1997

- 193 Braunschweiger Stadtgeschichte. Braunschweig 1997. 447 S.  
194 Der Geschichtslehrer Napoleons III. über Heinrich den Löwen. In: Braunschweigischer Kalender. 1997. S. 77–78.

1998

- 195 Die Gästebücher von Herbst's Weinstuben. In: Braunschweigischer Kalender. 1998. S. 63–66.  
196 [Besprechung] Camerer, Luitgard: Das Morgenland. Ein Braunschweiger Wohnquartier vom Kaiserreich bis heute. Die Geschichte des Gebietes zwischen Altewiekring, Kastanienallee, Herzogin-Elisabeth-Straße und Husarenstraße. (Stadtarchiv und Stadtbibliothek Braunschweig. Kleine Schriften. 31.) In: Braunschweigisches Jahrbuch. Bd. 79. 1998. S. 298–299.

1999

- 197 Das „tausendjährige“ Braunschweig 861–1861. In: Braunschweigisches Jahrbuch. Bd. 80. 1999. S. 213–217.  
198 Montesquieu besuchte 1729 Braunschweig. In: Braunschweigischer Kalender. 1999. S. 82–83.

2000

- 199 Zuccalmaglio weilte 1863/1864 in Braunschweig. In: Braunschweigischer Kalender. 2000. S. 95–97.

2001

- 200 Eichendorff besucht 1805 in Braunschweig das Theater. In: Braunschweigischer Kalender. 2001. S. 65–66.

2002

- 201 Herzog Ferdinand Albrecht I. besucht 1658 den Braunschweiger Dom. In: Braunschweigischer Kalender. 2002. S. 27–28.

## 2003

- 202 Thedel von Wallmoden und Heinrich der Löwe. In: Braunschweigischer Kalender. 2003. S. 81–82.

## 2004

- 203 Der Graue Hof, das erste Braunschweiger Residenzschloss und seine Ausstattung um 1720. In: Braunschweigischer Kalender. 2004. S. 59–62.

## 2005

- 204 Der Bohlweg, die historische Nord-Süd-Achse Braunschweigs, und seine Bebauung in früherer Zeit. In: Braunschweigischer Kalender. 2005. S. 76–78.

## 2006

- 205 Der Johannishof. In: Braunschweigischer Kalender. 2006. S. 66–67.

## 2007

- 206 Der Steinweg – die Sichtachse vom Bohlweg zum Staatstheater. In: Braunschweigischer Kalender. 2007. S. 53–54.

## 2008

- 207 Braunschweig als Burg und Festungsstadt. In: Braunschweigischer Kalender. 2008. S. 20–22.